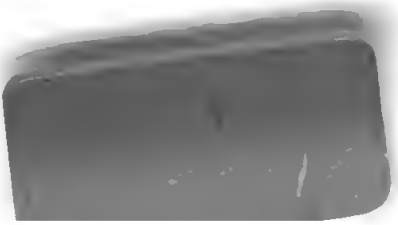
Biogr. C. 354 (5

Fiche



Zeitgenossen.

XVII.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

(Redacteur: F. A. Brockhaus.)

(Preis dieses Hefts: auf Druckppr. 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 Xr., auf Schreibpp. 1 Thlr. 12 gr. oder 2 Fl. 42 Xr., und auf Velinppr. 2 Thlr. oder 3 Fl. 36 Xr.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1820.

Biogr. Coll. 3.

Einladung.

Das Unternehmen, welches die Lebensbilder ausgezeichneter Zeitgenossen darzustellen versucht, ist von der Art, daß es nur durch ein kräftiges und sichres Mitwirken vieler geistreicher und erfahrner Männer gedeihen kann. Es werden daher Alle, die dasselbe zu bereichern vermögen, hierdurch vertrauend und dringend eingeladen, mit ihren Beiträgen ein Werk zu unterstützen, das für die Zeitgeschichte nicht unwichtig werden kann. Für alle künftige Theilnehmer sollen hier die Hauptgesichtspunkte des ganzen Unternehmens angedeutet werden, wie sie in einer ausführlichern Ankündigung, die von der Verlagshandlung unentgeldlich ausgegeben wird, enthalten sind.

Mit „Zeitgenossen" bezeichnen wir Lebende und Verstorbene, die unsrer Zeit angehört, in derselben gewirkt haben. Als Grenzpunkt nehmen wir das Jahr 1789 (wahrhaft den Anfang einer neuen Zeit!) an, dergestalt, daß denkwürdige Menschenleben, die nach jenem Jahr hervorleuchteten, (ob auch der größere Theil ihrer Dauer noch einer frühern Zeit angehöre) noch dazu gerechnet werden.

Nicht auf das Vaterland nur beschränken wir den Plan. Was als eine große, seltne Erscheinung innerhalb dieser unsrer Zeit bei irgend einem Volke sich bemerkbar machte, findet unter unsern Zeitgenossen seinen Platz.

Das Unternehmen ist aber an sich so umfassend, daß (weil wir nicht ein endloses Werk beginnen wollen) nothwendige Grenzen auch in Hinsicht der Wichtigkeit der hier abzubildenden Zeitgenossen, und die Bedingungen, unter welchen sie hier aufzunehmen sind, festgestellt werden müssen.

Männer und Frauen sollen es seyn, die der Welt schon bekannt sind, die in einem größern Kreise bedeutend und wirksam waren oder sind, auf irgend eine Weise, durch ihre Stellung in der Gesellschaft, durch ungemeinen Geist und weitverbreitete Wirksamkeit, durch ihre Meisterschaft in einem Zweige des Lebens, durch große Tugenden oder Irrthümer, hervortraten. Sie müssen in einem öffentlichen Leben eine sichtbar geschichtliche Beziehung zu ihrer Zeit, ihre Biographien müssen wirklich für die Zeitgeschichte eine höhere Bedeutsamkeit haben, und es bleiben daher solche, ob auch noch so erfreuliche Erscheinungen, die in stiller Verborgenheit dahin wandelten, von unserm Plan ausgeschlossen.

Wir werden also vorzüglich große Staatsmänner, Feldherren und Krieger, ausgezeichnete Meister in Kunst und Wissenschaft, (nicht bloße Schriftsteller oder sogenannte Gelehrte), ungemeine Geschäftsmänner, — auch Frauen, die in einem größern Kreise wirkten, darzustellen versuchen.

Solche Zeitgenossen sollen mit geschichtlicher Treue, im ächten Geist der Biographie, nach ihrem äußern und innern Leben, (so weit der Forscher einzudringen vermag!) mit dem möglichst tiefsten Ergreifen ihrer Eigenthümlichkeit, geschildert werden. Wohlgetroffene Schattenbilder, die doch dem hellen Auge mehr als Schatten, die wahrhaftes Leben vorüberführen; wo es möglich ist, in ausgeführten Gemälden, jedes wenigstens in sichern, treffenden

Zeitgenossen.

Fünfter Band.

Biogr. Ci 354 / 5

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Fünfter Band.

(XVII — XX.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1820.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Zeitgenossen.

Fünften Bandes

erste Abtheilung.

Michael Speranſky.

Michael Speransky.

Michael Speransky, der Sohn eines russischen Geistlichen und ein Mann von ausgezeichneten Talenten, schwang sich im russischen Staatsdienste schnell empor. Im Jahr 1803 war er Kanzley-Director, in dem Ministerium des Innern, welches damals der Graf Kotschuboy verwaltete. Hier fand er Gelegenheit seine Talente zu entwickeln und zu zeigen. Die Organisation der Ministerien und ihrer Eintheilung in Sectionen, war mit sein Werk. Der Jahresbericht des Ministeriums des Innern vom Jahre 1803, welcher in Storchs Rußland unter Alexander I. abgedruckt ist, und bei seiner Erscheinung, wegen der darin herrschenden Ordnung, Reichhaltigkeit und Liberalität der Grundsätze allenthalben bewundert wurde, ist aus seiner Feder geflossen.

Im Jahre 1807 wurde er Staats-Secretair. Dieses Amt brachte ihn in die Nähe des Monarchen, indem er den Vortrag bei ihm erhielt. Der Kaiser lernte seine Talente bald so schätzen, daß er ihm die wichtigsten Angelegenheiten vertraute, und es gab kaum je einen Staatssecretair in Rußland, der das Vertrauen des Kaisers in so hohem Grade genoß und so häufigen und unbedingten Zutritt zu dem Monarchen hatte, als Speransky in den Jahren 1808 — 1812.

Im Jahre 1809 erhielt er das Directorium der Gesetz-Commission, und mit diesem den Auftrag: der ganzen Administration des Reichs eine verbesserte Form

zu geben. Speransky drang in die Ideen und Wünsche des Kaisers ein. Ein vollständiges System einer verbesserten Administration wurde von ihm entworfen und sollte nach und nach ausgeführt werden. Dieses sollte jedoch nur mit dem Rathe und unter der Autorität eines aus den einsichtsvollsten Großen des Reichs zusammengesetzten Reichsrathes ausgeführt werden. Dieser wurde daher vermittelst eines Ukases vom 1sten Januar 1810 zuerst geschaffen.

Speransky wurde bei diesem Collegio zum Reichs-Secretair ernannt, und hatte bei dessen Organisation als solcher allerdings eine solche Stellung erhalten, daß er sich mit seinen Talenten den größten Einfluß auf die Beschlüsse desselben erwerben konnte, denn er hatte den Vortrag der Propositionen in den Versammlungen sowohl den allgemeinen, als in denen der vorzüglichsten Sectionen (der Gesetzgebung und der Finanzen) des Reichsraths, und zugleich den Vortrag der Beschlüsse dieses Collegii bei dem Kaiser. Es war also natürlich, daß ein Mann von so lebendiger Beredsamkeit als Speransky, der fast allein das Ganze, was ausgeführt werden sollte begriff, allein alles durchdacht hatte und auf alles vorbereitet war, und dessen Ansichten mit denen des Kaisers lange Zeit harmonirten, in diesem doppelten Verhältnisse den entscheidendsten Einfluß auf den Gang der Angelegenheiten gewann. Auch ging im Anfange fast alles allein nach seinen Vorschlägen ohne Anstoß durch, da wenige unter den Reichsräthen genug speculative Fähigkeiten besaßen, um die Folgen allgemeiner Anordnungen einzusehen, oder es ihnen zu mühsam war, sie durch Nachdenken zu ergründen.

Schon am 25sten Jan. 1810 erschien ein Manifest, worin die neuen Einrichtungen in der Reichsverwaltung angekündigt wurden, die jedoch erst im Jahr 1811 (den 25sten Febr.) zur Ausführung gebracht wurden. Das Gesetz für die Organisation des Reichsraths erschien im Druck; das Ministerium als Gesammtheit, so wie die einzelnen Ministerien erhielten neue Organisationen, die nach und nach im Druck erschienen; eine ganz neue Function in der Stelle eines Reichs-Controlleurs wurde geschaffen. Von dieser Reichscontrolle erschien jedoch nur

der erste Umriß, obgleich die Reichs-Controlleur-Stelle schon besetzt wurde. Eine ganz neue Organisation des Senats war ebenfalls entworfen und von dem Kaiser genehmigt; sie war bereits öffentlich im Druck erschienen, jedoch wurde deren Ausführung unerwartet suspendirt. Es war kein Geheimniß, daß Speransky der Verfasser aller dieser Ukasen und neuen Organisationen war. Während dieser Zeit hatte dieser thätige Mann auch zugleich den ersten Theil des Civil-Gesetzbuches ausgearbeitet, und die Abtheilung des Reichsrathes für die Gesetzgebung hatte ihn approbirt, und dessen Druck als Project verordnet. Die Verbesserung der Finanzen und die dazu vorgeschlagenen Maaßregeln, besonders die Hemmung neuer Emissionen von Bankoassignationen und die allmälige Einziehung der im Umlaufe befindlichen, welche die Ukasen vom Januar und September 1810 ankündigten, gingen gleichfalls von Speransky aus. Kurz man erstaunt über die Menge der Arbeiten, welche dieser Mann in einer Zeit von zwei Jahren (1810 u. 11.) vollbracht hat, und die allein von ihm offenkundig geworden sind, besonders wenn man dabei erwägt, daß er daneben noch täglich besondere Aufträge vom Kaiser erhielt, daß damals nichts von Wichtigkeit vorfiel, worüber er nicht befragt wurde, und was nicht durch seine Hände ging, und daß er dabei mit einer unendlichen Menge von Bittschriften, Anliegen und Besuchen bestürmt wurde, die alle Zeit kosteten und oft Arbeit verursachten.

Daß ein Mann, der einen so großen und vielumfassenden Wirkungskreis hatte, und in demselben einen solchen Einfluß auf die gesammte Staatsverwaltung übte; der zugleich bei dem Monarchen täglich Zutritt hatte und dessen unumschränktes Vertrauen genoß, viel Neider und Feinde bekam, wird, da es der gewöhnliche Gang der Dinge ist, Niemanden wundern, um so weniger, da er nicht von adelicher Geburt war, und keinen Schutz durch Connexionen mit vornehmen Familien genoß *). Alle

*) So wenig achten die Russen den geistlichen Stand, daß Priesterſohn (Popowitsch) ein Schimpfname ist, wodurch sie ihre Verachtung gegen Emporkömmlinge aus dem Priesterstande ausdrücken.

Veränderungen in den Jahren 1810 bis zum März 1812 betrachteten die Russen als ein Werk Speransky's, obgleich alles im Namen des Reichsraths und durch denselben geschah. — Es fehlte nicht an Personen, welche sich dazu brauchen ließen die neuen Einrichtungen als Neuerungen zu verschreien, und in ein nachtheiliges Licht zu stellen, welches vielen vornehmen Russen um so mehr gefiel, da ihnen vieles in den neuen Anordnungen höchst zuwider war, und insbesondere auch bald Zwistigkeiten, zwischen einigen Ministern und Speransky wegen der Ausführung der neuen Ordnung der Dinge entstanden. Die bittern Critiken trafen indirekt alle den muthmaßlichen Urheber der Neuerungen, und wurden künstlich bei Hofe eingeleitet. Sie blieben nicht ohne Wirkung, und das erste Merkzeichen von der Verminderung des Ansehens Speransky's war die schon angeführte Suspension der neuen Organisation des Senats im August 1811.

Speransky's Gegner wurden nun immer muthiger und dreister; es liefen immer mehr schriftliche Critiken der Reformen und neuen Einrichtungen in den Händen der Großen herum, und drangen selbst ins Cabinet: besonders wurde die zur Hebung des Curses angeordnete aber in ihren Wirkungen mislungene Silberanleihe, die Organisation der Ministerien u. s. w. hart angegriffen. Man benutzte den Haß, der sich, nach der Veränderung in dem politischen Verhältnisse zu Frankreich, gegen alles Fremde entwickelte, um die getroffenen neuen Einrichtungen und Gesetzesvorschläge verhaßt zu machen, und gab sich viele Mühe, die Aehnlichkeiten in denselben mit den Napoleonischen Formen aufzusuchen, und darauf allerlei böse Andeutungen und Voraussetzungen zu gründen.

Indessen blieb Speransky in seiner Wirksamkeit, und erhielt noch am 1sten Jan. 1812 ein neues Zeichen der allerhöchsten Zufriedenheit und Gnade in dem Alexander-Newski-Orden. Er setzte seine fast täglichen Vorträge beim Kaiser fort, und ahnete durchaus nichts von der Gefahr die über ihm schwebte. In den letzten Tagen des März hatte er noch beim Kaiser Vortrag. Als er des Abends um 11 Uhr zu Hause kam, fand er den Polizeiminister Balaschew in seiner Wohnung, welcher

ihm ankündigte, daß er auf Befehl des Kaisers deportirt werden sollte.

Dieses wurde noch in derselben Nacht ausgeführt. Nachdem seine Papiere versiegelt worden waren und ihm nur noch so viel Zeit vergönnt worden, an seine schlafende Tochter ein offnes Billet zum Abschiede zu schreiben, wurde er in eine Kibitke gepackt und von einem Polizei-Offizianten, mit der größten Schnelle nach Nischnei-Nowgorod (240 Meilen von St. Peterburg) geführt.

Wenige Tage nach dieser Abführung (den 9ten April) verließ der Kaiser St. Petersburg um sich zur Armee zu begeben. Die Regierung hat nie etwas über die Gründe zu diesem Verfahren bekannt gemacht. Im Publikum machte es großes Aufsehen. Der Pöbel schrie Hochverrath! — Und der Beschuldigte — konnte und durfte sich nicht vertheidigen. Von den besser Unterrichteten glaubte Niemand an ein solches Verbrechen. Auch ergab sich bald, daß Speransky's Verschickung nichts als eine polizeiliche Verweisung an einen bestimmten Ort war. Speransky behielt Rang und selbst Gehalt. Als sich die Franzosen Moskau näherten wurde er nach Prom geführt. Im Jahr 1815 erhielt er Erlaubniß auf seine Güter bei Nowgorod zu gehen, und es verbreitete sich das Gerücht bald, daß er wieder zu Ehren gelangen würde. In wiefern dies Gerücht Grund hatte zeigt der im August 1816 in der St. Petersburger-Zeitung publicirte Ukas, der seiner Merkwürdigkeit wegen, so weit er Speransky betrifft hier stehen mag. Er lautet also: „Vor Anfange des Krieges im Jahre 1812, „eben als ich zur Armee abreisen wollte, wurden Um„stände zu meiner Kenntniß gebracht, deren Wichtigkeit „mich nöthigte, den Geheimen Rath Speransky — — „vom Dienste zu entfernen; wozu ich zu jeder andern „Zeit, ohne genaue Untersuchung, die bei den damaligen „Umständen unmöglich war, mich nicht entschlossen ha„ben würde. Nach meiner Rückkehr schritt ich zur auf„merksamen und strengen Untersuchung (seines) Betra„gens, habe aber keine hinreichenden Ursachen „zum Verdacht gegen (ihn) — gefunden. Da „ich nun wünsche — (ihm) — Gelegenheit zu geben

„durch eifrigen Dienſt, ſich vollkommen zu reini-
„gen: ſo ernenne ich hierdurch allergnädigſt den Gehei-
„men Rath Speransky zum Civil-Gouverneur zu
„Penſa — — ꝛc. St. Petersburg den 30ſten Auguſt
„1816.“ — Kurz darauf wurde in denſelbigen Zeitungen bekannt gemacht, daß der Kaiſer ihm 7000 Desjátinen (etwas über eine deutſche Quadr. Meile) Land geſchenkt habe, und endlich iſt er kürzlich zum General-Gouverneur von Sibirien ernannt. —

Johann Tweddell.

Vorwort.

Der Name dieſes Mannes iſt auch in Deutſchland genannt worden, ſeit ſich über das Schickſal des Ertrags ſeiner Reiſebeobachtungen ein heftiger Streit mit Lord Elgin erhoben hatte, worüber im Folgenden mehr geſagt werden ſoll.

Tweddell hatte bereits durch ſeine, im Jahr 1793 herausgegebenen, Jugendarbeiten (prolusiones juveniles) ſeine gründlichen Kenntniſſe gelehrter Sprachen beurkundet, als er ſeine Reiſe antrat, von welcher man ſich nach den Erwartungen die jene Verſuche erregten, große Bereicherungen der Literatur verſprechen zu dürfen glaubte. Der erwähnte Streit über das Schickſal ſeines Nachlaſſes gab ſeinem Bruder im J. 1815 Veranlaſſung, eine große Anzahl von Briefen, welche Tweddell während ſeiner Reiſe an ſeine Verwandten und Freunde geſchrieben hatte, drucken zu laſſen, und alle Verhandlungen über des Verſtorbenen Nachlaß, der Welt vorzulegen. So entſtand ein Quartband von beinahe 800 Seiten: Remains of John Tweddell, late Fellow of Trinity College Cambridge; being a selection of his correspondence, a republication of his prolusiones juveniles, an appendix containing some account of the author's collections, mss. drawings etc. and of their extraordinary disappearance, preceded by a biographical memoir of the deceased — — by the Rev. Robert Tweddell A. M. 2d. edit. augmented by a vindication of the editor against certain

publications of the Earl of Elgin and others — London 1816. Dieſes Werk, das bei der Auswahl des Briefwechſels häufig ein prüfendes Urtheil vermiſſen läßt, und in dem polemiſchen Theile durch ermüdende Weitſchweifigkeit abſchreckt, hat den Stoff zu nachſtehenden Blättern geliefert, die das Anziehendſte daraus mittheilen. Die Hoffnung, die Handſchriften des fleißigen Mannes gerettet zu ſehen, ſcheint zwar verſchwunden zu ſeyn; wenn man aber hört, daß Lord Elgin ſich lange nicht zu beſinnen wußte, mit welchem Schiffe er die Buſtrophedon-Schrift nach England geſchickt hatte, bis man dieſes merkwürdige Denkmal des griechiſchen Alterthums nach langem vergeblichem Suchen in einer engliſchen Hafenſtadt in einem Keller fand, wo es viele Jahre Beſchädigungen ausgeſetzt geweſen war, ſo möchte man glauben, daß auch jene Reiſenachrichten noch irgendwo entdeckt werden könnten, wenn nicht eine neidiſche Hand ſie abſichtlich vernichtet hat, oder vorenthält.

W. A. L—b.

Johann Tweddell.

Johann Tweddell wurde am 1ſten Junius 1769 zu Threepwood bei Herham in der Grafſchaft Northumberland geboren, der älteſte Sohn Franz Tweddell's, eines Landedelmannes, der das Amt eines Friedensrichters viele Jahre mit Auszeichnung verwaltete. Unter den Augen einer liebevollen Mutter verfloß ihm die frühe Kindheit, und der vorzüglichen Geiſtesbildung, die ſie mit einem frommen Gemüthe verband, verdankte ſein jugendlicher Geiſt die erſte Entwickelung. Das Glück im häuslichen Kreiſe an der Seite einer geliebten älteren Schweſter, an deren Bildung er lebhaften Antheil nahm, und zweier jüngern Geſchwiſter, machte ihm die Heimath ſo lieb und unvergeßlich, daß er ſpäterhin durch Land und Meer getrennt, unter den Zerſtreuungen fremder Höfe, wie in den Thälern der Alpen, in den Schneegefilden der Ukraine, unter den Denkmälern Athens, mit Sehnſucht auf jenen ſtillen Kreis zurückblickte, jedes häusliche Feſt im Geiſte mitfeierte, und ſelbſt des Hauſes geringere Genoſſen, alle treue Dienſtboten, in der Erinnerung ſeines wohlwollenden Herzens lebten. Schon in ſeinem neunten Jahre aber verließ er das väterliche Haus, um die Schule von Hartforth unweit Richmond im nördlichen Theile der Grafſchaft York, zu beſuchen, wo ſein Lehrer, der treffliche und gründlich gelehrte Geiſtliche, Matthäus Raine, die ſeltenen Geiſtesanlagen des lebhaften Knaben früh entdeckte und mit großer Sorgfalt und Geſchicklichkeit pflegte.

Ehe der junge Tweddell die hohe Schule zu Cambridge beſuchte, lebte er einige Zeit unter der Aufſicht der gelehrten D. Samuel Parr, welcher keine Mühe

ſparte, ſeinen Zögling in die griechiſche und römiſche Gelehrſamkeit einzuweihen.

In Cambridge war Thomas Jones, Oberlehrer im Dreifaltigkeits-Collegium, derjenige, den er am meiſten verdankte. Der lebhafte Jüngling konnte ſeinen Hang zu Zerſtreuungen und Vergnügen nicht überwinden, und nach ſeinem eigenen Geſtändniſſe fand er oft genug Anlaß, ſich den Vorwurf zu machen, daß er Zeit und Geld leichtſinnig verſchwendet habe. Sein ſittliches Gefühl aber blieb ſelbſt unter dieſen Gefahren ſein treuer Wächter, und ſchützte ihn vor gemeinen Verirrungen. „Ich „weiß" ſchrieb er ungefähr in ſeinem zwei und zwanzigſten Jahre an ſeine Mutter, „daß Ihre Beſorgniſſe um „mich die Wirkung Ihrer großen Zuneigung gegen mich „ſind; aber ich glaube, Sie werden eines Tages finden, „daß eben kein großer Anlaß dazu geweſen iſt. Ich „kann manche unbedachtſame Handlungen begehen, ja „und ich weiß, daß ich es thue; ich kann mich leicht zu „Verirrungen verleiten laſſen, welche ich in der Zukunft „wohl bereuen möchte. Denn Ihre Bemerkung iſt wahr, „meine Leidenſchaften ſind ſehr ſtark, und die meiſten „Gegenſtände, die mich anziehen, ergreife ich mit einem „warmen, lebhaften Gefühle. Sie haben mich oft ermahnt, dieſelben zu zähmen und zu bändigen und zuweilen thue ich es auch einigermaaßen. Aber es ſteht „nicht in eines Menſchen Gewalt, mit welchen ſcheinbaren Gründen der Philoſoph in ſeiner Studirſtube es „auch behaupten mag, ſein Weſen durchaus zu ändern. „Die ſittliche Beſchaffenheit des Menſchen iſt ſo verſchieden, als die natürliche, und wenn jeder auch im Stande „ſeyn mag, den eigenen Hang ſeines inneren Weſens zu „ändern, ſo kann er doch nicht den Grundton deſſelben „umſtimmen. Ich fühle, daß faſt in allen Beſtrebungen „Eifer und Ernſt mich beſeelen, und wenn auch dieſe „Eigenheit zuweilen nachtheilig wirken kann, ſo hat ſie „doch auch einen wohlthätigen Erfolg; denn ſie wird „nie geſtatten, daß ich mich in irgend etwas einlaſſe, „das ich nicht für recht erkenne, und dieß wird zu allen „Zeiten für mein Gewiſſen genug ſeyn. Verlaſſen Sie „ſich darauf, nie ſoll mein Leben durch eine ehrloſe Handlung befleckt werden. Ich bin Schwachheiten und Unbeſonnenheiten ſo gut als jeder andere unterworfen; „aber ſo weit kenne ich mich ſelbſt durchaus, daß ich

„alles verabscheue, was niedrig und entehrend ist, so „wohl in der innern Gesinnung als im öffentlichen Han„deln. Ich glaube, Sie kennen mich auch hinlänglich, „um überzeugt zu seyn, daß dies wahr ist. Ich kann „aus Herzensgrunde sagen, daß ich nie auf etwas be„harre, nie mit Vorbedacht etwas will, was ich nicht „billige, daß ich aber auch nach demjenigen, was ich „billige, stets zu handeln suchen werde. Darin stimme „ich daher vollkommen mit Ihnen ein, daß ich, ehe ich „irgend einer Verletzung der Redlichkeit mich schuldig „mache, zu Gott hoffe, es werde mir die Möglichkeit „genommen werden, sie zu begehen. Die Zeit erprobt „alles, und sie mag einst besser zeigen, was ich bin, als „es meine Betheuerungen vermögen."

Sein Ehrgeiz, sich durch Proben seiner Geistesgaben auszuzeichnen, war dabei so lebhaft und unruhig, daß sein ungeduldiges Streben, seine Mitschüler im Wettstreite zu besiegen, ihm, nach seiner eigenen Erzählung, oft zu einer wahren Qual wurde. „Ich würde „krank geworden seyn," sagt er, „wenn ich nicht die „Palme errungen hätte; und hatte ich gesiegt, so war „ich nicht drei Monate glücklich, weil der Gedanke mich „beunruhigte, daß man im nächsten Jahre mehr von mir „erwarten würde." Von 1788 bis 1792, wo er Mit„glied (Fellow) des Dreifaltigkeits-Collegiums wurde, gewann er mehrere akademische Preise, und ließ, durch seine Gönner aufgemuntert, im J. 1793 seine Preisarbeiten, unter dem Titel: Prolusiones juveniles drucken. Diese Versuche des Jünglings erregten große Erwartungen, da sie sich vor den gewöhnlichen akademischen Erstlingsfrüchten glänzend auszeichneten. Ein redlicher Eifer für dasjenige, was ihm als Wahrheit und Tugend erscheint, lebt in allen diesen Aufsätzen, und überall zeigt sich die Regsamkeit eines feinen Gefühls, das sich von aller natürlichen und sittlichen Häßlichkeit mit Widerwillen abwendet. Wer manche Ansichten des Jünglings auch unreif, manche seiner Meinungen unhaltbar findet, muß sich doch von der, in so vielen Stellen dieser Aufsätze athmenden, wohlwollenden Begeisterung erwärmt fühlen, welche, wie Rousseau sagt, nur schöne Seelen ergreift, sie oft zu Grunde richtet, aber durch einen Reiz, der nur sie verführt. Seine lateinischen Abhandlungen, wo Cicero und Quinctilian ihm als Muster vorschwebten,

nehmen die erſte Stelle ein. Seine Darſtellung iſt beredt, lebhaft und kräftig *). Der zweite Platz gebührt ſeinen griechiſchen Oden, der dritte den engliſchen Reden, deren Sprache in mehrern Stellen vortrefflich iſt. Vorzüglich zu beachten ſind diejenigen Aufſätze, welche politiſche Gegenſtände behandeln. Es weht darin jene glühende Freiheitsliebe**), jener feurige Haß gegen jegliche Willkühr, welche Grundzüge ſeines Weſens blieben, wie ſehr auch durch ſpätere Erfahrungen und äußere Einflüſſe viele ſeiner jugendlichen Anſichten umgewandelt wurden. Der bedeutendſte dieſer Aufſätze, ausgezeichnet durch gediegene Gedanken, geſchickte Abtheilung und klare Be-

*) Es ſtehe hier in der Urſprache eine Stelle aus dem Aufſatze: Quid pure tranquillet? auch darum, weil ſie Anſichten und Empfindungen ausſpricht, die aus ſeinem innerſten Weſen hervorgingen. Sapienter nobiscum benevoleque egit natura, quae, cum homines vellet societate inter se conjunctos esse, tales animis nostris affectus inseverit, et voluptatis tot fontes nobis recluserit. Quid enim? Annon feminae castae atque formosae colloquium miras habet veneres, miram suavitatem? Annon aures nostrae aut conviciis violatae, aut strepitu rerum defessae, habent ubi conquiescant, in voce illius blanda et canora? Annon etiam mâta nos morbo languentes peroficiose illa et peramanter reficit? Annon sermone et etiam aspectu suo id efficit, ut deformis aegrimonia sensim minuatur? Ego si talis feminae amore me affici negem, quam id recte faciam, viderint sapientiae isti, duri et difficiles magistri — sed certe mentiar. Quem enim ad recte beateque vivendum vel comitem, vel ducem, potius exoptarem, quam mulierem tali ore et vultu, in quo acquiescere possem, egregie praeditam; tanta morum comitate, tanta indole virtutis? Iam inter subsidia felicitatis, haud scio an locum fere primum sibi vindicet amicitia. Quid enim jucundius aut praestantius est, quam habere tecum qui ridenti tibi arrideat, qui flenti adfleat, et cujus in sinu gravissima et secretissima tui pectoris consilia tuto deponas? Scilicet et prosperas res laetiores amicus facit, et adversarum impetum consolando atque adjuvando levat.

**) Heyne, dem Tweddell 1795 von Dresden aus ſeine Schrift zuſandte, ſprach darüber in einem Briefe an den gelehrten Biſchof von St. Davids, D. Burgeſs, folgendes Urtheil: Eruditionem autem ejus exquisitam ex prolusionibus juvenilibus perspexi, quas literis adjunxerat, una cum generoso libertatis sensu, quem cum ipsa libertate sibi eripi haud videtur pati velle.

handlung, betrifft die Frage: „Kann gleiche Freiheit in einem großen Reiche bestehen?“*) und es ist merkwürdig, daß diese Abhandlung, welche die Frage bejahend entscheidet, von den Vorstehern der Hochschule zu Cambridge, nicht im Anfange der französischen Revolution, sondern im Julius 1792, geduldet und selbst mit dem höchsten Preise gekrönt wurde. Tweddell rühmt mit Recht die Unbefangenheit und den rücksichtlosen Pflichteifer jener Männer; und der Freisinn, womit sie eine so kräftige Vertheidigung der Lehren, die gleich von Anfange dem Hofe mißfällig waren, aufnahmen, macht ihnen unstreitig große Ehre. Der Jüngling begrüßte noch mit Begeisterung die Freiheitsanstrengungen der Franzosen**), was man ihm leichter verzeihen kann, als seinen heftigen und unbilligen Angriff gegen Burke***),

*) Oratio pro aequa libertate mit dem Motto aus Milton: Pessime enim vel natura vel legibus comparatum foret, si arguta servitus, libertas muta esset, et haberent tyranni, qui pro se dicerent, non haberent, qui tyrannos *debellare possunt*. Miserum esset, si haec ipsa ratio, quo utimur Dei munere, non multo plura ad homines conservandos, liberandos, et, quantum natura fert, inter se aequandos, quam ad opprimendos, et sub unius imperio male perdendos, argumenta suppeditaret.

**) Macti igitur estote, cives gallici, o digni nomine revera civium, macti novis virtutibus, conservatores civitatis vestrae, universae libertatis vindices!

***) — Magni olim nominis orator, qui, animo ad causam tyrannidis adjecto, mirabiles quasdam excitavit tragoedias, et putidis ampullis somnia mentis suae decoravit. Grandi pagina turgescens, et laesam antiquitatis majestatem specioso verborum exercitu gestiens ulcisci, quantum erat in ulla unquam lingua intemperiarum et conviciorum, omne virus acerbitatis suae, in gentem de iis omnibus, quibuscumque cordi est libertas, optime meritam, evomuit ac penitus exantlavit. Quippe spes de se pridem conceptas nihil reveritem, non illum puduit regium tanquam buccinatorem videri, et conscelerati illi tyrannorum colluvioni, quae bellum atrocissimum in Gallos jam nunc movet, classicum inhumaniter praecinuisse. Gaudeat sane et gratuletur sibi, sibi, si potest, de diris illis et imprecationibus, quibus populum laudatissimum devovit. Gaudeat, si potest, emendicasse luctum illum, quem non commoverit, et tyrannos plus vice simplici vociferationibus suis unos

und ließ ſeinen feurigen Unwillen über die Vernichtung der Freiheit Polens ausbrechen *). Er ſelber hatte beſorgt, daß er eine vergebliche Arbeit beginne, wiewohl ihm bekannt war, daß die Richter der Preisſchriften auf die Sprache und Entwickelung der Gründe, nicht auf die Meinungen der Bewerber, zu ſehen hatten; aber dennoch wollte er, was ihm als Wahrheit erſchien, muthig ausſprechen. Wie er ſpäterhin in bitterem Unmuthe über die vernichteten Hoffnungen ſeines begeiſterten Herzens auf jene Meinungen zurück blickte, werden wir künftig auch aus ſeinem Munde hören. Aehnliche freie Geſinnungen, und die heilige Glut der Vaterlandsliebe wehen in dem Aufſatze über Wilhelm III., „Englands großen und ruhmvollen Befreier," wo er mit den Worten ſchließt: „Meine Seele frohlockt und glühet, wenn ich hinblicke „auf jenen glücklichen Tag, wo die Willkühr geſtürzt „und in den Staub geworfen ſeyn wird, wo alle Völ„ker und alle Stämme ſich unter dem ſiegreichen Banner „der Unabhängigkeit verſammeln werden, und die Sonne „kein Land unter dem Himmel beſcheinen wird, wo ſie „nicht Eintracht aller Wünſche und Gemeinſchaft deſſel„ben edeln und erhabenen Geiſtes erblickt. Dann, und „erſt dann, wird es die Welt vergeſſen können, was es „iſt, den Namen eines Tyrannen verwünſchen und unter „dem Drucke der Sklaverei zu ſchmachten. Wenn je die„ſer Tag erſcheint, wird die Welt mit einmüthigem Bei-

demeruisse. Est interea et nobis, turba quanquam simus suilla (Burke's swinish multitude) unde gaudeamus, siquidem hominibus jam tandem innotuerit, ea quae scripserit, non integrorum fide testium scripsisse, sed fide exulum, fide perfugarum, fide perditissimi et exoleti peregrinantium monachorum gregis, fide patriae perduellium suae.

*) Enimvero, a teterrimis istis Russiae et Borussiae tyrannis, istis versutis veteratoribus, istis, pene dixerim, efferis carnificibus in aequam libertatem, in omne quicquid est jus gentium, in ipsum denique humanum genus, incredibili atque immani more et modo saevitum est. Pavet interea, totaque mente, ac totis artibus contremiscit ipsa Polonia, Obstupescunt, mista cum dolore et metu indignatione, gentes vicinae. Quin Britannia, libertatis illa quondam violatae et quidem periclitantis ultrix et acerrima vindex, tyrannorum inter minas et strepitum horrendorum armorum silet torpetque.

„fallsrufe das Andenken des Mannes segnen, der den „Grund zu einem so guten Werke legte, als er Holland „von dem fremden Feinde erlöst'te, England von dem „einheimischen Feinde befreite, und die Gesammtfreiheit „von Europa zu bewahren und zu verewigen trachtete."

Im Jahre 1792 begann Tweddell sich mit der Rechtswissenschaft zu beschäftigen. So wollte es der Wunsch seines Vaters. Der Jüngling, der bisher in anmuthigern Gebieten des Wissens seine Genüsse gefunden hatte, brachte ihm ein Opfer und widmete seine Geistesthätigkeit einige Zeit einem Gegenstande, der ihm im höchsten Grade mißfällig war. „Der Beruf eines „Rechtsgelehrten," sagte er späterhin zu seinem Vater, „war mir durchaus zuwider, sowohl die Erlernung der „Wissenschaft selbst und die Anwendung, als die dadurch „hervorgebrachten Gewohnheiten, und die Wirkungen, „die in allen Zweigen der Ausübung mehr oder minder „erzeugt werden. Ich fühle dieß lebhaft, und kann „Ihnen versichern, es war mir besonders schmerzlich, daß „Sie so verschieden darüber dachten und sich empfindlich „getäuscht sehen würden, wenn Sie ihre Hoffnungen auf „meine Fortschritte in dieser Laufbahn gegründet hätten. „Oft trübte dieser Gedanke meine einsamen Augenblicke. „Ich versäumte andere Studien, weil ich wußte, daß „Sie erwarteten, ich würde nur auf jenes mich legen, „und ich wollte meine eingewurzelte Abneigung nicht „durch die Beschäftigung mit angenehmeren Gegenstän„den des Lernens bestärken. Wäre ich in England ge„blieben, so würde ich endlich demjenigen mich gefügt „haben, was, wie ich wußte, Ihr Wunsch war, wie„wohl bei meinem Gefühle über diesen Gegenstand Sie „so wenig Befriedigung gefunden haben würden, als ich. „Auch nicht zu einem mäßigen Vermögen würde ich ge„kommen seyn, und nothwendig hätte meine Stimmung „leiden müssen durch die Unruhe, welcher mein Gemüth „stets ausgesetzt gewesen wäre."

So sehr dieser Kampf offenbar auf seine Stimmung gewirkt hat, wie er selbst in mehreren spätern Aeußerungen andeutet, es scheint doch um jene Zeit noch eine andere Fehlschlagung, irgend eine Täuschung einer theuren Hoffnung, den Frieden seiner Seele gestört zu haben. Die vorliegenden Nachrichten über Tweddell's Leben sind hier dunkel und von ihm selber wird diese Saite gele-

gentlich nur leiſe berührt. Er blickt oft zurück auf die letzten Jahre ſeines Aufenthalts in England, als eine unglückliche Zeit, woran ſchmerzliche Erinnerungen ihn binden; aber jene Fehlſchlagung, deren Wirkungen, wie er einmal ſagt, nie erlöſchen werden, war keineswegs, mag ſie nun getäuſchte Liebe, oder ſonſt eine zerſtörte Hoffnung geweſen ſeyn, ſein Geheimniß, ſondern auch ſeinen Aeltern bekannt. Seine treffliche Mutter deutet bald nach der Trennung auf jenes Ereigniß, und ihre Worte mögen dienen, zu beſtätigen, was im Allgemeinen von ihrer Geſinnung und ihrem Einfluſſe auf die Bildung des geliebten Sohnes geſagt worden. „Die Täuſchung, die „du erfahren haſt, wie ſchmerzlich ſie auch ſeyn mochte, „giebt den tröſtenden Gedanken, daß du unter der un„mittelbaren Aufſicht und Leitung eines allmächtigen „Gottes biſt, der durch ſeine Weisheit und Güte alles „zum Beſten lenket. Selbſt die beſten Menſchen ſind weit „entfernt von der Vollkommenheit, und haben ſogar große „Unvollkommenheiten, die ſie ſelber ſelten gewahr wer„den, als wenn ſie ernſtlich nachdenken. Ich kann die „heilſamen Wirkungen, die bei dir bereits ſichtbar gewor„den ſind, nicht beſſer, als mit Addiſon's Worten aus„drücken: Es hat deinem Betragen ſchon jetzt eine Sanft„heit gegeben, deren du ſonſt nicht fähig geweſen ſeyn „würdeſt, und vielleicht iſt es dieſer Urſache größtentheils „zuzuſchreiben, daß du jetzt Nachgiebigkeit fühlen, daß „du vergeben kannſt, und viel Erwünſchtes in deiner „Gemüthsart ſich bildet."

Ein nicht näher angegebenes Ereigniß machte dem geſpannten Zuſtande des jungen Mannes ein Ende und entſchied ſeine Abreiſe aus England. Es ſcheint jedoch, als habe er ſchon damals, um ſeinen Vater für die getäuſchte Erwartung zu entſchädigen, den Entſchluß gefaßt, ſich einſt der geſandtſchaftlichen Laufbahn zu widmen, und auch in der Abſicht, ſich dazu vorzubereiten, eine Reiſe unternommen, die ihm Gelegenheit geben konnte, die vorzüglichſten europäiſchen Höfe, die erſten Staatsmänner und die Sitten und Verfaſſungen der Völker kennen zu lernen. Die Natur und die nachhelfende Hand der Erziehung hatten ihn mit allen Gaben ausgeſtattet, welche dieſer Unternehmung ein glückliches Gelingen und dem Gebiete der Wiſſenſchaften viele Bereicherungen von ſeiner Reiſe verſprachen. Eine angenehme,

wohlgebildete Gestalt, ein sanftes, kluges Auge und ausdrucksvolle Gesichtszüge, erhöhten den Eindruck eines feinen, freundlichen, höchst einnehmenden Betragens, und einer milden Würde, welche die Anmuth seines Wesens und einen nach Selbstständigkeit strebenden Geist ankündigte. Für den gesellschaftlichen Umgang hatte er ausgezeichnete Gaben. Ein feiner Verstand, der jeden Umstand auf das Glücklichste auffaßte, ein reicher Vorrath von Menschenkunde und Belesenheit, eine lebhafte Einbildungskraft, welche die gewählteſten Gedanken in die beste Sprache kleiden konnte, unterstützt durch eine wohllautende Stimme, machten ihn in jeder Gesellschaft willkommen. Auffallend war seine Gabe, Freunde zu gewinnen, und eben so glücklich war er darin, sie zu bewahren. Bei allen diesen Vorzügen verläugnete er nie die Bescheidenheit und sein Betragen war entfernt von aller Ziererei und Anmaßung. Aber ungeachtet er mit allem ausgestattet war, was ihm Beifall in der Gesellschaft erwerben mußte, so fand er doch seine köstlichsten Genüsse in dem Kreise erlesener Freunde, und suchte mit ihnen in literarischen Unterhaltungen, und in dem Umgange mit Frauen, der den höchsten Reiz für ihn hatte, seine reinste und beste Erholung. Unbekannt mit dem Ereignisse, das vor seiner Abreise aus der Heimath einen so tiefen Eindruck auf ihn machte, können wir uns seine Stimmung um diese Zeit freilich nicht mit völliger Sicherheit erklären; aber in den Ueberresten, die wir von ihm besitzen, in den vertraulichen Ergießungen seines Herzens, wo er sich um so mehr ganz hingab, da er nie daran dachte, in dieser Gestalt je vor den Augen der Welt erscheinen zu sollen, finden wir doch die Züge seines innersten Wesens abgespiegelt. Wir sehen einen Jüngling, den irgend eine rauhe Gewalt in der heitern Welt seiner Ideale feindlich angegriffen hat. Sein Gemüth ist in Unruhe, sein innerer Friede bedroht. Mit dem Bewußtseyn, daß er nur das Rechte will, daß er nur dem Guten und Schönen huldigen kann, mit dem Entschlusse, nur das Wahre zu suchen, tritt er in die Welt, und sieht, daß es nicht ist, wie es seyn sollte. Seine Ansichten über die Angelegenheiten des Menschen sind noch nicht klar, seine Meinungen schwankend, ausschweifend, aber die Erfahrung, welche eben anfängt, sie zu berichtigen und zu lautern, fodert gleich anfangs strenge die Ent-

ſagung von manchem lieb gewordenen Wahne. In dieſem Zuſtande eines unruhigen Kampfes, einer unbefriedigten Sehnſucht, eines Strebens, das ſein Ziel noch nicht unverrückt ins Auge zu faſſen vermag, iſt nichts natürlicher als das Ueberſpringen von einer überſpannten Meinung zur andern, und in einem ſolchen Zuſtande finden wir den jungen Mann, ſo lange er vor unſern Augen vorüber geht, und ſehen ihn verſchwinden, wie es auch wohl viel älterer Menſchen Schickſal iſt, ohne in ſeinem Inneren feſt und ſicher geworden, ohne mit ſich ſelber aufs Reine gekommen zu ſeyn, ſo ſehr er auch zu beidem Trieb und Kraft beſitzen mochte. Daher ohne Zweifel jener Hang zur Schwermuth, den mehrere Stellen ſeiner Briefe verrathen, und den die erzwungene Geiſtesbeſchäftigung mit einem mißfälligen Gegenſtande, und jene unbekannte Täuſchung ſeiner Hoffnungen, die wohl gleichfalls eine Folge ſeines allgemeinen Gemüthszuſtandes war, noch mehr genährt haben mögen.

Im Anfange des Herbſtes 1795 verließ Tweddell ſein Vaterland, auf einem Schiffe, deſſen Name, Apollo, weiſſagend auf den heiligen Boden zu deuten ſchien, wo der junge Wanderer nach wenigen Jahren ſeinen Stab niederlegen und neben dem Staube großer Todten ruhen ſollte. Deutſchland war ſein erſtes Ziel. Nach einer unangenehmen langweiligen Fahrt, wo widrige Winde, Stürme und Windſtillen ihn zwölf Tage aufhielten, kam er, mit dem däniſchen Conſul Jens Wolff*), ſehr erſchöpft, an der Mündung der Elbe an und mußte, als ſelbſt eine kleine holländiſche Fiſcherbarke vergebens gegen Wind und Flut zu ſegeln verſuchte, zu Fuße nach Hamburg wandern, wo er in den erſten Tagen des Octobers ankam. Er trennte ſich hier von einem Landsmann, der ſchnell durch Deutſchland fliegen wollte, und beſchloß, länger in Hamburg zu verweilen, um hier die Kenntniſſe zu ſammeln, die er auf ſeiner weitern Reiſe durch Deutſchland nothwendig hatte, und ſich genau mit der Verfaſſung dieſes Landes bekannt zu machen. Die angenehmen Verbindungen, worein er gleich anfangs kam, und welche andere herbeiführten, die auf ſeinen Reiſe-

*) Bekannt durch: Sketches on a tour to Copenhagen through Norway and Sweden; interspersed with historical and other anecdotes of public and privat caracters. —

plan und selbst seine Ansichten und Gesinnungen bedeutenden Einfluß hatten, mochten nicht wenig zu diesem Entschluß beitragen. Er hatte Briefe an die geistreiche Gräfin von Flahault *), die Mutter des Generals Flahault, der später Bonaparte's Adjutant und Günstling wurde. Diese Bekanntschaft brachte ihn in Verbindung mit andern vornehmen Ausgewanderten, die damals in Hamburg lebten, z. B. der Prinzessin von Vaudemont und der Frau von la Rochefoucault, so wie mit dem portugiesischen Gesandten, de Souza, der in der Folge die Gräfin Flahault heirathete. Er legte sich, durch diese Verbindungen begünstigt, mit Eifer auf die französische Sprache, um in Berlin, Dresden und Wien sprechen zu können, „wo man," sagt er, „jene Sprache „der eigenen vorzieht, wenn sie gut gesprochen wird." Er machte darin während eines dreimonatlichen Aufenthalts in Hamburg große Fortschritte. Auch das Deutsche begann er, überzeugt von dem Nutzen einer Kenntniß dieser Sprache für den Gelehrten, doch nach dem gewöhnlichen Vorurtheile, daß Dresden der rechte Ort dafür sey, wollte er die fleißigere Beschäftigung damit bis zu seiner Ankunft in jener Stadt verschieben, wo er bei dem damaligen englischen Gesandten Hugh Elliot, eine freundliche Aufnahme zu erwarten hatte. Es war jedoch übrigens sein Grundsatz, sich auch an andere Gesandten Empfehlungen zu verschaffen. „Die englischen „Gesandten auf dem festen Lande" — sagt er — „sehen im „Allgemeinen nur auf ihren eigenen Vortheil, suchen nur „Vermögen aufzuhäufen, und vernachlässigen die Gast„freiheit, die sie als Stellvertreter des englischen Hofes „erweisen sollen." Unter andern merkwürdigen Ausgewanderten, z. B. dem Herzog von Aiguillon, dem Grafen Rivarol und dem Abbé Montesquiou, lernte Tweddell auch den General Dumourier kennen, der zwei Stunden von Hamburg sehr geheimnißvoll lebte. Nur mit Mühe gelang es dem Reisenden, ihn zu sehen. „Jedermann wußte, daß er in der Nachbarschaft lebte, „aber niemand hat noch seinen Zufluchtsort entdecken kön„nen, als wer von einem Freunde zu ihm geführt wurde. „Er muß wohl verborgen leben; denn die Regierung

*) Verfasserin des Romans Adèle de Sénanges und ähnlicher Schriften.

„würde ihn sonst wegjagen; die Aristokraten würden ihn „für seine Siege, die Demokraten für seinen Abfall stra„fen wollen. Aber er ist munter und fürchtet nichts.“ Auch bei Klopstock wurde Tweddell eingeführt. „Ein „sehr guter Greis,“ sagt er, „aber zu alt, als daß man „den Verfasser des Messias in ihm vermuthen könnte.“

Im Anfange des Januars 1796 verließ er Hamburg und reisete über Braunschweig — wo er in dem Herzoge den feinsten Mann an seinem Hofe fand, und nur bedauerte, daß derselbe das unglückliche Manifest gegen Frankreich bekannt gemacht habe — nach Berlin. Bei Hofe eingeführt, erhielt er, während des Karnevals, Einladungen in alle Gesellschaften der vornehmen Welt, und um des kostbaren Aufwandes überhoben zu seyn, seinen Anzug oft wechseln zu müssen, ließ er sich einen Offizieranzug machen, und durch die Scheere und Nadel eines deutschen Schneiders in einen Hauptmann von der englischen Garde umwandeln. Lord Elgin, der damals Gesandter am preußischen Hofe war, und sich sehr gefällig gegen Tweddell bewies, hatte diesen Rath gegeben, mit der Aeußerung, daß niemand darnach fragen werde, und wenn es geschehe, sich leicht ausweichen lasse. Frau von Flahault hatte ihn an ihre Nichte, die Marquise von Nadaillac, empfohlen, welche, als sie ihr Vermögen in Frankreich verloren hatte, auf des Königs Einladung nach Berlin gekommen war. In der Gesellschaft dieser liebenswürdigen und sehr gebildeten Frau, der nach dem Ausspruche des Abbé Maury in der Richtigkeit und Zierlichkeit des Ausdruckes in ihrer Muttersprache niemand gleich kam, verlebte Tweddell die angenehmsten Stunden. „Als Ausgewanderte,“ sagt er, „war sie nicht „ohne Vorurtheile, und zuweilen geriethen wir in Streit „über Politik und Religion, aber ihre Vorurtheile waren „milder Art. In der Politik wollte sie Herstellung der „Monarchie, doch ohne Rache, in der Religion Gläubig„keit und Andacht, aber mit Duldung.“ Tweddell genoß ihre Gunst in so hohem Grade, daß man in Berlin eine zärtliche Verbindung argwohnte. „Nein,“ sagt er, „Freundschaft allein war das Band. Aber das konnten „sie dort bei ihren Sitten nicht begreifen. Platon ließ „ließ sein System nicht in Berlin drucken, und Plato„nismus ist nicht sehr gewöhnlich zwischen einem jungen „Mann von 26 und einer Wittwe von 27 Jahren, die

„noch sehr anziehend ist. Ja, wäre ich ein Geck," setzt er hinzu, „so würde meine Eitelkeit dort oft Befriedigung „gefunden haben."

Er lebte auch hier, wie in Hamburg, so ausschließend unter Ausländern, daß er nicht wohl zu einer richtigen Beurtheilung der Eingeborenen gelangen konnte, wenn er auch die deutsche Sprache schon gekannt hätte, worin er aber nie bedeutende Fortschritte gemacht zu haben scheint. Kaum vier Monate in Deutschland, spricht er nicht nur über die Hamburger, sondern auch im Allgemeinen über die Deutschen schnöde ab. „Alle Deut„schen, die Männer nämlich," sagt er, „die ich bis jetzt „sah, haben rohe, unfeine Sitten. Die Weiber sind „nicht ohne Annehmlichkeiten, aber nur wenige anziehend. „Kurz, ich liebe das Volk nicht. Wo ich auch in Deutsch„land gewesen bin" (und er war erst von Hamburg bis Berlin gekommen!) „habe ich die Fremden, besonders „die Franzosen und Portugiesen" (er meint die beiden portugiesischen Gesanden in Hamburg und Berlin) „vor„züglicher als die Eingebornen gefunden." „Kein Wun„der," schreibt er einige Tage später, „wenn ich ein Höf„ling und ein Schurke würde. Beides ist hier gut ge„paart. Im öffentlichen, wie im Privatleben nichts als „Schlechtigkeit, politisch und physisch; die Tugend der „Weiber und die Armuth der Männer passen zusammen." Seine verständige Mutter scheint an diese vorschnellen Urtheile mißbilligend gedacht zu haben, als sie ihm einige Zeit nachher schrieb, so lange man nicht im Stande sey, mit den am besten unterrichteten Eingebornen eines Landes sich zu unterhalten, könne man sich nie einen richtigen Begriff von ihren Sitten machen.

Um die Mitte des Märzes reisete er von Berlin nach Dresden, wo er, ungeachtet die reizende Gegend und die Gemähldesammlung ihn sehr anzogen, doch gegen seinen frühern Vorsatz nur vierzehn Tage blieb. Er ließ sich deßhalb nicht bei Hofe einführen. „Der Hof," sagt er, „hält streng auf eingeführte Sitte, und kann es, wie „Elliot mir sagt, nicht leiden, daß Fremde, die nur wenige Tage hier bleiben, ihn wie Seltenheiten begaffen." Nach einer schnellen Reise über Prag, kam er im Anfange des Aprils nach Wien. Ein Empfehlungsbrief von der Frau von Nadaillac machte ihn hier mit der Herzogin von

Guiche, *) deren Mutter die Herzogin von Polignac, die vertraute Freundin der unglücklichen Königin von Frankreich, war, und ihren Verwandten bekannt. In dieser angenehmen Familie und in dem Hause des russischen Gesandten Rasumovski brachte er während seines zweimonatlichen Aufenthalts in Wien die frohesten Stunden zu. Die damalige Lage von Europa hatte nun störenden Einfluß auf seine Reiseentwürfe, welche mit dem Wechsel der Kriegsereignisse sich oft abänderten. Den Gedanken, auf geradem Wege nach Italien zu reisen, mußte er aufgeben. Die Schweiz, Konstantinopel und Athen waren seine nächsten Ziele, wohin der Krieg ihm den Weg nicht abschneiden konnte. Der Herzog von Polignac, nachdem sein Sohn, der Graf Polignac **), nach England gereiset war, verließ Wien mit seiner Schwester Diane, seiner Tochter, der Herzogin von Guiche, und seiner Schwiegertochter Idalie, um ein Landgut bei Tulczyn, in der Ukraine, das die Kaiserin von Rußland ihm geschenkt hatte, in Besitz zu nehmen. Bald nachher reisete Tweddell über Salzburg und München nach der Schweiz. In Zürich, wo er im Julius ankam, trennte er sich von seinem Reisegefährten und seinem Diener, der mit jenem gerades Weges nach Lausanne ging. Er gesellte sich zu einem unterrichteten Schweizer aus Zürich, und begleitet von einem rüstigen Bauer, der sein Gepäcke trug, fing er an, die Schweiz zu Fuße zu bereisen. Als er gegen Ende des Augusts, wo das Wetter zur Fußwanderung ungünstig geworden war, in Bern ankam, hatte er die meisten Kantone bereiset, in keinem etwas Merkwürdiges unbesucht gelassen, und Gegenden bereiset, wo weder Wagen noch Pferde ihm hätten folgen können. Tweddells Wanderung hatte, nach dem Urtheile des kundigen Generals Pfyffer in Luzern, mehr umfaßt, als irgend eine frühere, selbst

*) Sie starb vor einigen Jahren als Herzogin von Grammont in Schottland. Ihr ältester Sohn, vorher in englischen Kriegsdiensten, führt seit der Wiederherstellung des Hauses Bourbon den Titel Guiche. Sein Vater, der Herzog von Grammont, Befehlshaber der Leibwache, zeigte sich am 5. u. 6. October 1792 sehr tapfer und dem Könige ergeben.

**) Er war später in die Verschwörung von Pichegrü und George verwickelt.

Coxe's Reise nicht ausgenommen. Aber die Anstrengungen dieser Fußwanderung bei langen Tagreisen in den heißen Sommermonaten erzeugten den Keim der Brustkrankheit, die sich bald nachher, als er eines Abends, sehr erhitzt, viel Milch getrunken hatte, in bedenklichen Beschwerden zu äußern begann, die nur ihn nicht beunruhigten, da er wähnte, daß sein Gesundheitszustand überhaupt durch diese Unpäßlichkeit nicht gestört werde.

Er besuchte alle merkwürdigen Männer auf seinem Wege und fand die Schweizer sehr mittheilsam und dienstfertig gegen Fremde, zumal wenn diese Antheil an dem Lande zeigen. Zürich gefiel ihm nicht, ungeachtet die herrliche Lage ihn entzückte, wie es scheint auch darum nicht, weil meist deutsch gesprochen wurde. „Es ist viel „Arbeitsamkeit hier," sagt er, „etwas Talent, aber im „Ganzen gefällt der Zuschnitt der Menschen nicht." Mit Lavater war er viel zusammen, und rühmt die einnehmende, liebenswürdige Gemüthsart dieses „außerordentlichen" Mannes. Sonderbar genug hatte einer seiner Freunde in England geglaubt, Lavater gebe sich mit der Verfertigung von Schattenrissen ab, und Tweddell's Bild von der Hand eines solchen Meisters gewünscht, wie man aus der Berichtigung des Reisenden sieht. Bern gefiel ihm besser, doch soll unter den Weibern viel Verdorbenheit, ohne feines gefälliges Benehmen sichtbar, und ihre Erziehung bis in neuere Zeiten schlecht gewesen seyn. Die jüngern Männer fand er hier nicht angenehm, unter den ältern aber sehr gebildete, wovon besonders Professor Wyttenbach und Rathsherr Fellenberg näher mit ihm verbunden wurden. Mit den Weibern hat er, wie er versichert, wenig Umgang gehabt. „Da ich nur ein „Zugvogel in der Schweiz bin," sagt er, „und Männer „und Frauen hier meist gesondert leben, ich also wählen „mußte, habe ich mich an die besten Quellen des Unter„richts gehalten, was in der Schweiz die Männer sind. „Doch habe ich so viel von den Frauen gesehen, daß ich „sie nicht so sehr schätze, als meine Landsmänninen, oder „die französischen und deutschen Weiber. Ich liebe Ein„falt, und liebe auch Verfeinerung, aber nicht die Ein„falt, welche Verfeinerung erkünstelt. So machen es die „Frauen in den großen Städten, in den kleinen bedeuten „die Frauen wenig, außer zuweilen ihrer Schönheit wegen, „in den entlegenen Theilen dieses Kantons."

Tweddell war, als er dieſe Aeußerung ſchrieb, welche der Verfaſſer wie alle ähnliche bloß als Berichterſtatter mitgetheilt haben will, noch nicht in Genf und Lauſanne geweſen, wohin er allein Empfehlungsbriefe hatte. Sonſt hatte er ſich überall ſelbſt eingeführt, und überall gute, freundliche Menſchen gefunden, „Aber," ſetzt er treffend hinzu, „unſere Träume von einem goldenen Weltalter „müſſen wir aufgeben. Glauben Sie mir, in der Schweiz „iſt weniger Freiheit, als man meint. In wenigen Orten „herrſcht mehr Willkühr als in Zürich. Die Regierung „dieſes Kantons iſt in hohem Grade ungerecht. Aber „jeder Reiſende, der durch die Schweiz läuft, wird mich „auslachen, wenn ich das ſage. „O die Schweiz iſt frei „— die glückliche Schweiz!" „Aber nichts thörichter, als „von der Freiheit der Schweiz reden, als ob ſie ein „Land wäre. Sie beſteht aus 13 Regierungen, unge„rechnet zahlloſe Unterregierungen, und die Freiheit der „einen gränzt oft an die Zwingherrſchaft der andern. Die „Ariſtokratie in Zürich reizte aufs Höchſte meinen Unwillen, „als ich dort war. Ich rede von Thatſachen, die unter „meinen Augen vorfielen, und habe einige Beweiſe über „dieſen Gegenſtand in Händen, die das Verdammungsur„theil ſprechen. Dieſe Regierung kann nicht zwanzig „Jahre dauern, ja nicht halb ſo lange wird ſie beſtehen."

In Baſel wünſchte Tweddell zu Anfange des Octobers einen Paß von dem franzöſiſchen Geſandten Barthelemi zu erhalten, um durch einen Theil der Franche-Comte reiſen zu können. Die Antwort verrieth, wie ſehr der wackere Mann, der in der Schweiz ſehr beliebt war, ſich bewacht und in ſeiner Gewalt beſchränkt ſah. Er könne ihm, ſagte er offenherzig, keinen Paß ertheilen, weil die Sicherheitsbehörden, in den Orten, durch welche Tweddell reiſen müſſe, dem Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſchreiben würden, der Geſandte habe einem Engländer einen Paß gegeben.

Im Anfange des Novembers finden wir unſern Reiſenden in Lauſanne. Seine Fußwanderung war geendigt. Er wollte einige Zeit hier ausruhen, würde aber nicht ſo lange geblieben ſeyn, wenn er nicht einen ſehr unterrichteten Mann gefunden hätte, der ihm täglich in einer beſtimmten Stunde über die Verfaſſung, die Geſetze und die Sitten der Schweiz ſeine Kenntniſſe und Anſichten mittheilte. Dieſe Unterhaltungen vermehrten

und berichtigten die Nachrichten, welche er auf seinen Reisen selber gesammelt und an Ort und Stelle aufgezeichnet hatte, und so entstand noch in der Schweiz eine umständliche Beschreibung seiner Reise, auf welche er großen Werth legte.

Während seines Aufenthalts in Lausanne erhielt er eine Einladung von Necker. Er blieb ungefähr acht Tage auf dessen Landgut, ging darauf einige Tage nach Genf, und besuchte auf dem Rückwege Copet noch einmal. „Mein Aufenthalt hier war sehr angenehm," sagt „er. „Die Gesellschaft war nicht zahlreich; Frau Rillet, „Herr Micheli de Chateaurieux, Herr und Frau von „Staël. Necker sprach viel und mit lebhaftem Antheil „über England. Ueber Frankreich sagte er weniger und „wünschte überhaupt diesen Gegenstand zu vermeiden. „Er ist meist gedankenvoll und still; ich habe jedoch das „Glück gehabt, zu seiner Unterhaltung beizutragen, in„dem ich ihm Manches über unsre öffentlichen Angele„genheiten mittheilte, und Frau von Staël sagte mir, „er sey seit vielen Jahren nicht so antheilnehmend, und „so abgezogen von seinen Gedanken gewesen. Er wünschte, „daß ich ihm einen Begriff von der verschiedenen Vor„tragsart der ersten englischen Redner geben möchte, und „da ich von vorzüglichen Männern Reden im Gedächt„nisse hatte, und die schlechte Gabe der Nachahmungs„kunst in ziemlichem Grade besitze, ohne doch, wie ich „hoffe, ein Possenreißer zu seyn, so sprach ich einige „Reden von Pitt, Fox, Sheridan und Dundas in ihrer „eigenthümlichen Vortragsart. Er versteht das Englische „sehr gut, und Sie können nicht glauben, wie sehr ihn „dieß unterhielt. Ich mußte es wiederholen und fast „täglich widmeten wir einige Stunden diesen Unterhal„tungen, wozu bald Hastings Prozeß, bald die Ver„höre der Staatsgefangenen mir Stoff gaben. Er war „mehrere Tage sehr lebhaft und munter, und statt den „größten Theil des Tages in seinem Zimmer mit Lesen „und Schreiben zuzubringen, kam er gewöhnlich gleich „nach dem Frühstück in das Zimmer seiner Tochter und „blieb meist den ganzen Tag bei uns. Frau von Staël „ist eine außerordentliche Frau. Sie hat mehr Geist und „Witz, als ich je bei irgend einem Manne oder einer „Frau gefunden habe. Sie ist einfach. Ihre Züge sind „nicht gut, außer ihr Auge, aber ihre ungemeine Rede-

„gabe macht einen so mächtigen Eindruck, daß man ihr „Gesicht keineswegs unangenehm findet."

Im Anfange des Decembers verließ Tweddell die Schweiz und kam um die Mitte dieses Monats über München, wo er den Grafen Rumford und dessen wohlthätige Einrichtungen kennen lernte, wieder nach Wien. Hier fand er Briefe, die seinen Reiseplan für den Winter änderten. Der Herzog von Polignac hatte ihn beim Abschiede eingeladen, einige Zeit bei ihm in der Ukraine zuzubringen. Jetzt schrieb er ihm, er habe sein Haus kaum bewohnbar gefunden, aber unter andern Schlössern der polnischen Großen in der Nachbarschaft sey besonders das Landgut der Gräfin Potocka der Sammelplatz der ausgezeichnetsten Fremden. Der Herzog und seine Angehörigen hatten ihr so viel von Tweddell erzählt, daß sie den Engländer unter den Fremden zu sehen wünschte, die sie während des Winters einzuladen gewohnt war. Eine freundliche Zuschrift der Gräfin begleitete des Herzogs Brief, und Tweddell nahm ihre Einladung um so lieber an, da er die Gesellschaft in Wien, wo der Graf Rasumovski nach dem Tode der Kaiserin von Rußland sehr eingeschränkt lebte, nicht mehr so angenehm als bei seinem ersten Besuche fand. Der Wunsch, neue Menschen und eine neue Lebensweise, welche er nach des Herzogs Briefe in Polen erwarten konnte, kennen zu lernen, und das russische Heer unter Suwarow, das in der Ukraine sich zusammengezogen hatte, zu sehen, bestimmte vollends seinen Entschluß. In den ersten Tagen des Januars 1797 kam er, nach einer beschwerlichen Reise auf verschneiten Wegen, durch ein ödes unwirthbares Land in Tulczyn, dem Landsitze der Gräfin Potocka, an. „Das „Schloß ist fürstlich eingerichtet, und täglich sind gegen „150 Personen in der Familie. Der Marschall Suwarow „und viele von seinen Offizieren haben einen ganzen Flü„gel des prächtigen Gebäudes inne... Die Familie kommt „nicht vor dem Mittagsessen zusammen. Jeder bestellt „sein Frühstück in sein Zimmer und hat den ganzen Vor„mittag für sich... Es herrscht vollkommene Freiheit... „Ich habe einen Wagen für mich, und einen Bedienten „zu meinem Befehle. Kurz, es wird nichts vergessen, „mir meinen Aufenthalt angenehm zu machen. Das „Landgut des Herzogs von Polignac, Woitovka, ist nur „eine halbe Stunde entfernt. Ich fahre zu Schlitten

„dahin, auf einer spiegelglatten Eisfläche, wo die Pferde „fast den ganzen Weg galoppiren."

Während seiner Anwesenheit erhielt der Herzog einen Eilboten von Kaiser Paul, der ihm eigenhändig meldete, daß er ihm ein Gut mit 1000 Bauern in Litthauen geschenkt habe. Unter den Fremden in Tulczyn war auch der Graf Choiseul-Gouffier, Verfasser des bekannten Werkes über Griechenland, dem Tweddell einige wichtige Mittheilungen verdankte, die er für seine eigene Reise benutzen wollte. Nach den Festlichkeiten, welche eine Hochzeit in der Familie der Gräfin veranlaßt hatte, ward es im Anfange des Februars stiller in dem Schlosse. „Wir haben einen ganzen Haufen russischer Fürsten hier „gehabt," schreibt er, „und alle Beine in der Ukraine sind „zum Tanze aufgeboten worden. . . Die Gesellschaft ist „jetzt gewählter und angenehmer. Darunter ist auch „Suwarow, der Held von Ismael. Ein ganz außerordentlicher Mann! Er speiset jeden Morgen um neun „Uhr zu Mittag. Er schläft fast nackt. Er trägt eine „große Gleichgültigkeit gegen Hitze und Kälte zur Schau, „und verläßt sein Zimmer, wo die Hitze zum Ersticken „ist, in einer dünnen leinenen Jacke, um seine Krieger „zu mustern, bei einer Kälte von 10 Grad. Sein Betragen ist eben so seltsam. Ich speisete heute morgen „bei ihm, oder war vielmehr nur Zuschauer seiner Mahlzeit. Tweddell! rief er mir über den Tisch zu — er „nennt gewöhnlich jeden beim Zunamen ohne weitern Zusatz — die Franzosen haben Portsmouth genommen. „Ich bekomme so eben einen Kurier aus England. Der „König sitzt im Tower und Sheridan ist Protector. — „Dieses wunderliche Benehmen ist meist erkünstelt. Er „findet, daß es seinen Soldaten, und den Leuten, mit „welchen er zu thun hat, zusagt. Ich fragte ihn, ob er „nach dem Blutbade von Ismael ganz zufrieden mit seinem Tagewerke gewesen sey. Er antwortete, er sey „heim gegangen und habe in seinem Zelte geweint."

Suwarow hatte, wie Tweddell erzählt, in einem sehr unbesonnenen Briefe an den Kaiser seinen Abschied gefodert, und während seines Aufenthalts in Tulczyn kam die Antwort von Petersburg an, deren Inhalt jedoch nicht verlautete. „Ich fürchte," sagt der Reisende am 5ten Febr. 1797, „die Verordnungen, welche Paul „einführt, sind übereilt. Ich wünsche, er möge alles

„durchsetzen, denn seine Absichten sind gut, aber ich kann „meine Besorgnisse nicht unterdrücken. Gegen 1500 „Offiziere haben ihren Abschied gefodert, da des Kaisers „Verordnungen die Räubereien verbieten, und die Hoff„nung zum Plündern ist hier der Beweggrund Kriegs„dienste zu nehmen. Ich glaube, es wird bald ein „großes Ereigniß in Rußland geben. Ich wage „nicht mehr zu sagen, aber ich fürchte es. Der Kaiser „zog neulich an der Spitze seiner Garden das Schwert, „und sagte, er ziehe es ein für allemal gegen alle Ver„untreuung und alle Ungerechtigkeit, und sobald er sel„ber auf irgend eine Art von seinen Grundsätzen abwei„chen sollte, liege ihm nichts daran, ob irgend jemand „eben so gegen ihn verfahre. Es ist nicht weise von „Kaisern, so zu reden in unsern Tagen, zumal vor Rus„sen. Die Kaiserin bat den Kaiser neulich, vorsichtiger „zu Werke zu gehen; aber er gab zur Antwort, er sey „entschlossen, unterzugehen, oder den Geist der Gerech„tigkeit und Ordnung in seinen Ländern einzuführen. . . „Alles in Paul's Betragen verräth Festigkeit und Kühn„heit, aber er hat eine gefährliche Arbeit übernommen."

Was Tweddell in Polen sah und erfuhr, hatte ihm keine günstige Meinung von dem Volke erweckt, und so angenehm er das Betragen der höhern Klassen fand, so nachtheilig urtheilte er von ihrem sittlichen Zustande. „Weiber und Priester," sagt er, „haben das Land seit un„denklichen Zeiten beherrscht. Glauben Sie mir, durch „die polnische Revolution ist keine Freiheit verloren ge„gangen. Die Bauern sind noch ganz in demselben Zu„stande, wie vorher, und unter der österreichischen Herr„schaft befinden sie sich ohne Vergleich besser. Die Adeli„gen bedauern vorgeblich den Untergang der Republik, „aber eben diese Edelleute erlaubten sich die härtesten „Bedrückungen und waren feil, so oft ein fremder Hof „sie kaufen wollte." — „Kosciusko ist ein ehrlicher Mann, „sagt er in einem andern spätern Briefe, aber er hat we„der Talent, noch große Ansichten. Er ist ein Mann „von mäßigen Fähigkeiten, den ein Zufall berief, eine „große Rolle zu spielen, wo selbst das Genie nicht hätte „glücklich seyn können. Er ist ein wackerer Mann, mit „einem warmen Kopfe und geringen Hülfsmitteln. Die „Polen sind ein Volk, das eines kräftigen beharrlichen „Betragens unfähig ist. Sie haben viel Lebhaftigkeit,

„aber kein Urtheil, sind im Ganzen ohne Grundsätze, „und küssen niederträchtig die Ruthe der Gewalt, nach „kurzer Anstrengung sie zu brechen. . . Nur die Reichen „und Mächtigen würden gewonnen haben durch die Re„volution, welche man versuchte. Die Masse des Volks „hat nichts verloren, denn sie hatte nichts zu verlieren.“ So sah er einen seiner Jugendträume wie eine Luftgestalt verschwinden!

Die Krönung Pauls I. lockte ihn nach Moskwa, wohin er zu Anfange des Aprils von Tulczyn mit dem Marquis von Riviere *) dem Günstlinge des Grafen von Artois, auf einem entsetzlichen Wege reisete. Einige Tage nachher traf auch die Gräfin Potocka, auf Paul's ausdrückliche Einladung, in der glänzenden Czaarenstadt ein. Bei der Krönung erschien alle Pracht des russischen Reiches, doch enthält sich Tweddell, nach dem Rathe mehrerer Gesandten, aller umständlichen Beschreibungen, da bei der überall eingeführten Ausspäherei, die Briefe, wie er versichert, auf der Post geöffnet, und, was noch schlimmer war, nicht wieder verschlossen wurden. In einem andern Briefe, den er mit einem Eilboten des englischen Gesandten Whitworth abschickte, spricht er freier. „Der Kaiser,“ sagt er, „ist in vielen Stücken „ein Zerrbild Peters III. Unter Katharina II. hatten die „Soldaten die schönsten Uniformen in Europa; so sah „ich sie in Tulczyn unter Suwarow. Paul hat sie in „die allerscheußlichsten Säcke gestopft, die altpreußische „Tracht vor 50 Jahren. . . Er ist höchst strenge, und „sehr despotisch, weit mehr als die verstorbene Kaiserin, „aber friedlich gesinnt, und das ist eine wichtige Tugend. „Er hat einige großmüthige, mehrere thörichte und einige „ungerechte Handlungen gethan. . . Paul ist ein großer „Nachahmer Friedrichs II., und darum trägt er große „Stiefeln und eine häßliche Uniform, und läßt seine „Soldaten Morgens um 6 Uhr, ohne den Hut aufzu„setzen, bei 16 Grad Kälte in den Waffen üben. Er „wünscht Pracht mit Sparsamkeit zu verbinden. Darum „giebt er Einzelnen prächtige Geschenke und macht große „Einschränkungen im Staatshaushalte. Sein Hof ist „gewiß der glänzendste in Europa, wahrhaft prächtig. „Am Krönungstage reichten General-Lieutenante ihm

*) Jetzt französischer Gesandter in Konstantinopel.

„knieend die Schüſſeln dar. Wie läßt ſich ſolche niedrige „Knechtſchaft mit ſeiner Liebe zum Kriegerſtande vereini„gen! Er iſt launiſch und kleinlich, und legt Gewicht auf „unbedeutende Dinge. Alle Soldaten müſſen lange Zöpfe „tragen; ein Mann mit kurzen Haaren kann ſeine Heere „nicht anführen, und General Mack, der den Fehler der „Kahlköpfigkeit hat, würde bei ihm nicht Verdienſt genug „für einen Unteroffizier haben. Seine erſten Handlungen, „z. B. die Freilaſſung Kosciusko's zeigten ihn in einem „vortheilhaften Lichte und in höherm Glanze, als er „verdient. Wäre die Kaiſerin am Leben geblieben, ſo „würde Kosciusko auch in wenigen Monaten ſeine Frei„heit erhalten haben. . . Es fehlt ihm nicht an Verſtand, „aber er hat nicht Fähigkeit genug, umfaſſende Verwal„tungsmaaßregeln zu ergreifen."

Der Kaiſer verließ Moskwa früher, als es anfangs beſtimmt geweſen war. Tweddell folgte dem Hofe nach Petersburg. Ein ungeheurer Zuſammenfluß von Menſchen drängte ſich auf der Heerſtraße; aber überall fehlte es an vorſorgenden Einrichtungen für das Fortkommen ſo vieler Reiſenden. Jede Stadt glich einem Jahrmarkte. „Ueberall ein wunderliches Gemiſch von Hohen und Ge„ringen, rothen Bärten und Annen-Orden, Schafpelzen „und Alexander-Newsky-Bändern, Kammerherrn auf „der Streu und zarten Frau'n auf harten Bänken und „Tiſchen."

Von Petersburg aus machte er im Auguſt 1797 eine Reiſe durch Finnland nach Stockholm und beſuchte die Bergwerke im nördlichen Schweden. „Welcher Ab„ſtich zwiſchen Petersburg und Stockholm! Ein Palaſt „gegen eine Hütte. Dort alles prächtig und reich, hier „nichts als Armuth." Er will aber in Stockholm, unter den höheren Ständen, namentlich unter den Frauen, mehr Verdorbenheit, als in Petersburg gefunden haben. Die Schweden von allen Volksklaſſen aber zieht er den Ruſſen vor, und ſo wenig er, nach ſeinem Geſtändniſſe, Gelegenheit gehabt hat, über die ſchwediſchen Edelleute, die damals meiſt auf dem Lande lebten, ein Urtheil zu fällen, ſo behauptet er dagegen, zu einer entſchieden nachtheiligen Meinung von dem ruſſiſchen Adel Gründe zu haben.

Nach ſeiner Rückkehr aus Schweden verweilte er in Petersburg, wo ein angenehmer geſelliger Kreis ihn feſt hielt bis zum October. Die ſiegreichen Fortſchritte der

Franzoſen beſchränkten ſeine Reiſeentwürfe von Neuem. Der Sturz der gemäßigten Partei in Frankreich (am achtzehnten Fructidor) ſchien die Ausſicht auf den Frieden zu entfernen. Tweddell fürchtete bei dieſer Gelegenheit Pichegrü's Hinrichtung, „denn ich ſelber," ſagt er, „habe ſchon lange um ſeine Verbindung mit den Ausgewanderten gewußt." Sein Entſchluß, das öſtliche Europa zu beſuchen, wurde durch dieſe Ereigniſſe noch mehr befeſtigt. Am Ende des Octobers reiſete er nach der Krimm, um von dort zu dem Herzoge von Polignac und weiter durch die Moldau und Wallachei nach Konſtantinopel zu gehen. An der Newa verließ er den Winter, und fand den Sommer in der Krimm. Ueberall auf der Halbinſel kam ihm die freundlichſte Gaſtfreiheit entgegen. Zu Sympheropol lebte er in dem Hauſe des großen Naturforſchers Pallas, das ſehr angenehm am Ufer des kleinen Fluſſes Salgir liegt. In Sebaſtopol und Baktſcheſerai, der Tatarenſtadt, fand er eine eben ſo gaſtfreie Aufnahme. Mit Empfehlungsbriefen von dem Fürſten Kurakin verſehen, erhielt er überall Führer und Pferde, und wurde von dem Dolmetſcher des ruſſiſchen Conſuls begleitet. Er durchreiſete während des Novembers den größten Theil des herrlichen Landes. An der ſüdlichen Küſte fand er die Bäume belaubt; der Himmel war unbewölkt, und während der zwei Wochen, die er in dieſer Gegend der Halbinſel zubrachte, prellte die Sonne ſo warm von den Bergen über ihm zurück, daß das Meer zu ſeinen Füßen ihn immer zum Bade einlud. Freundliche Landſchaften erquickten Auge und Herz, und gern weilte er mit den guten, gaſtfreien tatariſchen Gebirgsbewohnern, unter welchen er zehn Tage zubrachte, bald im Schooße anmuthiger Thäler, bald in den Gebüſchen von Lorbeerbäumen, Feigen- und Oehlbäumen, bald in Hirtenhütten, die halb verborgen in dichtem Gebüſche lagen. — Tweddell fand ſehr viele Inſchriften und Alterthümer aus der Zeit, wo die Griechen, und ſpäter die Genueſer, Beherrſcher der Halbinſel waren, und nahm von allem Abſchriften und Nachbildungen. Er verſchaffte ſich Zeichnungen von den ſchönſten Gegenden des Landes und erhielt von dem geſchickten Maler des Profeſſors Pallas mehre trefflich ausgeführte Blätter mit den Trachten der Tataren, Koſacken und Kalmücken. Das Tagebuch ſeiner Reiſe war eben ſo reichhaltig und

ausgearbeitet, als die Beſchreibung ſeiner Wanderung durch die Schweiz. Nach der Rückkehr von der ſüdlichen Küſte lebte er wieder einige angenehme Tage bei Pallas. Er hatte wenig ſo ſanfte und liebenswürdige Männer unter den Gelehrten gefunden, als ihn. Zu Anfange des Decembers verließ er das ſchöne Land. Auf ſeinem Wege nach der Ukraine ſah er die Trümmer von Oczakow, „nur demjenigen merkwürdig, der die nichtigen „Vorwände, unter welchen Wahnſinn und Ehrgeiz das „Blut bethörter Völker opfern, betrachten und beweinen „will.“ Er kam hier am Vorabend des Nicolaustages, des zehnjährigen Gedächtnißfeſtes der Eroberung, an. Einige Meilen weit vom Orte war die Erde noch weiß von den Gebeinen der Pferde, die während der letzten Zeit der Belagerung vor Kälte und Hunger umgekommen waren. Noch vier Jahre nach der Einnahme der Stadt verpeſtete Leichengeruch die Luft, und ſelbſt als unſer Reiſender den Ort beſuchte, ſchien die Luft zur Zeit der Dürre, wenn der Wind in einer gewiſſen Richtung wehte, mit Seuchenſtoff gefüllt zu ſeyn.

Gegen Anfang des Jahres 1798 war Tweddell in Woitowka, im Kreiſe der liebenswürdigen Familie Polignac. Das ſtürmiſche Wetter und die Verbreitung der Peſt in der Moldau und Wallachei, wodurch ſein Weg nach Konſtantinopel führte, hielten ihn länger zurück, als er anfangs hatte bleiben wollen, und als bei der ſtrengern Jahrszeit die Krankheit nachgelaſſen hatte, hinderte die Kälte ſeine Abreiſe, da ein großer Theil des Weges über das Balkan-Gebirge zu Pferde gemacht werden mußte, theils der Sicherheit wegen, weil Räuber ſelten Reiter anfallen, theils weil Reiſen zu Wagen langweilig und koſtbar iſt. Alle dieſe Gründe beſtimmten um ſo leichter ſeinen Entſchluß, da der Kreis, in welchem er lebte, ihn mit tauſend Banden anzog. Er zählte die Herzogin von Guiche und die Gräfin von Polignac zu den wenigen Frauen, mit welchen er immer zu leben wünſchte, da ſie mit Schönheit und Anmuth des Betragens jeden Vorzug des Geiſtes und des Herzens verbanden. Sie, die ſo lange in der großen Welt, und in den höchſten Gebieten derſelben gelebt hatten, und damals nur für dieſe gemacht zu ſeyn ſchienen, waren dennoch ſo reich begabt mit allem, was dem häuslichen Leben Reiz und Annehmlichkeit verleiht. Von einer Zeit zur

andern wurde die Abreise nach Odessa, wo er sich nach Konstantinopel einschiffen wollte, aufgeschoben. Er scheint diese Zeit so ganz dem Genusse des geselligen Umgangs gewidmet zu haben, daß auch sein Entschluß die Beschreibung seiner Reise durch die Krimm in Ordnung zu bringen, unausgeführt blieb. Während seines Aufenthalts in Waitowka mag sich auch eine schon länger vorbereitete Umwandlung in seinen Ansichten und seiner Gemüthstimmung ausgebildet haben. Die Veränderung in seiner Lebensweise, wozu er sich hier plötzlich entschloß, scheint auch damit zusammen gehangen zu haben. Er entwöhnte sich von Fleischnahrung und gegohrnen Getränken, und wenn auch zu dem Entschlusse, sich des Thierfleisches zu enthalten, die Hoffnung seine Gesundheit dadurch zu stärken, mitwirken mochte, so war es doch hauptsächlich wohl die Verirrung eines religiösen Gefühles, was ihn dahin brachte. Nach langem Nachdenken hatte er sich überzeugt, „daß wir bloß das Recht des Stärkern üben, „wenn wir unserer unnatürlichen Eßlust die Leiber leben„der Wesen opfern, deren Eigenschaften und Verhältnisse „wir nicht kennen." Der Einwurf, daß die Allgemeinheit dieses Gebrauches eine unverhältnißmäßige Vermehrung der Thiere hindere, scheint ihm nicht treffend, und selbst wenn sie sich wechselseitig zerstören sollten, glaubt er nicht zum Beherrscher des Naturreiches, zum Schiedsrichter zwischen der Herrin und ihren Dienern berufen zu seyn. Er glaubt, daß der Leib durch solche Enthaltsamkeit nicht leiden könne, der Geist aber dadurch gewinnen, die Leidenschaft gemildert, die Gewohnheit der Tugend bekräftigt und die Ausübung derselben erleichtert werden müsse. Auch die Herzogin von Guiche hatte jene Lebensweise angenommen, und beide, die nichts als Milch, Eier, Kartoffeln, Brod und getrocknete Früchte genossen, hatten täglich die Angriffe des ganzen Hauses abzuwehren. Besonders war die Schwester des Herzogs, Diana von Polignac, ihre Gegnerin. Während ihrer Unpäßlichkeit, wo sie das Zimmer hüten mußte, hatte Tweddell seinen Entschluß völlig ausgeführt. Sie schrieb ihm eines Tages: „An Herrn Tweddell, den Pythagoräer. „Ich habe seit 8 Uhr Morgens so viel gesprochen, daß „es mir unmöglich ist, heute den Besuch eines Mannes „anzunehmen, der ein System hat, sonst aber sehr lie„benswürdig ist. Morgen wird meine Brust stärker seyn,

„und ich werde versuchen ihn wieder zur Vernunft zu „bringen. Sollte meine Beredsamkeit scheitern, so lasse „ich schleunigst zwei Häuschen bauen, eines für ihn, das „andre für seine Bekehrte, aber geschieden durch eine „große Hecke, um die Nachtheile des Zusammenstoßens „zwei so wunderlicher Köpfe zu verhüten. Alle Vorüber„gehenden sollen eingeladen werden, ein Stoßgebetlein „für ihre Rückkehr zum gesunden Menschenverstande zu „sprechen.“ Tweddell schrieb ihr folgende Antwort: „Der „Frau Gräfin Diana von Polignac, Esserin von todtem „Fleisch. Ich bedaure, daß ein Unfall mir das Vergnü„gen raubt, den Werth meiner Meinung mit Ihnen zu „erörtern, und bedaure es doppelt, weil ich einen Grund „mehr haben würde, darauf zu halten, wenn der Aus„schlag eines solchen Kampfes mir günstig gewesen wäre. „Sie sind so stark in allen Gründen, die Strenge gegen „die Thiere predigen, und geben sich so gern Täuschun„gen hin, daß ich meinen Sieg gewiß nicht Ihrem Mit„leid verdanken würde, da ich auf der einen Seite der „Sachwalter der Ochsen, Kühe, Schafe und Hühner bin, „und auf der andern mein System den Beistand der Ein„bildungskraft verwirft und sich nur auf Wahrheit stützen „will. Das Häuschen, das Sie mir anbieten, ist mir „übrigens ganz recht, wenn Sie es in der Nähe des „Schlosses Woitowka errichten. Man könnte es wohl „nach größerm Maaßstabe bauen, damit die bewußten „Personen beide Platz darin hätten, statt sie durch jene „große Hecke zu trennen, die wahrlich eine schlechte Er„findung für eine Baumeisterin von Ihrem Geiste ist. „Aber darauf verstehe ich mich wenig. Mögen Sie es „nach Ihrem Belieben einrichten. Lassen Sie nur meine „Fenster auf jene Seite gehen; dann vertausche ich eine „so glückliche und wohl ersonnene Thorheit nicht für so „manche traurige. Das Stoßgebetlein wird mir also „nichts nützen. Würde es nicht besser für Ihre Genesung „angewendet werden?

Wenn er, wie man wohl glauben darf, sich selber richtig beobachtet und das Ergebniß redlich mitgetheilt hat, so war er um diese Zeit noch weit entfernt von der Ergebung und Festigkeit eines beruhigten Gemüths. Er suchte sich zu vergessen, zu verlieren im Taumel. „Im „Ganzen bin ich jetzt passend für das gesellige Leben,“ schrieb er ungefähr ein Jahr nach seiner Abreise aus

England. „Ehedem saß ich lieber allein, nachdenkend „oder lesend, oder brachte meine Zeit, ruhig und gesam„melt, unter Freunden zu. Ich fühlte, daß ich mit der „Gesellschaft nicht auf gleicher Linie stand. Jetzt aber „gebe ich mich hin, und mache es wie die Andern, um „Gedanken los zu werden, statt deren zu gewinnen, „wenigstens ist dieß oft mein einziger Zweck gewesen... „Wenn ich mich aber in meinem Innern ganz glücklich „fühlte, sollte ich diese lärmenden Gesellschaften weniger „besuchen, als ich thue. Ich erstaune oft über die gänz„liche Veränderung meiner Lebensweise. Ich gehe jetzt „eben so eifrig überall hin, wo der Schneeball rollt, „als ich es früher vermied. Ich glaube aber, ich werde „am sichersten Ruhe finden, wenn ich den Plan verfolge, „den ich jetzt gefaßt habe, und meine Gedanken mit dem „Ernste, der mir übrig geblieben ist, auf nützliche Kennt„nisse richte, und Vortheil von der Lage ziehe, worin „ich mich befinde." Unter diesen Zerstreuungen aber „verlor er doch nie die Aussicht auf ein stilleres Glück „in engeren Kreisen, wohin seine innerste Neigung ihn zog. „Alles, was ich von der großen Welt sehe, von „ihren Freuden und ihren Eitelkeiten, hat keine andere „Wirkung auf mich, als die Ueberzeugung, daß das „wenige Glück, welches für Menschen gemacht ist, an „dem andern äußersten Ende gesucht werden muß. Ich „sehe überall so viel Thorheit und Verdorbenheit, eine „so wahnsinnige Begierde, die heilsame Natur zu ver„fälschen, daß diese mir doppelt theuer geworden ist, „seit ich so wenig von ihr finde. Die ehrgeizigen Ent„würfe, die ich allerdings einst hegte, sind in mir erstor„ben. Alles, was mich in dieser Art umgiebt, ist so be„schaffen, daß ein fühlendes, denkendes Gemüth nur „seufzen und weinen kann. Seit ich die Rolle gesehen „habe, welche Thoren auf der großen Bühne spielen, „werde ich unter einigen Büchern und einigen Freunden „meine Tage zu beschließen suchen. So lange ich indeß „unter der lärmenden Menge bin, mische ich mich unter „sie, und schwimme mit dem Strome und sehe, wie er „ebbet und flutet, und sich windet und krümmt. Es „giebt viele Dinge in der Welt, welche zu sehen der „Mühe werth ist, bloß um zu lernen, daß sie nicht die „Mühe des Aufsuchens verdienen." — „Ich glaube, man „findet das Glück, wenn es zu finden ist, in der Abge-

„schiedenheit, und der größte und wichtigste Gewinn, den „ich, nach meinem Gefühle, aus der täglichen Betrach„tung alles dessen, was mich seit langer Zeit bewegt hat, „ziehe, ist der Gedanke, daß ich künftig, wenn ich je „Ruhe und Frieden genieße — auf Glück zu rechnen, „ist zu viel — aus allen meinen Erfahrungen die Ueber„zeugung schöpfen werde, alles, was außerhalb des Krei„ses einer glücklichen Mittelmäßigkeit liegt, sey nicht „werth einen Wunsch oder ein Bedauern zu erwecken.“ Fast um dieselbe Zeit schrieb er seinem vertrautesten Freunde: „Ich habe jetzt keinen besondern Kummer, kei„nen heftigen wenigstens; aber ich bin nicht glücklich; „ich fühle, es fehlt mir etwas, was ich einst nothwen„dig für mich hielt. Ich weiß nicht, was es heißt, jene „stille Gewohnheit des Denkens und Fühlens zu besitzen, „die einige Menschen bloß der Gesundheit und Andre „einem nie gestörten zufriedenen Leben verdanken.“

Während Tweddell sich zur Reise in das östliche Europa bereitete, machten seine Freunde in der Heimath Einleitungen, um ihn nach seiner Rückkehr für das öffentliche Leben zu gewinnen. Eine Gelegenheit dazu schien sich zu öffnen, wenn eine Veränderung in der Staatsverwaltung erfolgte, wie Manche nach den Siegen der Franzosen in Italien und nach dem Frieden mit Oesterreich erwarteten. Tweddell selber schrieb, um den Wünschen seiner Freunde nachzugeben, an einen nicht näher bezeichneten Mann von Einfluß*), welchem er seinen Wunsch erklärte, in einem öffentlichen Amte, besonders in der gesandtschaftlichen Laufbahn, seinem Vaterlande nützlich werden zu können. Er glaube für jene Laufbahn so gut zu passen, wie jeder Andre, schrieb er bei dieser Gelegenheit an einen Freund. Er habe nun so ziemlich gesehen, wie es in der Welt zugehe, wie wenig Geistesgaben und wie wenig Geschicklichkeit im Allgemeinen dem achtbaren diplomatischen Corps zu Theil geworden seyen, und er werde sich nicht scheuen, mit den meisten von ihnen, die er an verschiedenen Höfen kennen gelernt habe, zu unterhandeln. Tweddell hatte jedoch, selbst im Falle eines Wechsels der Machthaber, nicht Neigung, sich um eine Stelle zu bewerben, sondern wollte ein Anerbieten erwarten, aber da die Minister sich behaupteten, so

*) Vielleicht Grey (Lord Howick) mit welchen T. bekannt war.

war von dem Entwurfe nicht weiter die Rede, weil Tweddell die herrschenden Verwaltungsgrundsätze auch jetzt nicht billigte, so sehr sich seine politischen Ansichten um die Zeit seiner Ankunft in Konstantinopel umgewandelt hatten. Der begeisterte Lobredner der französischen Revolution, dessen Stimme wir oben gehört haben, spricht nun in ganz anderm Tone. „Wie riesenhaft „schreitet die Bosheit durch alle Länder der Erde!" ruft er bei einem zürnenden Ausfall gegen die Fünfherrscher in Frankreich. „Sie hatten die schönste Gelegenheit, „Wohlthäter der Menschheit zu werden, und haben alle „ihre Heilmittel in Gift verwandelt. Die Franzosen „haben der Sache der Freiheit eine ewige Schmach an„gethan, sie haben den heiligen Namen und die göttli„chen Eigenschaften derselben der Zwingherrschaft in ihrer „schlimmsten Gestalt beigelegt. Ich werde es nie ver„gessen, daß sie die Sachwalter echter Freiheit und Un„abhängigkeit gezwungen haben, zwischen den verschie„denen Arten von Unterdrückung, zwischen fremder und „einheimischer Willkühr, zwischen nahem und entferntem „Uebel, zwischen den gleich fühlbaren Bedrückungen wirk„licher Aristokratie und falschem Republikanismus zu „wählen." Wir sehen ihn oft auf den Gedanken zurückkommen, daß die Grundsätze und Gewaltschritte der französischen Republikaner auch in seinem Vaterlande die als nothwendig anerkannten Verbesserungen hindern würden. „Dieses abscheuwerthe Volk hat der Sache der „Freiheit mehr Schaden zugefügt, als alle Zwingherrn „dieser geplagten Erde. . . Meine Grundsätze haben sich „nicht geändert," schreibt er einem Freunde. „Nein, bei „verstärktem Eifer für das Glück der Menschheit, bei „erhöhter Anhänglichkeit an Freiheit und Tugend, ver„wünsche ich aus Grund meiner Seele die entsetzliche „Bosheit jener Menschen, welche die schönsten Hoffnun„gen einer redlichen und edlen Begeisterung und das beste „Erbtheil kommender Geschlechter zerstört haben." Mögen Aeußerungen dieser Art gerechtfertigt werden durch den Abscheu, den jedem wahren Freunde der Freiheit die Verbrechen erweckten, welche die französische Revolution in ihrem späteren Fortgange begleiteten; es ist doch unverkennbar, daß bei seinem genauen Umgange mit Ausgewanderten, zumal mit liebenswürdigen ausgewanderten Frauen, ihm einige Vorurtheile derselben angeflogen

sind. Wie einst der Lobredner der Franzosen über die Linie besonnener Mäßigung und gerechter Würdigung geschweift war, so widerfuhr es ihm nun auch in dem Bannfluche, den er gegen sie aussprach. „Ich bin der „entschiedendste Feind des großen Volkes, und das ab„scheuliche, teuflische Betragen desselben macht mich be„schämt, daß ich je glauben konnte, seine Beweggründe „seyen reiner, seine Absichten heilsam. Meine Meinun„gen in Hinsicht auf unsere Art den Krieg zu beginnen, „auf die Theilungsabsichten, haben sich keineswegs geän„dert, aber gänzlich geändert in Hinsicht auf die Natur „französischer Grundsätze, französischer Moral, französi„scher Absichten und auf den endlichen Erfolg der fran„zösischen Revolution. Das Betragen der jetzigen Regie„rung gegen Amerika und die Schweiz ist der höchste „Gipfel grausamer Willkühr, die in dem Bewußtseyn der „Unlauterkeit und der Lust am Bösen schwelget. Es ist „nichts Gutes mehr zu hoffen von diesen wüthenden „Trompetern falscher Freiheit."

In dieser Stimmung kam er von Odessa, wo er sich eingeschifft hatte, im Mai 1798 nach Konstantinopel, und er sah das prächtigste Schauspiel, das je sein Auge genossen hatte, als er in den Kanal einfuhr, auf dessen Seiten anmuthige Hügel, beschattet von dem mannigfaltigen Grün dichtbelaubter Bäume, und bedeckt mit Vesten, Dörfern und Landhäusern, in den schönsten Umrissen sich hinabsenken. Das Schiff warf Anker bei Bujukderej, ungefähr eine Stunde von der Mündung des Kanals entfernt, wo die fremden Gesandten Landhäuser haben. Da Tweddell bei der Landung erfuhr, daß der englische Gesandte John Spencer Smith, Bruder des ritterlichen Admirals Sidney Smith, noch nicht angekommen war, so fuhr er in einem Boote 5 Stunden weiter nach Pera bei Konstantinopel, während bei der Beleuchtung des heitersten Tages die prächtige Landschaft in dem reichsten und schönsten Farbenglanze vor ihm sich ausbreitete. Der Gesandte gab ihm eine Wohnung in dem gesandtschaftlichen Palaste zu Pera, deren Fenster von Feigenbäumen und Cypressen, worin zahllose Turteltauben koseten und nisteten, gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt wurden. Sein Aufenthalt in Konstantinopel sollte nach seinem anfänglichen Entschlusse nur von kurzer Dauer seyn, verschiedene

Umstände aber verlängerten denselben zu mehreren Monaten. Die schon im Mai sehr drückende Hitze hatte anfangs einen nachtheiligen Einfluß auf seine Gesundheit. Er fand nicht sogleich einen Maler, und mußte daher selber viele Gegenden aufnehmen, wovon er Ansichten zu besitzen wünschte, was ihm viel Zeit kostete. An Alterthümern fand er Konstantinopel nicht so reich, als er geglaubt hatte, aber vollen Ersatz dafür gaben ihm die Wunder jener himmlischen Landschaft, die der Blick am besten von der Spitze des Seraj, oder von einem Minareh der Sophienkirche umfaßt. Die Reise nach der asiatischen Küste und längs derselben nach Athen, hinderten herrschende Fieber, welche sich in den heißen Sommermonaten verbreiteten. Der französische Eroberungszug gegen Aegypten vermehrte die Gefahr einer Reise im Orient. Die Türken waren wie vom Donner gerührt bei der Nachricht, daß die Franzosen Aegypten, die Straße zum Grabe des Propheten, erobert hatten. Dazu kamen die Besorgnisse über Paswan Oglu's Fortschritte im Innern, über welche man jedoch keine genauen Nachrichten erfuhr, da die Regierung das strengste Schweigen darüber befohlen hatte, und jeder, der sich über diese Angelegenheit äußerte, in Gefahr kam, in der nächsten Nacht den Kopf zu verlieren, ein Schicksal, das kurz vor Tweddells Ankunft einige Griechen und Türken, die zu lebhaft Paswan's Partei nahmen, getroffen hatte. Bei dieser Gelegenheit erzählt unser Reisende folgende wenig bekannte Thatsache. Die Türkische Regierung erbat Hülfe von Oesterreich, um den Aufrührer Paswan zu bändigen. Der Kaiser schickte Ingenieur- und Artillerie-Offiziere in das Lager vor Widdin, vermuthend, daß dieser Beistand am nützlichsten seyn würde, da die Türken in der Belagerungskunst sehr weit zurück sind. Man rechnete darauf, Bomben und Mörser zur Beschießung der Vestung im Lager zu finden, sah sich aber gänzlich in dieser Erwartung getäuscht. Solche Nachlässigkeit herrschte überall. Erst als die Nachricht von der Ankunft der Franzosen in Alexandria bekannt wurde, brachte man Geschütz nach den Dardanellen. — Tweddells anfänglicher Plan, das Weihnachtsfest in Jerusalem zuzubringen und von hier nach Alexandria und Kahira zu reisen, wurde durch die Kriegsereignisse zerstört. Er hatte Ursache sich zu freuen, daß er die erste Zeit seines Aufent-

halts in Konstantinopel benutzt hatte, alle Merkwürdigkeiten zu besehen. Mit der steigenden Sommerhitze verbreitete sich die Pest. Schon waren gegen 30 Häuser in der Nähe des englischen Palastes verschlossen, und von den Ueberlebenden verlassen. Täglich wurden Leichen aus den Häusern getragen, die man verschloß, ohne den Dienstboten den Ausgang zu gestatten. Die nothwendigsten Lebensbedürfnisse wurden in Wasser durch die Thüren geworfen. Tweddell und der englische Gesandte gingen nie aus, als in solchen Stunden, wo die Straßen fast öde waren, und bei der Rückkehr ließen sie sich immer räuchern, und wechselten ihre Kleider, die sogleich auf 24 Stunden in die Luft gehängt und mit Weinessig besprengt wurden. Sie verließen darauf die Stadt und zogen auf das anmuthige Landhaus des Gesandten im Dorfe Belgrad, dessen schöne Lage schon Lady Wortley Montague pries *). Sie blieben hier, bis die Wuth der Pest nachgelassen hatte.

Tweddell hatte Ursache sich des Entschlusses zu freuen, wodurch die Fortsetzung seiner Reise so lange war verzögert worden. Der Eindruck, den die erste Nachricht von der Landung der Franzosen machte, schien allen Abendländern Gefahr zu drohen, und besonders war das Volk auf der asiatischen Küste so heftig erbittert gegen die Christen, daß es keinen Unterschied zwischen Franzosen und Engländern machte. Es blieb jedoch bei einzelnen Beleidigungen und Morddrohungen. Nelsons großer Sieg änderte auf einmal die Stimmung. Es war große Freude darüber im ganzen Morgenlande. Als der Sultan die Nachricht erhielt, nahm er das kostbare Geschmeide, das die Reiherfeder auf seinem Tulbend trug, über 7000 Thaler an Werth, und schickte es mit einem eigenhändig unterzeichneten Briefe an den englischen Gesandten, als ein Geschenk für den Admiral. Die ehrenvollste Auszeichnung, die der Großsultan geben kann. Nelson erhielt außerdem einen Zobelpelz für 2000 Thaler und 2000 Dukaten zur Vertheilung unter die Seeleute.

Tweddell bereitete sich nun zur Abreise nach der asiatischen Küste und nach Griechenland. Er hatte in Konstantinopel viele Gelegenheit gefunden, sich über die

*) Brief vom 17. Junius 1717.

Sitten und Gebräuche des Volkes zu unterrichten, und es war ihm sogar gelungen, die Gärten des Seraj zu sehen, wo der von ihm gewonnene Gärtner ihm selbst die geheimsten Gänge zeigte. Er besaß zahlreiche Zeichnungen von den merkwürdigsten Ansichten und von mehr als 120 Volkstrachten. Seine Sammlung war, nach seiner Versicherung, eine der reichsten, die je in Konstantinopel war zusammen gebracht worden, und enthielt unter andern auch eine Zeichnung von der feierlichen Einführung des preußischen Gesandten bei dem Großherrn und dem Weßir, wo Tweddell im Gefolge des Gesandten war, und wie die Uebrigen ein Feierkleid (Kaftan) erhielt. Ein großer Gewinn war für ihn die Bekanntschaft mit dem Maler Preaux. Dieser treffliche Künstler, der 8 Jahre in Paris unter Robert sich gebildet und 10 Jahre in Rom auf Kosten Ludwigs XVI. studirt hatte, war Mitarbeiter an Choiseuls Prachtwerke über Griechenland gewesen. Als die Revolution die Fortsetzung dieses Werkes unterbrach und auch seine Hoffnung, eine Anstellung als königlicher Architektur-Maler zu erhalten, gestört hatte, blieb er in Konstantinopel, wo seine Kunst so wenig Aufmunterung fand, als hier zu erwarten war. Die unglücklichen Zerrüttungen in seinem Vaterlande verboten ihm die Rückkehr. Tweddells Antrag, in Konstantinopel für ihn zu arbeiten und ihn nach Griechenland zu begleiten, war daher dem bedrängten Künstler willkommen, und er ließ sich Bedingungen gefallen, die nach Verhältniß seiner ausgezeichneten Kunstfertigkeit sehr mäßig waren. Im November verließ Tweddell Konstantinopel und ging nach der asiatischen Küste über. Einen großen Theil seiner Zeichnungen und Handschriften, worunter die vollständigen Tagebücher seiner Reise durch die Schweiz und die Krimm waren, übergab er vor seiner Abreise dem in Konstantinopel angesiedelten englischen Kaufmann, Thomas Thornton, der sich durch ein geschätztes Werk über das türkische Reich *) bekannt gemacht hat. Tweddells Absicht war, zu Lande nach Smyrna zu reisen, die Ebene von Troja zu besuchen und vielleicht selbst nach Baalbeck und Palmyra zu gehen. Er hatte Empfehlungen vom Reis Effendi an alle Beamten der Pforte. Ein verständiger

*) The present state of Turkey.

Janitschar war sein Begleiter und die Achtung, worin seit Nelsons Siegen, der Name eines Engländers stand, verhieß ihm überall gute Aufnahme. Ein anhaltendes Regenwetter aber vereitelte den Plan der Landreise. Er beschloß nach den Dardanellen und von da gerade nach Athen zu gehen. In Tophana schon begann sein Mißgeschick. Er traf zu der vom Befehlshaber des Schiffes bestimmten Stunde ein, aber das Schiff war schon unter Segel. Vergebens suchte er es einzuholen, ehe es die 7 Thürme erreichte. „Ich fand später," fährt er in seiner Erzählung fort, „daß mein Gepäck, welches schon „am Bord war, für meine herrlichen Griechen ein hinlänglicher Beweggrund gewesen seyn würde, hier nicht „vor Anker zu legen. Aber ein Hoherprieſter ihres Volks „war mit mir in gleichem Falle und kam gegen ihre „Erwartung noch später als ich. Mir hätte die Furcht „vor dem Herrn wenig geholfen, wäre sie nicht verstärkt „worden durch die Furcht vor seinem Diener." Am folgenden Tage landeten sie zu Gallipoli. Tweddell ging ans Land und wohnte in dem Hause des englischen Consuls aus der jüdischen Familie Tarragano, in welcher seit 100 Jahren das Consulat erblich ist. „Seine „Eßlust — so beschreibt er den Mann — war stärker als „sein Glaube. Er verdauet Speck besser, als die Vorstellung von der Ankunft des Messias. Er sey müde „auf ihn zu warten, sagt er. Einst habe er ein wenig „gehofft, ihn zu sehen, jetzt aber, fast 80 Jahre alt, „erwarte er ihn nicht mehr. Ich forschte nach seinen „Ansichten von der andern Welt. Er behauptet, die „Seele des Menschen sey wie ein Pfenniglichtchen, das „ein schwaches Flämmchen von dem Lichte der ewigen „Kerze dort oben borge. Diese Kerze, glaubt er, sey „gegen jedes Erlöschen gesichert, kraft der Zusammenwirkung ewiger Ursachen, aber das Pfennig-Nachtlichtchen jedem Winde ausgesetzt, und einmal erloschen, „werde es nie wieder angezündet. So sieht's mit der „Moral in Gallipoli aus."

Mit widrigem Winde und mancherlei Unfällen kämpfend, landeten sie am 17ten December 1798 auf der Insel Tine, einem der blühendsten Eilande des griechischen Inselmeeres. Am 29sten December kam er von hier, nach einer Fahrt von 24 Stunden, in Athen an. „Ehe „ich an Essen und Ruhe dachte," sagt er, „ging ich um

„die Akropolis und huldigte den Werken des attischen „Geistes. Nur einen Blick warf ich auf diese mächtigen „Ueberreste, und ich kann nicht Worte für den Ausdruck „meiner Bewunderung finden. Es ist mir, als hätte „ich bisher noch nichts gesehen, da keine Vergleichung „statt finden kann zwischen den Werken des menschlichen „Geistes, die ich bis jetzt gesehen habe, und den Gegen„ständen, die heute meine erstaunten Sinne fesselten.“ Tweddell wohnte in dem Hause des Atheners, Spiridion Logotheti, der als überzähliger Dolmetscher (Dragoman) zum englischen Consulat gehörte, und außer dem Neugriechischen, seiner Muttersprache, Französisch, Deutsch und Italienisch verstand. Die Witterung war bei Tweddells Ankunft zwar ungewöhnlich rauh, doch so wenig strenge, daß reife Pomeranzen vor den Fenstern seines Zimmers herabhingen, und Blumenkohl und Melonen, nebst dem köstlichen Honig vom Hymettus,*) der noch immer seines alten Ruhms würdig ist, seine erste Mahlzeit in Athen ausmachten. Bald nach seiner Ankunft machte Tweddell die Bekanntschaft des Franzosen Fauvel, der durch seine Kunstfertigkeit, seine Kenntniß des Alterthumes und seine uneigennützige Aufmerksamkeit gegen Reisende aus allen Ländern, berühmt geworden ist. Der wackere Mann war seit dem Kriegszuge der Franzosen gegen das türkische Gebiet harten Verfolgungen ausgesetzt gewesen, und noch bei Tweddells Ankunft seiner Freiheit beraubt. Kummer und Gefangenschaft hatten seine Gesundheit geschwächt. Doch war der größte Theil seiner Handschriften und Zeichnungen glücklich gerettet, und vor den Barbaren, die darnach suchten, gesichert worden. Was Tweddell anfangs sah, waren nur rohe Entwürfe, viele kaum halb ausgeführt, deren Bedeutung selbst ein anderer Künstler nicht hätte errathen können. Die einzige, fast vollendete Zeichnung war, wie er Tweddell versicherte, der Tempel des Theseus, und auch hier fehlten noch die Basreliefs, und andre wichtige Einzelheiten. John Hawkins, der während seiner fünfjährigen Reise durch Griechenland, besonders auf Natur-

*) Am Abhange dieses, nicht weit von Athen entfernten Hügels, in einem Wäldchen von Oehlbäumen liegt ein Kloster, dessen Mönche einen ansehnlichen Bienenstand haben, der ihnen viel einträgt.

geſchichte und Geographie ſeine ſorgfältig prüfende Aufmerkſamkeit richtete, hatte alle vollendeten Zeichnungen, die Fauvel beſaß, an ſich gebracht. Späterhin aber ergab ſich, daß Fauvel's anfängliche Zurückhaltung nur die Wirkung ſeiner Beſorgniß war, daß ihm ſeine Kunſtſchätze und Handſchriften durch Ueberfall entwendet werden möchten. Er brachte nach und nach verſchiedene vollendete Zeichnungen aus der Verborgenheit hervor, bis er unſerm Reiſenden endlich verſicherte, daß er nichts mehr zu zeigen habe. So kamen gegen 50 Zeichnungen in Tweddells Mappe, und er verdankte dieſe glückliche Erwerbung zum Theil Fauvel's Geldmangel, denn wiewohl der Kaufpreis nicht unbeträchtlich war, ſo würde der Künſtler doch unter andern Umſtänden nicht ſo viele von ſeinen Schätzen veräußert haben. Eine ſeiner bedeutendſten Arbeiten war jedoch unwiderbringlich verloren. Gleich nach ſeiner Verhaftung befahl er ſeinem Diener, das Modell der Akropolis zu vernichten, welches er mit ſo großer Sorgfalt und Treue verfertigt hatte; daß man jede Einzelheit der Burg darin wiederfand. Der Verluſt dieſer Nachbildung war um ſo mehr zu bedauern, da weder Fauvel noch ſonſt jemand, wieder ſo freien Zutritt zu allen Theilen der Veſte zu erwarten hatte.

Tweddell und Preaux waren ſeit ihrer Ankunft täglich vom früheſten Morgen bis in die Nacht beſchäftigt mit der Betrachtung der Schauplätze des alterthümlichen Ruhmes, der Veränderungen, die ſie erlitten haben, und der Merkmale, die ſie noch auszeichnen. Wenn er je den Gedanken ausführte, ein Werk über Griechenland heraus zu geben, ſo glaubte er Athen mit der größten Umſtändlichkeit beſchreiben zu müſſen, und ſuchte ſich in Stand zu ſetzen, jeden merkwürdigen Gegenſtand durch Zeichnungen, die an Ort und Stelle aufgenommen waren, zu erläutern. Preaux bildete alles nach, wovon Nachbildungen nöthig waren, während Tweddell die Lage der alten Gebäude beſtimmte und den gegenwärtigen Zuſtand mit dem vergangenen verglich. Dabei wurden, außer Abbildungen alter Bauwerke, auch Sitten, Trachten, Heiraths- und Begräbnißgebräuche nachgebildet, und ſo entſtand eine der reichſten Sammlungen von Zeichnungen, die je auf dem berühmten Boden war gebildet worden. „Ungeachtet Stuart 4 Jahre hier war,“

ſagt er, „und ungeachtet der mühſamen Forſchungen Le „Roy's, bin ich überzeugt, daß meine Zeichnungen viele „Gegenſtände in einem neuen und beſſeren Lichte zeigen, „als jene beiden Reiſenden gethan haben... Alles iſt „höchſt treu. Ich begnüge mich mit den Dingen, wie „ich ſie finde, ohne ſie zu verändern, oder zu verſchö„nern.“ Auch wurden alte Inſchriften nicht vergeſſen, die Tweddell ſelbſt mit der pünktlichſten Genauigkeit abzeichnete, und ſeine ſorgfältigen Unterſuchungen ſetzten ihn in Stand, mehrere von Barthelemy in ſeiner Karte vom alten Athen nicht richtig angegebene Lagen ziemlich genau zu beſtimmen. Die Denkmahle des Alterthums allein beſchäftigten und erhoben ſeine Seele. „Was „kümmert mich,“ ſagt er, „das verworfene Geſindel der „jetzigen Sklaven, deren Unwiſſenheit und Niedrigkeit „den ruhmvollen Boden entweiht; ſie ſind die Schmach „ihrer Ahnen, deren Denkmahle ſie mit Füßen treten, „ohne ſie einmal zu kennen. Sie gehören nicht in mein „Gemälde. Meine Einbildungskraft ſoll frei ſeyn. Ich „will jene Trunkenheit genießen, welche die ideale Gegen„wart der ſchönſten Geiſter erweckt, die je auf der Erde „gewandelt haben. Ach, ich weiß nur zu gut, daß Pla„ton's Stimme nicht mehr erſchallt in den Gärten der „Akademie, und Ariſtoteles nicht mehr wandelt im Lyceum. „Die Sprache der Vernunft ſpricht nicht mehr zu mir „durch den Mund der Tugend. Sokrates iſt nicht mehr; „Demoſthenes reiſet, und Phokions Thüre iſt für mich „nicht offen. Hier iſt nichts ſo wirklich, als die Sehn„ſucht nach den Dingen, die nicht mehr ſind. Es ſey „mir alſo vergönnt, Täuſchungen zu lieben, die man ſo „ungern aufgiebt, und flüchtige Bilder an die Stelle „wirklicher Weſen zu ſetzen. Mag das glückliche Klima, „das ich bewohne, und deſſen befruchtende Wärme, die „Gefühle meiner Seele und die Thätigkeit meines Geiſtes „erweckte, noch einmal die Gemälde verſchönern, die ich „beſchaue. Es möge vor meinem Auge die ſtrengen Züge „der Wirklichkeit mildern und gemeine Geſtalten mit blen„dendem Lichte und neuen Farben bekleiden. Es möge dem „Schweigen eine Sprache, dem Nichts Bewegung ver„leihen, und mir zu Liebe dieſe hohe Einſamkeit mit „Helden und Weiſen bevölkern.“

Tweddell vergaß dabei doch keineswegs die Sitten der Lebenden zu beobachten, wo ſich ihm Gelegenheit

darbot, und wie viel Anziehendes er uns würde mitgetheilt haben, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, seine Beobachtungen zu ordnen und seine Entwürfe auszuführen, mag folgendes Bruchstück zeigen. „Ich habe einer Hochzeit „beigewohnt. Zuerst ging ich mit meinem Wirthe, um die „Vorlegung der Mitgift zu sehen, welche die Aeltern der „Braut den Angehörigen des Bräutigams gewährten. Ein „öffentlicher Schreiber war dabei zugegen, der jedes Stück „in ein Verzeichniß eintrug, so wie die Aeltern der Braut „es vor den Anwesenden auskramten. Diese Feierlich„keit hatte den Zweck, daß, im Fall des kinderlosen „Absterbens der Frau, dieselben Güter ihren Angehöri„gen vollständig wieder überliefert werden sollten. Die „Mitgift bestand theils in Hausgeräthe und verschiedenen „weiblichen Kleidungsstücken, z. B. einem Bette, einer „Matratze, Decken, Betttüchern, Servietten, Hemden, „Kleidern, gestickten Schnupftüchern, Pantoffeln oder „Babuschen, einem Halsbande von kleinen Perlen mit „Zechinen untermischt, einer Art von gestrickter Mütze, „ebenfalls mit Goldstücken geziert, Schüsseln und Tellern „von Blech, Kaffeetassen u. s. w. Alles wurde so ge„nau aufgezeichnet, daß man nicht vergaß zu bemerken, „von welchem Stoffe und von welcher Farbe die Klei„der waren, und bei dem Halsbande und der Mütze die „Zahl und den Werth der Stücke anzugeben. Mitten „in der Verhandlung erhob sich ein Streit. Einer der „Angehörigen der Braut sagte, es müsse noch etwas auf„gezeichnet werden, da der junge Mann bereits einige „Zinsen von dem Gelde seiner Verlobten erhoben habe, „die folglich ebenfalls in das Verzeichniß des Eingebrach„ten aufgenommen werden müßten. Der Vater des „Bräutigams widersetzte sich, unter dem Vorgeben, es „könne nicht die Rede seyn von früheren Dingen, son„dern bloß von der Vorlegung der Mitgift, womit man „eben beschäftigt sey. Beide Theile wurden hitzig; und „das verschiedene Benehmen der beiderseitigen Wortfüh„rer, von welchen der Verwandte des Bräutigams am „ruhigsten war, und mehr sich an die Vernunft zu wen„den schien, während der Andere heftig ward, brachte „mich Anfangs, ehe ich wußte, wovon die Rede war, „auf die Vermuthung, daß die Gerechtigkeit auf der „Seite des jungen Mannes sey. Sobald ich aber über „den Streitpunkt unterrichtet war, sah ich ein, daß bei

„jedem Streite der Besitz der zwistigen Sache auf das „Gemüth desjenigen wirkt, der dieselbe als ein unbestreit„bares Gut zu genießen meint, und daß er dadurch über „denjenigen, der Ansprüche gegen ihn geltend macht, einen „Vortheil erhält, welcher ihm eine Ruhe und Kaltblütig„keit giebt, die man leicht für das Bewußtseyn redlicher „Absicht halten kann. Es wurde jedoch von allen Anwe„senden entschieden, daß, da die Aufzeichnung den Zweck „habe, den Angehörigen der Braut den Rückfall der von „ihnen gekommenen Güter zu sichern, und da das Geld „wirklich dazu gehört habe, auch dieses eine Stelle im „Verzeichnisse erhalten müsse. Zum Schlusse der Feier„lichkeit wurde allen Anwesenheiten Kaffee und Zucker„werk gereicht. Am Abend war die Hochzeit. Als ich „einige Zeit in der Kirche gewartet hatte, erschien die „Braut. Sie trat mit gezwungener Langsamkeit herein, „mit einem sehr schweren Anzuge belastet, schlug die „Augen nieder, und wurde von zwei Frauen unter die „Arme gefaßt. Mehrere junge Leute gingen voran, wo„von Einer eine lange grüne Wachsfackel trug. Die „Hoffnung darf bei solchen Gelegenheiten nicht erlö„schen. Der Bräutigam trat von der andern Seite in „einem ähnlichen Aufzuge herein. Der Erzbischof von „Athen stand in der Mitte der Kirche vor einem Tische. „Fünf oder sechs Priester legten ihm vor allem Volke „die bei solchen Feierlichkeiten vorgeschriebene Kleidung „an, und bekleideten nachher sich selbst. Ich bemerkte, „daß man dem Erzbischofe, während des Ankleidens, „mehrmal die Hand küßte, als ob man ihm hätte sagen „wollen, wie gut er aussähe. Er nahm diese kleinen „Aufmerksamkeiten mit unbeschreiblicher Milde auf. Die „beiden Verlobten standen vor dem Erzbischofe auf der „anderen Seite des Tisches; beide hatten die grünen „Fackeln in den Händen, welche man ihnen bei dem „Einzuge in die Kirche vorgetragen hatte. Ich konnte „sie sehr genau sehen. Der Mann trug auf dem Kopfe „über der Mütze einen silbernen Reifen, der wie eine „Glorie aussah. Man nennt ihn die Märtererkrone, „wahrscheinlich, um die stille Ergebung anzudeuten, wo„rin sich jeder befinden muß, der sich zur Ehe entschließt. „Die Braut trug auf dem Kopfe eine Art von Krone, „die aus einem, mit kleinen Perlen bedeckten Kissen be„stand, auf welchem sich sechs bis sieben Zoll hoch drei

„oder vier Zierrathen erhoben, deren unterer Theil, wie „eine Nuß groß, von Silber-Filigran gemacht war und „Silberfäden mit Herzchen trug. Ihre Haare waren mit „Flittergold und Zechinen durchflochten. Ein Halsband, „das ihren Hals unter dem Kinn umschloß und bis auf „den Schooß herab hing, bestand aus kleinen Perlen „und Goldstücken, meist von fünf Piastern an Werthe, „aber so platt geschlagen, daß sie größer erschienen. „Auch hatte sie eine goldene Kette von Filigran-Arbeit „um den Hals, die denselben aber nicht fest umschloß, „und von den Schultern gerade auf den Gürtel herab„fiel. Auf der Stirne, gerade in der Mitte, wo die „Nase die Augenbrauen trifft, hatte sie ein Schönfleckchen, „und über den Augen waren Goldflitter in Menge mit „einer Art von Gummi auf die Haut befestigt. Auch „ihre Wangen waren so verziert. Beide Verlobten schlu„gen die Augen nieder, und verriethen nicht die mindeste „Neugier, sich anzusehen, obgleich dieß der erste Tag war, „wo die Sitte ihnen solche Freiheit gestattete. Konnte „Orpheus standhafter seyn! Die Feierlichkeit begann. Die „Priester stellten sich um den Tisch. Man las die nach dem „Kirchengebrauche vorgeschriebenen Gebete. Man sang, „oder schien zu singen. Darauf näherte sich ihnen der „Erzbischof, und rieb ihnen, bei dem Bräutigam anfan„gend, sanft die Stirn. Gott weiß, was das bedeuten „sollte! Alsdann steckte er Beiden einen Ring an den „kleinen Finger der rechten Hand. Ein anderer Priester „trat nun hinzu, und wechselte mehrmals die Ringe, „um die Zwistigkeiten und Umwandlungen anzudeuten, „welche das eheliche Leben bedrohen. Der Erzbischof „kam zurück mit einem Becher voll Wein, woraus er „Beide, den Bräutigam zuerst, wie sich versteht, trinken „ließ. Endlich, als man viele Hymnen und Gesänge, „alles zu Ehren einer blühenden Nachkommenschaft, ge„sungen hatte, war ein Ding geschehen, das man so oft „am andern Tage — ungeschehen machen möchte. Ich „wünschte der Braut von Herzen Glück, daß sie für den „Augenblick ein Ende ihrer Plage gefunden hatte; denn „sie konnte sich, gedrückt von der Last ihres Putzes und „eben so sehr von falscher Scham, kaum aufrecht erhal„ten. Noch aber war die Feierlichkeit nicht zu Ende. „Mehrere Spielleute führten den Zug, und als sie vor

„dem Hause angekommen waren, überreichten ihnen einige „Frauen eine Flasche mit Oehl, ein Brot und eine Gra„nate. Wachset und mehret Euch! Man stieg die Treppe „hinan. Hier an der Thüre des Saales, wo wir den „Zug erwarteten, überreichte ein Knabe der Braut Man„deln, in Honig getaucht. Er aß zuerst eine davon, „nahm darauf ein Messer, machte ein Kreuz auf die „Thürpfoste und stieß dann über dasselbe das Messer „hinein. Ich weiß nicht, ob sich dieß auf die bösen „Geister, oder sonst etwas bezog; es schien mir aber, „daß der Teufel etwas dabei zu thun hatte. Die Braut „aß nun auch eine Mandel mit Honig — ein Vorschmack „der Süßigkeiten der Ehe! Alsdann setzte sie sich auf „einen Thron, wo man ihr ein gesticktes Schnupftuch „über die Kniee breitete, auf welches sie die Hände legte, „ohne je die Augen aufzuschlagen, ohne an allem, was „um sie her vorging, einigen Antheil zu verrathen. End„lich war das Fest geschlossen — wenigstens für mich. . . „Sie werden in meiner Beschreibung manches finden, das „Sie an die Alten erinnert. Lesen sie die Reise des „jüngern Anacharsis *). Die armen Griechinnen sind „doch sehr zu beklagen. Welche Sklaverei! Fast immer „sind sie in ihre Zimmer eingeschlossen. Freilich suchen „sie Ersatz für diesen Zwang, so oft es ihnen gelingt, „ihren traurigen Wächtern zu entfliehen. Aber nur sel„ten gehen sie aus. Sie haben keine andre Bestimmung, „als auf das innere Hauswesen zu sehen, Stickereien und „— Kinder hervor zu bringen. Die Griechen verstehen „es, der Ehe ihre größten Reize zu rauben, da es bei „ihnen Sitte ist, die Braut nicht vor der Hochzeit zu „sehen, oder mit ihr zu sprechen, sondern den beiderlei„tigen Aeltern alle Vorbereitungen überlassen werden. „Also nichts von Liebe. Es heißt, wie bei Faublas: „Liebe Tochter, N. N. wirbt um Dich und paßt für „Dich. Ein Mädchen kann nicht Mädchen bleiben, darum „werde eine Frau. Nein, die Griechen kennen nicht die „Reize süßer Unterhaltung und des zärtlichen Lächelns. „Alle die Freuden, die so schön die Blütezeit der Liebe „bilden, sind für sie nicht da. Der Besitz folgt der Be„kanntschaft auf dem Fuße; keine Ungewißheit, keine „Zögerung, gar nichts, was dem Herzen Theilnahme

*) Kap. 77.

„einflößen könnte. Alles iſt abgeſchmackt, alles kalt, „alles nach Vortheilen und Umſtänden berechnet."

Tweddell erhielt zwar von dem oberſten türkiſchen Beamten in Athen, dem Woiwoda, an welchen er Empfehlungsbriefe hatte, viele Begünſtigung, und durfte auch die Akropolis beſuchen, doch fand er hier zuweilen Hinderniſſe bei ſeinen Nachforſchungen. Zu ſpät fand er, daß der großherrliche Firman (Reiſepaß) nicht umfaſſend genug war, nicht die Erlaubniß enthielt, die Veſtungen zu beſuchen, und der Woiwoda ſelbſt gab ihm zu verſtehen, daß der Firman ihn zu den Begünſtigungen nicht berechtige, welche er ihm aus Rückſicht auf die mitgebrachten Empfehlungsbriefe gebe. Der Nachfolger des Beamten, der etwas unfreundlicher als jener war, äußerte ähnliche Bedenklichkeiten. Tweddell bat den engliſchen Geſandten, ihm einen ausgedehntern Firman zu verſchaffen, welcher ihn den Befehlshabern der Veſten empfehle, und ihm erlaube alles zu ſehen, wo möglich auch die Erlaubniß zu Nachgrabungen enthalte. Aber der Mangel einer ſchnellen und regelmäßigen Verbindung zwiſchen Konſtantinopel und Athen ſcheint die Erfüllung dieſes Wunſches verſpätet zu haben. Tweddell blieb bis zum Mai 1799 ununterbrochen in Athen. Seine Geſundheitsumſtände waren während dieſer Zeit nicht immer günſtig. Im März hatte er einen heftigen Anfall ſeiner Bruſtbeſchwerden. Seine Enthaltſamkeit von Fleiſchnahrung ſetzte er ſtandhaft fort, und glaubte, daß ſie ihm beſonders in jenem Klima zuträglich ſey. Auch ſeine Gemüthſtimmung war nichts weniger als heiter, und einige Stellen in ſeinen letzten Briefe verrathen, daß er ſich in eine dumpfe Gleichgültigkeit hinein zu grübeln ſuchte, die er das größte Gut nennt, weil ſie uns überall Gutes in gleichem Grade finden laſſe und uns auf alle Anfälle vorbereite, daher die Vorſicht unnöthig mache, und uns von der Verlegenheit der Wahl und der Mühe der Berechnung befreie. In dieſer trübſinnigen Stimmung empfing er mit ziemlicher Faſſung die ſchmerzliche Nachricht von dem Brande in Pera, welcher den Palaſt der engliſchen Geſandtſchaft und Thornton's Wohnung, wo ein ſo ſchätzbarer Theil des Ertrags ſeiner dreijährigen Beobachtungen verwahrt war, in Aſche gelegt hatte. Deſto froher war ſeine Ueberraſchung, als er vernahm, daß der wackere Mann edelmüthig ſein

Eigenthum den Flammen Preis gegeben habe, um das anvertraute Gut zu retten, was ihm auch vollkommen gelungen war.

In der zweiten Hälfte des Mais verließ er mit Preaux Athen, und reiſete nördlich über Platäa, Theben, Livadia, Chäronea, Thermopylä und die Pharſaliſche Ebene. In dieſer Gegend fanden ſie eines Tages am Fuße eines Hügels Gerippe von 150 Menſchen, die eine Beute der Raubvögel und wilden Thiere geworden waren. Die Erſchlagenen hatten zu einer Räuberbande von 200 Mann, meiſt Albaniern, gehört, die lange das Land unſicher machten, bis ſie von 1000 Eingeborenen überfallen und getödtet wurden, bis auf 50, welche ſich in die Gebirge retteten. Den letzten Brief, welcher in ſeine Heimath kam, ſchrieb er am 3ten Junius zu Lariſſa, in einem elenden Karawanſerai, während der wartende Briefbote, der Tatar, in der Ecke des Gemaches zu ſeinem Kaffee eine Pfeife ſchmauchte. Zwiſchen Lariſſa und Salonichi wurden die beiden Reiſenden von einer Räuberbande angefallen. Nach einer Reiſe auf den Berg Athos kehrte er nach Salonichi zurück. Von allen dieſen Reiſen finden wir in ſeinen Briefen, außer den wenigen Umſtänden, die wir ausgehoben haben, nichts aufgezeichnet. Von dem grauſamen Paſcha in Salonichi werden einige Züge mitgetheilt. Er hatte die gefangenen Franzoſen mit empörender Härte behandelt. Er feſſelte mehrere von ihnen mit einer und derſelben Kette, die am Halſe und an den Fußknöcheln befeſtigt war, und ſperrte ſie in feuchte, ungeſunde Kerker, wo er ihnen eine Nahrung gab, die eher für Hunde als für Menſchen paßte. Als er fand, daß dieſe grauſamen Maßregeln nicht zu ſeinem Zwecke führten, 17000 Piaſter Löſegeld von den Gefangenen zu erpreſſen, drohte er ihnen, auch ihre Weiber und Kinder eben ſo zu behandeln. Dieß wirkte, und die ungeheure Summe wurde bezahlt. Die Gefangenen wurden zwar entfeſſelt, lebten aber in ſteter Furcht, neue Plackereien zu erleiden. Als Tweddell ſie in ihrem Kerker beſuchte, baten ſie ihn, den engliſchen Geſandten um Hülfe für ſie zu bitten. „Ich habe mich verpflichtet," ſchreibt er an den Geſandten Spencer Smith — eben denſelben, den franzöſiſche Flugblätter beſchuldigten, die Erbitterung der Türken ge-

gen französische Bürger gereizt zu haben — „dieß zu „thun, mit einiger Hoffnung eines glücklichen Erfol„ges, da ich wohl weiß, daß Sie und Ihr Bru„der hauptsächlich mitgewirkt haben, ähnliche „Strenge in Konstantinopel und anderswo zu „mildern, und da ich fest überzeugt bin, daß Ihr „Menschengefühl, eben so als das meinige, empört seyn „wird über eine Behandlung, welche von den Maßregeln „einer bloßen Verhaftung und Aufsicht, die durch die „Zeitumstände nöthig gemacht werden, so verschieden ist. „Ich bin gewiß nicht berechtigt, Ihre Aufmerksamkeit „auf diese Umstände als eine Gunst gegen mich zu erbit„ten; aber ich hoffe gern, daß sie durch Gefühle höherer „Art, durch das edle Verlangen, einen unmenschlichen „Feind zur Anerkennung und Achtung des großmüthi„gern Betragens des brittischen Volkes zu nöthigen, das „Verlangen, die Zahl der Dankbaren zu vermehren, die „Ihre und Ihres Bruders Vermittlung gerettet hat, sich „werden bewegen lassen, einen Befehl zur Sicherheit „und Erhaltung so vieler unschuldigen Menschen auszu„wirken, die seit 20 bis 30 Jahren, auf alte Verträge „bauend, in diesen Gegenden wohnen, und nun auf ein„mal die Opfer französischer Ehrsucht und türkischer „Raubgier werden. Glauben Sie mir, der Fall ist drin„gend, da die Unglücklichen jeden Tag fürchten, daß der „Pascha zu neuen Erpressungen schreiten werde. Ich „muß um Entschuldigung meiner dringenden Vorstellung „bitten; aber ich bin überzeugt, Sie würden fühlen, wie „ich, wenn Sie verurtheilt wären, die entsetzliche Grau„samkeit zu sehen, welche man hier ausübt. Homo sum, „humani nihil a me alienum puto.

Dieß sind fast die letzten Worte, die wir in dem Nachlasse des wackeren Mannes finden, der wahrlich allem Menschlichen so befreundet war. In der Mitte des Julius kam er von Salonichi nach Athen zurück. Die Beschwerden der letzten Reise zogen ihm, wie seinem Reisegefährten Preaux, ein Fieber zu. Seine Krankheit schien anfangs gar nicht bedenklich zu seyn, aber die heftigen Mittel, die er sich selber verordnete, vermehrten höchst wahrscheinlich die Gefahr. Nach vier Tagen, am 25sten Julius, verlor er plötzlich Sprache und Besinnung. Sein Freund Fauvel wurde herbei gerufen und nach wenigen Minuten starb Tweddell in dessen Armen.

Der athenische Arzt, Anastasio Cicelli aus Cephalonia, der kurz vorher geholt wurde, war der Meinung, daß der plötzliche Tod durch das Zerspringen eines Blutgefäßes in der geschwächten Brust verursacht worden sey. Nach seinem Wunsche wurde Tweddell in demjenigen Theile des Theseus-Tempels begraben, welcher in eine griechische, dem heiligen Georg geweihte, Kapelle umgewandelt ist. Der türkische Stadtbefehlshaber ließ die Leiche durch seine Leibwache begleiten, und das Kleingewehr dreimal über dem Grabe abfeuern. Eine beispiellose Ehre! Der Erzbischof, die Archonten und viele Einwohner folgten dem Zuge.

Gleich nach Tweddells Tode wurde über seinen Nachlaß, worunter viele Zeichnungen und Handschriften waren, ein Verzeichniß von dem brittischen Consul aufgenommen, und alles unter Siegel gelegt. Der englische Gesandte, Spencer Smith, schickte in der Mitte des Augusts den Befehl an das Consulat, Tweddells gesammte Habe, nach dem Inhalt des amtlichen Verzeichnisses, ihm zu senden. Am Ende des Novembers 1799 wurde dieselbe an Spencer Smith überschrieben, zu Athen eingeschifft. Das Schiff strandete in dem Meer von Marmora unter den Inseln an der Küste von Asien, aber Tweddells Nachlaß wurde, wiewohl nicht unbeschädigt, gerettet, und von dem Griechen, welchem derselbe anvertraut war, nach Konstantinopel gebracht. Lord Elgin, der hier indeß als außerordentlicher Gesandter angekommen war, übernahm die Sendung, ehe dieselbe an Smith gelangen konnte, und ließ sie in die brittische Gesandtschaftswohnung bringen. Hier blieben die Kisten, ungeachtet der Vorstellungen Thornton's gegen acht Wochen unausgepackt in den Kellern stehen. Im Jahr 1800 wurden die Handschriften ausgepackt und die Zeichnungen von Künstlern besichtigt. Diese scheinen allerdings durch das Seewasser und die nachherige Vernachlässigung gelitten zu haben, wiewohl die Zeugnisse über den Umfang der Beschädigung nicht einstimmig sind. So viel aber ist erwiesen, daß Nachbildungen gemacht worden sind, von welchen einige der Schwiegervater des Lords Elgin, Hamilton-Nisbet, besitzt. Diejenigen Handschriften und Zeichnungen, welche Tweddell seinem Freunde Thornton übergeben hatte, blieben in der Verwahrung dieses Mannes, bis sie auf Lord Elgin's Befehl, unge-

fähr um dieselbe Zeit, wo er die Untersuchung des aus Athen gekommenen Nachlasses begonnen hatte, ebenfalls in seine Wohnung gebracht werden mußten. Hier fand Thornton, als er auf des Lords Einladung zu ihm kam, die Behältnisse geöffnet, und sah unter dem herausgenommenen Inhalte auch das Tagebuch der Schweizerreise und andere Handschriften seines Freundes auf den Stühlen und Tischen im Zimmer, wo auch die athenischen Sammlungen sich befanden. Lord Elgin selbst hatte den Schlüssel zu diesem Zimmer. Einige Zeit nachher fand Thornton in seiner Niederlage verschiedene Kisten, die man aus dem Gesandtschaftshause zurück geschickt hatte, worin zwar Vieles aus Tweddell's Nachlasse war, aber alle Handschriften und Zeichnungen fehlten. Seitdem wurde nichts davon wieder entdeckt und keine weitere Erklärung darüber gegeben. Ehe Tweddell's Sammlungen in Lord Elgins Gewahrsam gekommen waren, hatte er im December 1799, in einem Briefe an einen Freund gesagt, daß er Sorge tragen werde, den Nachlaß des fleißigen und kenntnißvollen Mannes an die Angehörigen desselben zu befördern. Tweddell's Vater wartete aber vergebens auf irgend eine Mittheilung, bis im April 1801 Spencer Smith ihm schrieb, daß alle seine Bemühungen, die Angelegenheit in Ordnung zu bringen, fruchtlos gewesen seyen. Tweddell ersuchte darauf den englischen Reisenden, D. Clarke, welcher sich zu jener Zeit in Konstantinopel befand, bei dem Gesandten sich zu erkundigen; aber Clarke's ehrerbietige Vorstellungen wurden unfreundlich und verweisend aufgenommen, und Lord Elgin gab keine andere Antwort, als daß Tweddell's Nachlaß, auf Ansuchen der Angehörigen desselben, nach England gesandt worden und des Reisenden Einmischung eben so überflüssig als unbefugt sey. Als Lord Elgin, der nach seiner Rückkehr aus der Türkei einige Jahre Gefangener in Frankreich bleiben mußte, nach England zurück gekehrt war, wurde von Tweddell's Verwandten die Sache wieder in Anregung gebracht, zumal als sie seit 1810 von dem Daseyn der oben erwähnten Nachbildungen der Zeichnungen des Verstorbenen Kunde erhalten hatten. Lord Elgin's Antwort war ausweichend und unbefriedigend, und er äußerte, Tweddell's Nachlaß sey, wie er glaube, von einigen zur Gesandtschaft gehörigen Personen nach England geschickt worden. Nie aber wurde

das Schiff, womit jener Nachlaß abgesendet worden seyn sollte, genau und zuverlässig bestimmt, noch sonst eine sichere Nachweisung gegeben, nach welcher sich die Spur des Verlorenen hätte verfolgen lassen können, und eben so wenig hatte die, auf Robert Tweddells Ansuchen im Jahre 1813 von der levantischen Handesgesellschaft verfügte Untersuchung in Konstantinopel einen genügenden Erfolg. So viel geht aus allen Umständen und erwiesenen Thatsachen hervor, daß Lord Elgin, wenn man auch zu irgend einer entehrenden Beschuldigung keine entscheidenden Gründe hat, sich doch eine unverzeihliche Vernachlässigung des seiner amtlichen Aufsicht anvertrauten fremden Eigenthumes hat zu Schulden kommen lassen. Lord Elgin hat sich gegen den wider ihn erweckten Verdacht zwar öffentlich, aber durchaus ungenügend, vertheidigt, und es ist nicht zu läugnen, daß der Argwohn, den das gänzliche Verschwinden der Handschriften Tweddell's erregt, nur noch verstärkt wird, wenn man Clarke's Versicherung glaubt, daß Lord Elgin gegen ihn bei seiner Ankunft in Konstantinopel über die, in Tweddell's Tagebüchern enthaltenen demokratischen Grundsätze mißbilligend sich geäußert und diese Handschriften der Bekanntmachung unwerth erklärt habe. Es muß endlich noch hinzugefügt werden, daß nach der Erscheinung der ersten Ausgabe des literarischen Nachlasses von Tweddell, und den dadurch veranlaßten Verhandlungen in öffentlichen Blättern, im Anfange des Jahres 1816 von Lord Elgin's Landsitze Broomhall eine versiegelte Kiste an den Unter-Staatssekretär W. Hamilton, geschickt wurde, welche verschiedene in der Türkei gesammelte Zeichnungen enthalten sollte, mit dem Auftrage, dieselbe in Robert Tweddell's Gegenwart zu öffnen und zu untersuchen, ob sich unter dem Inhalte etwas von dem Nachlasse des Verstorbenen befinde. Im April desselben Jahres war jedoch die Oeffnung der Kiste noch nicht erfolgt, da die von beiden Seiten dabei zu beobachtenden Förmlichkeiten und rechtlichen Vorsichtsmaßregeln Zögerung veranlaßten.

Tweddell's Grab im Theseus-Tempel blieb lange ohne Denkmahl. Lord Elgin selbst zwar hatte, als er in Athen sich aufhielt, die Absicht, das Andenken seines Landsmannes und zugleich seinen eigenen Namen, in einer von ihm selbst verfaßten lateinischen Inschrift zu verewigen. Der Maler Lusieri, der für den Lord in Athen

Denkmäler abbildete *), erhielt den Auftrag, eine Marmortafel mit jener Inſchrift auf Tweddell's Grab zu legen. Luſieri verſchob dieß von Zeit zu Zeit, und ſelbſt als er die Inſchrift, gegen deren Sprachrichtigkeit er einige Zweifel hegte, von einem Geiſtlichen in Neapel hatte ändern laſſen, unterblieb die Ausführung. Als D. Clarke in Athen ſich aufhielt, beſuchte er mit einigen andern Engländern Tweddell's Grab, und es wurde beſchloſſen, es mit einem Denkſtein zu zieren. Die Reiſenden konnten ſich jedoch weder über die Inſchrift, noch über die zur Ausführung des Denkmahls zu wählenden Werkmeiſter vereinigen, und ſo wurde nichts aus dem Unternehmen. Im Jahre 1811, als Lord Byron in Athen war, gelang es ihm und ſeinen mit ihm verbundenen Landsleuten, Fiott, Cockerell und Forſter, welche Fauvel thätig unterſtützte, das Denkmahl auszuführen, und ungeachtet der Maler Luſieri, der auch Lord Elgin's veränderte Inſchrift anbringen wollte, viele Schwierigkeiten erregte, wurde der einfache Denkſtein auf Tweddell's Grab gelegt. Die griechiſche Inſchrift iſt von dem gelehrten Robert Walpole, der unlängſt ein nach verſchiedenen Handſchriften bearbeitetes ſchätzbares Werk über die europäiſche und aſiatiſche Türkei**) herausgegeben hat, und lautet ungefähr ſo:

Schläfſt du unter den Todten? Du pflückteſt alſo vergebens
Blüten des Wiſſens, umſonſt hat dir die Muſe gelacht.
Aber dies dunkele Grab birgt nur die ſterbliche Hülle,
Und der unſterbliche Geiſt wohnt in dem himmliſchen Raum.
Wenn wir unſeres Bundes, der Freundſchaft, jetzo gedenkend,
O geſchiedener Freund, trauernd die Thräne dir weih'n,
Stärkt uns milde der Troſt, daß hier dein Gebein iſt begraben,
Und der atheniſche Staub decket das brittiſche Haupt.

*) Ueber Lord Elgin's Kunſterwerbungen in Griechenland ſehe man: „Denkſchrift über Lord Elgins Erwerbungen in Griechenland. Nach dem Engl., mit einer Vorrede von C. A. Böttiger, und einem Kupfer. gr. 8. 1817. Leipzig, Brockhaus.

**) Memoirs relating to european and asiatic Turkey, edited from manuscript journals, by Rob. Walpole, A. M. 2d. edit. London 1818. 4.

Joseph Weigl.

Joseph Weigl.

Joseph Weigl, k. k. Hofoperndirektor in Wien, ward den 28sten März 1766 zu Eisenstadt in Ungarn geboren, wo sein Vater erster Violoncellist der fürstl. Esterhazyschen Kapelle war. Ein Zeichen günstiger Vorbedeutung für den Neugebornen war es, daß der große Haydn, damaliger fürstlicher Kapellmeister, ihn zur Taufe hielt. Im neunten Jahre schickte ihn sein Vater, der die fürstl. Dienste mit einer Anstellung bei der italienischen Oper in Wien vertauscht hatte, nach Korneuburg zu seinem vormaligen Lehrer in der Musik, dem dasigen Regens-Chori Sebastian Witzig, einem Greise von 70 Jahren, von dem unser Weigl in dem Zeitraume eines Jahres die Anfangsgründe des Gesangs und das Clavier erlernte. Nach Verlauf des Jahres nahm ihn sein Vater wieder nach Wien zurück. Hier besuchte er die lateinischen Schulen, setzte aber zugleich das Studium der Musik unter der Leitung des berühmten Contrapunktisten Georg Albrechtsberger fort. Nach dem Willen des Vaters sollte der Sohn Medicin studieren, wozu dieser wenig Neigung hegte, weil die Liebe zur Musik sein Herz ungetheilt erfüllte. Kaum 15 Jahre alt, schrieb er heimlich eine kleine Oper: die betrogene Argliſt, nur mit Quartett-Begleitung, für ein Marionettentheater einiger Jugendfreunde, deren Lehrer den Text verfaßt hatte. Das Treiben des Sohnes war dem wachsamen Vater nicht entgangen, doch ließ er ihn gewähren, und brach sein Schweigen erst als das Werk vollendet war. Ohne ihm einen Vorwurf der Verheimlichung wegen zu machen, durchsah er die Partitur, und rieth ihm

endlich, das Werklein aufs volle Orchester zu setzen. Wer war nun glücklicher als unser Weigl! Er durfte ohne Scheu vor dem geliebten Vater seiner Lieblingsneigung folgen. Bald war die Arbeit vollendet. Der Vater erzählte den Vorfall scherzweise dem k. k. Hofkapellmeister Salieri, der das Machwerk durchaus hören wollte. Er bezeugte so viele Freude und Nachsicht darüber, daß er mit dem berühmten Gluck davon sprach, und auch diesem mußte der junge Weigl seine Oper vorspielen. „Den jungen Menschen muß man aufmuntern," sagte der würdige Greis, „ich werde mit dem Kaiser davon „sprechen, die Oper muß aufgeführt werden." Gluck hielt Wort, er und Salieri sprachen mit dem Kaiser so vortheilhaft von dem Talente des jungen Tonsetzers, daß er den Befehl zur Aufführung wirklich ertheilte. Das Publikum nahm dieses Erstlingsprodukt, in dem sich das keimende Talent deutlich aussprach, mit Beifall auf, und der erhabene Beschützer der Künste, Kaiser Joseph, schickte dem hoffnungsvollen Jüngling, zum Zeichen der höchsten Zufriedenheit, 75 Ducaten in Gold. Dieser günstige Erfolg war für Weigl ein Sporn zu größerem Fleiße, mit rastloser Thätigkeit widmete er sich dem Studium der Musik, ohne seine anderen Studien zu vernachlässigen; da er jedoch zur Medicin keine Neigung hegte, so erlaubte ihm sein Vater die Rechte zu hören. Baron van Swieten war damals Studien-Präses. Als großer Freund und Verehrer der Musik ließ er jeden Sonntag um 12 Uhr Mittags in seinem Hause Musiken aufführen, wozu nur Bachische, Händelsche, Graunsche und andere Compositionen der ältesten und berühmtesten Meister gewählt wurden. Mozart accompagnirte auf dem Fortepiano, Salieri, Starzer, Teiber und der Baron Swieten sangen. Weigl suchte ein Stipendium, welches der Baron zu vergeben hatte; so kam er in sein Haus. Der Baron fand Wohlgefallen an dem jungen Menschen, und lud ihn ein, seinen Musiken beizuwohnen. Nun öffnete sich dem empfänglichen Jünglinge eine neue genußreiche Welt. Die Anhörung so ausgezeichneter Werke, bei so ausgezeichnetem Vortrage, mußte Weigls Leidenschaft für die Musik auf den höchsten Punkt steigern. Er hatte von nun an für nichts Sinn als für Musik. Sein Vater, dem es nicht entging, und der zu klug war um seinen

Sohn gegen seine Neigung zu irgend einem Stand zu zwingen, nahm seine Zuflucht zu Salieri, um sich bei ihm Rath zu holen. Diesem gelang es, den Vater für des Sohnes Wunsch zu stimmen, indem er ihm versprach, ihn ganz unter seine Leitung zu nehmen, ihn zu unterrichten und für seine Zukunft zu sorgen. „Da Sie Gaß„manns, meines Lehrers, bester Freund waren," sagte Salieri, „so will ich in Ihrem Sohne vergelten, was ich „meinem Lehrer verdanke; ich will sein zweiter Vater „seyn." Der edle Mann hat Wort gehalten, mit väterlichem Herzen sorgte er für seinen Schützling und bahnte ihm den Weg zum Tempel des Ruhmes, wo Weigls Name nun in der Reihe der besten Tonmeister glänzt. Das Studium der Rechte aufgebend, widmete sich Weigl, unter der vortrefflichen Leitung seines würdigen Meisters, ganz der Composition. Täglich erhielt er Unterricht über das Theatersach, über musikalische Declamation und Partitur-Spielen. Er nahm ihn zu allen Proben und Vorstellungen mit, und ließ ihn nach einiger Zeit, statt seiner, erst bei den Proben, dann auch bei den Vorstellungen am Klavier, accompagniren. Da er zu gleicher Zeit mehrerern Sängern und Sängerinnen ihre Parthien einstudiren mußte, so erhielt er bald eine große Fertigkeit im Accompagniren. Salieri sorgte dafür daß sein Lehrling nach einem Zeitraume von 3 Jahren als sein Substitut mit einem Gehalt von 400 Fl. angestellt ward. Während dieser Zeit erhielt Weigl von seinem Meister ein italienisches Opern-Buch: La sposa collerica, zur Composition. Mozarts herrliche Instrumentirung schwebte dem Jünglinge als Muster vor, allein er hatte noch nicht Erfahrung genug, um unterscheiden zu können, wo volle Instrumentirung hingehört; so kam es denn, daß seine Partitur der Sposa collerica von Noten strotzte und ganz schwarz aussah. Er that sich nicht wenig darauf zu gut, und konnte die Aufführung kaum erwarten. Anders dachte aber sein Lehrer. Um ihn nicht abzuschrecken verwarf zwar Salieri die Arbeit nicht geradezu, aber er machte ihm begreiflich daß es besser wäre, wenn er vorher in verschiedenen, zur Aufführung bestimmten Opern, wo Musikstücke entweder fehlten oder den Stimmen der Sänger nicht anpaßten, solche verfertigte, um zu erfahren wie man für die Stimmen der verschiedenen Sänger

schreiben müsse, und zugleich den Effekt der Instrumentation kennen zu lernen. Das geschah, Weigl komponirte eine Menge Arien, Duette u. s. w. und sammelte dadurch einen köstlichen Schatz praktischer Erfahrung. Endlich erhielt er von seinem Meister abermals eine Oper: Il Pazzo per forza, zur Composition, welche er zu Salieris Zufriedenheit vollendete. Sie ward mit vielem Beifall aufgeführt, und Weigl erhielt nebst einem Geschenk von 100 Dukaten eine Gehaltszulage von 200 Fl. Kein gleiches Loos hatte seine darauf folgende komische Oper: la Cassetiera, welche gänzlich mißfiel. Glücklicher war dagegen eine Cantate: Venere ed Adone welche er für eine große Festlichkeit in Esterhaz schrieb, die dem damaligen Kronprinz, Erzherzog Franz, zu Ehren gegeben ward. Bald darauf traf unsern Weigl ein harter Schlag. Kaiser Leopold fand es herabwürdigend daß so berühmte Männer wie Salieri ꝛc. den Dienst am Clavier versahen; solche Meister sollten sich bloß nach ihrer Muße mit der Composition beschäftigen. Salieri trat daher vom Orchesterdienst zurück und Weigl mußte seine Stelle versehen, dabei ward ihm aber angedeutet, daß Seine Majestät durchaus nicht wollten, daß der Kapellmeister am Klavier in Zukunft Opern für das Hoftheater komponire; er könne zwar sein Talent in Symphonien und andern Musikstücken zeigen, allein für die Opern-Komposition würde man berühmte Meister verschreiben; wie denn auch Kapellmeister Cimmarosa wirklich verschrieben wurde. Wie sehr dieser Befehl unsern jungen Tonsetzer beugte, ist leicht zu begreifen; indessen mußte er sich der Nothwendigkeit fügen. Bald bot sich ihm wieder Gelegenheit sein Talent als Kompositeur zu zeigen. Er erhielt den Auftrag, zu einem Fest, welches Fürst Auersberg dem Könige von Neapel gab, eine Cantate: Minerva e Flora zu schreiben, welche sehr gefiel; auch die beiden Theile des Petermännchens, die er für das Marinellische Theater schrieb, erhielten vielen Beifall. In kurzer Zeit hatte er sich auch Cimmarosas Wohlwollen erworben, und als dieser das Melodram: Amletto, welches Weigl für die Fürstin Lubomirski komponirte, gehört hatte, ergriff er die Gelegenheit den talentvollen vielversprechenden Jüngling dem Kaiser zu empfehlen, mit dem Beisatze, daß es der Mühe lohnen

würde, ihn einige Jahre nach Italien zu ſchicken und bei einem guten Meiſter ausbilden zu laſſen; worauf der Kaiſer den Entſchluß faßte, Weigl nach einiger Zeit auf 3 Jahre nach Neapel zu ſchicken und ihn der Leitung Paëſiello's zu übergeben. Vor der Hand erhielt er auf eine eingereichte Bittſchrift 400 Fl. Gehaltszulage. Die Ausſicht welche ſich dem Jünglinge, der keinen höhern Wunſch kannte als Vervollkommnung in ſeiner Kunſt, hierdurch eröffnete, machte ihn ſehr glücklich, aber leider ward dieſe ſchöne Hoffnung durch den Tod des Kaiſers Leopold vernichtet. Kaiſer Franz beſtieg den Thron. Weigl hatte ſeine dritte Oper: La Principessa d'Amalfi, vollendet, ſie ward in die Scene geſetzt und erhielt allgemeinen wohlverdienten Beifall. Als ſpäter die kaiſerl. Hoftheater dem Baron von Braun in Pacht übergeben wurden, errichtete dieſer nebſt dem Schauſpiel, der italieniſchen Oper und dem Ballet, auch eine deutſche Oper, welche ſeit mehreren Jahren abgeſchafft war. Weigl blieb Kapellmeiſter der italieniſchen Oper; auch machte der Baron Braun mit ihm einen Separat-Contrakt, wodurch er gegen ein beſtimmtes Honorar verbindlich gemacht ward, jährlich eine Oper und zwei Ballets zu ſchreiben. Auf dieſe Weiſe komponirte er kurz nach einander die Opern: Giulietta e Pierotto, welche ſehr gefiel, beſonders das erſte Finale und eine Arie; I Solitarj, mit gleichem Glück aufgeführt; L'Amor marinaro, welche ungetheilten ſtürmiſchen Beifall erhielt und eine der vorzüglichſten Opern Weigl's iſt; L'Accademia del Maestro Cissòfaùt, als zweiter Theil der vorigen, welche gänzlich mißfiel. Dann die kleinen deutſchen Gelegenheitsopern: der Strazzenſammler, und: das Dorf im Gebirge. Eine Cantate auf die Zurückkunft des Erzherzogs Karl. Die Ballets: das Sinnbild des menſchlichen Lebens, die Müllerin, Pigmalion, Helena und Paris, L'incendio di Troja, Richard Löwenherz, Alonzo und Cora, Rollas Tod, Alcine, Alceſte, die iſtmiſchen Spiele, das Feſt der Bacchanten, die Spanier auf der Inſel Chriſtina, und die Tänzerin von Athen. Alle dieſe Ballete gefielen, mehrere machten ausgezeichnetes Glück. Jetzt trat für Weigl eine glückliche Epoche ein; die Kaiſerin Maria Thereſia geruhte ihn ihres

Schutzes zu würdigen. Durch die italienische Oper: L'Uniforme, welche ihm zur Komposition übertragen ward, gelang es ihm die Gunst dieser erhabenen Musikfreundin zu verdienen. In der kurzen Frist von zwei Monaten hatte Weigl diese schöne Oper geschrieben, sie war so glücklich den Beifall der Kaiserin zu erhalten, als Weigl ihr dieselbe am Clavier vorspielte. Später ward sie als Konzert in Schönbrunn gegeben, wo die Kaiserin selbst die erste Rolle der Pauline sang. Von dieser Zeit an mußte Weigl bei allen Kammermusiken am Klavier dirigiren, auch mußte er zu verschiedenen Hoffestlichkeiten Cantaten und kleine Ballets verfertigen. Auch größere Werke erhielt er zur Komposition, als: Il principe invisibile, Zauberoper in 4 Akten, und zwei große Oratorien: La Passione und La Resurezzione del N. S. G. C. Die Oper L'Uniforme wurde später in's Deutsche übersetzt und auf dem K. K. Hoftheater mit vielem Beifall aufgeführt. Um diese Zeit lernte Weigl Elisabeth Bertier, seine nachherige Frau, kennen. Zu gleicher Zeit erhielt er einen eben so ehrenvollen als vortheilhaften Ruf nach Stuttgart, jedoch weder die Kaiserin noch Baron Braun wollten seinen Abgang gestatten; Weigl mußte den Ruf ablehnen und erhielt dagegen eine lebenslängliche Anstellung in Wien. Bald darauf gab Baron Braun die Direktion der beiden Hoftheater und das Theater an der Wien, welches er vor Kurzen gekauft hatte, an eine Gesellschaft von sieben Kavalieren ab, an deren Spitze die Fürsten Esterhazy, Schwarzenberg und der weltbekannte Musikfreund Lobkowitz standen. Weigls erste Oper unter dieser Direktion war: Kaiser Hadrian. Sie erhielt in Wien den Beifall nicht, den sie verdiente; das Ausland wußte sie besser zu würdigen. Nun starb die Kaiserin Maria Theresia — ein großer schmerzlicher Verlust für Weigl. — Die kleine Oper: Ostade, welche er nachher schrieb, fand Beifall. Während der Komposition dieser Operette erhielt er einen vortheilhaften Ruf nach Mayland, um daselbst zwei Opern zu schreiben, die erste große Oper: Cleopatra, für den Carneval, und die erste Opera buffa: Il rivale di se stesso, nach Ostern. Im November 1807 kam Weigl in Mayland an. Unbekannt mit dem Geschmack des Publikums und den Fähigkeiten der Sänger, schrieb er seine

Cleopatra im einfachen edlen Style. Zum Unglück der Oper kam Napoleon nach Mayland und wohnte der ersten Vorstellung bei, denn nun mußte Weigl seine Komposition nicht nur über Hals und Kopf beenden, da die Oper um 10 Tage früher, als Anfangs bestimmt war, gegeben werden mußte, sondern das Publikum ward auch noch durch die große Beleuchtung des Theaters und die Pracht des Hofes und des Adels zerstreut. Dazu kam noch der Umstand, daß die erste Sängerin, Mariane Sessi, welche Weigl von Wien aus kannte, und deshalb die Rolle der Cleopatra durchaus deklamatorisch behandelt hatte, sich seitdem ganz auf die hohen Töne und den schwierigsten Bravourgesang verlegt hatte, und deshalb kein Gefallen an der einfach gehaltenen Rolle fand. Dieß alles bewirkte daß die Oper zwar nicht mit Beifall, aber auch ohne Zeichen des Mißfallens aufgenommen ward. Bei den folgenden Vorstellungen fingen jedoch Kenner und Musikliebhaber an, mehrere Stücke auszuzeichnen und sie ward den ganzen Monat hindurch bei wohlbesetztem Haus gegeben. Ungleich günstiger war die Aufnahme der zweiten Oper: il Rivale di se stesso. Weigl suchte seine Komposition durchaus gefälliger, dem Ohr schmeichelnder zu machen, vermied alle deutsche Kunst, ließ den Sängern freies Feld zu Verzierungen, wechselte fleißig mit dem Forte und Piano ab, und versäumte nicht, die türkische Musik am Schlusse der Concertant-Stücke anzubringen, was man damals sehr liebte, und erwarb sich dadurch mit weit geringerer Mühe, allgemeinen entschiedenen Beifall. Er ward nach dem ersten Akte und am Schluß hervorgerufen und die Oper machte, nach dem Ausdruck der Italiener, Furore. Weigl erhielt den ehrenvollen Antrag Director des neuerrichteten Conservatoriums zu werden, was er jedoch ablehnte, und nach einer Abwesenheit von 7 Monaten nach Wien zurückkehrte. Indessen hatte die Gesellschaft der Kavaliere die Direktion der Theater dem damaligen Regierungsrath von Hartl übergeben, von diesem erhielt Weigl gleich nach seiner Zurückkunft den Auftrag die Oper: das Waisenhaus, zu komponiren. Mit welchem Glück er sich dieses Auftrags entledigte ist bekannt. Die Oper erhielt nicht nur in Wien, sondern auch im Auslande und in den Provinzen, großen wohlverdienten

Beifall. Ihr folgte: die Schweizerfamilie. Wer kennt und liebt dieses Meisterstück lyrischer Musik nicht! Diese Komposition allein reicht hin ihrem Schöpfer dauernden Ruhm zu verbürgen. Bald darauf trat eine neue Veränderung der Direktion ein, mehrere Kavaliere sonderten sich von der Gesellschaft, so daß nur die Fürsten Schwarzenberg und Lobkowitz und Graf Palfy übrig blieben. Es wurde die Einrichtung getroffen, daß Fürst Lobkowitz die Direktion der Oper und Graf Palfy jene des Schauspiels erhielt. Weigl schrieb damals eine neue Oper in einem Akt: der Einsiedler auf den Alpen, welche geringen Erfolg hatte. Als hierauf Fürst Schwarzenberg auch aus der Gesellschaft trat, übernahm Fürst Lobkowitz die Direktion der Oper und nach einem Jahre auch die des Schauspiels auf eigene Rechnung. Unter der Leitung dieses hochherzigen, großmüthigen Liebhabers und Beschützer der Musik ward viel für die Oper gethan. Doch währte diese Epoche nicht lange. Ungünstige Ereignisse und die großen Opfer welche der großmüthige Fürst der Kunst brachte, erlaubten ihm nicht länger die Direktion auf eigene Rechnung fortzuführen. Eine Administration trat ein, die kritische Lage des Theaters ward Sr. Majestät dem Kaiser vorgestellt, von Allerhöchdemselben Geldunterstützung bewilligt und in der Person des Hofraths von Füljod ein eben so sachverständiger als humaner Hofkommissarius ernannt. Graf Palfy erhielt zwar die Direktion beider Hoftheater auf eigene Rechnung, jedoch blieb Hofrath von Füljod als Hofkommissair ihm beigegeben. In dieser Periode schrieb Weigl drei Opern: Franziska von Foix, der Bergsturz, und Peter der Große. Alle drei gefielen, erhielten aber nicht den Beifall den sie nach ihrem Werth verdienten. Hierauf ward er zum zweitenmale nach Mailand berufen. Hier komponirte Weigl die Oper: L'imboscata und zur Feier der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers Franz die Cantate: il Ritorno d'Astrea. Die Oper sowohl als die Cantate machten außerordentliches Glück. Eine Reihe von Jahren hatte indessen bewiesen, daß jede Pachtung der Hoftheater dem Gedeihen der Kunst, dem Vergnügen des Publikums und dem Pächter selbst gleich schädlich sey. Graf Palfy sah sich genöthigt die Befreiung von dem eingegangenen Contrakte nachzusuchen,

und der väterlich gesinnte Monarch geruhte ihn seiner Verbindlichkeiten zu entlassen, die Hoftheater der k. k. Hofkammer unterzuordnen und den allgemein geschätzten Hofrath von Füljod zum Direktor zu ernennen; die Ober-Direktion wurde aber dem eben so eifrigen als kenntnißreichen Beförderer und Beschützer der Künste und Wissenschaften, Grafen von Stadion, k. k. Finanzminister, übertragen, der keinen Aufwand scheut um die ehemalige Würde der k. k. Hoftheater glänzender als jemals herzustellen. Weigl bestrebt sich, als Operndirektor treulich zur Erreichung dieses Zieles nach Kräften beizutragen, und die deutsche Oper ist, besonders was das weibliche Personale betrifft, in kurzer Zeit zu einer Vollkommenheit gebracht worden, die wohl von keiner andern deutschen Bühne gegenwärtig erreicht werden dürfte. Weigls letzte Werke sind: Nachtigall und Rabe, ein niedliches Singspiel in einem Akt, mit einer überaus lieblichen, allgemein ansprechenden Musik, und Margarethe von Anjou, Oper in 3 Akten, welche für Italien bestimmt und berechnet war. Sie gefiel bei der Aufführung in Wien nur theilweise.

Christian Wilhelm

Lamoignon de Malesherbes.

Non civium ardor prava jubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida —

Vorwort.

Der edle Mann, welcher in der Staatsverwaltung durch helle und freisinnige Ansichten, im Privatleben durch schlichte Einfachheit sich auszeichnete, und als Opfer seiner heldenmüthigen Anhänglichkeit an Ludwig XVI. unter dem Henkerbeile der Revolution fiel, hat bereits früher seine Lebensbeschreiber gefunden. Das Beste gab Dubois, ehedem Präfekt des Gard-Departements, dessen Schrift der Verfasser des Vie de Malesherbes (1802) nur ausschrieb und hier und da erweiterte. Auch Gaillard, Mitglied der französischen Akademie, und Delille de Sales gaben Nachrichten über ihn heraus, die schätzbar seyn sollen, mir aber nicht bekannt sind. Das Lyceum zu Nismes setzte einen Preis für eine Lobschrift auf ihn aus, erhielt aber keine des Gegenstandes würdige Lösung der Aufgabe. Verbindet man mit der erstgenannten Schrift das unlängst vom Grafen Boissy d'Anglas, Pair von Frankreich, herausgegebene Werk: Essai sur la vie, les écrits et les opinions de M. de Malesherbes, adressé à mes enfans — (à Paris 1819. 2 Vol. 8.), so erhält man ein lebendiges Bild von dem trefflichen Manne, und von den Grundsätzen, welchen er treu blieb bei allem Wechsel der Umstände. Boissy d'Anglas, eines der würdigsten und geistreichsten Mitglieder der constituirenden Versammlung, der fleckenlos durch die Stürme der Revolution gekommen ist, hat keine eigentliche Lebensbeschreibung in diesem Werke geliefert, und

ſelbſt die meiſten Nachrichten über die Perſönlichkeit des Herrn von Malesherbes, den er ſeit 1786 kannte, voraus geſetzt; aber es war hauptſächlich ſein Zweck, die Grundſätze des Staatsmannes ausführlich darzuſtellen. Die bekannten Bewegungen einer Partei, welche eine dreißigjährige neue Erfahrung nicht zu benutzen gewußt hat, und ſelbſt die Unabhängigkeit und Würde ihres Vaterlandes zu gefährden ſich nicht ſcheute, um ihre veralteten Anſichten und ihre, zum Wohle des Landes-Volkes vernichteten, Anſprüche zu verfechten gegen den Geiſt und die Forderungen einer fortgeſchrittenen Zeit, haben unverkennbar den Verfaſſer vermocht, ſeine Schrift bekannt zu machen, und darin den böſen Geiſt der Ungerechtigkeit und des Verderbniſſes zu zeigen, welcher in der Verwaltungsweiſe herrſchte, die jene Partei als die ſogenannte alte franzöſiſche Verfaſſung preiſet und herzuſtellen wünſcht. Wir verdanken dieſer Abſicht des Verfaſſers einige ſchätzbare Erörterungen, welche nachſtehende Blätter, die aus jenen Quellen und andern gleichzeitigen Erzählungen geſchöpft wurden, zum Theil auch aufnehmen ſollen.

W. A. L—d.

Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes.

„Sah man den guten, schlichten, bescheidenen, nachsichtigen und freundlichen Mann zum erstenmale in seinem kastanienbraunen Rocke mit großen Taschenklappen und goldgesponnenen Knöpfen, seinen Mousselin-Manschetten, seinem tabakfleckigen Busenstreife, und seiner schlecht gekämmten, schief gesetzten Stutzperücke, und hörte ihn so offen und ungesucht, und doch mit so viel Verstand, Gelehrsamkeit und Geist reden; so konnte man sich's nicht denken, vor dem Sohne eines Kanzlers von Frankreich, dem Abkömmlinge des erlauchten Hauses Lamoignon, einem Manne zu stehen, der die ersten obrigkeitlichen Würden bekleidet hatte, Staatsminister und Mitglied dreier Gelehrtenvereine war, — noch ihm den Besitz der höchsten Gaben zutrauen, welche der Himmel Sterblichen verleihen kann, aber man konnte seiner Anziehungsgewalt nicht widerstehen, und ihm vom ersten Augenblicke an ein unbegränztes Vertrauen nicht versagen."

So stellt Boissy d'Anglas den ehrwürdigen Greis uns lebendig vor Augen, und erzählt ein Geschichtchen, welches dem Bildnisse den letzten Zug giebt, und den Eindruck schildert, den Malesherbes machte. Eines Tages ging er früh über den Markt, und verweilte mit der Aufmerksamkeit eines Pflanzenkenners eine Zeitlang bei den Kräuterhändlern. Da stritten zwei Weiber über den Namen und die Kräfte einer Arzneipflanze, welche die Eine der andern verkaufen wollte. „Fragt doch nur den Herrn da!" hob die Kräuterfrau an, „der wird's uns schon sagen." Malesherbes trat hinzu, nannte den Namen, Gattung und Heilkräfte der streitigen Pflanze und niemand hatte etwas einzuwenden. In heiterer Stim-

mung entfernte er sich, ziemlich stolz bei dem Gedanken, daß sein Ruhm selbst unter den Kräuterweibern verbreitet sey. Als aber eine kleine Bedenklichkeit ihm selber den Glanz seines Ruhmes störte, kehrte er zurück, die Kräuterfrau zu fragen, warum sie denn gerade an ihn sich gewendet hätte. „Ich hab' es Euch wohl gleich angesehen, daß Ihr ein Apotheker seyd, der Kräuter kaufen wollte. Aber Ihr seht so gutmüthig aus, und da dacht' ich, Ihr würdet mir wohl gern den Namen der Pflanze sagen, weil Ihr sie doch kennen müßt."

Sein Vater, dem er am 16ten December 1721 geboren wurde, war der Kanzler Lamoignon de Blancmenil. Ein schöner Zug, der von ihm bekannt ist, beweiset, daß er, obgleich nicht durch tiefe Einsichten ausgezeichnet, doch eines solchen Sohnes, und seine Familie seiner würdig war. Der Kanzler fiel durch Hofränke in Ungnade, da er aber nach der Verfassung nur durch einen Urtheilsspruch seine Stelle verlieren konnte, so wurde er bloß verwiesen, und das Justiz-Ministerium einem andern Staatsbeamten übergeben, den man Vice-Kanzler, oder Siegelbewahrer nannte. Lamoignon hätte sich leicht seine Freiheit verschaffen können, wenn er um seine Entlassung gebeten hätte; aber dieß geschah nicht, weil man es in Frankreich gewissermaßen für schimpflich hielt. Der neue Minister, Graf von Maupeou, der wahrscheinlich Kanzler geworden wäre, wenn sein Vorgänger auch den Würdenamen hätte aufgeben wollen, bot alles auf, ihn zur Abdankung zu bewegen, Versprechungen, — Drohungen, und alle Verführungen, die ihm zu Gebote standen. Der Kanzler lebte glücklich mit den Seinigen, seinem Sohne und mehreren Töchtern, auf seinem Schlosse Malesherbes. Ein angesehener Hofmann ließ sich von dem Minister brauchen, die Unterhandlung mit dem Kanzler wieder anzuknüpfen. Er kam, wie durch Zufall, nach Malesherbes, und als er mit Entzücken über das häusliche Glück des Herrn von Lamoignon sich geäußert hatte, warf er den Gedanken hin, diese beneidenswerthe Lage wäre wenig gesichert, der König werde die Entlassung des Kanzlers fordern, und ihm, wenn er sie nicht freiwillig erbitten wollte, einen andern, sehr unangenehmen und entfernten Verweisungsort vorschreiben, wo er wahrscheinlich allein würde leben müssen, und es könnte wohl gar geschehen, daß auf sein Einkommen Beschlag gelegt

und sein Jahrgeld eingezogen würde, worin sein ganzes Vermögen bestand. Der Kanzler nöthigte zuerst dem Gesandten das Geständniß ab, daß Maupeou ihn geschickt habe, und antwortete ihm dann, er könne nur in Gegenwart seiner Kinder sich erklären, die er nun herein rufen ließ. „Kinder," sprach er, „dieser Herr verlangt, daß ich meine Entlassung gebe, die Herr von Maupeou braucht, um Kanzler zu werden. Was meint Ihr, soll ich sie geben?" — „Nein Vater," antwortete eins der Kinder im Namen der Uebrigen, „wenn man Kanzler von Frankreich ist und sich nichts vorzuwerfen hat, stirbt man in dieser Würde." — „Aber er sagt auch," fuhr der Vater fort, „der König werde mich an einen sehr entfernten Ort schicken, wo ich allein seyn soll." — „Nein, Vater, wir gehen alle mit Ihnen, und wo wir bei Ihnen sind, sollen Sie Malesherbes wiederfinden." — „Er sagt auch, man werde mein Einkommen in Beschlag nehmen und mir mein Jahrgeld entziehen, so daß ich nichts mehr zu leben hätte." — „O Vater!" riefen Alle, ihn umarmend, „ist denn nicht alles, was wir haben, Ihr Eigenthum?" — „Sie sehen, mein Herr," sprach der Kanzler zu dem Abgesandten, den seine Rolle ein wenig verlegen machte: nichts kann mich bestimmen, meine Entlassung zu geben. Sagen Sie es dem Herrn von Maupeou, aber bringen Sie ihm auch meinen wärmsten Dank für die Freude, die er mir in diesem Augenblicke verschafft hat."

Edle Freimüthigkeit war seit einigen Geschlechtsfolgen erblich in dem Hause Lamoignon, das schon im 13ten Jahrhunderte bekannt war, und seit dem 16ten mehrere Mitglieder hatte, die in den höchsten obrigkeitlichen Würden die Unabhängigkeit des Richteramts mit einem Muthe behaupteten, der selbst vor Ludwig XIV. Willkühr nicht zitterte. Seit dem Aufhören der Ständeversammlungen und der Ertödtung des öffentlichen Lebens, hatte sich wirklich in die höchsten Gerichtshöfe geflüchtet, was bei einer so ganz verdorbenen Staatseinrichtung von öffentlicher Freiheit übrig bleiben konnte, wiewohl eben dadurch eine richterliche Aristokratie, ein Kastengeist sich bilden mußte, die bis zu Anfange der Revolution vielfältige Störungen im Staate herbei geführt, aber auch diese Umwälzung zu beschleunigen mitgewirkt haben. Der Urgroßvater des edlen Malesherbes, Lamoignon Marquis de Basville, der 1677 als Präsident des Par-

lements zu Paris ſtarb, gab ein denkwürdiges Beiſpiel jenes Beamtenmuthes, als er bei einer feierlichen Sitzung, einem ſo genannten lit de justice *), zu dem Ceremonienmeiſter Saintot, der die Prälaten eher als die Parlementsglieder grüßte, die ſtolzen Worte ſagte: „Saintot, der Gerichtshof nimmt Ihre Höflichkeit nicht an.“ Da fiel der König ein: „Ich nenne ihn Herr Saintot.“ „Euer Majeſtät,“ erwiederte der Präſident, „können bei Ihrer Güte ſich zuweilen verſagen als Gebieter zu reden, Ihr Parlement aber muß Sie immer als König reden laſſen.“ Unerſchrockener noch zeigte ſich gegen denſelben König der Sohn des Präſidenten, der Vater des Kanzlers, der viele Jahre das Amt eines General-Advokaten beim Parlement zu Paris verſah **). Angeſehene Männer hatten ihm wichtige Schriften anvertraut. Man erfuhr es bei Hofe, und ein argwöhniſcher Staatsſekretär ſchrieb an Lamoignon, der König wollte den Inhalt der anvertrauten Schriften kennen. Der Beamte antwortete: Man hat mir nichts anvertraut, und wenn es der Fall wäre, würde die Ehre mir gebieten, eben ſo zu antworten. Man rief ihn nach Hofe, und als er vor den König trat, an deſſen Seite der Staatsſekretär war, bat er um ein geheimes Gehör. Er geſtand nun dem Könige, man habe ihm allerdings Schriften anvertraut, und verſicherte, er würde dieſelben nie angenommen haben, wenn ſie irgend etwas zum Nachtheil des Königs und des Staats enthalten hätten. „Euer Majeſtät würden Ihre Achtung mir entziehen, wenn ich fähig wäre, mehr zu ſagen.“ „Sie ſehen ja, daß ich nicht mehr verlange,“ ſprach der König, der trotz ſeines herriſchen Sinnes eine edle Freimüthigkeit zu würdigen verſtand. Als der wieder eintretende Staatsſekretär fragte, ob Lamoignon Rechenſchaft von den ihm übergebenen Schriften abgelegt habe,

*) Solche Sitzungen wurden gehalten, um die königlichen Verordnungen, die nach alter Verfaſſung die Einwilligung der Stände erfodert hatten, durch einen Machtſpruch von den Parlementen regiſtriren zu laſſen. Dabei wurde, um den König nicht zu lange aufzuhalten, nur die erſte und letzte Zeile jeder Verordnung abgeſchrieben, und zwiſchen beiden ein hinlänglicher Raum gelaſſen, den man nachher ausfüllte. S. Mémoires secrets — par Bertrand de Molleville (à Londres 1797, 5 Vol. 8.) I. 55.

**) Er ſtarb 1709.

ſprach der König zu ihm: „Ein ſchöner Vorſchlag, den Sie mir da machen! Einen Biedermann zu nöthigen, ſein Wort zu brechen! Herr von Lamoignon," fuhr er fort, „geben Sie dieſe Schriften nur nach der Verordnung ab, die man Ihnen bei der Uebergabe vorgeſchrieben hat."

Solcher Ahnen würdig, trat der junge Malesherbes nach einer ſorgfältigen Erziehung unter den Augen ſeines Vaters, in das öffentliche Leben. Der berühmte Tanzmeiſter Marcel, der ſo viel Bewundernswürdiges in einem Menuet fand und über die geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften eines Menſchen nach dem Gange und der körperlichen Haltung keck entſchied, verſprach freilich wenig Gutes von dem Jünglinge. Er bat den Vater, der damals noch Parlements-Präſident (président à mortier) war, ſehr feierlich um ein beſonderes Gehör und ſprach mit wichtiger Miene: „Herr Präſident, das Vertrauen, womit Sie mich beehrt haben, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu erklären, aus ihrem Herrn Sohne wird nie ein guter Tänzer werden, ja er iſt eben ſo unfähig, es als Beamter oder als Offizier zu etwas zu bringen, und bei ſeinem ſchlechten Gange können Sie ihn auch nicht wohl zum Geiſtlichen machen." „Er hatte recht, was den Offizier angeht," ſetzte Malesherbes hinzu, als er dieſes Geſchichtchen erzählte: „ich würde wohl das Kanonenfieber bekommen haben; und ich fürchte ſehr, er hatte auch nicht unrecht was den Beamten betrifft, ſo viel aber kann ich mit Gewißheit ſagen, die geheimen Verhaftbefehle, das Geſchütz, deſſen man ſich gegen die Beamten bedient, haben mich nie ſehr erſchreckt."

Malesherbes begann ſeine Laufbahn im Parlement, bis er im Jahr 1750 ſeinem Vaters, der damals die Kanzlerwürde erhielt, als Präſident des Ober-Steuergerichts (cour des aides) folgte. Er bekleidete dieſes Amt fünf und zwanzig Jahre mit großem Ruhme. Sein Vater übertrug ihm zugleich die Oberaufſicht über das Bücherweſen. Malesherbes benutzte den Vortheil, den ihm ſein Verhältniß zu dem Kanzler gab, von welchem er bei der Vollziehung jenes Auftrages abhing, mit großer Klugheit, aber nicht ſowohl zu perſönlichen Zwecken, als in der edlen Abſicht, ſeine Verwaltung wohlthätiger und gerechter zu machen, und ſie deſto leichter ſo leiten zu können, wie ſeine Duldſamkeit gegen fremde Mei-

nungen, seine eigenen Einsichten und die stets wachsenden Fortschritte des menschlichen Geistes, die seinem Scharfblicke nicht entgangen waren, es verlangten.

Die beiden Aemter, welche ihm übertragen waren, hatten nichts mit einander gemein und in gewisser Hinsicht sogar ganz entgegengesetzte Zwecke. Als Oberhaupt eines unabhängigen, wiewohl auf einen bestimmten Geschäftskreis angewiesenen Gerichtshofes, mußte er oft den Gewaltschritten der Minister sich widersetzen, ihre Eingriffe und die Pflichtverletzungen ihrer Untergebenen abhalten; als Aufseher des Bücherwesens aber übte er einen Theil der Ministergewalt aus, sollte sie unterstützen, sie gegen die Anfeindungen der Schriftsteller vertheidigen und vor den oft gegründeten, zuweilen gefährlichen Angriffen bewahren, wozu die Presse gebraucht werden konnte.

Wir müssen, um dieses Verhältniß richtig beurtheilen zu können, einen Blick auf die damalige Einrichtung des Bücherwesens in Frankreich werfen. Es war lange Grundsatz der Regierung, daß kein Buch ohne ihre besondere Erlaubniß erscheinen könne, die in Form eines Freibriefs ertheilt wurde. Die Gesetze, welche seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts gegen Drucker und Buchhändler gegeben wurden, waren sehr strenge. Heinrich II. setzte auf die Herausgabe eines Buches ohne königliche Erlaubniß die Todesstrafe. Das Parlement ließ Buchhändler aus Genf, welche Calvinistische Gebetbücher nach Paris gebracht, und französische Buchhändler, welche Schriften gegen das königliche Ansehen verkauft hatten, aufhängen. Das strenge Gesetz von 1563, welches jeden Buchhändler, der ohne Erlaubniß Bücher druckte, so wie jeden, der sich erlaubte, Schmähschriften anzuheften, gleichfalls mit Hängen bedrohte, wurde drei Jahre später durch den Kanzler de L'Hopital gemildert, der die Todesstrafe in eine körperliche Züchtigung verwandelte. Im Jahre 1626 aber wurde die abgeschaffte Todesstrafe von neuem festgesetzt, zumal in Hinsicht auf Schriften gegen Glauben und Staat, und hundert Jahre später (1728) verurtheilte ein neues Gesetz die Drucker, Verfasser oder Verkäufer aller für strafbar erklärten Schriften zum Brandmahl, Pranger und zur Galeerenstrafe. Mit Erstaunen aber hört man, daß noch um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts (1757) durch eine, vom Parlement vorgeschlagene, und in einer feierlichen

Gerichtssitzung aufgezeichnete Verordnung, die Todesstrafe für ähnliche und einige andere Fälle bestimmt wurde. Diese in ihren Bestimmungen so schwankende Verfügung, welche die Verfasser oder Drucker von Schriften, die dahin zielten, den Kirchenglauben anzugreifen, die Gemüther aufzuregen, das königliche Ansehen zu beleidigen und die Ordnung und Ruhe im Staate zu stören, der richterlichen Willkühr preis gaben, erregte den lautesten Unwillen, und erschreckte doch niemand, weil man fühlte, daß sie nie zur Vollziehung kommen würde. Nicht minder empörend war die Verordnung, welche die Eigenthümer und Miethbewohner derjenigen Häuser, wo man heimliche Druckereien finden würde, mit schweren Geldstrafen bedrohte. Das Blutgesetz wurde allerdings nie vollzogen, und gab dem Parlement bloß die Macht, einige Buchhändler zu züchtigen, die so unklug gewesen waren, Schriften gegen den Gerichtshof zu verkaufen. Ein solches Mißverhältniß zwischen den Vergehungen und den Strafen, die von den Richtern nur mit Widerwillen zuerkannt werden konnten, mußte die Folge haben, den Schuldigen Strafloſigkeit zu ſichern. Während bei dieſer Einrichtung die Regierung ſich das Recht vorbehielt, die Vergehungen, wozu die Preſſe das Mittel ſeyn konnte, durch Verhinderung der Herausgabe ſtrafbar geachteter Schriften zu verhüten, blieb es den Gerichten überlaſſen, die Preßvergehungen, Urheber der, ohne Erlaubniß erſchienen, Schriften zu züchtigen. Auch die Geiſtlichkeit machte, zum Glück vergebliche, Verſuche, ſich der Büchereaufſicht zu bemächtigen, und noch im Jahre 1765 foderte ſie ungeſtüm, in verſchiedenen Städten geiſtliche Büchergerichte zu gründen, ohne deren Genehmigung keine Schrift über irgend einen Gegenſtand erſcheinen ſollte. „Wir ſind dem verhängnißvollen Augenblicke nahe," ſagte ſie, „wo das Bücherweſen Kirche und Staat verderben wird. Es wäre gerecht und klug, das Bücherweſen unſerer Aufſicht zu unterwerfen, und uns einen Gegenſtand der Verwaltung anzuvertrauen, deſſen Mißbräuche zu verhindern uns ſo wichtig ſeyn muß." Mehr bedurfte es nicht, alle Schreibefreiheit zu feſſeln, und die Verfaſſer der vorzüglichſten Werke zu hindern, ihre Schriften anders als heimlich heraus zu geben und drucken zu laſſen. Montesquieu konnte nur für ſeine Schrift über die Größe und den Verfall der Rö-

mer die Druckerlaubniß erhalten, und die Welt würde sein Werk über den Geist der Gesetze entbehren, wäre die Regierung in ihren Bemühungen es zu unterdrücken, glücklich gewesen und hätte nicht die Sorgfalt eines muthigen Freundes Mittel gefunden, es in Genf herauszugeben. So konnten mehrere treffliche Werke nur durch siegreiche Beharrlichkeit gegen den Widerspruch der Regierung und der Parlemente und durch kühnen Trotz gegen Verfolgungen und Gefahren, bekannt gemacht werden. War eine Schrift von der Art, daß sie nur geduldet werden konnte, so wandte sich der Verfasser an den Oberaufseher des Bücherwesens, der die ihm mitgetheilte Handschrift alsdann einem, ihm allein bekannten Censor übergab, auf dessen Bericht er mündlich die Druckerlaubniß gab. Auf dem Titel aber durfte nur eine ausländische Stadt als Druckort angegeben werden und es wurde gar nicht, wie es bei öffentlicher Druckerlaubniß geschah, angekündigt, daß die Schrift im Reiche gedruckt und gebilligt worden; um aber Drucker und Buchhändler zu sichern, wurde die mündliche Genehmigung des Bücheraufsehers von der obrigkeitlichen Behörde des eigentlichen Druckortes aufgezeichnet. Das Parlement [illegible] wenn's ihm beliebte, auf des öffentlichen Anklägers Antrag, das Buch verdammen und nach damaliger Sitte verbrennen lassen; die Verwaltungsbehörde aber, welche die heimliche Genehmigung gegeben hatte, der Censor, der nachsichtig gewesen war, brauchten sich nicht zu entschuldigen, und hatte der Verfasser nun nicht genannt, so blieb er gegen alle Nachforschungen gesichert. Die besten Werke, die den Ruhm der französischen Literatur erhöhet haben, sind auf diese Art erschienen. So bestanden lange Zeit unzählige Widersprüche zwischen den Handlungen der Regierung und ihren Meinungen, zwischen ihren heimlichen und ihren ausgesprochenen Grundsätzen, zwischen den Gesetzen, die man in Unbrauch kommen zu lassen für nöthig hielt, während man sie zu vertheidigen schien, und denjenigen, die man in Ansehen zu erhalten sich beeiferte, so sehr man ihre Ungerechtigkeit erkannte. Eine Umwälzung war nöthig, um alles dieß auszugleichen, aber wer weiß nicht, um welchen Preis Staatsumwälzungen ihren Beistand verkaufen!

Es war eine, des edlen Malesherbes würdige Aufgabe, die Widersprüche zu vereinigen, worein ihn sein

doppeltes Amtsverhältniß verwickeln konnte, und das große Mittel, wodurch ihm dieß gelang, ein Mittel, deſſen er ſich beſſer als irgend jemand während ſeines öffentlichen Lebens zu bedienen wußte, war Gerechtigkeit. Die hohe Achtung, die er genoß, die Selbſtſtändigkeit ſeines Geiſtes und der wohl begründete Ruf ſeiner Gerechtigkeit und Feſtigkeit, ſchützten ihn faſt immer gegen die Zudringlichkeiten der Machthaber, und nur ſelten kam er in den Fall, ſich dagegen wehren zu müſſen. Selbſt des Königs Buhlin, die mächtige Pompadour fürchtete er nicht. Es war mit einer ſogenannten ſtillſchweigenden Erlaubniß ein Buch erſchienen, worüber ſie ſich beklagte. Sie wollte den Cenſor wiſſen und wandte ſich an Malesherbes. Auf ſeine Weigerung, ihn zu nennen, wurde ſie dringend. Malesherbes antwortete ihr, es ſey in ſeinem Verwaltungszweige Sitte, die Beamten, welche auf ſtillſchweigende Druckerlaubniß angetragen hätten, nie zu nennen. Sie ließ ſich dadurch nicht abweiſen. „Ich werde ihn nicht nennen," erwiederte er mit Feſtigkeit, „der Cenſor hat nicht unrecht und nie werde ich ihn Ihrem Unwillen ausſetzen." Frau von Pompadour verzieh ihm das nie. War er zuweilen genöthigt, die Eigenliebe einiger Schriftſteller zu kränken, oder dem Eigennutze eines Buchhändlers in den Weg zu treten, ſo geſchah es mit ſo viel Schonung und Umſicht, und einer ſo glücklichen Verſchmelzung der Feſtigkeit des Staatsmannes und der Mäßigung des ordnungliebenden, freiſinnigen Staatsbürgers, daß niemand ſich zu beklagen wagte. Die Regierung beklagte ſich eben ſo wenig über ſeine Duldſamkeit gegen die Gelehrten, und über die Begünſtigung, welche er den großen Schriftſtellern, die zu jener Zeit auftraten, ihr Vaterland und ihr Zeitalter zu ehren, ſchuldig zu ſeyn glaubte. Nie aber that er durch jene Nachſicht und Begünſtigung der Frechheit Vorſchub, nie ließ er die öffentliche Ordnung ſtören, und ſein Beſtreben war nur, alles Verſtändige und Gute zu ſchützen.

Als er nach ſeines Vaters Verweiſung die Oberaufſicht über das Bücherweſen aufgab, fühlten die Gelehrten die Größe ihres Verluſtes, und Mehrere ſagten es ihm mit Wärme. Voltaire, der wohl wünſchen mochte, daß Malesherbes Philoſophie und Wiſſenſchaften noch mehr begünſtigt hätte, ohne zu bedenken, ob es möglich geweſen wäre, rühmte in einem ſeiner Briefe an d'Argen-

tal die Verwaltung des wackeren Mannes *), und Rousseau **), den man wohl nicht beschuldigen kann, ein Schmeichler der Machthaber zu seyn, und der gewiß die Tugend zu begreifen und zu ehren verstand, schrieb ihm folgende Zeilen: „Als ich Ihre Abdankung erfuhr, habe ich die Gelehrten beklagt, Ihnen aber Glück gewünscht. Sie stehen zwar nicht mehr durch Ihr Amt, aber immer noch durch Ihre Geistesgaben an unserer Spitze, und durch diese werden Sie Ihre Seele und Ihre Einsamkeit verschönern. Mit den Annehmlichkeiten der Literatur beschäftigt, sind Sie nicht mehr gezwungen, die Trübsale derselben zu sehen. Sie können nach Ihrem Gefallen philosophiren und Ihr Herz hat weniger zu leiden."

Seine Verwaltung ließ jedoch wohlthätige Spuren zurück, einige weise Verordnungen und nützliche Neuerungen, vorzüglich aber, was er in Beziehung auf die Gesetzgebung über das Bücherwesen geschrieben hat. Es sind fünf Abhandlungen, die im Jahre 1758 verfaßt wurden, als der Dauphin, Ludwigs XVI. Vater, der über alle Zweige der Staatsverwaltung sich zu unterrichten suchte, auch über das Bücherwesen Aufklärung verlangte. Das Geheimniß, das diese Mittheilung verschleierte, bezeichnet den Geist der Zeit und mochte durch die Verhältnisse des Dauphins vorgeschrieben werden. Die Denkschriften wurden einem Ungenannten zugestellt, der sie dem Prinzen überreichte. In einem der Briefe, womit Malesherbes seine Sendungen begleitete, sagt er: „Ich fühle, daß es nicht rathsam seyn würde, von dem Verkehre, der zwischen Ihnen und mir in Hinsicht auf diesen Gegenstand statt findet, etwas bekannt werden zu lassen. Wir leben ja in einem Lande und in einem Zeitalter, wo der Wunsch, über Gegenstände des Gemeinwohls sich zu unterrichten und die Theilnahme daran, bei jedem, der nicht einen Bestallungsbrief dafür hat, als ein Verbrechen angesehen wird; daher wissen auch diejenigen,

*) Herr von Malesherbes, sagt er, hat die Presse freier gemacht, und dadurch dem menschlichen Geiste einen Dienst geleistet; unter ihm hatten wir die Engländer schon halb eingeholt.

**) Er richtete an Malesherbes jene vier merkwürdigen, erst nach seinem Tode bekannt gewordenen Briefe, worin er seine Sinnesart und seine wunderliche Geistesstimmung so treu schildert.

die zu angesehenen Staatsämtern gelangen, gewöhnlich nichts, und haben nicht mehr Zeit, etwas zu lernen."

Diese Abhandlungen wurden erst lange nach dem Tode des Verfassers gedruckt, aber mehrere Jahre vor der Revolution waren sie Ludwig dem sechzehnten mitgetheilt worden, und hatten Eindruck auf ihn gemacht. Wir müssen die Zeit, wo Malesherbes sie schrieb, die besondere Veranlassung, die ihn dazu aufforderte, und seine Lage ins Auge fassen, wenn wir ihn richtig beurtheilen wollen, und werden dann die Freimüthigkeit des Mannes ehren, und durch seine hellen Ansichten überrascht werden, die selbst auch in unsern Tagen noch mancher dunkeln Gegend außer Frankreich klare Leitsterne seyn können. In der ersten Abhandlung sucht der Verfasser den Widerstreit in den Ansprüchen der höchsten Verwaltungsbehörde und der Gerichtshöfe auszugleichen. Er theilt jener die Gewalt zu, die Herausgabe eines Buches zu genehmigen, um den Verkauf desselben zu schützen und dem Verfasser sein Eigenthumsrecht zu sichern, zu diesem Zwecke aber das Werk untersuchen zu lassen, damit nicht ein, dem Staate schädliches, Werk genehmigt und beschützt werde. Das herausgegebene Buch aber fällt, ungeachtet der Genehmigung jener Behörde, der richterlichen Gewalt anheim, und wenn es strafbar ist, muß der Verfasser nach dem Gesetze büßen, wogegen ihn die Genehmigung des Censors nicht schützt, der vielmehr selber von der Verwaltung, die er durch Billigung eines schlechten Buches hintergangen hat, gestraft werden kann. Dies war des Mannes damalige Grundansicht, die zu sehr von der in Frankreich bestehenden Einrichtung, die ich oben beschrieben habe, ausging; aber ihre Unrichtigkeit und die Verkehrtheit jener Einrichtung hat er selber bald genug anerkannt, wie wir hören werden. Unter der vorausgesetzten Nothwendigkeit einer Druckerlaubniß, untersucht er nun in der zweiten Abhandlung, auf welche Grundsätze die Anordnungen der Staatsgewalt gebaut seyn müssen. Man fühlt, daß es ihm damals unmöglich war, sich zu den großen Ansichten zu erheben, die das glückliche Ergebniß der Fortschritte des menschlichen Geistes waren; aber mitten aus den Finsternissen, die so lange alle Fragen jener Art umhüllten, sieht man kräftige, freie Gedanken hervor blitzen, die uns verrathen, wie sehr der Geist des trefflichen

Mannes über die Staatsverwaltung seiner Zeit erhaben, wie frei von allen Fesseln war, welche Vorurtheile und Gewohnheit der Verwaltung anlegten. Die Strenge der Bücherrichter soll gemildert werden, behauptet er, weil sie ohne Nutzen den Schriftstellern einen entmuthigenden Zwang anlegt, der den Fortschritten der Wissenschaften Nachtheil bringt. Die Verleger, sagt er im Geiste der damaligen Grundsätze, dürfen nur solche Bücher drucken, die mit obrigkeitlicher Erlaubniß versehen sind, aber weiter geht die Verbindlichkeit nicht, die das Gesetz ihnen auflegt, und den Inhalt eines herauszugebenden Buches zu prüfen, kann ihnen nicht angesonnen werden. Er zeigt die Erfolglosigkeit eines strengen Verfahrens gegen mißfällige Schriften, und sagt, Bücherverbote könnten nur, wenn sie seltene Maßregeln wären, wirksam seyn. Welchen Schriften aber soll die Staatsbehörde Druckerlaubniß geben, oder Duldung gewähren, und welche verbieten? fragt er in der dritten Abhandlung. „Die Regierung," sagt er, „soll und kann nicht alles, was sie mißbilligt, verbieten. Wollte man sich darauf einlassen, so würden die Bücherrichter eine unbeschränkte Gewalt über die Schriftsteller erlangen; aber es ist Zeit, die Gelehrten von diesen Gedankenaufsehern frei zu machen. Alle Zwang in Hinsicht auf Einkleidung und Ton der Bücher. Man darf keine Irrthümer vortragen lassen, wo von Glaubenssachen die Rede ist, oder von den Grundlagen aller Staatsgewalt, hinsichtlich der Gränzen des Gehorsams gegen die Machthaber, weil diese fast immer ungewiß sind und nicht ohne Störungen bestimmt werden können. Es ist aber der Welt wichtig, daß über jeden andern Gegenstand Wahrheit verbreitet werde, und dieß wird nur geschehen, wenn man das Schreiben gestattet. Verbietet man Irrthümer zu verbreiten, so hemmt man auch den Fortschritt der Wahrheit, weil die neuen Wahrheiten immer eine Zeit lang für Irrthümer gelten. — Jeder Philosoph, jeder Gelehrte werde als ein Sachwalter betrachtet, den man immer anhören muß, selbst wenn er Grundsätze vertheidigt, die man für irrig hält. Diese Sachen werden oft Jahrhunderte lang verhandelt. Die Welt allein hat zu richten, und wird am Ende richtig urtheilen, wenn sie hinlänglich ist unterrichtet worden." Er nimmt an, daß Bücher in vierfacher Hinsicht strafbar seyn können, in Hinsicht auf Einzelne, auf die

Staatsgewalt, auf die Sitten und auf den Glauben. Schriften, worin Einzelne angegriffen werden, gehen weder die oberste Verwaltung, noch die Censur an, die im Namen derselben handelt; die Beleidigten mögen sich an die Gerichte wenden und es giebt Gesetze gegen Schmähschriften, die hinlänglich schützen. Von der höchsten Wichtigkeit aber ist es für die Verwaltung, die Erscheinung solcher Bücher zu hindern, worin das Wesen der bestehenden Staatsgewalt und die Pflicht des Gehorsams bestritten oder in Zweifel gezogen wird. Die Vorschrift, welche der Censor in dieser Hinsicht zu beobachten hat, wird weder willkührlich, noch schwankend seyn; er soll alles abweisen, was diesen Gegenstand betrifft. Aber könnte es, wenn jene Grundlagen der öffentlichen Gewalt unangetastet bleiben, irgend gefährlich seyn, über alle andern Gesetze, über alle andern Gegenstände der Staatsverwaltung schreiben zu lassen? Sollte nicht die Besorgniß, den Staatsbeamten durch öffentliche Untersuchung ihrer Verwaltung, durch lauten Tadel den Muth zu nehmen, durch andre Vortheile aufgewogen werden? Die Staatswissenschaft wird dadurch dem bildungsfähigen Theile des Volkes näher gerückt. Und sollte es nicht dem Fürsten selber vortheilhaft seyn, in dem Publikum einen unerbittlichen Ankläger zu finden, der ihm über die Fehler seiner Rathgeber und Beamen Winke gäbe? Werden Angriffe auf die höchste Gewalt selber nicht geduldet, so können die tadelnden und unmuthigen Stimmen im Volke nur den untergeordneten Beamten furchtbar seyn, aber diese Stimmen werden auch dann laut, wenn man das Volk in Unwissenheit läßt, nur mit dem Unterschiede, daß dann die besen Maßregeln nicht gerechtfertigt werden können. Aber soll man denn nicht Schriften über Staatsangelegenheiten der Prüfung derjenigen höchsten Behörden unterwefen, deren Geschäftskreis der Inhalt derselben berührt? Als ob man da Zeit hätte, Bücher zu prüfen! Staatmänner, die nicht Gelehrte sind, werden in den meiste Fällen die Druckerlaubniß versagen, und da die Erscheinung eines Buches freilich nicht nothwendig ist, sich derselben aus den schwächsten Gründen widersetzen. Malesherbes berührt nun den Fall, wo fremde Mächte sich gegen Schriftsteller beklagen, und macht die treffende Bemerkung, daß diese Klagen gerade dann veranlßt werden,

wenn die Erſcheinung der Bücher von einer förmlichen Erlaubniß der Staatsgewalt abhängig iſt, und bei freier Preſſe, wie in England, keinen Erfolg haben. Unſittliche, den Unglauben predigende Schriften, die in keinem wohlgeordneten Staate geduldet werden, ſetzt er endlich hinzu, ſind meiſt Werke der Finſterniß, die oft den Blicken der wachſamſten Aufſicht ſich entziehen, aber wenn man mit Verboten ſparſam iſt, macht man es möglich, in dieſen Fällen deſto wirkſamere Strenge zu zeigen.

Es muß hier übergangen werden, was Malesherbes in den beiden andern Abhandlungen über die, in Frankreich verſuchten Mittel, den Druck und Verkauf verbotener Schriften zu hindern, und über die oben erwähnten ſtillſchweigenden Genehmigungen ſagt. Dreißig Jahre ſpäter (1788), kurz vor Berufung der Reichsſtände, kam der Verfaſſer unter ganz andern Umſtänden, mit helleren Anſichten, gereifteren Erfahrungen, auf jenen Gegenſtand zurück, und unterſuchte nun in einer ausführlichen Schrift die große Frage von der Freiheit der Preſſe. *) Das Parlement zu Paris hatte kurz vorher den König um unbeſchränkte Preßfreiheit gebeten, blos mit der Beſchränkung, die Schriftſteller für den Inhalt ihrer Schriften dem Gerichte verantwortlich zu machen. In dieſer merkwürdigen Abhandlung geht er von dem Grundſatze aus: Freie Verhandlung über Meinungen iſt das ſicherſte Mittel, einem Volk die Kenntniß der Wahrheit zu geben. Noch nöthiger aber, fährt er fort, wird es, das Volk zu unterrichten, wenn ſeine Abgeordneten über das Wohl des Staates berathſchlagen; denn ohne Preßfreiheit kann es keine vollkommene Volksvertretung geben. Er zeigt nun, zum Theil mit den früher gebrauchten Gründen, die Nachtheile und Unwirkſamkeit der Zwangaufſicht über das Bücherweſen, und wie es nothwendige Folge ſey, daß die Strafgeſetze entweder in Unbrauch gerathen, oder trotz den ſtrafenden Gerichten ſelbſt, trotz den Vorſtellungen der Prieſter, endlich feige Duldung nothwendig werde. Und warum? Kein Geſetz kann lange vollzogen werden, wenn das ganze Volk gegen die Vollziehung geſtimmt iſt, und die öffentliche Meinung

*) Mémoire sur la liberté de la presse, par Lamoignon de Malesherbes. Paris 1814. 8.

ſich mit beharrender Einmüthigkeit und unwiderſtehlicher Gewalt dagegen waffnet. *) Alsdann iſt Abſtellung, oder ſtillſchweigende Nachſicht nöthig. So lange es ein Geſetz gibt, das Druckerlaubniß gebietet, und ſo lange die dazu nothwendige Cenſur beſteht, wird die Verwaltungsbehörde nicht leicht die Hoffnung aufgeben, die Meinung jedes Schriftſtellers ihren Anſichten zu unterwerfen, ſie wird Zwang auflegen, die Schriftſteller aber werden ſich dagegen wehren und im Volke Beiſtand finden. Jene Einrichtung wird uns daher in einen Zuſtand bringen, wo es unvollzogene und verletzte Geſetze giebt, wo Ungebundenheit herrſcht, ohne daß dem Volke die Freiheit zu Theil wird, worauf es Anſpruch hat. Dieß führt uns zu dem Ausſpruche: Jenes Geſetz muß abgeſchafft werden. Cenſur, fährt Malesherbes fort, beruht auf einem falſchen Grundſatze. Niemand kann Vorgeſetzter der Gedanken eines andern Menſchen ſeyn. Die Staatsgewalt kann zwar den Bürgern Geſetze über ihre Handlungen geben, über ihre Gedanken aber hat ſie keine Herrſchaft. Hätte ſolche Gewalt eingeführt werden können, ſo wären wir Barbaren geblieben, denn die meiſten vorleuchtenden Geiſter, die an unſerer Bildung gearbeitet haben, ſind von Kirche und Staat verfolgt worden. Die Cenſoren, ſetzt er hinzu, die in Auftrag der höchſten Verwaltungsbehörde die Druckerlaubniß geben, ſind abhängig von jener, und dennoch in gewiſſer Hinſicht Richter, durchaus gegen den Grundſatz, der für alle Richtergewalt die volleſte Unabhängigkeit fodert. Aber wenn ſie nun fallen muß, jene verkehrte Einrichtung, als unverträglich mit der Freiheit, welche der Schriftſteller fodert, zumal derjenige, der für des Volkes Wohl ſchreibt, was ſoll ſie erſetzen, um Sicherheit gegen Vergehungen der Preſſe zu geben? Soll jeder, wie in England, wo ſolche Vergehungen, wie alle Vergehen, erſt nach der Vollbringung geſtraft werden, drucken laſſen dürfen, was er will, und nur dem Gerichte verantwortlich ſeyn? So verlangt es das Parlement, anwortet Malesherbes. Aber

*) In dieſem Sinne ſagt man mit Wahrheit, das Geſetz ſey der Ausdruck des allgemeinen Willens. Hat die Staatsgewalt dieſen Willen, aus Irrthum oder aus Abſicht, falſch erklärt, ſo wird eben das Geſetz bald ausdrücklich oder ſtillſchweigend aufgehoben.

es scheint in seinem unbestimmten Verlangen, nicht sowohl die Freiheit der Presse zu wollen, als vielmehr die ausschließende Befugniß, die Mißbräuche der Presse zu bestrafen. Es fodert ein Gesetz, das die Vergehungen nicht genau bestimmt, die Strafen nicht angibt, sondern den Richtern es überläßt, fest zu setzen, was ihnen strafbar dünkt und die ihnen angemessen scheinenden Strafen zu verhangen. Von der Meinung der Richter, nicht vom Gesetze, wird dann das Loos der Bürger abhängen. In einem wohl geordneten Staate, wo nicht Willkühr waltet, weiß der Bürger, dem die Ruhe des Staates heilig ist, daß er nie verurtheilt werden kann, weil er die Gesetze kennt, nach welchen er gerichtet werden müßte. Wenn aber kein Gesetz bestimmt, worin das durch eine Druckschrift vergangene Vergehen besteht, kann der Schriftsteller nicht wegen des eigentlichen Ausdrucks seiner Gedanken, sondern nach der Auslegung und willkührlichen Deutung seiner Worte verurtheilt werden. Er ist der Aufsicht der Verwaltungsbehörde entzogen, um unter die richterliche zu fallen, deren Strenge nichts mildern kann, die Gefahr ist für ihn größer als vorher, und Schweigen für ihn das Beste. In England ist es gefahrlos, dem Gerichte unterworfen zu seyn. Der Richter ist hier an das Gesetz gebunden, kann nicht Handlungen strafen, die es nicht für Vergehen erklärt hat, und nie nach eigener Einsicht entscheiden. Bei der peinlichen Rechtspflege ist Oeffentlichkeit der Verhandlungen eingeführt. Das Volk selbst hat den Vorsitz dabei, und überzeugt, daß seine Freiheit an der Preßfreiheit hängt, wird es nie willkührliche Verurtheilung der Schriftsteller dulden. Malesherbes war damals weit entfernt zu ahnen, daß sein Vaterland bald eben jene schützenden Formen der Rechtspflege erhalten sollte, die er in England fand. So lange aber die Urtheilsprüche aus heimlichen Verhandlungen hervorgingen, konnte, wie er sagt, die Stimme des Volkes die Richter nicht leiten. Er wußte ja, daß das Parlement die öffentliche Meinung verachtet hatte, wie die Rechte des Volkes, und wenn auch einigermaßen unabhängig von der Krone, doch desto abhängiger von eigenen Vorurtheilen war. Er fürchtete jenen Zunftgeist, jene zu Gewohnheiten versteiften Rechtsmeinungen, die sich nothwendig in dauernden Beamtenvereinen bilden, jenes eigensinnige Festhalten an alten

Lehren, das nicht untersucht, ob für spätere Zeitalter tauge, was für frühere gut gewesen seyn mag. Unter diesen Umständen, da es, wie er sich ausdrückt, keine von dem Volke selbst geleitete Gerichte gab, da die Verantwortlichkeit des Schriftstellers vor den damaligen Gerichten durchaus unzulänglich war, diejenige Sicherheit zu geben, welche das öffentliche Wohl verlangt, und immer wieder die alte Willkühr drohte, dünkte es ihm immer noch das Beste, dem Schriftsteller die Wahl zu lassen, ob er sich freiwillig der Censur unterfen, oder der Ahndung des Richters, und damit richterlicher Willkühr, der fürchterlichsten von allen, aussetzen wollte. Ungern hört man den wackeren Wahrheitskämpfer dieses verkehrte Auskunftsmittel vorschlagen, da das Ergebniß, das er durch seine Untersuchungen vorbereitet hatte, auf dem nächsten Schritte vor ihm lag; nämlich die einzig gerechte, einzig schützende Maßregel: vorgängige scharfe Bestimmung der strafbaren Preßvergehungen, Verantwortlichkeit der Schriftsteller lediglich vor dem öffentlichen Gerichte, Verurtheilung durch Geschworene.

Nicht für diesen Gegenstand der öffentlichen Wohlfahrt allein sprach Malesherbes mit muthiger Beredsamkeit, er vertheidigte besonders auch die persönliche Freiheit, die unter Ludwig XV. und seinen Vorgängern so oft und grausam gekränkt wurde, mit furchtloser Stimme, er vertheidigte sie mit gleichem, stetigem Eifer in allen seinen Lebenslagen, als Schriftsteller, als obrigkeitlicher Beamter, als Staatsbürger, als Minister, und merkwürdig ist es, daß niemand vor ihm es gewagt hatte, gegen die Gewalthandlungen, welche jene Freiheit verletzten, sich zu erheben. Wohl hatten die hohen Gerichtshöfe zuweilen über die Verhaftung oder Verweisung einiger Mitglieder Beschwerden geführt, und dem Könige mehr oder minder kräftige Vorstellungen übergeben; aber weiter ging ihr Eifer nicht, und vor der Zeit, wovon hier die Rede ist, geschah es vielleicht nicht ein einziges Mal, daß die Freiheit eines gemeinen Bürgers eine so lebhafte Theilnahme der Obrigkeit erweckt hatte. Malesherbes gab das Beispiel, und hatte den Ruhm, der Erste zu seyn, der sich erlaubte, dem Könige von dem ungerechten Gebrauche, den man von der Macht desselben machte, einen Wink zu geben, der Erste der ihm zu

ſagen wagte, daß es Zeit wäre, die Ausübung der Gewalt den heiligen und ſtrengen Geſetzen der Gerechtigkeit unterzuordnen. Andre folgten ihm nach, ihm bleibt die Ehre des Beiſpiels. Er ſprach im Namen des Ober-Steuergerichts, das aus einer alten ſtändiſchen Behörde, welche über die Erhebung und verfaſſungsmäßige Verwendung der bewilligten Steuern zu wachen hatte, entſtanden war, ſeit dem Verfalle der Volksvertretung zwar nur über Streitigkeiten bei der Steuererhebung zu entſcheiden hatte, doch immer den Beruf erfüllte, des Volkes heiligſte Rechte bei dem Könige zu vertheidigen. Wie man aus der Vergleichung ſeiner Denkſchriften und Reden ſieht, wußte Malesherbes ſtets den richtigen Ton zu wählen, wenn er im Rathe des Königs ſeine Meinung vortrug, als Schriftſteller ſeine Stimme abgab, oder im Namen des Volkes an der Spitze eines Gerichtshofes ſprach. „Niemand," ſetzt Boiſſy d'Anglas hinzu, „beſaß in höherem Grade jenes Schicklichkeitsgefühl, das von einer richtigen Beurtheilungskraft genährt wird, und er wußte es ſtets mit feſter Tugend und der ſtrengſten Erfüllung ſeiner Berufspflichten zu vereinigen; aber ſeine Tugend war immer, was ſie ſeyn mußte, rein und feſt, ohne Prahlerei, wie ohne Schwäche. Man findet in ſeinem Betragen ſtets dieſelbe Gerechtigkeitsliebe, denſelben Muth, denſelben Eifer, die Vertheidigung jedes Schwachen zu übernehmen, ohne alle perſönliche Rückſicht. Seine Gemüthsart war ſo entſchieden, ſo in ſich vollendet, wenn man ſo ſagen darf, ſo einig mit ſich ſelbſt in ſeinem ganzen Thun und Treiben, daß man immer voraus wiſſen konnte, was er unter gegebenen Umſtänden thun, oder ſagen würde." Die Veranlaſſung zu den kräftigen Worten, die er an den König richtete, war die Verfolgung eines unbedeutenden Mannes, den man auf Betrieb der Abgabenpachter, als einen Schleichhändler, und zwar, wie es ſcheint, unſchuldig, wenigſtens ohne allen Beweis, verhaftet und gegen zwei Jahre in einem ſcheußlichen Kerker feſt gehalten hatte. Das Ober-Steuergericht ſetzte den Unglücklichen in Freiheit und wollte die Unterdrücker deſſelben zur Verantwortung ziehen, als ein Befehl des Staatsraths das Verfahren des Gerichtshofes hemmte, unter dem Vorwande, daß Verwaltungsangelegenheiten nicht zu dem Geſchäftskreiſe der Richter gehörten. Malesherbes verfocht dennoch in ſeiner

Vorstellung mit edler Dreistigkeit den Grundsatz, daß jeder Angeklagte vor der Verurtheilung gehört werden muß. Er spricht gegen die Ungerechtigkeit der geheimen Verhaftbefehle (lettres de cachet) und die ruchlose Leichtigkeit, womit man sie selbst den untergeordnetsten Beamten zu dem empörendsten Mißbrauche bewilligte. „Daraus geht hervor," sagt er zu dem Könige, „daß kein Bürger Ihres Reiches sicher ist, seine Freiheit nicht einer Rache geopfert zu sehen; denn niemand ist so groß, um gegen den Haß eines Ministers geschützt, niemand klein genug, um nicht den Haß eines Unterbedienten der Abgabenpachter zu verdienen. Aber," setzt er hinzu, „es wird eine Zeit kommen, wo die Häufigkeit der Mißbräuche Eure Majestät bestimmen wird, einen Gebrauch abzuschaffen, welcher der Verfassung ihres Reiches, und der Freiheit, auf deren Genuß Ihre Unterthanen ein Recht haben, so sehr entgegen ist."

Der König hatte gleich nach den ersten Schritten des Ober-Steuergerichts verboten, sich mit der Angelegenheit des Unterdrückten weiter zu beschäftigen und gab keine Antwort auf jene Vorstellung. Um diese Zeit brach der Streit mit den Parlementen aus, in welchen auch jener Gerichtshof verwickelt wurde. Dieser folgenreiche Kampf, das Vorspiel der großen Umwälzung, der besonders seit dem Jahre 1763 durch die Weigerung des Parlements zu Paris, die neuen Abgabenverordnungen einzutragen, immer heftiger geworden war, hatte seinen Grund in dem laut verkündigten Bestreben des Parlements, sich an die Stelle der unterdrückten Reichsstände zu setzen, und Antheil an der Gesetzgebung und ein Steuerbewilligungsrecht zu erlangen. In dieser Absicht, um den Widerstand gegen die königliche Gewalt desto kräftiger zu machen, wurde die neue staatsrechtliche Lehre, daß alle Parlemente eine untheilbare enge verbundene Gesammtheit bildeten, aufgestellt und in der Ausübung geltend gemacht. Der Streit mit dem Parlemente zu Paris nahm endlich im Jahr 1770 eine so entscheidende Wendung, daß der König jenen Grundsatz verdammte und dem Parlemente zu Paris befahl, alle königliche Verordnungen ohne Weigerung einzutragen. Als verächtliche Hofränke den Herzog von Choiseul, den Beschützer der Parlemente, aus dem Ministerium verdrängt hatten, wurden zu Anfange des folgenden Jahres die

Bayerische Staatsbibliothek München

Parlementsglieder während der Nacht von Soldaten in ihren Wohnungen überrascht, welche jeden einzeln fragten, ob er sich dem Willen des Königs unterwerfen wollte. Absetzung und Verweisung war die Folge ihrer Weigerung, und derselbe Gewaltstreich, der das Pariser Parlement auflöfete, wurde auch gegen die übrigen in den Provinzen geführt. „Die Stimme des Volkes," sagt Boissy d'Anglas, „war für die Besiegten, ohne zu untersuchen, in wie fern es gegründet war, daß die Parlemente, wie sie behaupteten, nur wegen ihres Versuches, die Volksrechte zu vertheidigen, leiden müßten, ohne zu untersuchen, ob sie bei dem Widerstande gegen willkührliche Königsmacht nicht die Absicht hätten, eine andre Gewalt geltend zu machen, die noch weit unerträglicher seyn müßte, weil sie unter Viele vertheilt war und alle ihre Handlungen, selbst die drückendsten, in gesetzliche Formen kleiden konnte. Aber es schien darum den Meisten unter dem Volke nicht weniger ausgemacht zu seyn, daß sich durch die Wirkung der Zeit, durch die Macht der Umstände, welche immer Widerstand gegen die Willkühr aufregt, durch Anmaßung, wenn man will, und durch unbestrittene Bewilligungen eine Art von Verfassung in Frankreich gebildet hatte, worin die Parlemente das Gegengewicht der königlichen Macht waren, und daß man durch den Sturz derselben, allen schützenden Gewohnheiten zum Trotze, dem Volke jegliche Bürgschaft raube und der Regierung eine unbeschränkte Gewalt beilegte."

Auch Malesherbes zögerte nicht, sich gegen einen Gewaltschritt zu erklären, worin er nur Unterdrückung sah. Dem Gerichtshofe, an dessen Spitze er stand, war anfangs der Streit zwischen dem Könige und den Parlementen ganz fremd, und bei weniger Muth, bei weniger Standhaftigkeit, hätte er schweigend seinen Platz ungestört behaupten und dem Sturme am Ufer zusehen können. Aber diejenigen, welche kurz vorher so muthig die Rechte eines unbedeutenden Bürgers verfochten hatten, konnten jetzt nicht schweigen, als die Willkühr ihren Arm weiter ausstreckte, und den Grundsatz umzustürzen drohte, daß ein Staatsbeamter nur durch einen Urtheilspruch seine Stelle verlieren könne. Sie waren ja auch die Wächter der Rechte und Freiheiten des Volkes und als diesen Gefahr drohte, glaubten auch sie ihre Stimme

erheben zu müssen. Malesherbes verfaßte die Vorstellung des Ober-Steuergerichts gegen die königliche Verordnung vom 27. November 1770, wodurch die Parlemente beschränkt wurden. Als der König darauf nicht achtete, erhob der Gerichtshof sich von neuem, legte eine Verwahrung gegen alles Vorgegangene ein und erklärte förmlich, daß er die vom Könige eingesetzten neuen Parlemente nicht anerkenne. Die Volksmeinung sprach laut für das Verfahren des Gerichtshofes, dessen Schrift an den König zu ausgebreiteter Oeffentlichkeit gelangte, und allerdings hatte sich bis dahin in Frankreich die Beredsamkeit in Staatsangelegenheiten noch nicht so kräftig und muthvoll erhoben. Malesherbes ging von der Behauptung aus, daß die Gerichtshöfe seit der Unterdrückung der Stände die einzige Schutzwehr der Schwachen, die einzigen Wortführer des Volkes wären. Er verfocht die Nothwendigkeit der freien Einzeichnung der Gesetze, und fügte hinzu: „Es gibt in Frankreich, wie in jeder Monarchie, einige unverletzliche Rechte des Volkes. Wir werden nicht so verwegen seyn, zu untersuchen, wie weit sie sich erstrecken, aber kurz, es gibt solche Rechte. Die Minister Eurer Majestät werden nicht die Kühnheit haben, es zu läugnen, und wenn es bewiesen werden müßte, so würden wir nur Eurer Majestät eigenes Zeugniß anrufen. Nein, trotz aller Bemühungen, trotz aller Kunstgriffe derjenigen, welche alle Bande Ihres Reiches zu zerreißen trachten, man hat Eure Majestät noch nicht überzeugt, daß kein Unterschied sey zwischen dem französischen Volke und einem Sklavenvolke.“ Darauf zeigt er die Gesetzwidrigkeit des gewaltsamen Verfahrens gegen die Parlemente; er setzt hinzu, es gebe keine Wortführer des Volkes mehr und selbst den Gliedern des königlichen Hauses — sie hatten laut gegen die Gewaltschritte des Hofes gesprochen — sey der Zutritt zum Throne verwehrt, und schließt mit den merkwürdigen Worten: „Fragen Sie also das Volk selbst, denn nur das Volk kann noch von Eurer Majestät gehört werden. Das unbestochene Zeugniß seiner Vertreter wird Ihnen wenigstens sagen, ob es wahr sey, wie Ihre Minister unabläßig behaupten, daß die Gerichtshöfe allein ihren Vortheil bei der Verletzung der Gesetze suchen, oder ob die Sache, die wir jetzt vertheidigen, die Sache des ganzen

Volkes sey, durch welches Sie herrschen und für welches Sie herrschen."

Die Verbannung des kühnen Sprechers *) war des Königs Antwort. Zwei Tage später erschien der Marschall von Richelieu im Saale des Ober-Steuergerichtes, um den königlichen Befehl zur Auflösung desselben anzukündigen. Als sich gegen Ende der Sitzung eine Schwierigkeit zeigte, die nur durch eine besondere Verfügung des Königs hätte gehoben werden können, sprach der Beamte, welcher den Vorsitz führte, zu dem Marschall: „Zeigen Sie uns ihre Befehle!" „Meine Soldaten sind meine Befehle," erwiederte jener. Die Kriegsleute, die den Palast umringten, traten auf seinen Wink herein und der Streit hatte ein Ende.

Malesherbes ging auf sein Landgut, wo er durch sein Beispiel die Arbeitsamkeit seiner Unterthanen belebte, ihren Wohlstand erhöhte, durch Aufmunterungspreise den Ackerbaufleiß belohnte und wie ein Vater geliebt wurde. Drei Jahre hatte Malesherbes in ländlicher Einsamkeit verlebt, als Ludwig XVI. den Thron bestieg, und den Beinamen des Ersehnten, womit das Volk ihn begrüßt hatte, durch Handlungen der Gerechtigkeit bewährte, welche die öffentliche Meinung foderte. Die unterdrückten Gerichtshöfe wurden wieder hergestellt und ihre Mitglieder aus der Verbannung zurück gerufen. Man hat dem Könige, sowohl in Frankreich als in Deutschland, den Vorwurf gemacht, er habe auf diese Weise durch seine ersten Herrscherhandlungen die auf ihn gekommene Gewalt geschwächt und herabgewürdigt und dadurch vielleicht alle jene Unglücksfälle herbei geführt, die später seine Regierung so schrecklich auszeichnen sollten. „Mit Unrecht, glaube ich," — sagt Boissy d'Anglas — „im Gegentheil konnte Ludwig nach meiner Meinung, wenn er auch nur auf die Stimme der Staatsklugheit achtete, und nicht den heiligen Ausspruch der strengen Gerechtigkeit hörte, keinen andern Entschluß fassen. Die gewaltsame Umwandlung, die sein Vorgänger unternommen hatte, war noch nicht vollendet, als er starb; ganz Frankreich war unwillig über die Folgen derselben und noch dauerte der Kampf. Die Richter, die des Königs Machtspruch eingesetzt hatte, ermangelten der öffentlichen

*) Im April 1771.

Achtung, und ihre Gewalt wurde für unrechtmäßig gehalten. Der junge König hätte eine Anordnung, woran er keinen Antheil genommen, nicht bekräftigen können, ohne die ganze Verantwortlichkeit dafür auf sich zu laden; er würde durch Bestätigung der schlechten Wahl, die nicht sein Werk gewesen war, eingewilligt haben, die Gerechtigkeit, die heilige Schuld der Fürsten, seinem Volke durch Beamten austheilen zu lassen, die in der öffentlichen Meinung herabgewürdigt waren, kurz er würde sich gleich vom ersten Augenblicke an dazu verurtheilt haben, den Zwingherrn zu spielen, und hätte es nothwendig während der ganzen Dauer seiner Herrschaft seyn müssen."

Malesherbes wurde zu gleicher Zeit mit den übrigen Verwiesenen zurück berufen und als er wieder an die Spitze des Gerichtshofes trat, drückte er seine Gesinnungen würdig aus, ernst erinnernd, es sey das größte Verbrechen gegen ein Volk, den Keim innerer Zwietracht auszusäen, und feierlich ermahnend, alle Empfindlichkeit aufzuopfern und nur das Gemeinwohl in edlem Wetteifer zu erstreben. In seinem Munde hatten solche Ermahnungen ein doppeltes Gewicht, da sein Selbstgefühl ihm sagte, daß während der langen Zeit, wo er auf diesem Platze gestanden, sein Auge nur auf jenes hohe Ziel gerichtet gewesen war. Darum kann ihm selbst ein Zug nicht schaden, der einen leichten Schatten auf das Gemälde zu werfen scheint. Ein Rechtsgelehrter, erzählt man,*) sprach einst ziemlich lange vor dem Gerichtshof, bis ihn mitten in seiner Rede Malesherbes etwas barsch unterbrach: „Aber potz tausend, mein Herr! werden Sie denn nicht bald aufhören, uns Langweile zu machen? Ohne seine Fassung zu verlieren, antwortete der Redner: „Ich bedaure, wenn ich das thue, Herr Präsident, aber ich erfülle meine Amtspflicht. Erfüllen Sie auch die Ihrige und hören mich an, ohne mich zu unterbrechen, und wenn Sie auch gähnen müßten; dazu sind Sie da."

*) In einer unlängst erschienenen Schrift, die man Carnot, dem Bruder des Generals, Mitglied des Cassationshofs zu Paris, zuschreibt: Le code d'instruction criminelle et le code pénal mis en harmonie avec la charte, la morale publique, les principes de la justice et de l'humanité. Paris 1819.

Malesherbes, der in einer Zerstreuung gewesen war, wie es dem lebhaften Manne nicht selten begegnete, faßte sich schnell, und im Gefühle seines Unrechts, nahm er die verdiente Lehre des wackeren Mannes hin, ohne ein Wort zu sagen.

Desto glänzender zeigt er sich in strenger Pflichterfüllung, als er, bald nach der Wiederherstellung des Gerichtshofes, eine Vorstellung über die Mißbräuche in dem Abgabenwesen und in der Staatsverwaltung überhaupt *) überreichte, um die Sache des Volkes, wie er sagte, vor dem Richterstuhle seines Königs zu führen. Nicht eine gefoderte Arbeit, womit die Schmeichelei dem Gewaltmißbrauche huldigt, nicht eine treulose Verschleierung schmerzlicher Wirklichkeit, um Volk und Fürsten zugleich zu hintergehen, aber die Stimme des furchtlosen Wahrheitsfreundes, der dem glänzenden Hofe das Bild des gedrückten Volkes zeigt. „Möchten doch," ruft er aus, „Eure Majestät jene unseligen Verwaltungsgrundsätze aufgeben, die seit mehr als einem Jahrhunderte die Eifersucht der Minister, welche die Stände des Reichs zum Schweigen brachten, eingeführt hat." Er zeigt, wie die Abgabenpachtung, bei einer Menge unbestimmter Verordnungen, die niemand genau kannte, zu den härtesten Bedrückungen führte, da alles was auf die, den Finanzpachtern überlassenen Abgaben sich bezog, der Entscheidung der Gerichtshöfe entzogen, den Unterbedienten der Pachter *) aber die empörendste Willkühr gegen Jeden, der von heimlichen Angebern einer Beeinträchtigung des Pachtvortheils beschuldigt wurde, gestattet war; er spricht noch einmal ein ernstes Wort gegen die geheimen Verhaftbefehle, da es in einem Lande, wo es Gesetze gebe, solcher außerordentlichen Verfügungen nie bedürfe, und zu einer allgemeinen Ansicht der damaliger Staatsverwaltung sich erhebend, sagt er mit unverschleierten Worten, der Geist derselben sey gesetzlose Willkühr, und es fehle der dreifache Zügel, der jeden

*) Was diese Unterbedienten für Menschen waren, geht schon daraus hervor, daß die gesetzliche Bestimmung nöthig war, sie sollen — lesen können! Und als entscheidender Beweis, daß man bei einer Haussuchung eine Beeinträchtigung der Abgabenpachtung entdeckt habe, galt der von zwei Unterbedienten unterschriebene Bericht!

Staatsbeamten zurück halten müsse, Gesetze, Berufung an die höchste Gewalt, und die öffentliche Meinung. Er blickt nun auf die Beschwerden der unterdrückten Stände zurück, aber, setzt er hinzu, man habe die Berufung an den König gegen seine Minister als einen Angriff auf die höchste Gewalt, und die Beschwerden der Stände, die Vorstellungen der Gerichtshöfe, als gefährliche Schritte dargestellt, wogegen die Staatsgewalt sich schützen müsse; man habe auch hier die Fürsten überredet, daß sie selbst die Thränen eines unterworfenen Volkes zu fürchten hätten, und unter diesem Vorwande eine willkührliche Herrschaft, morgenländischer Rohheit würdig, eingeführt, und eine heimliche Verwaltung, bei welcher mitten unter einem aufgeklärten Volke, unter den Augen des Königs, die Ungerechtigkeit sich offen zeigen dürfe; ja ganze Verwaltungszweige seyen so fest auf Ungerechtigkeit gegründet, daß weder Berufung an das Volk, noch an die höchste Gewalt möglich sey. Auf gleiche Weise habe man seit anderthalb Jahrhunderten die landschaftlichen Ständevereine aufgehoben, oder wo sie noch beständen, bis zu völliger Abhängigkeit beschränkt, und um allen Sinn für Gemeinwesen zu ersticken, um wo möglich alles Bürgergefühl zu ertödten, habe man die Gemeinden unter die strenge Vormundschaft der Kreisobersten (Intendanten) gestellt und ihre Rechte vernichtet, jene Rechte, die freilich nicht in der alten Landesverfassung gegründet, aber älter als diese, in dem natürlichen Rechte gegründet sind. „Als man die Beschwerdeführer unterdrückt hatte," fährt Malesherbes fort, „war der nächste Schritt, das Recht der Beschwerdeführung selbst zu vernichten. Um dem Volke einen scheinbaren Ersatz vorzuspiegeln, als man aufgehört hatte, die Stände zu berufen, wurde es laut erklärt, daß die Gerichtshöfe an die Stelle der Stände kommen und des Volkes Vertreter seyn sollten. Die Gerichte wurden bald genug bei jeder Gelegenheit auf Gegenstände des streitigen Rechtes verwiesen. Ein Beschwerdeführer aber ließ sich nie ganz zum Schweigen bringen, das unmuthige Volk. Sein Geschrei fürchteten die Machthaber, oder auch wohl, daß ein König aus eigenem Antriebe Rechenschaft über alle Geheimnisse der Verwaltung fodern werde, und eben um dieß unmöglich zu machen, oder doch alles so einzurichten, daß nur sie allein Rechenschaft geben konnten, war

man so sehr bemüht, heimliche Verwaltung einzuführen.“ Die ganze Verwaltungsart müsse geändert werden, schließt endlich der redliche Sprecher, um dem Volke eine dauernde, bei allem Wechsel in den Gesinnungen der Machthaber kräftig sichernde, Schutzwehr gegen Willkühr und Heimlichkeit zu verschaffen, nur ein Mittel gebe es, eine Verbindung zwischen dem Könige und dem Volke zu stiften, welche von den Umgebungen des Fürsten nie gestört werden könnte, das natürlichste Mittel, eine Volksversammlung, oder wenigstens ständische Vereine in jeder Landschaft, dieß fordre des Volkes einmüthige Stimme. Man möge sagen, es sey Neuerung, was man verlange, aber es gebe nützliche, ja nothwendige Neuerungen, und wenn man stets die Neuerungen verworfen hätte, würden wir noch unter der Herrschaft der Willkühr, der Unwissenheit und Rohheit leben.

Malesherbes war der erste Beamte, der jenes heilige Recht des Volkes zurückfoderte. Man hörte ihn nicht, jetzt so wenig als späterhin, wo er noch einmal, als schon Vorzeichen des verheerenden Sturmes schreckten, das einzige Mittel vorschlug, das früher gewiß, und später wahrscheinlich würde gerettet haben. Der König wollte nicht einmal landschaftliche Ständeversammlungen. Türgot foderte sie späterhin, Necker drang darauf und beide fielen. Wie hätte man auch daran denken mögen, ständische Rechte hergestellt zu sehen, zu einer Zeit, wo Vergennes, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in einer Denkschrift gegen Necker (1781) offen sagen durfte: „Es giebt weder Geistlichkeit, noch Adel, noch Bürgerstand in Frankreich. Diese Unterscheidung ist eingebildet, durchaus ohne Giltigkeit. Der König spricht: alles ist Volk und alles gehorcht. Ist Frankreich in dieser Lage nicht im Stande, seine Rechte gegen das Ausland geltend zu machen, ist es nicht blühend im Innern, und was kann man mehr verlangen?“

Was kann man mehr verlangen? Malesherbes foderte noch viel mehr. Eine Volksvertretung, weil er wollte, daß das Volk über die Gegenstände seiner Wohlfahrt und über seine Gesetze befragt werden sollte. Er verlangte eine Ständeversammlung, worin jeder das Recht für andere zu bewilligen in dem Maaße ausüben sollte, als das Gemeinwohl ihm nahe lag, eine Stände-

verſammlung, aus Bürgern beſtehend, nicht aus Prieſtern, aus Eigenthümern, nicht aus Edelleuten. Der Adel, hatte er ſchon früher zu dem Prinzen Heinrich von Preußen geſagt, könne in Europa nicht mehr für eine Staatseinrichtung gelten, ſey höchſtens eine ſittliche Auszeichnung und begründe nicht die Vermuthung, daß man mehr Fähigkeiten zu Aemtern beſitze, ſondern nur, daß man eine beſſere Erziehung erhalten habe, als andere, und auch dieß ſey nicht immer der Fall. Er wollte Steuerbewilligung durch das Volk und Aufſicht der Stände über die Verwendung der Abgaben, Verbeſſerung der Rechtspflege, perſönliche Freiheit, Preßfreiheit, Gewiſſensfreiheit.

Die Worte des trefflichen Mannes mochten indeß Eindruck auf den König gemacht haben, und als Ludwig gleich nach ſeiner Thronbeſteigung die verachteten Rathgeber ſeines Vorgängers verabſchiedet hatte, wurde bald (1775) auch Malesherbes in den neuen Rath berufen. Dreimal ſchlug er den Ruf aus, und erſt auf ſeines edlen Freundes, des neuen Finanzminiſters Türgot, dringende Bitte, nahm er ihn an. Er wurde Miniſter des königlichen Hauſes und der Provinzen, eine Stelle, die den Geſchäftskreis des heutigen Miniſters des Innern begriff. Die Ernennung des Königs wurde laut gebilligt von der öffentlichen Meinung, in deren Gunſt Malesherbes ſtets geſtanden, und die er kurz vorher, bei Gelegenheit ſeiner Aufnahme in die franzöſiſche Akademie, einen Richterſtuhl genannt hatte, „der unabhängig von allen Machthabern geachtet iſt, über alle Arten von Verdienſt entſcheidet und alle Geiſtesgaben würdigt.“

Sein Vorgänger, Graf Philipeaux de St. Florentin, nachher Herzog de la Vrilliere, der 52 Jahre hindurch Staatsſekretär geweſen war, ein mittelmäßiger Kopf, ein niedriger Kriecher vor ſeinem verächtlichen Könige, ein Wüthrich gegen das Volk, ſchied mit den Verwünſchungen des Landes beladen. Wenn es auch nur eine falſche Sage iſt, daß er einſt einen Mann, der ſich über eine empörende Ungerechtigkeit beſchwerte, mit kaltem Hohne erwiedert habe: „Wer ſagt Ihnen denn, daß dieß gerecht ſey?“ — ſo lag eine ſolche Antwort doch in ſeiner Geſinnung. Die Ausfertigung der geheimen Verhaftbefehle gehörte zu ſeinem Geſchäftskreiſe, und Schauder ergreift uns, wenn man erzählt, daß er

deren während seiner Verwaltung über 50,000 unterzeichnet habe, was auch gar nicht unglaublich ist, da er sie zu Tausenden vertheilte, jedem höhern Staatsbeamten, jedem Kreisobersten, jedem Bischofe, so viele weiße Blätter mit seiner Unterschrift, als nur verlangt wurden, zu beliebiger Ausfüllung übergab, und selbst ein schmählicher Handel damit getrieben wurde.

Einem solchen Machthaber zu folgen, mußte einem Manne wie Malesherbes viele Gelegenheiten geben, Thränen zu trocknen. Sein erstes Geschäft war, alle jene Verletzungen der heiligsten Rechte wieder gut zu machen, und er konnte sich mit Wahrheit rühmen, auch nach seiner Standesveränderung seinen alten Grundsätzen treu geblieben zu seyn. Er befreite fast Alle, die durch willkührliche Befehle verhaftet worden, aber er fand nur zu Viele, deren Verstand ihr Unglück so sehr zerrüttet hatte, daß sie nicht in die menschliche Gesellschaft zurück treten konnten. Andre wurden seinen sorgfältigsten Nachforschungen entzogen, und unter diesen war auch der unglückliche Latude, dem die Zerstörung der Bastille die Freiheit gab, von welchem aber Malesherbes während seiner Verwaltung nie ein Wort gehört hatte. Ein neuer Beweis, daß die Wahrheit selbst denjenigen Ministern, die sie am eifrigsten suchen, verborgen werden kann. Malesherbes selber ließ niemand verhaften und machte die Erlangung eines Verhaftbefehls von so vielen Förmlichkeiten abhängig, daß sie eben so schwer gewesen seyn würde, als die Auswirkung einer gerichtlichen Verfügung.

Malesherbes äußerte oft, er habe die Ministerstelle nur darum angenommen, weil ihm des Königs Ansichten über die Gefahr und Ungerechtigkeit willkührlicher Befehle und über die Nothwendigkeit strenger Sparsamkeit im Staatshaushalt mit seinen Grundsätzen einstimmig erschienen, und in dieser Ueberzeugung sich geschmeichelt, bei den Veränderungen, die er habe vornehmen wollen, kein Hinderniß zu finden. „Aber ich bedachte nicht," setzte er hinzu, „daß die Unterstützung eines Königs die schwächste von allen ist, die ein Minister, der umwandeln will, nur finden kann. Der König war für Turgot und mich, aber der Hof war uns entgegen, und die Höflinge sind weit mächtiger als die Könige."

Beide Minister waren durch gleich redliche Gesinnungen verbunden, beide unerschütterlich gegen Hofränke,

und größtentheils auch in ihren Verwaltungsgrundsätzen einig, bis auf die Zurückberufung der Parlemente, die Türgot nicht liebte, weil er ihren Widerspruch für unrechtmäßig und verderblich hielt, während Malesherbes glaubte, daß bei dem Mangel anderer Stimmen des Volkswillens, diese erhalten werden müsse, obgleich er sich die Nachtheile einer so schlecht eingerichteten Aristokratie nicht verbarg. Wie viel Gutes hätte bei dieser Einigkeit gewirkt werden können, wäre nicht ihr Mitarbeiter an dem großen Werke einer Verbesserung der Verwaltung ein Mann von ganz anderen Grundsätzen, von anderen Gesinnungen gewesen, der des Königs unbegränztes Vertrauen besaß. Wir müssen ihn näher ins Auge fassen, um die Lage, worin Türgot und Malesherbes waren, begreifen zu können. Der junge König, dem die Zurückberufung der Parlemente und die fast gleichzeitige Ernennung von Türgot und Malesherbes alle Herzen zuwandte, hatte weder eine feste Gemüthsart, noch einen bestimmten Regierungsplan, auf welchen alle seine Handlungen sich hätten beziehen, alle seine einzelnen Entschlüsse gerichtet seyn sollen. Er wollte redlich das Gute, und das war viel, aber er wollte es nur unbestimmt, und war nicht einig mit sich selber über den Weg, der dahin führen konnte. Zum Unglücke hatte er einen Mann zu seinem Rathgeber gemacht, der durchaus unfähig war, ihn zu leiten, den Grafen von Maurepas, dessen Wahl durch Hofränke entschieden wurde. Der Graf war ein witziger munterer Greis, aber mehr zum Weltmann als zum Staatsmann geschaffen. Schon unter Ludwig XIV. und dem Regenten war er Minister gewesen, bis ihn unter Ludwigs XV. Regierung das Mißfallen der Frau von Pompadour verdrängt hatte. *) Seit dreißig Jahren von den Staatsgeschäften entfernt, hatte er während dieser langen Unthätigkeit die nothwendigen Verwaltungs-

*) Er schied mit einem witzigen Einfalle. In dem Augenblicke, als er nach seinem Verbannungsorte abreisen wollte, kam jemand zu ihm, der bei dem Ministerium eine Angelegenheit betrieb, aber weder von des Grafen Ungnade, noch von dem Beweggrunde der Reise etwas wußte. Erlauben Sie mir, gnädiger Herr, sprach er, Ihnen ein Wort über meine Sache zu sagen, in dem Augenblicke, wo Sie eine Ausflucht machen wollen (où vous allez vous mettre en route). Nein, nein mein Herr, fiel Maurepas ein, keine Ausflucht, eine Flucht! (Ce n'est pas en route que je suis, c'est en déroute).

kenntniſſe verloren, wenn ſie ihm je eigen geweſen waren. Kleinſinnig, ſorglos und unſchlüſſig, verband er mit dem Leichtſinne, ja ſelbſt der Unbeſonnenheit eines Jünglings die Selbſtſucht und Schwachheit eines Greiſes. Er war eiferſüchtig auf fremdes Verdienſt, argwöhniſch bei dem Beſitze der Gunſt, die er durch ſein Anſehn erlangen konnte; er beſchützte vorzugsweiſe mittelmäßige Menſchen, und wenn es ihm unmöglich war, den würdigſten Männern den Weg zu Staatsämtern zu vertreten, ſuchte er ſie durch boshafte Witzreden in ein lächerliches Licht zu ſetzen und ſie zum Voraus herab zu würdigen. Nur ſeine eigenen Angelegenheiten beſorgte er mit beharrlichem Eifer, wenig aber beſchäftigte ihn des Königs, noch weniger des Volkes Wohl. Sein Ehrgeiz war nur darauf gerichtet, ſeinen Einfluß zu bewahren, und in dieſer Abſicht wachte er mit unabläſſiger Sorgfalt, ſich unter denjenigen, die ihn darum hätten bringen können, keine Feinde zu machen. Nie unterſtützte er einen Mann, der den Mächtigen bei dem Könige hätte ſchaden können, und ohne Bedenken zog er ſich von Allen zurück, deren Anſehen zu wanken begann, auch wenn ſie ihm ihr Glück verdankten, und die Miniſter, die er erhoben hatte, wurden gerade von ihm am ſchnellſten und eifrigſten angegriffen, ſo bald die Günſtlinge dieſelben zu ſtürzen ſuchten. *) Männer, wie Malesherbes und Türgot, konnten dem feinen liſtigen Höfmanne nicht gefallen. Ihre ausgezeichneten Verdienſte, und die Gunſt des Volkes, die ſie in hohem Grade beſaßen, mußten ihn zu lebhafter Eiferſucht reizen, und er machte gemeinſchaftliche Sache mit den Höflingen und den Bevorrechteten, welche gegen die Verbeſſerungsentwürfe womit Türgot und Malesherbes umgingen, höchſt erbittert waren.

Die beiden Miniſter machten bald genug die Erfahrung, daß ſelbſt ihre vereinte Wirkſamkeit zu ſchwach gegen mächtige Beſchützer des alten Verderbniſſes war. Beide wollten die Worte des gebräuchlichen Krönungseides nach geſunderen Anſichten umändern und unter andern das Verſprechen, die Ketzer auszurotten, das Ludwig XV. gegeben hatte, nicht dulden. Bei Ludwigs XIII. und

*) So ſchildert Boiſſy d'Anglas den Miniſter, der bis zu ſeinem Tode (1781) des Königs Vertrauen behielt; und das Bild ſcheint treu zu ſeyn.

ſeines Nachfolgers Krönung hatte man durch die Erklärung, daß unter dem Namen der Ketzer die Proteſtanten nicht begriffen ſeyn ſollten, zu beruhigen geſucht; aber von Ludwig XV. war der ruchloſe Eid geleiſtet worden und auch den jungen König vermochten die Prieſter, den Wunſch ſeiner erleuchteten Rathgeber zu verwerfen, obgleich ſelbſt Maurepas, um des Königs menſchlichen Geſinnungen zu huldigen, die Grundſätze der beiden Miniſter über Gewiſſensfreiheit theilte.

Noch mehre Widerſacher mußte Malesherbes gegen ſich aufreizen, als er Sparſamkeit im Staatshaushalte einzuführen ſuchte, da gerade bei dem Hofſtaate, der zu ſeinem Verwaltungskreiſe gehörte, Erſparung am nothwendigſten war und am lauteſten durch die öffentliche Meinung gefodert wurde. Er behauptete, daß die Gerechtigkeit es verbiete, von dem Volke durch Abgaben mehr als den durchaus nothwendigen Staatsbedarf zu erheben, und die Staatsklugheit die Annahme dieſes Grundſatzes vorſchreibe. Die erſte Maßregel, die er dem Könige vorſchlug, war Beſchränkung des Aufwandes und Abgabenverminderung, während Türgot Ordnung in der Finanzverwaltung einführte, die Frohndienſte abſchaffte, Zünfte und Innungen aufhob, und die Hemmungen des Getreidehandels im Inlande vernichtete. Der Aufwand, den Malesherbes einſchränken wollte, kam gerade den Höflingen am meiſten zu Gute, und die nützlichen Einrichtungen, die Türgot nach der Einreißung des alten Gebäudes zu ſchaffen dachte, mußten endlich eine gerechte und gleiche Vertheilung der öffentlichen Laſten begründen und den Bevorrechteten mehr auflegen, als ſie bis dahin bezahlt hatten. Ein Heer von erbitterten Feinden trat gegen beide in die Schranken, und ſelbſt das Parlement gab einen neuen Beweis, wie wenig des Volkes Wohl und Freiheit ihm heilig, und welcher verderbliche Immungsgeiſt in ſeiner Mitte einheimiſch war, als es gegen die Abſchaffung der Frohndienſte beim Straßenbau und für die Abgabenfreiheit des Adels und der Geiſtlichkeit Gründe anführte, welche des funfzehnten Jahrhunderts würdig waren.

Bei ſo mächtigen Verbündeten konnte es dem eiferſüchtigen Maurepas deſto leichter gelingen, die beiden Freunde zu ſtürzen. Malesherbes erfuhr von ihm ſo viele Unannehmlichkeiten, Hemmungen und Widerſprüche, daß er

um seinen Abschied bat. Der König gewährte ungern das Gesuch. „Wie glücklich Sie sind, Sie können abdanken!“ sprach er. Türgot, dem Maurepas am meisten abhold war, wurde mit Härte verabschiedet.*) Die Höflinge feierten schamlos durch ein Freudenfest den Augenblick, wo die Feinde der Mißbräuche und der Verschwendung gewichen waren,**) aber die Freunde des Vaterlandes trauerten, als Türgot's Einrichtungen mit ihm fielen, Frohnen und geheime Verhaftsbefehle wiederkehrten, Verschleuderung des Staatsvermögens und ungemessener Aufwand sich so arg als je zeigten, und die ganze Verwaltungsweise, die unter Ludwigs XV. Rathgebern den Fluch des Volkes auf sich geladen hatte, wieder herrschend wurde. Dieser Sieg der Hofpartei war ein großes Unglück für Frankreich, sowohl weil er dem Volke die Wohlthaten entzog, welche jene biedern und erleuchteten Männer ihm erweisen wollten, als besonders auch weil er würdigen Nachfolgern es erschwerte, Gutes zu stiften. Als Maurepas den König verleitete, so leichtsinnig seine eigenen Entschlüsse aufzugeben, so leicht jene Männer aufzuopfern, deren Grundsätze er gebilligt, deren erste Anstrengungen er aufgemuntert, deren Entwürfe und Anordnungen er feierlich bekräftigt hatte, da verrieth er den Aufhetzern und den Feinden aller Staatsverbesserungen, wie schwankend der König in seinen wichtigsten Entschlüssen war, und ließ vermuthen, daß man immer leicht darüber siegen werde, wann man ihnen zu rechter Zeit unbesonnenes Geschrei, Widerstand und Ränke entgegen setzte, Waffen, die jedermann zu führen versteht, und der Höfling besser als sonst ein Feind des Volkes. Alle spätern Ereignisse haben nur zu sehr be-

*) Im J. 1776.

**) Mémoires sur la vie et les ouvrages de Mr. Turgot (von Condorcet), á Londres 1786. S. 211.

Darauf bezogen sich die beißenden Verse die damals in Paris umliefen:

Deux gens de bien se voyoient à Versailles,
Deux à la fois! c'étoit une trouvaille!
Sots et fripons, ça faites bien ripaille,
La cour sera votre champ de bataille;
Car grace à vous, il n'est plus à Versailles
Deux gens de bien.

wiesen, daß eben in jenen Tagen, wo Malesherbes und Turgot verdrängt wurden, die drohende Gewitterwolke, die über Frankreich hing, hätte zertheilt werden sollen, daß der Augenblick der Bewilligungen gekommen war, und daß die Staatsklugheit damals gebot, das Heilmittel für die Leiden, worunter das Volk litt, vom Throne selbst herab kommen zu lassen, statt wie man that, den Ausbruch des Volksunwillens zu erwarten.

Malesherbes zog sich auf sein Landgut zurück und ging wieder zu den Beschäftigungen über, die ihm früher so lieb geworden waren. „Ich habe die Hälfte meiner Tugend am Hofe verloren" sagte er, wie man erzählt, zu seinen Freunden, „und entferne mich nun, um die andre Hälfte zu retten." Seine Lebensweise war immer einfach. Ein Feind alles Prunkes, erlaubte er sich keinen Aufwand für sich selber, aber er war verschwenderisch aus Wohlthätigkeit. Sein Vermögen litt dadurch mehr als einmal so sehr, daß man ihm rieth, er möge seinem Verwalter auftragen, ihm monatlich nur eine bestimmte Summe für die Armen zu geben. Einst schenkte er das ganze Monatgeld einer dürftigen Familie und foderte es noch einmal von seinem Verwalter. Der Mann machte bescheidene Vorstellungen, aber Malesherbes brachte ihn bald zum Schweigen als er mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth sprach: „Was sollte ich denn machen, sie waren so unglücklich!" Er besaß ausgebreitete Kenntnisse in der Naturgeschichte, besonders in der Geologie und Pflanzenkunde, und um neue einzusammeln, machte er gleich nach seiner Abdankung eine Reise durch die Pyrenäen, die Alpen, die Gebirge von Auvergne, die Thäler der Schweiz und den größten Theil von Frankreich. Er reisete nicht als großer Herr, nicht als Minister, nicht einmal als Reicher, sondern unter dem bescheidenen Namen Herr Guillaume. Diese Verborgenheit, deren Schleier er nur selten zu heben nöthig hatte, führte mehr als einmal lustige Abenteuer herbei. Eines Tages, als er sich verirrt hatte, sah er endlich ein Dörfchen, und pochte müde an die Thür des Pfarrers, um ein Nachtlager zu erhalten. Der unfreundliche Mann weigerte sich, ihn unter sein Dach aufzunehmen und wollte ihm höchstens in der Scheune eine Schlafstätte geben. Malesherbes legte sich auf frisches Stroh nieder, und schlief besser als je in seinem Leben. Am nächsten Morgen schrieb

er dem Pfarrer folgende Zeilen: „Lamoignon Malesherbes bittet den Herr Pfarrer, seinen wärmsten Dank für den ihm gewährten Zufluchtsort anzunehmen. Nie wird er die Gastfreiheit des Herrn Pfarrers vergessen, und um ihm seine Erkenntlichkeit zu beweisen, hat er den Minister um die erste erledigte Pfründe für ihn angesprochen.“ Er hielt Wort und der Pfarrer wurde ernannt. Oft geschah's auch, daß er unerkannt sein eigenes Lob vernahm, und den Ausdruck des Bedauerns über seine Entfernung von Staatsgeschäften hörte.

Aus seiner ländlichen Einsamkeit unterhielt er einen ausgebreiteten Briefwechsel mit den ersten Gelehrten Europa's die ihn ehrten, aber auch selbst mit unbekannten Leuten, in welchen er Verdienst entdeckt hatte, die er nützlich zu machen wußte, indem er sie auf Gegenstände hinlenkte, worauf er selber gern seine Nachforschungen richtete. Er nahm lebhaften Antheil an allen Fortschritten der Wissenschaften, und niemand beobachtete aufmerksamer, als er den Gang des menschlichen Geistes, niemand wußte besser die Entwickelung und die Erwerbungen desselben aufzufassen. Er war mit allem bekannt, er las alles und nie fand ein Künstler, oder ein Gelehrter gegen den Erfolg seiner Bemühungen oder seiner Geistesschöpfungen ihn gleichgiltig. Die Anstalten des Gewerbfleißes wurden nicht minder von ihm begünstigt, obgleich er selber keine Macht mehr in Händen hatte; aber er beschützte bei den Machthabern durch das Ansehn seines geachteten Namens alles, was die Schöpfungen der vaterländischen Betriebsamkeit vervollkommnen, oder vermehren konnte. Er hat unter andern eifrig zur Verbesserung der Papiermühlen in Frankreich beigetragen, und durch seine Mitwirkung ist die Regierung vermocht worden, die holländischen Walzen, und einige andere Vorrichtungen einzuführen, die man dem geheimnißvollen Kunstfleiße des Auslandes abgelauscht hatte. Der Ackerbau war nicht minder ein Gegenstand seiner umfassenden Aufmerksamkeit. Er schrieb einige schätzbare Aufsätze über die allgemeinen Mittel zur Verbesserung des Landbaues, *) und über einige, durch seine Erfahrungen aufgeklärte, landwirthschaftliche Lehren. Er suchte in diesen Schriften besonders

*) Mémoire sur les moyens d'accélérer les progrès de l'économie rurale en France.

die Nothwendigkeit darzuthun, den Landbauern nützlichen Beistand zu leisten, ihre Versuche zu begünstigen, die bestehenden Ackerbaugesellschaften zu verbessern und sie zu Beschützerinnen derjenigen Verfahrungsarten und Beobachtungen zu machen, welche, um allgemeine Einführung zu erhalten, eine Reihe von Prüfungen erfodern, deren Dauer über das gewöhnliche Menschenleben hinaus reicht. Sein Beispiel ist mehr als einem verständigen Landbauer nützlich geworden. Auch war er stets bemüht, die Masse der Erzeugnisse des Bodens zu vermehren, und verschaffte sich zu diesem Zwecke manche, welche die Natur fernen Ländern gab. Sein Wohnsitz besaß eine Sammlung der seltensten und kostbarsten ausländischen Pflanzen, welche bei seiner freigebigen Mittheilung von hier in andere berühmte Pflanzengärten übergingen.

Diese heiteren Beschäftigungen wechselten mit Geistesarbeiten, und gerade in dieses Jahrzehend seines Lebens fallen mehrere Aufsätze über wichtige Gegenstände der Staatsverwaltung, die er mit seinen Erfahrungen beleuchtete. Die meisten sind verloren gegangen, und die geretteten bis jetzt größtentheils noch nicht gedruckt. Zu seinen merkwürdigsten Arbeiten gehören zwei Schriften über die bürgerlichen Rechte der Protestanten, welche gleichfalls während seines ländlichen Aufenthalts verfaßt wurden. Mit diesem Gegenstande war er, der Katholik, eifrig beschäftigt, und er fand um so mehr Aufforderung, seine Ansichten auszusprechen, da er selber Zeuge war, wie in dem Maße, als die öffentliche Meinung sich zur Duldung neigte, die Priester seines Glaubens mit verdoppeltem Eifer gegen Duldung kämpften, und noch im Jahr ein tausend sieben hundert und achtzig dem Könige eine Schrift übergaben, worin heftiger als je gegen die Protestanten gesprochen, und „weil der katholische Glaube die Duldung jeder andern Lehre verwerfe" auf völlige Ausrottung des calvinischen Glaubens angetragen wurde. Ludwig XVI., fromm und menschlich gesinnt, verwarf die Gesuche der wüthigen Eiferer; aber, so duldsam er war, den Protestanten eine vollkommene Freiheit zu gewähren, war nicht seine Absicht, als er im Jahre 1787 ihnen eine, freilich nur unvollkommene, bürgerliche Selbstständigkeit gab, und die abscheulichen Gesetze aufhob, nach welchen die Ehen derselben gesetzlich ungültig waren und ihre

Kinder unehelichen Sprößlingen gleich gesetzt wurden. Die Pfaffheit und ihre Waffenträger suchten durch offene Angriffe und Ränke den Entwurf zu unterdrücken, und selbst im Parlemente gab es eine widersprechende Partei. In diesen Kampf der Meinungen sprach Malesherbes, gerecht und frei, aber klug und gemäßigt, ein mildernd Wort, das aber Ludwigs XIV. grausame und unkluge Verfügungen nur schonend berührte, und dem Volksgötzen, dem Ruhme, welchen jener König dem Lande so theuer erworben, den zweideutigen Glanz ließ. Die beiden Schriften, worin er diesen Gegenstand behandelte*), trugen nicht wenig bei, der guten Sache, kurz vor dem Ausbruche der Revolution, den Sieg zu verschaffen. Ungefähr um dieselbe Zeit verfaßte er eine Schrift über die Juden, die nicht gedruckt und kaum durch Auszüge bekannt ist, aber auch den Geist der Duldung und Liebe athmete, und auf die Verbesserung der bürgerlichen Lage jenes Volkes hingearbeitet zu haben scheint. Gewissensfreiheit für alle Glaubensbekenner, war der Grundsatz, den er hier, wie dort verfocht, und in dieser Beziehung sprach er die gewichtigen Worte: „Die Staatsgewalt beschränke sich, hinsichtlich der Glaubensbekenner, darauf, zu verhüten, daß sie Parteien im Staate werden; aber Ihr macht eben Parteien aus ihnen, so bald Ihr durch allgemeine Verfolgung ihre bis dahin vereinzelten Glieder vereint."

Nicht lange nachher wurde Malesherbes zum zweiten Male in den Rath des Königs berufen. Elf Jahre waren verflossen, seit er zum ersten Male darin saß. Wie viel hatte sich verändert! Damals war die Königsgewalt noch so stark, daß ein Sturm ihr nicht zu schaden, und sie selbst im Kampfe gegen die öffentliche Meinung siegen zu können schien; jetzt ergriff sie ein schwaches Rettungsbret nach dem andern, und der Abgrund hatte sich geöffnet, worin sie untergehen sollte. Seit Turgot und Malesherbes von der Verwaltung entfernt worden, hatte man auf vielerlei Weise gegen die Zerrüttungen im Staatshaushalte und die Unzulänglichkeit der Einnahme gekämpft. Minister, verschieden in Grundsätzen und Gesinnungen, und fast immer entgegen gesetzt

*) Deux mémoires sur l'état civil des protestans. Paris 1787. 8.

in ihrer Verwaltungsweise, waren schnell nach einander gefolgt. Necker allein, welche Fehler er auch unstreitig in der Ausführung begangen haben mag, hatte höhere Ansichten, und seine Zeit hinlänglich begriffen, um das Bedürfniß volksthümlicher Staatseinrichtungen zu fühlen. Bei dem Angriffe auf alte Mißbräuche, wovon Höflinge und Bevorrechtete sich nährten, und auf die verdorbene Verwaltung, scheiterte er an derselbigen Klippe, die wenige Jahre vorher für Turgot und Malesherbes verderblich geworden war. Zwei Jahre nachher trat der leichtsinnige Calonne auf, tanzte muntern Schrittes einige Zeit am Rande des Abgrundes hin, bis er endlich, unfähig die immer gefährlicher drohende Verwirrung zu lösen, die Angesehenen (Notablen) des Reichs versammelte, bei welchen er Hülfe gegen die Finanznoth durch neue Abgaben suchte, und um dieses Mittel weniger gehässig zu machen, wurden Verbesserungen in der Verwaltung bewilligt, gegen welche man früher sich gesträubt hatte, landschaftliche Ständeversammlungen, und noch einmal Aufhebung der Frohndienste und Freiheit des Getreidehandels. Ueber Verwaltungsangelegenheiten und das Betragen der Minister feierlich berathschlagen zu lassen, in dem Augenblicke, wo eine so mißliche Lage des Staatshaushalts enthüllt werden mußte, Neuerungen vorzuschlagen, wo man Hülfe foderte, waren an sich schon gefährliche Schritte und wurden vollends ein verderblicher Mißgriff, wenn der Minister nicht stark genug war, die Entstehung von Parteien zu verhindern, und so wenig persönliche Achtung genoß als Calonne; wenn man einer Versammlung, die aus Mitgliedern des hohen Adels und der Geistlichkeit, aus Angehörigen der Parlemente in allen Theilen des Reiches, kurz aus Bevorrechteten aller Klassen bestand, Maßregeln vorschlug, die gerade ihren Vorrechten nachtheilig waren. Das unvorsichtig gewählte Mittel wurde mit unglaublichem Leichtsinne *) ausgeführt, und der Erfolg war, wie sich von

*) Calonne hatte seine Plane kaum entworfen, als die berufenen Notablen ankamen, und die Eröffnung der Versammlung wurde, so kostbar jeder Augenblick war, acht Tage aufgeschoben, weil Calonne, wie man behauptet, mit seiner Rede noch nicht fertig war. Man erzählt sogar, er habe während der Sitzung, um die verzögerte Entwerfung

aus sehen ließ, die Versammlung griff den Minister und seine Rechnungen an, wehrte sich gegen gleiche Steuervertheilung und mußte entlassen werden, ohne der Noth des Staats abgeholfen zu haben.

Der König umgab sich mit andern Rathgebern, an deren Spitze der Graf von Brienne, Erzbischof von Toulouse, und der Präsident Lamoignon, ein naher Verwandter des Herrn von Malesherbes, standen. Man sann auf neue Rettungsmittel, auf neue Gewaltschritte, und um diesen Maßregeln die Stütze eines geehrten Namens zu geben, wurde Malesherbes wieder in den Staatsrath berufen, doch ohne einen bestimmten Verwaltungskreis zu erhalten. Er war nicht der Mann, die Rolle zu spielen, die man ihm zugedacht hatte, er widersetzte sich aus allen Kräften den Maßregeln, welche den Unwillen des Volkes aufgeregt haben, und besonders den gehässigen und dennoch unwirksamen Schritten, die man gegen die Parlemente that. Die Machthaber legten ihre neuen Steuerverordnungen dem Parlemente vor, aber mit unerwarteter Standhaftigkeit erhob der Gerichtshof seine Stimme dagegen und erklärte am 7. August 1787, laut vor dem Throne, nur die Stände des Reiches allein hätten das Recht, neue Abgaben zu bewilligen. Dieses Wort war die Losung zu einer Umwälzung, und gab von einem Ende Frankreichs bis zum andern dem Wunsche des Volkes eine Stimme. Malesherbes sprach mit Nachdruck gegen die Gewaltschritte, womit Brienne und Lamoignon den kühnen Widerspruch des Parlements bestraften. „Der Widerstand, welcher den Verordnungen entgegen gesetzt wird," sprach er, „ist ganz verschieden von allen ähnlichen Vorgängen seit Ludwigs XIV. Tode. Sonst erhitzte das Parlement das Volk, jetzt ist's umgekehrt. Es kommt nicht darauf an, eine augenblickliche Aufwallung zu stillen; ein Funke muß erstickt werden, der einen großen Brand entzünden kann. . . Der König muß wohl erwägen, daß die Ereignisse früherer Zeitalter auf unsre Zeit nicht anwendbar sind, weil auf der ganzen Erde, wenigstens unter allen

---

gewisser von ihm verlangten Rechnungen zu beschönigen, in einer seiner Kanzleien Feuer auskommen lassen, wo die Belege zu jenen Rechnungen aufbewahrt wurden, und dann eine lange Frist erbeten, um das Verlorene wieder zu sammeln.

Völkern, die sich ihre Ansichten durch Schriften mittheilen, ein Geist der Unabhängigkeit erwacht ist, der unsern Altvordern unbekannt war. Seit vierzig Jahren hat man unablässig die gegenseitigen Rechte der Fürsten und Völker besprochen, und es giebt keinen Staatsbürger, der nicht die Bedingungen prüfte, unter welchen er zum Gehorchen verpflichtet ist." Er fügt hinzu, Frankreich sey seit einem Jahre in eine ganz neue Lage gekommen, durch zwei in der Landesgeschichte beispiellose Ereignisse, nämlich die seit dem Ursprunge des Reichs unerhörte, von dem Könige selbst gegebene, Erklärung eines ungeheuren Mißverhältnisses zwischen Einnahme und Ausgabe, und durch eine Art von Volksvertretung, welche die jährlich sich versammelnden landschaftlichen Stände bilden sollten. Woher die Unzufriedenheit des Volkes? fährt er fort. Die Unordnung im Staatshaushalt, sey die Ursache, und es gebe nur ein Mittel dagegen, Sparsamkeit. „Es ist nicht zu dulden," sagt er, „dem Volke von seinem Unterhalte etwas zu unnützen Ausgaben zu nehmen. Dieß wird immer Unzufriedenheit erwecken, und die Wahrheit, die der König von uns foderte, als er uns in seinen Rath berief, verpflichtet uns ihm zu sagen, daß es eine gerechte Unzufriedenheit ist."

Ungehört verhallten seine Worte. Die herrschenden Minister ergriffen Maßregeln, die unwirksam blieben und nur die Schwäche der Regierung verriethen. Das Parlement wurde nach Troyes verwiesen, aber wenige Wochen nachher (20. Sept. 1787) zurück gerufen, weil Brienne die Mitglieder durch Unterhandlungen zur Annahme seiner Steuerverordnungen bewogen zu haben glaubte, als er die Berufung der Reichsstände hoffen ließ. Er sah sich getäuscht, weil er täuschen zu wollen schien. Neue Gewaltschritte folgten. Die Parlemente wurden (8. Mai 1788) im ganzen Reiche aufgehoben, und an die Stelle des Parlements zu Paris trat ein Obergericht (die sogenannte cour plenière), aus Prinzen, Bevorrechteten, Offizieren und andern Abhänglingen des Hofes bestehend. Ein ohnmächtiger Versuch, die wankende Herrschaft der Willkühr wieder fester zu gründen! Noch lauter nahm das Volk die Partei der Parlemente, noch lauter foderte es Stände.

Malesherbes bat in dieser Zeit um seinen Abschied, durch viele Erfahrungen überzeugt, daß seine Stimme

im Rathe des Königs nicht durchdringen konnte. Die versagte Gewährung veranlaßte ihn, noch einmal in einer Denkschrift an den König seine Meinung auszusprechen. Es war sein letztes Wort. Er zeigt zuvörderst die Nothwendigkeit, auch wegen der äußern Sicherheit des Staats der Bewegung unter dem Volke schleunig ein Ende zu machen. In dieser Absicht müsse man zeigen, daß man dem Volke die versprochenen Stände nicht verweigern, daß man ihm eine neue Verfassung geben wollte. „Der König," sagt er, „hat sich durch alles, was er seit anderthalb Jahren gethan, dazu verpflichtet, und er kann unmöglich zurücktreten, ohne den Staat und die Monarchie den größten Gefahren auszusetzen." Darauf geht er zu den Mitteln über, das Volk dauernd zu beruhigen. Vor allen Dingen, behauptet er, müsse dem Volke das Recht der Selbstbesteurung gegeben werden. Der König dürfe das Volk nicht im Zweifel lassen, ob es ihm mit den Gesinnungen, die er seit der Eröffnung der Versammlung der Notablen ausgesprochen, wahrer Ernst sey; er müsse sich mit Offenheit erklären und allen zweifelnden Fragen entgegen kommen. „Hätte der König dem Volke sein Herz geöffnet, hätte er an dem Tage der Einführung landschaftlicher Stände erklärt, daß diese die Grundlage einer allgemeinen, mehr als je volksthümlichen, Ständeversammlung seyn sollten, so wäre jetzt alles gemacht. Der König hätte freilich einen Theil der unbeschränkten Gewalt verloren, die Ludwig XIV. ausübte, aber er hätte sie freiwillig aufgegeben, und er wird sie dennoch verlieren, wenn er auch gezögert hat, sich zu erklären... Man würde dann Europa nicht das Schauspiel eines beginnenden Kampfes zwischen dem Könige und dem Volke gegeben haben, in dem Augenblicke, wo der König sich anschickt, das Volk in seine natürlichen Rechte wieder einzusetzen, und ihm eine Freiheit zu geben, wie sie nicht bestanden seit dem Ursprunge des Reiches." Er zeigte darauf mit kräftigen Gründen, daß bei der Berufung der Stände die alte Einrichtung der ständischen Versammlungen nicht beibehalten werden könne, weil dadurch eine dem Könige und dem Volke gleich verderbliche Aristokratie würde eingeführt werden, eine Aristokratie des Adels und der Geistlichkeit, die im Grunde nur ein einiges Ganzes bilden, da die hohe Geistlichkeit meist aus dem hohen Adel genommen werde. Dieser

Fehler der Verfassung, setzt er hinzu, sey minder bedeutend gewesen zu einer Zeit, wo die Ständeversammlungen nur Klagen (doléances) führten, würde aber dem Volke verderblich werden, sobald man den Ständen höheres Ansehen gebe. Alles, was Malesherbes über diesen Gegenstand und über die Einrichtung der neuen Ständeversammlung sagte, war nicht die Frucht eines flüchtigen Nachdenkens über die neuesten Ereignisse, sondern die Entwickelung der Grundsätze, die ihn während seines ganzen öffentlichen Lebens geleitet hatten. Schon im Jahre 1774, als er noch nicht aus der Verbannung gerufen war, und etwas von einer Ständeversammlung verlautete, die nach Ludwigs XVI. Thronbesteigung berufen werden sollte — wahrscheinlich ein bloßes Gerücht, aber ein Beweis, daß schon damals das Volk fühlte, was Noth that — schickte er eine Denkschrift an Maurepas, worin er über die neue Ständeverfassung, und die Einrichtung der landschaftlichen Ständevereine, die zugleicher Zeit eingeführt werden sollten, sich erklärte, und ausdrücklich die Behauptung aufstellte, daß es nothwendig sey, dem Bürgerstande, oder vielmehr den Grundeigenthümern ein Uebergewicht zu geben, weil man unter ihnen Bürgschaft für die Bewahrung des Gemeinwohls finde.

Leider hörte man auch damals die Stimme des Warners nicht, der hier so deutlich aussprach, wie nothwendig es sey, dem Könige den Vortheil der ersten Anregung bei den nothwendig gewordenen Neuerungen zu sichern, was versäumt zu haben, der Hauptvorwurf ist, den ein Jahr später Necker auf sich lud. Es ist gewiß, daß Ludwig XVI. zu jener Zeit auf die Bemerkungen des treuen Dieners gar nicht achtete, ja das Wichtigste nicht einmal las. Zu spät erkannte der unglückliche König, was ihn hätte retten können. Als er im Tempelthurme saß, erinnerte er sich jener Denkschrift, von deren Inhalte er doch etwas gehört hatte, und bat den redlichen Greis, sie ihm mitzutheilen. Malesherbes sah voraus, welche schmerzlichen Empfindungen seine Schrift in dem Könige erwecken müßte, und suchte ihn von dem Wunsche abzuleiten, aber der König bestand darauf, und Malesherbes brachte ihm eine eilig gemachte Abschrift. Einige Tage nachher, als Malesherbes wieder in's Gefängniß kam, sah der König gerührt ihn einige Augen-

blicke an, ohne ein Wort zu sagen, und warf sich dann, in Thränen zerfließend, in die Arme des tief erschütterten Greises.

Malesherbes mochte nach dem letzten vergeblichen Versuche, das Unglück abzuwenden, das er voraus sah, noch lebhafter wünschen, in seine ländliche Einsamkeit zurück zu kehren. Zeuge der Irrthümer und der Verblendung der Machthaber, deren Grundsätze und Meinungen nicht die seinigen waren, ohne alle Mittel, sie auf den richtigen Weg zu führen, oder die Wirkungen ihrer Unfähigkeit aufzuhalten, war er es seinem Vaterlande und sich selber schuldig, nicht länger dem Scheine sich auszusetzen, als ob er Meinungen theile, welchen er im Rathe des Königs nichts als fruchtlosen Widerspruch entgegen setzen konnte. Er bat gleich nach der Uebergabe jener Denkschrift dringend um seine Entlassung, und es ward ihm gestattet, sich gänzlich von den Staatsgeschäften zurück zu ziehen.

Das öffentliche Leben des tugendhaften Mannes hat dem Tadel und den Verunglimpfungen des Parteigeistes nicht entgehen können. Was Barnel und seines Gleichen sagen, ist keiner Rücksicht werth, aber selbst Schriftsteller, die den edlen Greis ehren, haben gesucht, seinen Ruhm zu schmälern und ihm den Ruf eines würdigen Staatsdieners zu rauben. Sein eigenes Zeugniß hat man gegen ihn geltend machen wollen. Er selber sagt man, habe geäußert, Er und sein Freund Turgot hätten zwar Kenntnisse und redlichen Willen, aber keine Fähigkeit für Staatsgeschäfte besessen, und durch ungeschickte Verwaltung zur Revolution beigetragen. Die Echtheit der Aeußerung, die von verschiedenen Schriftstellern in verschiedenen Ausdrücken mitgetheilt wird, ist nicht erwiesen und beruht bloß auf Hörensagen. Malesherbes besaß allerdings nichts weniger als Dünkel, aber den Vorwurf, zur Revolution beigetragen zu haben, hat er sich nicht machen können, weil er es nicht gethan hat. Die entfernten Ursachen der Revolution waren die Mißbräuche, die das Volk drückten, die Widersprüche zwischen den Staatseinrichtungen und den Sitten, zwischen den Meinungen und Gesetzen, die nächsten Ursachen aber die Fehler der bestehenden Regierung und die Verirrungen der Minister. Die ersten Ursachen machten die Revolution unvermeidlich, die andern bestimmten die Zeit ihres Aus-

bruches. Malesherbes hat an der Spitze eines Gerichtshofes, wo er zunächst für des Volkes Wohl sprach, wie im Staatsrathe, wo er besonders auch den Vortheil des Königs im Auge hatte, immer mit gleichem Muthe seinen Einfluß und seine Geistesgaben aufgeboten, um den König zu bewegen, nachtheilige Staatseinrichtungen und Gesetze zu ändern, Mißbräuche abzuschaffen, und nicht aufgehört, ihn auf Verwaltungsfehler und auf die Irrthümer der Minister aufmerksam zu machen. „Hätte man seine Rathschläge befolgt, seine Vorstellungen beachtet," setzt Boissy d'Anglas hinzu, „so würde die Revolution nicht Statt gefunden haben, oder ohne Erschütterung, als Ergebniß des königlichen Willens, bewirkt worden, und nicht von den zahllosen Drangsalen begleitet gewesen seyn, die sie so schrecklich gemacht haben; sie wäre vom Throne herab gekommen, statt aus der empörten Menge hervor zu gehen." Weit glaubwürdiger ist allerdings, was der Aristokrat Bertrand de Molleville*), der immer mit Achtung von Malesherbes spricht, aber die Revolution, während er von ihren Wogen umher geworfen wurde, sehr einseitig beurtheilt, uns von dem Bekenntnisse sagt, das der Greis wenige Tage vor dem 10ten August 1792 that. „Ich war ein sehr schlechter Minister," sagte Malesherbes im Gespräche zu ihm. „Nie habe ich nach der Gewalt eines Ministers gestrebt, ich wurde dazu berufen, ohne daß ich sagen kann, warum und wie. Vermuthlich verdanke ich es dem Rufe, der weit über meine Verdienste war, und irgend einem Zufalle. . . Ich war zu alt, meine schwachen Fähigkeiten fingen an, sich zu erschöpfen. Ich konnte dem Könige nichts als Rechtlichkeit und Gutmüthigkeit anbieten, zwei Eigenschaften, die unzureichend sind, auch nur einen mittelmäßigen Minister zu bilden. Alles, was ich sagen konnte, war unnütz; man bestand auf der angenommenen Meinung und ich gab nach. . . Ich würde es nicht besser gemacht haben, wenn ich jünger gewesen wäre. Mein Kopf war zu lebhaft. Ich war dem Studiren zu leidenschaftlich ergeben, oder vielmehr meinen Studien, denn ich umfaßte alles auf einmal. Ich habe stets einen Widerwillen gegen die Geschäfte gehabt; sie fodern einen ruhig beharrenden Fleiß, der mir nicht gegeben war.

*) Mémoires sécrets, III. 21 ff.

An Bücher gewöhnt, war ich unbekannt mit den Menschen. Ich war ein Fremdling am Hofe. Bei dieser doppelten Unkunde kann ein rechtlicher Mann nicht im Ministerium bleiben." Wenn man annimmt, daß Bertrand de Molleville jene Aeußerungen treu mitgetheilt hat, aber dabei auch richtig würdigt, was hier Sprache der Bescheidenheit ist, und wohl erwägt, daß der Schmerz über die Gegenwart das Gemüth des redlichen Alten bei dem Blicke auf die Vergangenheit, wo er gewirkt hatte, leicht bis zur Ungerechtigkeit gegen sich selber verstimmen konnte, so liegt in jenem Bekenntnisse kein Vorwurf, der einer Vertheidigung bedürfte. Doch es stehe hier noch ein echtes Wort des Mannes über sich selber, das nicht viel älter als jenes ist, aus einem Briefe an Boissy d'Anglas, vom 22. November 1790, worin er mit würdigem Selbstgefühle auf seine Laufbahn zurück blickt. „Wenn ich einige Ansprüche auf die öffentliche Achtung machen kann, so habe ich sie dadurch erhalten, daß ich der Vertheidiger der Rechte des Volkes gewesen bin zu einer Zeit, wo diese Rolle nicht, wie jetzt, zur Macht im Staate führte, daß ich nach allem Vermögen die Ministerwillkühr bekämpft habe, als ich in meiner Lage um die Gunstbezeugungen mich bewerben konnte, die der König durch die Minister versprochen hatte. Man hat mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich in diesem Kampfe stets mit Offenheit mich benommen habe. Besonders hat man es mir gedankt, daß ich, als richterlicher Beamter, für die Gerichtshöfe nie ein Vorrecht begehrt habe, welches andern Bürgern hätte Argwohn geben können, daß ich auf die Unabsetzlichkeit der Richter, die ihnen allein Unabhängigkeit und Freiheit giebt, nur darum gedrungen, weil ich mit dem ganzen Volke jenes Recht als die einzige Schutzwehr, der Freiheit und des Lebens der Bürger betrachtete, daß ich endlich, wenn ich für die Gerichtshöfe das Vorrecht verlangte, die Klagen des Volkes vor den König zu bringen, immer bemerkt habe, daß jene Auszeichnung ihnen nur darum vorbehalten sey, weil es dem Volke an selbst erwählten Vertretern fehle. . . Als sonderbare Umstände mich wider meinen Willen ins Ministerium brachten, wußte man mir wieder Dank, daß ich meine Grundsätze nicht mit dem Amte wechselte, und daß ich nach meinem Angriffe gegen die geheimen Verhaftbefehle, als

den größten Mißbrauch der willkührlichen Gewalt, dem Uebel in meinem Verwaltungskreise abzuhelfen gesucht habe. Als Staatsbürger hatte ich gesagt: die Gerechtigkeit sey die wahre Wohlthätigkeit der Könige. Als Minister drang ich bei dem Könige darauf, seine Wohlthätigkeit den Grundsätzen der Gerechtigkeit zu unterwerfen, und als ich mehrere Jahre nachher zum zweiten Male in den Staatsrath berufen wurde, habe ich mündlich und schriftlich gesagt, das Volk sey berechtigt, von dem Könige Beschränkung seiner Wohlthätigkeit zu verlangen, weil die Ausgaben, die des Königs Güte veranlaßt, von dem Ertrage der Abgaben genommen werden... Nach der Rechenschaft — setzt er endlich hinzu — die ich von meinem vergangenen Leben gegeben habe, ist nichts übrig, als daß ich derselbige bleibe, so lange ich lebe." Boissy d'Anglas setzt jedoch selber hinzu, es habe Malesherbes allerdings ein wenig an jener natürlichen Thätigkeit gefehlt, die jedem, der große Angelegenheiten zu besorgen hat, so nöthig ist, an jener Schnelligkeit des Urtheils, welche die Einzelnheiten im Geschäftsgange so nützlich abkürzt. „Aber," setzt er hinzu, er besaß, was seine Rathschläge zu den heilsamsten von allen machen konnte, welche der König zu verlangen hatte, und seine hohe Redlichkeit, seine unerschütterliche Unparteilichkeit sein treffendes Urtheil, seine großen Einsichten, seine festen Grundsätze, seine beharrliche Liebe zum Guten, seine treue Anhänglichkeit an Frankreich und den König, geben ihm den höchsten Rang unter denjenigen, welche je das Vertrauen der Fürsten erwarben. Frei von allem Vorurtheile des Ranges und der Gewohnheit, von allem Eigennutze, von allem persönlichen Ehrgeize, wollte er immer nur das Gerechte und strebte stets nur, das Wohl des Staats zu befördern. Nie ist er von seinem Wege abgewichen, nie hat er einen Augenblick aufgehört, sich gleich zu bleiben, und alles, was er im Rathe des Königs gefodert, vorgeschlagen oder gerathen hat, war das Weiseste, Heilsamste und Gerechteste unter den jedesmaligen Umständen. Die Ereignisse haben ihn gerechtfertigt, und die lange, schmerzliche Prüfung, die wir dreißig Jahre lang bestanden haben, ist ein unwiderlegliches Zeugniß seiner tiefen Weisheit."

Mit richtigem Blicke betrachtete er das große Ereigniß, das bald nach seiner Entfernung von den Staats-

geschäften furchtbar ausbrach. Die ersten Vergehungen, die es begleiteten, betrübten sein Herz, und er sprach frei darüber, wie über alles; aber seine Anhänglichkeit an den Thron und an des Volkes wahres Wohl wurden dadurch nicht gemindert. Er wußte in der Revolution das Gerechte und Vernünftige, und alles was Heilbringend seyn konnte, von dem Verbrecherischen und allem, was nur Unglück bringen mußte, zu unterscheiden. Die Bösen hatten die Bilder der Freiheit schon mit Blut und Koth besudelt, aber darum glaubte er nicht, man müsse aufhören sie zu verehren, oder müsse gar sie vernichten.

Malesherbes nahm auch in der Einsamkeit, worein er sich zurück zog, lebhaften Antheil an der Lage des unglücklichen Königs, der mit unsichern Schritten durch die dichte Finsterniß ging, womit man ihn zu umhüllen wußte. Die neuen Rathgeber des Königs, besonders Montmorin, scheinen ihn zuweilen bei wichtigen Maßregeln um seine Meinung gefragt zu haben, wie z. B. im Julius 1792, als man den König, weil man einen neuen Aufstand besorgte, zur Flucht in die Normandie zu bewegen suchte. Der König selbst aber besprach sich seitdem bis zur Entscheidung seines unglücklichen Schicksals nicht wieder mit dem redlichen Manne, dessen Rath auch damals wohl noch manches Unheil hätte abwenden, manches Gute stiften, wenn freilich auch nicht mehr retten können, da zu jener Zeit die Sachen dahin gekommen waren, wo man, wie Kardinal Retz sagte, nur Fehler begehen kann, man mag sich benehmen wie man will. Aus allen Umständen scheint man schließen zu dürfen, daß falsche Freunde des Königs ihn gegen Malesherbes eingenommen und ihn mißtrauisch und kaltsinnig gegen den treuen Diener gemacht hatten, indem sie ihn überredeten, daß die Grundsätze, die der freisinnige Mann bekannte, Schuld an Frankreichs und des Königs Unglück wären. Das Verhältniß, worin Malesherbes um jene Zeit zu dem Hofe stand, geht klar aus der angeführten Unterredung hervor, die er vor dem 10ten August mit Bertrand de Molleville*) hatte. Vergniaud und andre Girondisten hatten damals dem Könige einen Wink geben lassen, daß ein drohender Aufstand nicht anders verhindert werden könne, als wenn man Rolland,

*) S. dessen Mémoires III. 7 ff.

Servan und Clavière ins Ministerium riefe. Auch an Malesherbes hatte man sich gewendet, in der Meinung, daß er mit dem Könige in unmittelbarer Verbindung stehe. Er theilte Bertrand, dem Vertrauten des Königs, mit, was man ihm, um den König zu warnen, eröffnet hatte, war aber weit entfernt, zur Befolgung des Winks der Girondisten zu rathen. „Der arme König!" sagte er. „Ich beklage ihn sehr. Es wird ihm schwer werden, den Schelmen zu entrinnen. Er ist ein edler, achtungswerther Fürst. Aber gewiß werden Sie auch die Bemerkung gemacht haben, in gewissen Umständen, z. B. solchen, worin wir uns befinden, werden die Tugenden des Privatlebens, wenn man sie bis auf einen gewissen Grad treibt, Laster auf dem Throne; für eine zukünftige Welt können sie vortrefflich seyn, ich will's gern glauben; sie taugen nur nicht für diese. Das ist eine traurige Betrachtung, aber ach! sie ist nur zu wahr. Ich bin zu alt, dem Könige in irgend etwas nützlich zu werden; aber seit ich seine guten Eigenschaften schätzen gelernt habe, bin ich ihm aufrichtig ergeben. Ich gehe regelmäßig jeden Sonntag in den Morgenstunden nach Hofe. Das Anputzen ist mir freilich sehr zuwider, besonders der verwünschte Degen, der mir immer zwischen die Beine kommt, und ich werde ehester Tage noch den Hals darüber brechen. Sonntags leg' ich ihn doch immer an, und es tröstet mich für die ganze Woche, wenn ich den wackeren König bei guter Gesundheit gesehen habe. Ich nähere mich ihm nicht so sehr, daß er mich anreden kann, aber es ist mir genug, ihn gesehen zu haben, und ich glaube, ihm ist es auch lieb, wenn er mich sieht."

Warum ließ man denn diesen Mann im Hintergrunde, unbemerkt und unbefragt, unter dem Haufen der Höflinge stehen? Aber nahe war der Augenblick, wo er seine Anhänglichkeit an den König, ohne Widerstand und ohne Rückhalt, mit erhabener Großmuth zeigen sollte, wo er, fast allein an der Seite des Unglücklichen, der aus dem glänzenden Kreise seines Hofes in den einsamen Tempelthurm gegangen war, zum dritten Male sein Rathgeber wurde, wiewohl er keinen andern Lohn erwarten konnte, als den Ruhm, mit ihm auf demselbigen Blutgerüste zu sterben. Er lebte wieder in der Abgeschiedenheit bei seinen Lieblingsbeschäftigungen, und da man seine Neigungen kannte, so glaubte niemand, daß

er je wieder auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens erscheinen, und noch eine Gelegenheit haben werde, den Glanz seines Namens zu erhöhen. Aber er trat auf, als er es für nöthig hielt, und glaubte des Dienstes, den er leisten zu können hoffte, durch die geringe Theilnahme, die man ihm erwiesen hatte, nicht entbunden zu seyn.

Am 11. December 1792 wurde der entthronte König aus seinem Gefängnisse vor die Schranken des National-Convents geführt, wo er auf die Anklage antworten mußte. Am Tage nachher kündigte man ihm an, daß es ihm erlaubt sey, einen Vertheidiger zu wählen. Der Rechtsgelehrte, auf welchen Ludwigs Wahl zuerst gefallen war, ein kränklicher Mann, entschuldigte sich, Tronchet aber folgte dem Rufe *). Unbekannt mit diesen Verhandlungen schrieb Malesherbes an den Präsidenten des Convents: „Ich weiß nicht, ob der Convent Ludwig XVI. einen Vertheidiger gestatten und ihm die „Wahl lassen wird; in diesem Falle aber wünsche ich, „Ludwig möge erfahren, daß ich, wenn er mich wählen „will, bereit bin, ihm meine Dienste zu weihen. Ich „verlange nicht, daß Sie mein Anerbieten dem Convente „mittheilen; denn ich bin weit entfernt mich für so wichtig zu halten, daß die Versammlung sich mit mir beschäftige. Ich wurde zweimal in den Rath desjenigen „gerufen, dem ich zu einer Zeit diente, wo mein Amt „der Gegenstand des Ehrgeizes Aller war, und fühle „mich zu eben demselben Dienste verpflichtet, in dem „Augenblicke, wo es ein Amt ist, das viele Menschen „für gefährlich halten. Wüßte ich ein Mittel, ihm meine „Gesinnungen bekannt zu machen, so würde ich mir nicht „die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden, aber ich „glaube, daß Sie auf dem Platze, wo Sie stehen, mehr „Mittel als irgend jemand haben, ihm diese Nachricht „mitzutheilen."

Es war wohl ein gefährliches Anerbieten, das Malesherbes wagte. Viele waren wenige Monate vorher, in den furchtbaren Septembertagen gefallen, als Opfer ihrer Anhänglichkeit an Ludwig und sein Haus, und andere Freunde des unglücklichen Fürsten wurden begierig

*) S. Vossett's Geschichte des peinlichen Prozesses gegen Ludwig XVI. — Basel 1793. 2 Theile. 8.

gesucht und waren zum voraus der Acht und dem Tode geweiht. Was hatte der Mann zu erwarten, der sich freiwillig anbot, Ludwigs Sache zu führen, und dadurch sein Bestreben ankündigte, den blutdürstigen Ungeheuern, die ihm den Tod geschworen, ihr Schlachtopfer zu entreißen! hoffte er dem Tode zu entgehen, dem seine Tugend Trotz bot, oder verkannte er die Größe der Gefahr, die ihm drohte? Nein, er war seiner Gesinnung treu, wie seinem Fürsten, er wollte eine heilige Pflicht erfüllen, auf welche seine Tugend ihn hinwies, und seine Tage endigen, wie er sein Leben zugebracht hatte, beharrlich erfüllend, was in jeder Lage ihm als das Beste erschien.

Ludwig nahm das Anerbieten des edlen Greises an und wählte ihn neben Tronchet zu seinem Vertheidiger. Auch Tronchet war schon hochbejahrt, und als er und Malesherbes die Masse von Schriften, welche die Beilagen der Anklage ausmachten, näher kennen gelernt hatten, baten sie, ihnen einen jüngern Rechtsgelehrten, den berühmten Deseze beizugesellen, was auch gewährt wurde. Am 14ten December kam Malesherbes zum ersten Male in das Gefängniß. Der König, der eben im Tacitus las, stand auf, eilte dem Greise entgegen und schloß ihn gerührt in die Arme. Ihr Opfer, sprach er, ist desto großmüthiger, da Sie Ihr Leben in Gefahr setzen und mich doch nicht retten. Malesherbes antwortete, er fürchte nichts für sich, und es sey so leicht, den König siegreich zu vertheidigen, daß auch für ihn nichts zu besorgen sey. Nein, ich bin überzeugt, erwiederte Ludwig, man wird mich verderben, man hat die Macht und den Willen dazu. Doch es liegt nichts daran, wir wollen uns mit meiner Sache beschäftigen, als ob ich sie gewinnen müßte, und ich werde sie gewinnen, denn ich lasse ein makelloses Andenken zurück.

Die Rathgeber des Königs hatten eine schwere Aufgabe; kaum zehn Tage waren ihnen vergönnt, die Belege der Anklage zu untersuchen, sich mit dem Könige darüber zu besprechen, und die Vertheidigungsrede vorzubereiten. Malesherbes war während dieser Zeit auch des unglücklichen Gefangenen treuer Tröster und Freund. Er kam täglich zweimal in den Tempel, des Morgens, um ihm wichtige Ereignisse mitzutheilen, und ihn von dem Gange der Verhandlungen im Convente zu unter-

richten, und des Abends, um mit den beiden Sachwaltern zu arbeiten. Als der entscheidende Tag heranrückte, wünschte der König einen Priester zu sehen, den seine Schwester ihm angegeben hatte, und bat Malesherbes, ihn aufzusuchen. Es war der Irrländer Edgeworth. „Das ist wohl ein seltsamer Auftrag für einen Philosophen," setzte Ludwig hinzu. „Ich weiß, Sie sind es; aber wenn Sie leiden müßten wie ich und den Tod erdulden sollten, wie es mein Schicksal seyn wird, wünsche ich Ihnen eben diese gläubigen Gesinnungen, die Ihnen mehr Trost geben würden, als die Philosophie."

Am 26sten December, als Ludwig zum letzten Male vor dem Convente erschien, wo Deseze seine Vertheidigungsrede *) las, waren Malesherbes und Tronchet an des Königs Seite. Als einige Wochen nachher, am 17ten Januar, eine Mehrheit von wenigen Stimmen das Todesurtheil ausgesprochen hatte, besaß Malesherbes den Muth, dem Unglücklichen den furchtbaren Ausgang der Verhandlungen zu melden. Er trat in ein halbdunkeles Gemach, wo der König das Gesicht mit beiden Händen verbarg. Aufgestört aus tiefem Nachdenken erhob sich Ludwig, empfing die Todesbotschaft mit ruhiger Fassung, und suchte nur den Schmerz des Greises zu trösten. „Ich habe es immer erwartet," sprach er. „Aber um Gottes willen, lieber Malesherbes, weinen Sie nicht, wir werden uns wiedersehen in einer bessern Welt. ... Seit zwei Stunden habe ich nachgedacht, fuhr er fort, ob ich mir während meiner Regierung den geringsten Vorwurf von meinen Unterthanen zugezogen habe, und ich schwöre Ihnen mit aufrichtigem Herzen, als ein Mensch, der bald vor Gottes Richterstuhl stehen wird, ich habe immer das Glück meines Volkes gewollt." Malesherbes begleitete nach dem Urtheilspruche die beiden Sachwalter, als sie noch einmal vor der Versammlung erschienen, um in Ludwigs Namen die vergebliche Berufung an das Volk einzulegen, und sprach selber einige Worte über die unmenschliche Art der Stimmenzählung, die man bei der Verurtheilung beobachtet hatte, aber Thränen erstickten seine Stimme.

Bald nachher kehrte er mit zerrissener Seele in seine Einsamkeit zurück, aber dieser freundliche Aufenthalt, wo

*) S. Vossett a. a. O. Th. II. S. 92—189.

er sonst so glücklich gewesen war, gab seinem Schmerze keine Linderung und nur mit Mühe gelang es der zarten Sorgfalt der Seinigen, ihn zu trösten. Er lebte nach der Hinrichtung des Königs traurig, aber eine Zeitlang ungekränkt, bis endlich, nach wenigen Monaten, neue Drangsale ihn erschütterten. Sein Schwiegersohn, Herr von Rosambo, der im Jahre 1789 an der Spitze einer Abtheilung des Parlements den Beschlüssen der National-Versammlung widersprochen hatte, wurde angeklagt und mit seiner Gattin und seinen Töchtern verhaftet. Zwei Tage nachher wurde Malesherbes selber gefangen nach Paris geführt. Seine gebeugte Seele schien sich bei diesem neuen Streiche muthig zu erheben, und statt bei dem Gedanken an eigene Gefahr zu erliegen, wie der Schmerz über fremdes Unglück ihn niedergedrückt hatte, zeigte er wieder sein gewöhnliches Benehmen, selbst seine Munterkeit. Auf dem Wege nach Paris sprach er mit Ruhe über das Schicksal, welches ihm bevorstand, und erwog mit glänzender Klarheit mehrere Fragen über gesellschaftliche und sittliche Verhältnisse. Als er eine Zeitlang von den Seinigen getrennt gewesen war, brachte man ihn in das Gefängniß, wo jene aufbewahrt wurden. Seine Ankunft in diesem furchtbaren Aufenthalte machte alle Gefangenen muthlos. Wer konnte Rettung hoffen, wenn der Mann, dessen Name man überall mit Rührung und Verehrung nannte, den Ketten nicht entgangen war! Wie, auch Sie hier? redete man bestürzt ihn an. „Ja freilich," erwiederte er heiter, „ich bin in meinen alten Tagen auf schlechte Wege gekommen und lasse mich ins Gefängniß setzen."

Einige Tage nachher schickte er dem Convente eine Denkschrift über sein Betragen, worin er sich mit dem edlen Stolze der Unschuld und Tugend ausdrückte und nach den Ursachen seiner Verhaftung fragte. Diese Schrift beschleunigte nur den ungerechten Ausspruch, der schon beschlossen war. Er that keine Schritte mehr zu seiner eigenen Vertheidigung, aber desto eifriger war er beschäftigt, die Sache seines Schwiegersohnes zu führen, und noch wenige Tage vor der Entscheidung seines Schicksals, als das Henkerbeil schon über beiden schwebte, entwarf er eine Rechtfertigungsschrift für den unglücklichen Mann,

welche er den Richtern desselben zuschickte. Kaum war dieß geschehen, als sein Schwiegersohn vor das Gericht geführt wurde, das ihn zum Tode verurtheilte und sogleich hinrichten ließ. Am folgenden Tage ging Malesherbes mit seiner Tochter und Enkelin denselbigen Weg. Die Anklage, die man ihm mittheilte, war die unbestimmte Beschuldigung einer Verschwörung gegen die Einheit der Republik. Wenn doch nur Menschenverstand darin wäre! sprach er und warf sie verachtend von sich. Unerschrocken trat er vor seine Richter. Das ganze Verhör lautete so: „Haben Sie sich nicht verschworen gegen die Sicherheit und Freiheit des französischen Volkes, und nicht gesagt, daß Sie alle Mittel aufbieten würden, die Republik zu vernichten?" Antwort: „Ich habe das nie gesagt." — „Haben Sie einen Vertheidiger?" Antwort: „Nein." — Darauf wurde ihm von Amts wegen ein Vertheidiger bestellt. Um der empörenden Verhandlung einen Schein von Gesetzmäßigkeit zu geben, ward ein Zeuge vernommen und eine vorgebliche Beweisurkunde vorgelegt. Der Zeuge, ein ehemaliger Dienstbote der Schwester des Herrn von Malesherbes, sagte aus, er habe einst seiner Gebieterin gemeldet, der Frost habe den Weinstöcken Schaden gethan und die Hoffnung der Winzer gänzlich zerstört, worauf Herr von Malesherbes geäußert habe, es sey sehr gut, denn so bald das Volk keinen Wein habe, werde es still und ruhig seyn, und die Revolution würde vielleicht nicht Statt gefunden haben, wenn in den beiden letzten Jahren der Wein auch erfroren wäre. Die Urkunde war ein Brief von Malesherbes an den Präsidenten Roland, vom Jahr 1790, worin er, der verlangten Mittheilung seiner ehemaligen Ansichten über Käuflichkeit der Aemter ausweichend, die Worte sprach: „In einer Zeit heftiger Leidenschaften muß man sich in Acht nehmen, die Vernunft reden zu lassen; man würde der Vernunft selber dadurch schaden, denn die Schwärmer würden das Volk gegen dieselbigen Wahrheiten aufreizen, die man zu einer andern Zeit mit allgemeinem Beifalle aufnehmen würde."

Das Urtheil ward gesprochen, und mit Malesherbes wurden dreißig Männer als angebliche Verschwörer gegen die Sicherheit des Staates und die Einheit der Republik zum Tode geführt, Männer, die durch Grundsätze, Mei-

nungen, Rang und gesellschaftliche Verhältnisse gänzlich verschieden waren. Malesherbes empfing das Urtheil ohne Bestürzung, ohne Schrecken. Keine Klage entfuhr ihm, kein Vorwurf. Er zeigte in jenem schrecklichen Augenblicke weder prahlerischen Muth, noch Schwäche, und ging dem Tode ohne Furcht, mit Ergebung entgegen. Seiner Gesinnung treu, war er bis zu seinem letzten Augenblicke, was er während seines ganzen Lebens gewesen war, fest und muthvoll, aber einfach und bescheiden, und suchte nur in seiner eigenen Tugend seinen Trost und seine Hoffnungen. Aber schmerzlich war doch der letzte Augenblick, denn grausam verschob man den Todesstreich, bis einige seiner Lieben vor seinen Augen umgekommen waren. Es war am 22. April 1793 und bald rief man dem edlen Schatten in seiner Heimath nach:

Qui connut tes vertus, pour toujours est en deuil;
La tendre humanité gémit sur ton cercueil.
Tes bourreaux sont flétris; ta mémoire est chérie!
L'honneur de ton supplice a couronné ta vie.

Georg Heinrich Röhden,

Doctor der Philoſophie und der Rechte, gegenwärtig am Brittiſchen Muſeum.

Georg Heinrich Röhden.

Unter den gelehrten Anſtalten, die in den neueſten Zeiten zu Deutſchlands Aufklärung und Ehre beigetragen, und es, „wenn auch der Neid von ſeinem Werthe ſchweiget *)“ zum unterrichtetſten und erleuchtetſten Lande in Europa gemacht haben, werden Unbefangene wohl der Univerſität Göttingen den erſten Rang zugeſtehen. Die anerkannt großen Männer in jedem Fache, welche immer von den Curatoren derſelben aus allen Gegenden deutſcher Zunge dorthin berufen wurden, haben jederzeit durch ihren Unterricht, vornehmlich aber durch ihr Beiſpiel und den Glanz ihres Namens, eine ſo heilſame Nacheiferung unter den edleren Jünglingen erregt, daß die geſchickten Männer, welche von Göttingen ausgingen, immer die Augen der Welt auf ſich zogen, und den Ruf ihrer Pflegemutter von Jahr zu Jahr weiter verbreiteten. Man muſtere die berühmten Gelehrten Deutſchlands und ſehe, ob nicht eine namhafte Zahl von ihnen an der Leine gebildet wurde? ob nicht für alle gelehrte Berufsarten dort Männer gezogen wurden, die, ſelbſt wenn ſie keinen literariſchen Ruhm erlangten, ſich doch (wie die Zöglinge großer, unabhängiger Schulen) meiſtentheils in ihren verſchiedenen Ständen hervorthaten? Wenigſtens würde Röhden ſchwerlich geworden ſeyn, was er iſt, wenn er nicht das Glück gehabt hätte, in Göttingen (am 23ſten Jan. 1770) geboren und erzogen zu werden.

*) J. A. Cramer.

Noch sehr jung wurde er auf das Gymnasium seiner Vaterstadt geschickt, wo damals M. Johann Andreas Suchfort der vorzüglichste Lehrer war, dessen Unterricht N. im zwölften Jahre zu genießen anfing. Dieser Mann besaß gründliche Kenntnisse in der Griechischen und Lateinischen Literatur, und hatte dabei die Gabe, seinen Schülern eine eben so warme Vorliebe, als er selbst empfand, dafür einzuflößen. Eben die Mittheilung dieses Eifers, und die Gründlichkeit, womit er jeden Gegenstand des Unterrichts behandelte, machten ihn so nützlich. Daher sagte Heyne in der Vorrede zu seiner Ausgabe des Apollodor vom J. 1782 von ihm: Joh. Andr. Suchfort, A. M. vir graecis Romanisque litteris earumque recte tradendarum disciplina praecellens. Weil Heyne und Michaelis ihn für einen guten Lehrer hielten, vertrauten sie ihm auch die Unterweisung ihrer Söhne an. In seinen Kenntnissen erhob er sich allerdings über die der gewöhnlichen Schullehrer, aber nicht bis zu dem umfassenden Blicke des vollendeten Philologen. Sein Wissen war hauptsächlich grammatischer Art, und hier gingen seine Forschungen viel tiefer, als die der Schulmänner zu gehen pflegen. Er war mit den Schriften der vorzüglichsten Philologen bekannt, besonders hatten ihn Lennep's und Villoisons Lehren über den Bau der griechischen Sprache angezogen, eine Liebhaberei, die er auch seinen vertrauteren Schülern mittheilte, unter welche N. besonders gehörte. Es fehlte ihm aber die Gewandtheit, eine Auswahl zu treffen, und sich blos auf das Nützliche einzuschränken. Moralische Bildung mangelte ihm ebenfalls, und er wußte nicht was dazu gehöre, einem jungen Gemüthe die erforderliche Form zu geben, um es auf die mannigfaltigen Verhältnisse im bürgerlichen Leben vorzubereiten. Beschränkt in seinen Begriffen, und kleinlich in seiner Denkart, handelte er nach keinen großen und allgemeinen Grundsätzen. Der große Haufe seiner Schüler litt dabei wenig, aber desto mehr die Auserwählten, denen er seine Aufmerksamkeit und besondere Neigung zuwandte, und mit denen er vertraut umging. Unter diesem engeren Ausschusse genoß vielleicht seine Freundschaft keiner mehr als Nöhden. Dieser hat es zwar immer mit der größten Dankbarkeit erkannt; aber bei zunehmenden Einsichten merkte er doch den schädlichen Einfluß der ihm durch den Lehrer gegebenen Richtung. Einseitig, und voller Vorur-

theile, legte Suchfort seiner Eifersucht gegen die übrigen Lehrer der Schule keinen Zwang auf, setzte ihre Verdienste herab, verkleinerte ihren Charakter, und suchte so die geschickteren Schüler an sich zu ziehen. Dies machte nun natürlich äußerst schädliche Eindrücke auf junge Gemüther, N. wenigstens hatte in der Folge viele Mühe, sie wieder auszutilgen. Die eingeflößten Vorurtheile brachten aber bei N. noch einige andere nachtheilige Folgen hervor, die er bei reiferen Jahren oft zu bedauern Gelegenheit gehabt hat. Bei dem Vorurtheile, welches man ihm gegen die übrigen Lehrer beigebracht hatte, vernachlässigte er die Gegenstände, wozu sie Anweisung gaben. So unterließ er Eyring's Unterricht im Hebräischen zu benutzen, weil Suchfort scheel dazu gesehen haben würde, und verschloß sich so die Thür zur Kenntniß anderer morgenländischer Sprachen, deren Nichtkunde er oft schmerzlich empfunden hat. Ein anderer Lehrer, Rudorf, ein in seiner Art trefflicher Mann, gab mehrern Schülern in der Musik Unterricht. Auch diese blieb ihm, aus blinder Anhänglichkeit an Suchfort, fremd, welches er bei seinen nachherigen Verbindungen mit der feineren Gesellschaft nicht selten beklagt hat.

Indeß war es für ihn ein glücklicher Umstand, der nicht wenig zu seinem Fortkommen beitrug, daß er sich früh eine Fertigkeit in den gebildeteren Sprachen Europa's erwarb. Schon in den frühern Knabenjahren hatte er Gelegenheit Italienisch zu lernen, im funfzehnten fing er das Französische an, und zwei Jahre darauf das Englische.

Im J. 1788 ging er von der Schule, und ließ sich unter die Mitbürger der Universität aufnehmen. Seine Verbindung mit Suchfort hatte ihn ausschließlich für Philologie gestimmt; diese betrachtete er als sein Hauptstudium. In dem Gebiete der alten Gelehrsamkeit hatte ihn Suchfort auf die griechischen Mathematiker, so wie auf die astronomischen Dichter, Aratus und Manilius, aufmerksam gemacht. Bei diesen Schriftstellern, sagte er, wäre gar viel zu thun, welches aber nur Jemand, der mathematische Kenntnisse mit genauer Sprachkunde verbände, leisten könnte. Er munterte N. also auf, sich mit der Mathematik zu beschäftigen, an welche dieser, aus überwiegender Vorliebe für die alten Schriftsteller, bis jetzt nicht gedacht hatte. Ungeachtet diese Wissenschaft frühe Angewöhnung des Geistes erfordert, wenn man es

darin zu einiger Vollkommenheit bringen will, so würde doch N. das Versäumte nachgeholt haben, wenn Suchfort ihm nicht gerathen hätte, gleich bei Käſtnern anzufangen, deſſen Vorleſungen für Geübtere berechnet waren.

Gatterer, der tiefe und gründliche Hiſtoriker, leitete ſeine Studien in der Geſchichte. Der treffliche Feder öffnete ihm das Feld der Philoſophie. Lichtenberg machte ihn mit der Naturlehre bekannt, und bei Blumenbach hörte er Naturgeſchichte. Dieſe Lehrer waren unſtreitig gut gewählt; doch hätten noch andere mit großem Gewinn benutzt werden können, z. B. Schlözer, Spittler und Meiners, wenn nicht Suchfort manches wider ſie einzuwenden gehabt hätte. So hegte er gegen Spittlern ein Vorurtheil und meinte, Gatterer ſey weit gründlicher und gelehrter, worin ihm wohl die meiſten beiſtimmen werden. Damals lebte David Michaelis noch, ein in ſeinem Fache höchſt verdienter Mann. Suchfort rieth N., eine der Vorleſungen, welche Michaelis über die Offenbarung Johannis hielt, zu beſuchen. Der große Orientaliſt erläuterte den Griechiſchen Text aus der Fülle ſeiner tiefen Gelehrſamkeit und ließ N. ahnen, daß da allerdings viel zu lernen wäre. Aber am Vortrage konnte man wenig Geſchmack finden. Michaelis ſchien überjahrt zu ſeyn. Auf Gebühr und Anſtand achtete er nur wenig. Kam er auf etwas zu ſprechen, wo ein andrer Gelehrter verſchiedener Meinung von ihm war, oder ſich, nach ſeinem Urtheil, eines Irrthums ſchuldig gemacht hatte, ſo äußerte er dies ziemlich unſanft. Gegen Herdern war er beſonders heftig. „Herder der Narr," „Herder der Haſenfuß" hörte man gar nicht ſelten. Solche derbe Ausfälle mußten jeden Zuhörer abſchrekken, der feiner fühlte.

Von allen Lehrern, unter denen ſich Nöhden bilden wollte, war Heyne der vorzüglichſte. Ihn hatte er ſich längſt zum Führer auserkohren; und an dieſen edlen Mann empfahl ihn nun Suchfort. Heyne, der den Jüngling mit aufmunternder Güte aufnahm, wurde nun ſein eigentlicher Lehrer. Den ganzen Kreis ſeiner höchſt lehrreichen und nützlichen Vorleſungen ging er mit angeſtrengtem Fleiße durch. Noch enger wurde die Verbindung mit dieſem großen Gelehrten durch das philologiſche Seminarium geknüpft. Nach einem Probejahre wurde N. als ordentliches Mitglied in dieſe Anſtalt aufgenommen, und genoß zwei Jahre lang, nach der beſtehenden Verordnung,

den für die Mitglieder festgesetzten Gehalt von funfzig Thalern. Er hatte zuweilen das Glück, durch seine Arbeiten im Seminarium den erklärten Beifall seines würdigen Lehrers zu erhalten, dessen Unterricht überhaupt auf seine ganze Bildung so viel Einfluß hatte, daß er nie ohne die höchste Verehrung von ihm spricht und ihm alle Fortschritte in der alten Literatur schuldig zu seyn anerkennt. — Seinen philologischen Studien kam Gatterer vielfach zu Statten. Unter den historischen Hülfswissenschaften, welche der vortreffliche Mann vortrug, war N. die Diplomatik besonders deswegen willkommen, weil sie auf seine Forschungen in der lateinischen Sprache Licht warf. Er sah nämlich ein, daß so wie sich eine Wissenschaft zur Beurtheilung von Urkunden gebildet hatte, man auf ähnliche Weise der sogenannten Kritik und Verbesserungslehre des Textes der alten Schriftsteller eine wissenschaftliche Gestalt geben könnte: ein Gedanke, welcher ihn von seinen Jünglingsjahren öfters beschäftiget, und die Ueberzeugung zurückgelassen hat, daß die Conjekturalkritik eine weit bessere Grundlage erhalten könnte, als worauf sie bisher geruhet hat, und daß sie sich nach gewissen bestimmten und sichern Regeln einrichten ließe, wodurch ihr das Schwankende und Willkührliche benommen würde. Seine Ideen hierüber in ein Ganzes geordnet, so wie manche andere Resultate seiner Nachtwachen in jenen goldnen Jugendjahren, wo man so gern Plane macht, würde er der gelehrten Welt längst zur Beurtheilung vorgelegt haben, wenn ihn die Vorsehung nicht aus der Studirstube des Vaterlandes, worauf er seine Bahn kurzsichtig berechnete, in einen thätigen, arbeitsamen Wirkungskreis unter Fremden versetzt hätte. Er durfte sich damals in manchen Rücksichten zu Heynens vertrauteren Schülern rechnen, weswegen dieser auch ihm allerlei Arbeiten aufzutragen pflegte, unter andern die Vergleichung von Handschriften. Bei solchen Beschäftigungen brachte N. manche Lehre der Gattererischen Diplomatik in Anwendung. Heyne schickte sich damals zur Ausgabe seines Homers an, und sammelte zu diesem großen Werke. N. erhielt den Auftrag, einige Bruchstücke von Handschriften, die aus Moskau angekommen waren, zu collationiren. Um eben die Zeit ließ ihn Heyne das Göttingsche Manuskript des Nicander zum Behufe der Schneiderschen Ausgabe vergleichen. Auch vertraute man ihm die berühmte Townleyische

Handschrift der Ilias an, und er verglich den ganzen Text nebst den weitläuftigen Scholien, und schrieb von fünf Büchern die sämmtlichen Scholien ab. Wenn diese Arbeit etwas mühsam war (sie fing im Jahre 1790 an, und dauerte über zwei Jahre), so unterließ auch Heyne nicht ihrer in seiner Vorrede zum Homer zu erwähnen. (praef. T. I. p. 19. praef. T. III. p. 101. 102.)

Nach Göttingen kam im J. 1791 ein wohlhabender Engländer, Richard James Lawrence Esq., welcher Güter in Westindien hatte. Er brachte seine Gattin und vier Söhne mit, wovon die beiden jüngsten elf bis zwölf Jahre alt seyn mochten. Nicht nur der Name der Universität, sondern auch vorzüglich Heynens Ruf, der damals am höchsten stand, hatten ihn dazu bewogen. Selbst auf der berühmten Schule in Eton erzogen, hatte er, wie bei allen Engländern, die eine sogenannte klassische Erziehung erhalten haben, der Fall ist, eine unbegränzte Hochachtung für die großen Schriftsteller der Griechen und Römer, und wünschte natürlich auch, daß seine Söhne mit der durch so viele Jahrhunderte geprüften Weisheit dieser Völker vertraut werden möchten. Wegen eines tüchtigen Lehrers für sie wendete er sich an Heynen. Dieser hatte mehrere geschickte Schüler, welche er hätte empfehlen können, aber der verlangte Unterricht war mit der eigenen Schwierigkeit verknüpft, daß die jungen Leute weder deutsch noch französisch, sondern blos englisch verstanden; und unter allen seinen Schülern besaß gerade nur Nöhden eine hinlängliche Kenntniß dieser und anderer neueren Sprachen. Heyne hatte nicht lange vorher von ihm eine schriftliche Rechenschaft über seine Studien gefordert, worauf ihm dieser eine epistola qua de studiorum suorum ratione agit G. H. Nöhden überreichte, worin auch von jener Kenntniß die Rede seyn mußte. Daran erinnerte sich jetzt Heyne und schlug ihn vor. Herr Lawrence lud N. zu einer Unterredung ein, welche französisch gehalten wurde, da sich N. in dieser Sprache am geläufigsten ausdrücken konnte. N. wollte wegen seiner übrigen Arbeiten, vorzüglich um den Codex Townleyanus nicht liegen zu lassen, sich nur zu zwei Unterrichtsstunden des Tages verstehen. Diese genügten dem Engländer nicht; er brach die Unterhandlung ab, und knüpfte sie mit andern an. Es entsprach keiner seinen Wünschen. Er kam also gern wieder zu Nöhden und war mit zwei Stunden zufrieden.

Dies für N. so folgereiche Verhältniß begann zu Ende des Julius 1791. Die jungen Leute sollten im Griechischen und Lateinischen unterwiesen werden. Aber da N. in der Englischen Sprache noch nicht so weit vorgerückt seyn konnte, um seine Erklärungen der alten Schriftsteller in derselben zu ertheilen, so setzte ihn dies anfangs in nicht geringe Verlegenheit. Wenn der Vater zugegen war, machte dieser die Mittelsperson, da sich ihm N. auf französisch verständigte. Dies war mißlich. N. wollte seine Zuflucht zum Latein nehmen, welches er geläufig sprach. Allein wären auch die Englischen Knaben darin weit genug gewesen, so konnten sie doch die ihnen ganz ungewohnte Aussprache nicht verstehen. Demnach spornte ihn die Nothwendigkeit an, doppelten Fleiß aufs Englische zu verwenden, und in kurzer Zeit war er im Stande, seinen Zöglingen die nöthigen Erläuterungen in ihrer eigenen Sprache zu geben. Der Vater, zufrieden mit Nöhdens Lehrart, suchte ihn an sich zu ziehen, behandelte ihn mit äußerster Artigkeit und Herzlichkeit, und machte ihm den Umgang mit dieser würdigen Familie über die Maßen angenehm. Er wurde häufig zu Tische und zum Thee eingeladen und fing an sich an die Familie zu gewöhnen, deren edle Denkungsart ihm täglich mehr Achtung einflößte. Sowohl der Vater, als die Mutter, eine Frau von seltener Herzensgüte und Sanftheit, legten ihm nun die Unzulänglichkeit von zwei Lehrstunden so nahe, daß Nöhden nachgeben und von der Mitte Septembers an, sich zu vier Lectionen entschließen mußte. Nähere Bekanntschaft flößte Zuneignng für ihn ein, und er sah sich endlich genöthigt, den Bitten einer so lieben Familie gemäß, die ganze zweite Hälfte des Tages von zwölf bis neun Uhr in ihrer Mitte hinzubringen, und unausgesetzt mit ihr zu speisen: eine Ordnung, die mit Ende Novembers 1791 ihren Anfang nahm.

Er hatte mehrmals vorher, auf Heynens Empfehlung, in der Griechischen und Lateinischen Literatur Unterricht ertheilt, welcher ihm daher keine Mühe machte. Aber im Deutschen, wozu seine Zöglinge Anleitung brauchten, hatte er nie unterwiesen. Wendeborns deutsche Grammatik für Engländer, welche Hr. Lawrence mitbrachte, wurde von N. bald unzulänglich befunden. Hier öffnete sich ihm nun ein Feld für neue Bemühungen. Er las die besten deutschen Schriftsteller und zog sich daraus Regeln

ab, nach denen er Unterricht gab. Einiges nahm er aus Adelung, dessen große Verdienste er dankbar anerkennt, aber bei weitem die größte Hälfte schöpfte er aus seinen eigenen Beobachtungen. Diese vermehrte und vervollkommnete er mit unermüdetem Fleiße, theils durch fortgesetzte Lesung guter Schriftsteller, theils aber und am meisten durch die Prüfung des bisher Bemerkten beim Unterricht in seiner Muttersprache, welcher bis zu seiner Abreise von Göttingen fortdauerte. So entstand in der Folge seine deutsche Grammatik für Engländer, die von tiefer Kenntniß nicht nur der Deutschen und Englischen, sondern auch vieler andern neuen und alten Sprachen zeugt. Sie fand in England entschiedenen Beifall. Einen Beweis davon, daß seine Unterrichtsmethode in der deutschen Sprache nicht ganz verwerflich seyn konnte, gewährten ihm die schnellen Fortschritte seiner Zöglinge, indeß andre Engländer, welche zu derselben Zeit in Göttingen studirten, im Deutschen weit hinter ihnen zurückblieben.

In den übrigen Zweigen des Unterrichts, besonders in der alten Literatur, nahmen die jungen Lawrence so zu, daß der Vater seine größte Freude darüber bezeugte, und sogar seinen zweiten Sohn, der damals, dem Jünglingsalter sich nähernd, auf der berühmten Schule zu Eton in England war, von dort nach Göttingen kommen ließ, damit auch er an N's Unterricht Theil nehmen möchte.

Die fünf fleißigen jungen Leute, deren Bildung er übernommen hatte, beschäftigten ihn nicht wenig. Zu seinen eigenen Studien und Arbeiten, die er nie vernachlässigte, wendete er nicht nur den Morgen und Vormittag, sondern auch den Abend und die Nacht an. Denn schon damals hatte er die Thätigkeit der meisten dortigen Professoren (wovon Meiners in der Geschichte der Universität Göttingen etwas Lesenswürdiges gesagt hat) zu üben, und sich mit wenig Stunden Schlaf zu begnügen angefangen.

Seine akademischen Lehrer, an deren Beifall ihm immer sehr viel lag, gaben ihm zuweilen Proben ihres Wohlwollens und ihrer Zuneigung. Unter andern hatte er sich der freundschaftlichen Gesinnungen des großen Käſtner zu erfreuen. Dieser außerordentliche Mann, dessen tiefdringender Verstand von seinen Zeitgenossen willig anerkannt wurde, hatte einen auffallenden Hang, für oder wider die, welche mit ihm in Berührung kamen, ein Vorurtheil

zu faſſen. Nöhden hatte das Glück, eine günſtige Meinung bei ihm zu erregen, und dies war hinlänglich, um N. Eigenſchaften beizulegen, die er nicht beſaß. In der Mathematik war N., entweder aus Mangel an Anlage oder wegen Verſpätung des Studiums, nur mäßig bewandert. Gleichwohl glaubte Käſtner ganz das Gegentheil und muthete N. ſogar die Löſung einer Preisaufgabe aus der höhern Mathematik zu, welche dieſer jedoch ablehnte. Bei einer andern Gelegenheit wollte Käſtner von ihm die Erklärung des Wortes ὠκυτόϱιον (oder, wie es im Dativ angeführt war, ὠκυτοϱίῳ) wiſſen, womit Apollonius Pergäus ein Werk über die Kreisrechnung betitelt haben ſollte. Er fand es, wie andre vor ihm, unerklärbar, hielt es für einen Schreibefehler, und vermuthete, man hätte ὠκυτοκίῳ zu leſen, weil er wußte, daß ι und ο ſo wie μ und β ſich in den griechiſchen Handſchriften gewiſſer Zeitalter völlig gleich wären, und mit einander verwechſelt werden könnten, ὠκυτόκιον (verſt. βιβλίον) ſchien ihm aber ein Buch zu bedeuten, welches eine ſchnelle Art Größen zu ſchätzen — eine ſchnelle oder kurze Rechnungsweiſe lehrt. Er hatte dieſe Muthmaßung nur ganz eilig und nachläſſig aufs Papier geworfen und ſie Käſtnern überreicht. Wie erſtaunte er aber, als ihm Käſtner im Junius 1791 ein Exemplar der zweiten Sammlung ſeiner geometriſchen Abhandlungen zuſandte, worin er auf das weiße vorgebundene Blatt geſchrieben hatte: Cl. Nohden librum, quem conjectura ingeniosa ornavit, offert auctor: Göttingae d. 23 Jun. 1791. N. erröthete, beſonders als er ſeine Conjektur S. 177. in dem Bande erblickte! Hätte N. ſo etwas nur entfernt vorher geahnet, ſo würde er länger nachgedacht haben.

N. gewöhnte ſich immer mehr an ſeine Engländer, und fand manches in ihren Sitten und ihrer Denkungsart ſo vorzüglich, daß er ſich über die Verbindung mit ihnen freuete. Ihre Wahrheitsliebe, ihr Abſcheu vor Lügner wurde ihm vornehmlich ſchätzbar. In ihren Sitten gefielen ihm ihre Reinlichkeit; das Einfache und Ungezierte im Umgange; das Geräuſchloſe im Betragen; gewiſſe Eigenheiten bei Tiſche u. ſ. w.

Herr Lawrence, der ſeiner Söhne Erziehung unter N. gedeihen ſah, wünſchte eine engere Verbindung mit ihm. Er ſollte ſeine Söhne nach Italien begleiten, und zugleich ſeinen Unterricht fortſetzen. Lawrence wünſchte

ihn dann nach England mit zu nehmen und ihn einem sehr bemittelten Verwandten zu empfehlen, der Gelegenheit hatte, ihn zu versorgen. Das hochgepriesene Italien zu sehen, wohin ihn seine alterthümlichen Studien so oft im Geiste versetzten, und dessen Sprache ihm schon längst lieb und geläufig geworden war, gehörte zu seinen sehnlichsten Wünschen. Zugleich wurde auch von dem Bereisen anderer Länder gesprochen. Der Vorschlag hatte viel Anziehendes. Aber es fragte sich, was würde Heyne dazu sagen, dieser verehrte Mann, der so viel Wohlwollen gegen ihn hegte? Ihm also legte N. den Plan vor, welchen er ganz seiner Entscheidung überließ, doch nicht ohne geheime Hoffnung, daß er ihn billigen würde. Aber Heyne verwarf ihn geradezu. Er hielt wenig von solchen Verbindungen und hatte gar viel wider das Hofmeisterleben, das er aus eigner früher Erfahrung kannte, und mochte vielleicht den ungünstigen Eindrücken, die es bey ihm zurückgelassen, zu viel einräumen, ohne die offenbaren Vortheile solcher Lagen in Anschlag zu bringen. Heyne wies immer auf irgend einen Posten hin, womit häusliche Niederlassung und die daher entspringende Unabhängigkeit verbunden wäre; diese sey das Ziel, nach welchem ein junger Mensch streben müsse. „Was wollen Sie," sagte er unter andern, „mit dem Engländer in der Welt her„umlaufen; bleiben Sie hübsch hier, und denken Sie an „ein Etablissement." Mit schwerem Herzen verließ N. seinen verehrten Rathgeber. Was er gehört hatte, vertrug sich zwar mit seinen Wünschen nicht, aber er war zu sehr von der Klugheit des Lehrers überzeugt, als daß er ihr nicht hätte folgen sollen.

N. mußte nun, obwohl sehr ungern, das Wort, welches er dem Herrn Lawrence halb und halb gegeben hatte, wieder zurücknehmen, und dieser wackre Mann entschloß sich mit seiner Gemahlin und den zwei jüngsten Söhnen nach England zurückzukehren. Letztere wurden dort auf die Schule nach Eton gethan; der älteste Sohn begab sich nach Braunschweig, und der zweite und dritte sollten in Göttingen bleiben, theils um Nöhdens ferneren Unterricht zu benutzen, theils um den Vorlesungen der vielen großen Männer beizuwohnen, welche damals zu gleicher Zeit in Göttingen lehrten, und die verschiedenen Bildungsanstalten, welche dieser berühmte Musensitz darbietet, zu benutzen. Die Gesellschaft dieser beiden jungen

Männer verminderte einigermaßen den Schmerz, welche N. bei der Abreise des Herrn Lawrence mit seiner trefflichen Gattin und übrigen Familie im Herbste 1792 empfand. Denn er hatte sich an diese biederen Leute nun so gewöhnt, daß ihm die Rückkehr zu seiner vorigen Lebensweise Unlust machte.

Es studirten damals mehrere Engländer in Göttingen, deren Umgang ihn nicht nur für den Augenblick aufheiterte, sondern ihm auch zu einer sehr wünschenswerthen Vorbereitung auf die Laufbahn diente, welche es der Vorsehung gefiel, ihm für sein künftiges Leben vorzuzeichnen. Einige von ihnen erbaten sich Lehrstunden von ihm. Er las mit ihnen die schwerern lateinischen und griechischen Schriftsteller und gab ihnen Unterricht im Deutschen. Dies nahm ihm freilich mehrere Stunden des Tages; aber außer dem Vortheile einer guten Einnahme, die ihm aus mancherlei Ursachen damals sehr willkommen war, brachte es ihm den noch bleibenderen Gewinn einer genaueren Bekanntschaft mit diesen Gegenständen, und einer Uebung im Sprechen des Englischen, die ihm nachher so wohl zu Statten kam. Auch hatte sich damals in Göttingen ein Verein zu Redeübungen im Englischen gebildet, an denen alle damals anwesende Engländer Theil nahmen, und zu dessen Mitgliedern N. ebenfalls gehörte.

Dies Jahr brachte ihm Privatarbeiten. Der verdienstvolle Campe hatte die Herausgabe lateinischer Schriftsteller zum Schulgebrauch, unter dem Namen Encyclopädie der lateinischen Classiker, entworfen, und die Reihe war an den Virgil gekommen. Wie nun Heyne bei allen Angelegenheiten der Art von den Unternehmern befragt zu werden pflegte, so hatte sich auch Campe wegen Erläuterung des Virgils für diese Sammlung an ihn gewendet, und um seinen Rath gebeten, wem die Bearbeitung dieses Dichters wohl aufgetragen werden könne. Heyne schlug N. vor, welcher den Auftrag annahm. — Ferner gab die philosophische Facultät in Göttingen am 4. Juni 1792 eine Preisfrage auf, über Asiae Herodoteae difficiliora. Ueberhäuft mit Geschäften wie er war, wollte er sich doch an der Beantwortung dieser Aufgabe versuchen. Dabei ließ er sich von einer übel verstandenen Schaam beherrschen. Er faßte den Entschluß, die Arbeit geheim zu halten, und konnte

also die dazu schlechterdings nothwendigen Hülfsmittel nicht zusammenbringen, da doch die Göttingische Bibliothek den Studirenden alle Bücher zum Gebrauche überläßt, welche sie zu dergleichen Zwecken nöthig haben. Er hatte blos den Borheckschen Abdruck des Herodotus und der einzige Bekannte, dem er sich entdeckte, wollte ihm, vermuthlich aus zimperlicher Süßlichkeit beim Handhaben seiner allerliebsten Bücher, nicht einmal die Wesselingische Ausgabe leihen. Da nun sein eigner Büchervorrath unbedeutend war, und er seine Abhandlung auf diese Art literarisch aushungerte, so konnte sie nicht gedeihen, und sein besser ausgerüsteter Mitbewerber trug den Preis davon. Nöhden's Schrift, welche den Kennspruch führte: *καὶ οὐ τῶν ἐκείνων;* wurde dennoch von Heyne in dessen Opusculis Vol. IV. p. 387. edit. 1796 nicht ungünstig beurtheilt; er sagte von ihr und der mitstreitenden Schrift: digna utraque commentatio praemio videri poterat, si sine aemula spectaretur. Die Beurtheilung gewährte ihm auch ein höchst ehrenvolles Accessit, welches er aber ebenfalls aus Gründen, die er nachher mißbilligte, nicht bekannt machte.

Obwohl Thätigkeit N. zur andern Natur geworden war, so drang sich ihm doch zuweilen der Wunsch auf, ein wenig ruhiger leben zu können. Dazu zeigte sich unerwartet eine Aussicht, die ihm der würdige Lawrence in England öffnete. Dieser war dort an der Küste in Bognor zufälligerweise mit dem Baronet Sir William Milner zusammengetroffen, welcher seinen vierzehnjährigen Sohn mit seinem Hofmeister auf die mehrmals gedachte Schule in Eton schicken wollte. Lawrence kannte N. seit Jahren und konnte ihn aus Ueberzeugung zum Führer eines jungen Menschen von Stande empfehlen. Der Antrag erging sofort an ihn. England zu sehen, mit der großen Welt bekannt zu werden, Erleichterung der bisherigen Anstrengung, und eine Besoldung, welche die deutschen Salarien weit übertraf, waren zwar nicht zu übersehende Vortheile des angebotenen Verhältnisses; aber am meisten gefiel ihm dabei, daß er seinen Zögling, entfernt vom elterlichen Hause, in Eton ganz unter seiner Aufsicht haben, und daß die Milnerische Familie zu den edeldenkendsten der Insel gehören sollte. Um nicht etwa wieder das vorhandene Glück einem eingebildeten künftigen aufzuopfern, schrieb er gleich seine bestimmte Einwil-

ligung, ohne sich nach dem Dafürhalten Andrer zu richten. Selbst Heynen zeigte er die Sache erst an, als sie schon entschieden war. Da er die Bearbeitung des Virgils, welche bis zum sechsten Buch der Aeneide vorgerückt war, abbrechen mußte, so wurde sie von Heyne einem andern seiner Schüler, C. F. Heinrich, der nachher so berühmt wurde, übertragen.

Beim Abschiede aus Göttingen gab ihm Heyne, im freundschaftlichsten Tone, einige vortreffliche Lehren: „Vergessen Sie Ihr Vaterland und Ihre vorigen Verhältnisse nicht; lassen Sie sich nicht durch das Fremde und das Gewirre der großen Welt irre führen, und bleiben Sie Ihren Studien getreu.“ Auch seine übrigen Lehrer entließen ihn mit den wohlwollendsten Aeußerungen. Der launige Kästner fragte mit der ihm eigenen Schalkhaftigkeit: „Können Sie reiten?“ „Ja!“ „Nun,“ erwiederte er, „da werden Sie schon in England fortkommen!“

Am 25. November 1793 verließ er Göttingen. In Osnabrück hielt ihn ein Halsgeschwür auf, welches er sich durch Erkältung zuzog. Sonst war die Reise für ihn, der nie seine Vaterstadt verlassen hatte, äußerst überraschend. In Holland, dessen Sprache er damals noch nicht verstand, aber nachher mit vieler Neigung trieb, fand er besonders an der großen Reinlichkeit Gefallen. Uebrigens herrschte zu der Zeit dort eine drohende Stille im Lande, wie in der Natur oft vor einem Sturme vorherzugehen pflegt. Seine Ueberfahrt von Helvetslvys, obgleich sonst erträglich, verursachte ihm, wegen der so peinlichen Seekrankheit, die ihn hart mitnahm, großes Ungemach. Jedoch ohne weitere üble Folgen erreichte er Harwich und kam in der zweiten Woche des Dezembers zu Loudon an.

Auch auf ihn machte diese große Stadt den Eindruck, welchen sie bei allen Unbefangenen hervorzubringen pflegt. — Sir William Milner's Familie befand sich damals auf ihrem Landsitze New-Appleton in Yorkshire. Auch war sein Freund, H. Lawrence, von London abwesend, hatte ihn aber der Aufmerksamkeit eines seiner Bekannten empfohlen. Viel Vergnügen gewährte es ihm, noch einen Freund anzutreffen, Herrn Johnston, dessen Bekanntschaft er in Göttingen gemacht hatte, und dessen Sohn, gegenwärtig Sir Alexander Johnston, Oberrichter in Ceylon,

einer von seinen Schülern und Freunden in Göttingen gewesen war. Dieser Herr empfing ihn auf das freundschaftlichste, und da er ein sehr gutes Haus machte, so hatte N. dort zuweilen Gelegenheit, ausgesuchte Gesellschaft zu sehen, unter andern traf er dort einigemal den Prinzen Johann von Lichtenstein, einen sehr lebhaften Fürsten, den die französische Revolution zum feurigen Volksfreunde gemacht hatte. Auch stellte H. Johnston Nöhden dem Markgrafen von Anspach vor, welcher die Lady Craven geheirathet hatte, und in Hammersmith, etwa eine halbe deutsche Meile von London, wohnte.

Nach Verlauf etlicher Tage, schrieb Sir William Milner, der von seiner Ankunft unterrichtet war, N. möchte zu der Familie aufs Land kommen. New-Appleton, wo sie sich aufhielt, liegt in Yorkshire, 6 englische Meilen von Lancaster, und 9 Meilen von der Stadt York. N. hatte also beinahe zweihundert englische, oder gegen vierzig deutsche Meilen ins Innere des Landes zu reisen, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen. Er reiste mit einer der öffentlichen stage-coaches, in welcher zufälligerweise kein anderer Passagier war. Ob er gleich erst um Mitternacht in New-Appleton eintraf, so war doch die ganze Familie, welche ihn erwartet hatte, noch auf. Mit welchen Empfindungen erwachte er am andern Morgen, den 16. Dec. 1793, an einem Orte, der in vielen Stücken das, was er oft von den Schönheiten der englischen Landsitze gehört hatte, übertraf! Der herrliche Park, welcher das Schloß umgiebt, hatte sogar jetzt im December Reize, die man anderwärts nur selten sieht. Was aber in der überraschten Einbildungskraft des jungen 23jährigen Mannes Rosenlicht über diese Feenschöpfung goß; und was seinem gefühlvollen Herzen (denn er besitzt dies in einem hohen Grade) unbeschreiblich wohl that, und ihn bis zu Thränen erweichte, waren die edlen liebenswürdigen Menschen, die er hier fand. Sein künftiger Zögling war nicht viel über vierzehn Jahre alt; er hatte zwei Schwestern von funfzehn und zehn Jahren, und zwei jüngere Brüder, einen von fünf, und einen halbjährigen. Der Vater war etwa 38 Jahre alt, und seine Gemahlin, Lady Milner, eine Frau von ausgezeichneter Schönheit, einige Jahre jünger. Mehrere Familienfreunde, die zum Besuche da waren, gaben N. gleich Gelegenheit, die gastfreundschaftliche Geselligkeit des Land-

lebens der Großen in England kennen zu lernen. Ihm schien es eine fortdauernde Festlichkeit zu seyn. Tagtäglich eine volle schön besetzte Tafel, bei welcher sich niemand, ohne Ausnahme, in guten Häusern einfinden kann, wenn man nicht zuvor frisches feines Linnen und eine für das Gesellschaftszimmer berechnete Kleidung (wozu bei den Männern durchaus, unter andern, Schuhe und seidne Strümpfe gehören) angelegt hat; — sodann täglich Jagd, theils die große Hetz- oder Treibejagd, theils die kleinere, welche man gemeinhin nur „Schießen" nennt, und wozu ein schöner, hinlänglich mit Wild, d. h. Hasen, Rebhühnern und Schnepfen versehener Bezirk da war. Sir William (ein Herr, dessen ansehnliches Vermögen ihm alle Mittel an die Hand gab, seinen Haushalt wie ein Mann vom ersten Range zu führen) hielt zu diesen Belustigungen eine Koppel sogenannter Hetzhunde (a pack of hounds) und eine dazu gehörige Anzahl von Jagdpferden. Mußte dies dem Unerfahrnen nicht wie ein beständiger Festtag vorkommen? Er wurde von Zeit zu Zeit eingeladen, mit an diesen Belustigungen Theil zu nehmen, die ihm sammt allen den schönen Einrichtungen und Anlagen, womit ein englischer Landsitz zum Genusse und zur Bequemlichkeit des Lebens ausgestattet ist, ein ganz neues Bild des Daseyns vorhielten.

Er fing zwar an, seinem Zögling einigen Unterricht zu geben, aber dieser konnte erst in Eton bequem vorgenommen werden, weil der Aufenthalt in New-Appleton als Rast- und Feiertage betrachtet wurden. Im Januar ging die Familie vom Lande in die Hauptstadt zurück, wo sie in einer der ansehnlichsten Straßen, Portlandplace, ein schönes Haus bewohnte.

Hier öffneten sich dem Fremdling wieder neue Ansichten des geselligen Lebens der Engländer. Die Wohnung der Lady Milner, welche mit den vornehmsten Familien in genauer Verbindung stand, war oft der Sammelplatz der ausgesuchtesten Gesellschaft. Sir William hatte, da er im Parlamente saß, und in mannichfaltigen andern Verhältnissen stand, ebenfalls Verbindungen mit den ersten Personen im Staate. N. wurde von diesen edlen Leuten ganz wie ihres Gleichen behandelt, und durfte, so weit es seine Berufspflichten zuließen, an allen ihren gesellschaftlichen Unterhaltungen Theil nehmen. Man führte ihn selbst in andre große Häuser ein, in

welche die Familie eingeladen war. So hatte er in der Folge fortwährend Gelegenheit, die englische große Welt in ihrem Glanze, und zuweilen merkwürdige Menschen zu sehen, ein Vortheil, welchen er dann erst recht zu schätzen anfing, als er merkte, wie schwer es auf dieser Insel hält, besonders für Ausländer, in den Häusern der Großen Zutritt zu bekommen.

Am 10. Februar 1794 reiste N. mit seinem Zöglinge, unter Begleitung des Vaters, nach Eton ab. Da ihm sein Aufenthalt daselbst nachher so angenehm wurde, so erinnert er sich jenes Tages nie ohne das innigste Vergnügen. Eton liegt 22 englische Meilen von der Hauptstadt in Buckinghamshire. Die Einrichtung der dortigen berühmten Schule ist hinlänglich aus Küttners Beiträgen zur Kenntniß des Inneren von England bekannt. K. lebte, wenige Jahre zuvor, in Eton, in derselben Lage wie N. Für N. und seinen Zögling waren Zimmer in einem der Kosthäuser gemiethet, und er sah sich jetzt in ein neues und ganz eigenes Leben versetzt. Zuvörderst bemerkte er die Artigkeit und zuvorkommende Höflichkeit aller der Männer, welche mit der Schule in Verbindung standen, und in einem gewissen Sinne seine Amtsgenossen waren. Dahin muß man die eigentlichen Schullehrer sowohl als die Hofmeister rechnen. Letztere, zu denen N. selbst gehörte, führten einige, besonders vornehme und reiche Schüler, und ihre Zahl mochte ungefähr auf zwölf steigen, lauter Engländer, Schottländer und Irländer, unter denen N. der einzige Fremde war: ein wohlzubemerkender Umstand, der vorzügliche Behutsamkeit in seinem Betragen erforderte; da es nun in einer so genau beobachteten Lage sehr zu seiner Ehre gereichte, wie sich aus der ganzen Folge seiner Begegnisse ergeben wird, so kann dies schon allein beweisen, daß N. Manches an sich haben müsse, was nicht alltäglich ist.

Wenn man bei Schullehrern und Hofmeistern, zuweilen nicht ohne Grund, an Menschen denkt, die etwas Steifes und wenig Gebildetes in Sitten und Umgang haben, so paßt dies gar nicht auf die Leute dieser Gattung, welche man in Eton antrifft. Durch den Verkehr, welcher zwischen ihnen und den ersten und vornehmsten Häusern des brittischen Reichs Statt findet, entsteht bei ihnen natürlich ein Ton, dessen sich die feinere Welt nicht

zu schämen braucht. Hiervon wurde N. durch eine nähere Bekanntschaft mit ihnen bald überzeugt.

Das gesellige und gastfreundschaftliche Wesen, welches in Eton herrschte, und woran er vollen Antheil zu nehmen Gelegenheit hatte, konnte für ihn nicht anders als höchst anziehend seyn. Dazu kommt, daß Eton und Windsor, wie bekannt, in einer sehr reizenden Gegend liegen: beide können als Ein Ort betrachtet werden, da blos die Themse, welche hier nicht breit ist, sie von einander absondert; weil aber dieser Fluß die Grafschaften Berk und Buckingham trennt: so liegt Windsor in Berkshire und Eton in Buckinghamshire. Zu den angenehmen Umständen muß auch das Verhältniß gerechnet werden, in welchem N. und sein Zögling zur Schule standen. Es war ganz einfach. Der junge Mensch gehörte blos der Schule an, und stand unter der Zucht und Verpflichtung, welche bei jener Anstalt eingeführt sind. Dem, was auf der Schule gelehrt wurde, mußte vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet werden; der junge Mensch war dafür in Person verantwortlich, und der nöthigen Strenge der Schulzucht unterworfen. Von dem Hofmeister (private tutor), wie N. war, erwartete man, daß er darauf sehen würde, seinen Untergebenen nicht anders, als wohl vorbereitet, in die öffentlichen Lehrstunden der Schule gehen zu lassen. Dabei blieb es dem Hofmeister anheim gestellt, seinen Zögling, je nachdem sich Zeit dazu fand, noch in solchen Sachen zu unterrichten, auf welche die Schullehrer nicht Rücksicht nehmen konnten, für seine vollkommene Bildung möglichst zu sorgen, und so alle Vortheile der öffentlichen und häuslichen Erziehung mit einander zu verbinden. Die strenge Zucht, welcher die jungen Leute von Seiten der Schule unterworfen sind, und der pünktliche Gehorsam, wozu man sie verpflichtet, erleichtern das Geschäft des Lehrers und Erziehers ungemein. Der Oberlehrer der Schule, welcher die vollziehende Gewalt ausübt, steht allen, die mit dem Erziehungsgeschäfte zu thun haben, jederzeit thätig bei. Man braucht nur bei ihm über Fehler oder Vergehen zu klagen, die der Abstellung durch sein Ansehn bedürfen, so erfolgt ohne Verzug eine angemessene Strafe, welche selten ihre Wirkung verfehlt. Dieser Nachdruck von Seiten des Oberlehrers kömmt nicht nur den eigentlichen Schullehrern, sondern auch den Hofmeistern, und selbst den

Aufseherinnen der Kosthäuser, worin die jungen Leute wohnen, sehr zu statten. Es erwächst daraus ein Geist von Ordnung und Gehorsam, wie ihn eine wohleingerichtete Mannszucht unter Kriegern hervorbringt; und so wird es möglich, Unterwürfigkeit auf einer öffentlichen Anstalt der Art bei einem großen Haufen junger Leute aufrecht zu erhalten, die nicht nur den Sinn der Freiheit und Unabhängigkeit aus den allgemeinen Volksbegriffen entlehnen, sondern auch, da sie meistens aus den ersten Ständen, und häufig Erben von großem Vermögen sind, noch damit die Gefühle ihrer eigenen unabhängigen Lage verbinden.

N. konnte nicht umhin, diese vortreffliche Schulzucht zu bewundern, welche nun schon seit Jahrhunderten besteht, und allen Veränderungen in den Sitten und Gebräuchen Trotz geboten hat; auch mögen die Engländer noch jetzt nichts daran ändern. Denn ob sie gleich streng und unerbittlich ist, so hat sie doch solche Schranken, daß sie durchaus nichts Sklavisches mit sich führt, noch den edleren Gefühlen des freien Mannes zu nahe tritt. Bei Handhabung derselben kömmt es freilich auf die persönlichen Eigenschaften des Oberlehrers an, und es zeichnet sich darin allerdings ein Mann vor dem andern aus. Als N. nach Eton kam, bekleidete der Doctor der Theologie, Georg Heath, zweiter Sohn des in Deutschland wohl bekannten Verfassers der Anmerkungen über die Tragiker, diese bedeutende Stelle. Man darf sie wohl eine bedeutende Stelle nennen, da der Lehrer, welcher sie bekleidet, ein hohes Ansehen hat, und nicht selten zu den ersten geistlichen Aemtern im Lande erhoben wird. Er kann Bischof und Erzbischof werden. Dabei hat der oberste Lehrer in Eton (head-master, provost) ansehnliche Einkünfte, die sein Gewicht im bürgerlichen Leben nicht vermindern.

Es wohnten damals in der Nähe von Eton drei sehr merkwürdige Männer, De Luc, Herschel, und Bryant. De Luc hielt sich in Windsor auf, wo er Vorleser der Königin war; Herschel zu Slough, einem unweit Eton gelegenen Dorfe; und Bryant zu Cypenham, welches etwa anderthalb englische Meilen von Eton entfernt ist. Den beiden ersteren machte N., ohne an sie empfohlen zu seyn, seine Aufwartung, und wurde von ihnen auf das höflichste empfangen. An H. Bryant hatte er von Heyne eine besondere Empfehlung, welche

zu einer ihm höchst schätzbaren Freundschaftsverbindung mit diesem vortrefflichen Manne den Grund legte. Als N. seinen ersten Besuch in Cypenham machte, war Bryant nicht zu Hause; es verstrich aber kaum ein Tag, ehe der ehrwürdige Greis, damals im achtundsiebzigsten Jahre, den Besuch erwiederte. In Zeit von ein bis zwei Jahren wurde daraus ein enges Verhältniß, welches N. immer zu den glücklichsten und angenehmsten Ereignissen seines Lebens gerechnet hat.

Der berühmte Jacob Bryant war bekanntlich nicht nur ein sehr gelehrter (Johnson hielt ihn sogar für den gelehrtesten seiner Zeit) sondern auch ein äußerst liebenswürdiger Mann. Er wurde in Eton und Cambridge gebildet. Bald nachher wählte man ihn zum Hofmeister des letzt verstorbenen Herzogs von Marlborough (des Vaters vom jetzigen). Seines Zöglings Vater befehligte die englischen Truppen, welche im sogenannten brabantischen und siebenjährigen Kriege nach Deutschland geschickt wurden. Der Zögling, welcher den Titel Marquis von Blandford führte, begleitete seinen Vater, den Herzog, als Krieger, und Bryant als Secretair. Diese Hofmeisterstelle verwaltete er mehrere Jahre. Als der alte Herzog von Marlborough in den funfziger Jahren zu Münster starb, und seine näheren Verbindungen mit diesem edlen Hause aufhörten, gab ihm der junge Herzog, sein gewesener Zögling, einen wesentlichen Beweis seiner Dankbarkeit und Hochachtung dadurch, daß er ihm eine Leibrente von sechshundert Pfund Sterling, ohne ihn zu irgend einer Leistung verbindlich zu machen, aussetzte*). Diese Leibrente und ein eignes ansehnliches Vermögen machten ihn vollkommen frei und unabhängig. Die beneidenswerthe Muße, welche ihm dadurch zu Theil ward, wandte er ausschließlich zu gelehrten Untersuchungen an, doch so, daß er sich dem geselligen Umgange nicht entzog, wofür er als Mann von den feinsten Sitten und unerschöpflichem Stoff zur Unterhaltung (denn er besaß

*) Diese großmüthige Handlung macht dem Hause Marlborough desto mehr Ehre, da es nur wenig davon bekannt werden ließ. Viele Kenner der Gelehrtengeschichte ihres Vaterlandes wissen nichts davon. In Chalmers Allgem. Biogr. Dict. wird sie nicht erwähnt.

ein erstaunenswürdiges Gedächtniß) besonders geeignet war. Seine Kenntnisse, vornehmlich in der alten Literatur, waren gründlich und ausgebreitet. Bei allen seinen gelehrten Forschungen hatte er einen hohen Zweck, den er nie aus den Augen verlor, nämlich die Bestätigung der christlichen Religion. Schon in seinen frühern Jahren hatte er anhaltend darüber nachgedacht, und war zu einer vollkommenen, unerschütterlichen Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion gelangt. Er glaubte, kein Geschäft sey des Gelehrten würdiger, als die Bekämpfung der Zweifel und Bedenklichkeiten, welche den wohldenkenden Christen zuweilen beunruhigen. Die christliche Religion, pflegte er zu sagen, ist entweder wahr oder falsch. Ist sie falsch, dann laßt uns essen und trinken, und froh und guter Dinge seyn; denn morgen sind wir Staub. Ist sie aber wahr, dann führt sie uns auf ernste Betrachtungen. Jeder nachdenkende Mann ist verpflichtet, sich von dem Einem oder dem Andern zu überzeugen. Mich, setzte er hinzu, haben meine Untersuchungen zur Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Religion geführt; und ich halte es für meine Pflicht, nach dieser Ueberzeugung zu handeln. Behält man diesen Grundsatz des vortrefflichen Mannes im Auge, so wird man über seine gelehrten Schriften ein weit richtigeres Urtheil fällen, als gemeiniglich geschieht. Er war selbst in seinem hohen Alter äußerst fleißig. Die meisten Stunden des Tages, und selbst die späteren Abendstunden waren gelehrten Arbeiten gewidmet.

N's. Bekanntschaft mit seinem großen Landsmanne, Herschel, hatte den höchsten Werth für N., aber seine Pflichtarbeiten in Eton erlaubten ihm nicht, sie nach Wunsche zu benutzen. Indeß so oft er den seltenen Mann besuchte, betrachtete er mit größtem Antheil das Heitere und Sanfte in seinem Wesen, die Geistesruhe und die Offenheit, welche sich auf seiner hohen Stirn deutlich wahrnehmen lassen, und eine Seele bezeichnen, die keine kleinliche Angelegenheit mehr aus ihrer Fassung bringen kann. De Luc hatte N. noch weniger Gelegenheit genauer kennen zu lernen; er war ein artiger, gesprächiger, mittheilsamer Mann.

Zu den Umständen, welche seinen Aufenthalt in Eton vorzüglich angenehm machten, gehörte die Anwesenheit des Hofes in Windsor. Sobald die schöne Jah-

reszeit eintrat, nahmen die öffentlichen Spaziergänge der königlichen Familie auf der Terrasse des Schlosses ihren Anfang. Dieß war ein überaus schönes Schauspiel. Der vortreffliche und wahrhaft gute König, Georg III., an der Spitze einer schönen Familie, in welcher häusliches Glück herrschte, gab hier als Gatte und Vater ein Beispiel, das gewiß unendlich vortheilhaft auf das ganze brittische Volk wirkte. Dieser Monarch, damals im einundfunfzigsten Jahre, und im vollen Genusse einer festen Gesundheit, war bekanntlich einer der schönsten Männer seiner Zeit. N. kann nie den Eindruck vergessen, welchen der Anblick dieses anerkannt edlen Fürsten, seines Landesvaters, auf ihn machte, als er ihn zum erstenmale in der Hofkirche zu Windsor sah. Sein unbeflecktes Leben, seine tugendhafte Häuslichkeit, die pünktliche Erfüllung seiner Regentenpflichten, die einnehmende Männlichkeit seiner Person, die altenglische Einfachheit in seinem Betragen, und endlich seine herablassende Leutseligkeit im Umgange flößten Hochachtung ein und gewannen ihm zugleich die Herzen derer, welche sich ihm näherten. Die königlichen Kinder waren damals noch im jugendlichen Alter und bildeten eine äußerst liebenswürdige Gruppe um die erhabenen Eltern.

Die Ferien zwischen der Schulzeit brachte N. mit seinem Zöglinge bald in London, bald in New-Appleton zu. So verflossen drittehalb Jahre, ohne Zweifel sehr angenehm für ihn. Was für ein Urtheil die Eltern über die Erfüllung seiner Berufspflichten fällten, läßt sich aus Folgendem abnehmen. Dem anfänglichen Plane nach sollte er seinen Zögling auf einige Zeit nach Göttingen führen, und dann mit ihm zwei bis drei Jahre lang reisen. Für sich selbst hatte N. den Entwurf gemacht, nach jener Zeit ein angemeßnes Amt im Vaterlande zu suchen. Aber die Eltern, seinen Werth nun erst recht einsehend, hatten sich eines ganz andern besonnen. Vornehmlich wendete sich die Mutter mit thränenden Augen an ihn, er möchte doch auch ihren Liebling, den zweiten Sohn, erziehen. Konnte er einem solchen Beweise von Achtung und Liebe widerstehen? Die Reise nach Göttingen wurde nun zwar nicht aufgegeben, aber ihrer Dauer weit engere Grenzen gesetzt, besonders da sein Zögling eine außerordentliche Abneigung hatte, sich lange von seiner Geburtsinsel zu entfernen.

Ehe sie angetreten wurde, machte sein Prinzipal mit ihm zu Ende des Sommers 1796 eine kleine Reise durch etliche Gegenden von Yorkshire, unter andern auch nach dem großen und prächtigen Landsitze des Grafen (Earl) Fitzwilliam, Wentworth house genannt. Sir William Milner war ein Freund des Grafen und hatte die Güte, ihn diesem ausgezeichneten Manne vorzustellen, dessen Sohn, Lord Milton, sich besonders an ihn anschloß und von jener Zeit an beständig Briefe mit ihm wechselte. Die Unterscheidung dieses jungen Herrn war nicht nur ehrenvoll für N., sie hatte noch wichtigere Folgen, wie man bald sehen wird.

Im Oktober desselben Jahres segelte er, verabredetermaßen, mit seinem Zöglinge aus Hull ab, und traf zu Ende des Monats in Göttingen ein. Der junge Milner wurde förmlich eingeschrieben, hörte bei Gatterer, beschäftigte sich hauptsächlich mit alter Literatur und der deutschen Sprache, und benutzte sonst seinen kurzen Aufenthalt auf der Universität. N. konnte noch immer dem Gedanken nicht entsagen, sich einst auf einer deutschen Universität niederzulassen. Zu diesem Zwecke schrieb er jetzt eine (seinem ehrwürdigen Freunde Bryant zugeeignete) Abhandlung: de Porphyrii Scholiis in Homerum. Accedunt quaedam inedita, et Appendix de Codicibus Manuscriptis Townleyano et Etonensi. Diese Abhandlung vertheidigte er öffentlich am 27. Mai 1797 und erhielt darauf die academische Würde. In demselben Sommer ließ er in der Braunschweigischen Buchhandlung eine mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Bryants Abhandlung über den trojanischen Krieg erscheinen. Während dieses Aufenthalts in seinem Vaterlande kam Nöhden auch mit Schiller in Briefwechsel. Folgendes war die Veranlassung. Im vorhergehenden Jahre hatte ihm ein Freund in Eton, Stoddart, jetzt Dr. St., der auch dort Führer eines jungen Herrn war, und mit dem er zuweilen von der deutschen Literatur sprach, angelegen, ihn näher mit derselben bekannt zu machen. N., der ihm vornehmlich viel von Schiller gesagt hatte, übersetzte dessen Fiesko stückweise. Stoddart fand so viel Geschmack daran, daß er selbst mit am Ausdrucke der Uebersetzung feilte, welche durchgeführt wurde, und noch in demselben Jahre in London bei Miller unter folgendem Titel erschien: Fiesco or the Ge-

noese Conspriracy, a Tragedy, translated from the German of Fr. Schiller. By G. H. N. and J. S. Es erfolgte davon bald eine zweite Auflage. Der große deutsche Dichter, dem N. von Göttingen aus ein Exemplar zuschickte, hielt die Uebersetzung für so gelungen, daß er sich erbot, gewisse Werke, welche er eben unter der Feder hatte, noch vor dem Drucke an N. für denselben Zweck zu schicken, wovon aber N. wegen der nachher eintretenden Umstände nicht Gebrauch machen konnte.

Die Eltern wollten ihren Sohn und dessen Lehrer nur Ein Jahr auf dem festen Lande lassen, und die letzten Monate sollten an einem deutschen Hofe zugebracht werden. Im Junius 1797 ging also N. mit seinem Zöglinge nach Braunschweig. Ihre Empfehlungsschreiben verschafften ihnen eine gute Aufnahme bei Hofe. Sie wurden oft dorthin eingeladen und lernten mehrere hohe und merkwürdige Personen kennen, z. B. den Kronprinzen, nachherigen König von Preußen mit seiner Gemahlin; den Herzog, nachherigen König von Würtemberg mit seiner Gemahlin. N. hatte auch das Vergnügen, mit den berühmten Gelehrten, Zimmermann, Eschenburg, Lüder und Wagner bekannt zu werden.

Nach dreimonatlichem Aufenthalte an diesem angenehmen Hofe ging er mit seinem jungen Herrn nach Berlin. Letzterer fand dort einen Jugendfreund von hoher Geburt, welcher sein Begleiter nach Hofe wurde, wodurch N. einige Muße erhielt, welche er in dieser berühmten, immer von vielen merkwürdigen Männern bewohnten Residenz gut benutzte. Vor allem erinnert er sich mit wahrem Vergnügen des lehrreichen Umgangs mit dem um die deutsche Literatur so hochverdienten Friedrich Nicolai, den er in Braunschweig bei dem würdigen Eschenburg hatte kennen lernen. Nicolai war einer der angenehmsten Männer seiner Zeit und voll der mannigfaltigsten Kenntnisse, welche er auf eine leichte ihm ganz eigene Art mitzutheilen wußte. Auch wurde N. hier mit dem damaligen englischen Gesandten, Lord Elgin, bekannt, der sich durch die Rettung der berühmten Marmors aus den zerstörenden Händen der Barbaren ein so hohes Verdienst um die Künste erworben hat.

Der Oktober war zur Abreise aus Deutschland anberaumt. N. traf glücklich mit seinem jungen Freunde in Yarmouth ein.

Zu Anfange des Jahres 1798 führte er, nach dem oben erwähnten Plane, den zweiten Sohn seines Prinzipals nach Eton. N's. voriges Verhältniß zu dem biedern Bryant dauerte fort. Es wird der Feder schwer, des Lesers Aufmerksamkeit nicht bei dem Umstande anzuhalten, daß ein im vierundachtzigsten Jahre stehender Greis so großen Gefallen an einem jungen Ausländer fand. Fast täglich sahen sie einander. N. machte entweder einen Spaziergang nach Cypenham, oder der Polyhistor, welcher ungeachtet seiner Altersschwäche immer noch jugendlich heiter blieb, fuhr in seinem Wagen bei N. vor. Man redete am häufigsten über Bryants gelehrte Arbeiten. Von etlichen Schriften, welche damals gedruckt wurden, mußte N. die Correcturbogen durchsehen. Bryant hat zwar nicht wenig herausgegeben, aber er hinterließ einen noch viel größern Vorrath handschriftlich, und ganz zum Drucke vorbereitet. Er selbst schrieb seine Arbeiten ab, unabläſſig ausbessernd, bis sie die ihm erreichbare Vollendung zu haben schienen. Manche Werke schrieb er drei und mehrmal ab, ehe sie ihn befriedigten. Da er auf diese also vervollkommneten Schriften einen hohen Werth legte, so wollte er sie auch nach seinem Tode gedruckt wissen. Männer, zu denen er Zutrauen hatte, sollten die Herausgabe besorgen, und er wollte eine beträchtliche Summe zu dieser Absicht aussetzen. Aber das Alter zögert gern. Gern würde N. ihn angespornt haben, wenn ihn nicht die Hochachtung gegen seinen ehrwürdigen Freund zurückgehalten hatte. Winke von Hinfälligkeit sind einem Greise immer schmerzlich, und würden ihm besonders unangenehm gewesen seyn, da er des Lebens froh genoß, und oft zu N. sagte: „Ist es nicht „zu beklagen, daß, wenn man anfängt, weise und ver„ständig zu werden, man diese gute Welt räumen muß!" So unterblieb der erwähnte Plan; in seinem Testamente stand nichts davon.

In Eton fand N. auch seinen Freund Stoddart wieder. Mit diesem unternahm er eine Uebersetzung von Schiller's Don Carlos, welche, wie es sich geziemte, in gebundener Rede angefangen wurde. Ganz unerwartet kündigte Jemand eine andre Uebersetzung an. Dies veranlaßte bei den zwei Freunden den nachher oft bedauerten Entschluß (weil der Nebenbuhler doch früher auf dem Platze war) sich mit einer prosaischen Dolmetschung

zu beanügen, welche auch bei Miller unter folgendem Titel herausgegeben wurde: Don Carlos, Prince Royal of Spain: an historical Drama, from the German of Frederick Schiller. By the Translators of Fiesco. London 1798. groß 8.

Im folgenden Jahre 1799 hatte N. die Freude, seinen geliebten Bruder, Heinrich Adolph, Doctor der Medicin, in England bei sich zu sehen, wo er ein halbes Jahr blieb. Im J. 1800 hatte er das Vergnügen, die ihm von seinem Bruder empfohlenen Grafen Teleki, in Begleitung ihres Hofmeisters Saator, den er selbst in Göttingen gekannt hatte, bei sich in Eton zu sehen. Der König und die königliche Familie bemerkten diese Herrn auf der Terrasse in Windsor (wohin sich damals des Sonntags viele angesehene Reisende zu begeben pflegten, um den königlichen Familiencirkel zu sehen) und bewiesen ihnen herablassende Aufmerksamkeit.

Im J. 1800 erschien die erste Ausgabe seiner deutschen Sprachlehre für Engländer unter dem Titel: German Grammar adapted to the use of Englishmen. Sie war seinem ersten englischen Freunde, Richard James Lawrence Esq. zugeeignet, fand ihrer Vortrefflichkeit wegen den größten Beifall und legte den Grund zu dem literarischen Rufe, welchen N. im brittischen Reiche nun schon seit zwanzig Jahren genießt.

Als am 1. Oktober 1801 die Friedenspräliminarien zwischen England und der consularischen Regierung Frankreichs unterzeichnet wurden, erwachte Nöhdens alter Wunsch, sich in Göttingen oder sonst auf einer deutschen Universität eine Anstellung zu verschaffen. Diese Idee war ihm immer gegenwärtig geblieben, und er überdachte oft vorbereitend, auf welche Art seine academische Thätigkeit am meisten nützen könnte. So hatte er unter andern einen eigenen Plan über das Studium der vorzüglichsten europäischen Sprachen und deren Literatur entworfen, und glaubte, daß sie sich in ein System bringen und wissenschaftlich lehren ließen, so daß der sämmtliche Umfang derselben den Studirenden während der Universitätsjahre zugänglich gemacht werden könnte. Er theilte die Sprachen in die Germanischen, Celtischen, Romanischen und Slavonischen ein. Zu den Germanischen rechnete er die Deutsche, Holländische, Dänische und Schwedische; vom Celtischen Stamme leitete er vorzüglich die

Walliſiſche her; zwiſchen die Celtiſche und Germaniſche Claſſe ſtellte er die Engliſche; die Romaniſche Abtheilung umfaßte das Italiäniſche, Franzöſiſche, Portugieſiſche und Spaniſche; die Slavoniſche begriff das Ruſſiſche, Polniſche, Böhmiſche: und das Ungariſche wurde ihr auch beigeſellt. Nach dieſen Abtheilungen ließen ſich, ſeines Bedünkens, die merkwürdigſten und nützlichſten Sprachen von Europa in beſtimmten Lehrgängen vortragen, und zwar ſo, daß ſie wirklich brauchbar werden könnten. Die Vorträge ſollten nicht blos wiſſenſchaftliche Betrachtung oder Beſchauung ſeyn, ſondern die beſtmögliche Anweiſung zur werkthätigen Erlernung gewähren. Sprachkenntniß ſollte auf dieſe Weiſe erweitert, ausgebreitet, und allgemeiner gemacht werden: denn der Plan bezweckte Verminderung des Koſtenaufwandes und Erleichterung des Erlernens. Wenn man ein ſolches Sprachſtudium auf den Univerſitäten einführen könnte: ſo würde dadurch für die Wiſſenſchaften und Gelehrſamkeit, in ſofern als dadurch die Mittheilung zwiſchen den verſchiedenen Völkern befördert würde, unſtreitig viel gewonnen ſeyn. Zum wenigſten würde durch eine ſolche Lehrart eine gute Grundlage bezweckt werden, auf welche dann ein jeder nach ſeinen Bedürfniſſen und Abſichten fortbauen könnte. Daß auf dieſe Weiſe viel Nützliches zu leiſten wäre, davon iſt N. nachher immer überzeugt geblieben. Zur Ausführung eines ſolchen Plans war er damals ſelbſt ſehr geneigt, und hatte ſich durch das Studium mehrerer vorhergehenden Jahre darauf vorbereitet; auch wäre es ihm wohl gelungen, auf einer nahmhaften deutſchen Univerſität eine Profeſſur zu erhalten, wenn es ihm möglich geweſen wäre, damals ſeine Verbindung mit der Milnerſchen Familie zu trennen.

Dennoch trug dieſer Entwurf etwas zu einer neuen Reiſe nach Deutſchland im J. 1802 bei, mehr aber noch der Wunſch, ſeine geliebte Mutter wieder zu ſehen, und einige ihm noch unbekannten Theile des feſten Landes zu beſuchen. Er kam dort im Julius an, und verlebte einen äußerſt glücklichen Monat in der Geſellſchaft ſeiner theuren Mutter, ſeines lieben Bruders und geſchätzter gelehrten Freunde. Die Rückkehr ſollte durch die Rheingegenden, die Niederlande und Frankreich geſchehen. Sein Bruder begleitete ihn bis Cöln und ein junger liebenswürdiger Engländer, Namens Ahmuty, der in Göttingen

studirte, und den N. auf der Schule in Eton gekannt hatte, bat und bestand darauf, mit ihm die Reise durch Frankreich zu machen. N., wohlwissend, wie viel Störung, Zeitverlust und Unannehmlichkeiten selbst mit der besten Reisegesellschaft für den bedächtigen Sparer der hinstürzenden Zeit verbunden sind, willigte nur unter der Bedingung ein, daß jener von dem festgesetzten Reiseplane nicht abwiche. — Adolph schied von ihnen in Cöln. Als N. den geliebten Bruder an den Wagen begleitete, war die Trennung voll banger Ahnungen. Er hatte bei Adolphen gewissermaßen Vatersstelle vertreten, war sein Erzieher gewesen, und von ihm durch Folgsamkeit und die zärtlichste Zuneigung belohnt worden. Beide liebten sich innig. Jene unbeschreiblich wehmüthigen Empfindungen beim letzten Umarmen waren Stimme der Natur. Sie sahen sich nie wieder.

Er setzte mit Ahmuth die Reise nach Paris fort.

Diese weltberühmte Stadt, schon an sich wichtig und sehenswerth, war es für N. ganz vorzüglich, als Liebhaber der Kunst und Gelehrsamkeit. Daher war sein Aufenthalt, ungeachtet der Kürze, von unendlichem Werthe für ihn. Es waren damals in Paris (1802) so viele Schätze der Kunst zusammengehäuft, als sich vielleicht nie an Einem Orte befunden haben. Was für Erstaunen erregte die ungeheure, aus ganz Europa zusammengeraubte Gemälde-Sammlung, die geschnittenen Steine, der Apollo von Belvedere, der Laokoon und der Torso — das Münzcabinet! In der Bibliothek waren damals, außer andern Schätzen, viele tausend alte Handschriften. N. war an den ersten Bibliothekar empfohlen, welcher ihm viele Artigkeiten erzeigte. Auch machte er Bekanntschaft mit den großen Gelehrten Villoison, Visconti, Silvestre de Sacy, Millin und Jussieu dem Botaniker, denn N. war damals schon ein Freund der Botanik. Außerdem sah er auch andre damalige Zierden von Paris, z. B. de Lalande, La Place, Berthollet, Fourcroy.

Seine Pflicht rufte ihn nach London zurück, wo er zu Ende Septembers 1802 wieder eintraf. Er begab sich abermals mit seinem Zögling nach Eton, von wo in den Ferien angenehme Lustreisen, unter andern in die Seeörter Ramsgate, Lowestoff ꝛc. gemacht wurden. Er war in Ramsgate, als Nelson seinen Angriff auf Boulogne machte, und sah die Flotte dieses großen Seehel-

den oft in der Nähe kreuzen. In Lowestoff sah er einst eine Flotte von mehr als dreihundert Ostseefahrern auf einmal zurückkehren, ein unvergleichlicher Anblick! In dieser Zeit hatten ihm seine würdigen Prinzipale auch ihren dritten Sohn zur Erziehung übergeben, und es wurde ihm noch ein Zögling anvertraut, der Sohn des H. Chetwynd Stapylton (Bruders von Lord Viscount Chetwynd). Dieser junge Mensch nahm aber bald darauf Kriegsdienste.

Am 31. Juli 1804 machte es der neue, für seine Zöglinge entworfene Plan nothwendig, das reizende, stille, und ihm aus so vielen Ursachen unvergeßliche Eton zu verlassen. Er wurde beauftragt, Carl'n, den ältesten der beiden Milner, auf die Universität Edinburg zu begleiten. Die Veranlassung dazu kam von der ältesten Schwester seiner Zöglinge, welche einen Offizier geheirathet hatte, der im Stabe des Lord Moira, damaligen Oberbefehlshabers der Truppen in Schottland, angestellt war und sich in Edinburg aufhielt. Hier bekam N. neue Gelegenheit, mit sehr interessanten Männern bekannt zu werden. Unter diese gehörte der Earl of Moira, (jetzt Marquis von Hastings, Generalgouverneur von Ostindien,) ein Herr von vorzüglich edlem moralischen Charakter und einer der größten Staatsmänner unsrer Zeit, wie seine glänzenden Thaten in Ostindien beurkunden; sodann der berühmte liebenswürdige Philosoph Dugald Stewart; Dalzel, Professor der griechischen Literatur; Playfair, der berühmte Dichter Walter Scott u. a. m. Außerordentlich angenehm war ihm auch das Verhältniß, welches er mit Herrn (jetzt Doctor) Brewster anknüpfte, der damals Hauslehrer bei dem General Dirom war, und sich in der Folge als Physiker so sehr ausgezeichnet hat. N. besuchte hier mit seinem jungen Freunde besonders die lehrreichen Vorlesungen des H. Stewart über die philosophische Moral, welche wegen der Beredsamkeit dieses vortrefflichen Gelehrten immer mit Recht bewundert worden sind. Das sonst so angenehme Verweilen in der schönen und romantisch gelegenen Hauptstadt der biedern Schotten, welche jeden rechtlichen Fremden mit Artigkeiten überhäufen, wurde N. durch zwei Trauerposten verleidet. Sein väterlicher vieljähriger Freund Bryant starb wegen einer zufälligen Verletzung am Schienbein, ohne welche er, obgleich im 87. Jahre, ein weit höheres Alter

hätte erreichen können. Noch härter schlug N. der Tod seines geliebten Bruders nieder. Er hat diesen Streich nie verschmerzen können. Derselbe Tag, der 13. Nov., und vielleicht die nämliche Stunde, entriß ihm seinen Bryant und seinen Adolph. Letzterer hatte sich als Arzt durch den menschenfreundlichen Besuch bei einer armen Familie unweit Göttingen ein heftiges Nervenfieber zugezogen, welches ihn hinraffte, gerade als er im Begriffe stand, sich mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer zu verbinden.

Zu diesen prüfenden Ereignissen kam noch ein drittes, welches ihn mit seinen beiden Zöglingen im Januar 1805 plötzlich aus Edinburg abrufte. Die vortreffliche Lady Milner hatte sich ihrer schwächlichen Gesundheit wegen nach Exeter in Devonshire, der südlichsten Grafschaft Englands begeben, wo die Luft am mildesten auf der Insel ist. Es zeigte sich bald, daß ihre Krankheit eine unheilbare Auszehrung sey. Als ihre beiden Söhne mit N. dort eintrafen, war schon alle Hoffnung zur Aufkunft verschwunden. Ganz in den göttlichen Willen ergeben, war sie froh über die Gegenwart ihrer Lieben, und äußerte ihre Zufriedenheit, N. bei sich zu sehen, welchen sie bat, sie nicht zu verlassen. Sie empfahl ihre Kinder seiner Fürsorge. Am 17. Januar 1805 verschied sie. N. verlor an dieser wahrhaft edlen, sehr liebenswürdigen und durchgängig hochgeachteten Frau eine aufrichtige Freundin.

Nach dem Tode der Lady Milner änderten sich seine Verhältnisse. Carl Milner, der sein eigentlicher Zögling war, trat die militärische Laufbahn an, für welche er vom Anfang bestimmt war. N. hätte nun wohl endlich an eine selbstgewählte Lebensweise denken dürfen; allein Sir William und die ganze Milnerische Familie wollten auch jetzt noch nichts von einer Trennung hören. In der That, sie würde ihm selbst nach so vieljähriger Verbindung nicht leicht geworden seyn. Seine Lage hatte gar manche Vortheile. Er lebte in einer der angesehensten und reichsten Familien, wo er nicht nur alle Bequemlichkeit, sondern viel Einfluß hatte, und sich völlig geltend machen konnte. Es beschäftigte ihn jetzt die Erziehung des jüngsten Sohnes, eines ungemein gut gearteten folgsamen Knaben. Einen großen Theil des Jahres brachte er in New-Appleton, seines Prinzipals Land-

sitze zu, welcher außerordentliche Reize hat; die Winterzeit wurde zum Theil mit der Familie in London verlebt. In New-Appleton trieb er zu seiner Erholung den Gartenbau, denn seit mehrern Jahren war Botanik eines seiner Lieblingsstudien gewesen. Sir William überließ ihm gänzlich seine Gärten mit den dazu gehörigen Gewächshäusern, und setzte eine ansehnliche Summe aus, welche N. nach Belieben darauf verwenden konnte. So verflossen die Jahre schnell und angenehm, und da sein Vaterland unter dem Drucke französischer Botmäßigkeit seufzte, so vermehrte dies noch die Zufriedenheit in England leben zu können.

Doch der immer wechselnde Zustand der menschlichen Angelegenheiten brachte nun eine gänzliche Aenderung in seinem bisherigen Leben hervor. Im Junius 1811 fing Sir William Milner an zu kränkeln und begab sich nach New-Appleton, wohin ihm N. mit der Familie bald folgte. Ein Lebergeschwür ließ ihm wenig Hoffnung übrig, und verursachte ihm empfindliche Schmerzen. In dieser traurigen Lage schien ihm N's. Gegenwart Erleichterung und Trost zu gewähren. Der Leidende wollte ihn nicht von sich lassen und nahm nur von seiner Hand die Pflege an, deren er bedurfte. Das Geschwür wurde zwar geöffnet, aber mit geringem Erfolge. Der edle Mann verschied im 57. Lebensjahre. Noch in seinen letzten Augenblicken wendete er sich an N. und sagte: „Sorgen Sie „für meine Kinder!"

An ihm verlor N. einen großen Freund. Diesen Verlust suchte ihm nun der älteste Sohn und Erbe des ansehnlichen Vermögens, so wie die übrigen Kinder nach Möglichkeit zu ersetzen. Der jetzige Sir William, welcher N's. erster Zögling war, bewies gegen N. eine Liebe und einen Edelmuth, die er niemals vergessen wird. Er erhöhete die Leibrente, welche N. vom Vater ausgesetzt war, um ein Drittel, eine Freigebigkeit, welche N. sehr überraschte. Auch wünschte der junge Baronet, N. möchte noch ferner bei ihm bleiben, und in New-Appleton wohnen, aber mancherlei Ursachen bewogen nun N., ein literarisches Privatleben vorzuziehen.

Von Weihnachten 1811 an wohnte er in den schönen Albanygebäuden zu London. Doch forderten seine besonderen Freunde, wie der Graf Fitzwilliam, und vorzüglich sein gewesener Schüler, der junge Baronet, Sir

W. Milner, einen Theil seiner Zeit, den er mit Besuchen auf ihren Landsitzen zubrachte. Ein so fleißiger (vielleicht zu fleißiger) Mann, wie N. ist, bedauerte zwar mitunter diese Unterbrechung seiner Studien, aber sie war ihm doch wohl sehr heilsam.

Von dem litterarischen Rufe, den er, wie vorher gedacht, schon seit vielen Jahren in England genossen hatte, erhielt er um diese Zeit einen völlig unzweideutigen Beweis. Eine Gesellschaft einiger der ersten Londner Buchhändler ersuchte N. im J. 1812 die Herausgabe eines Deutsch-Englischen und Englisch-Deutschen Wörterbuchs zu übernehmen. Es war dabei eigentlich auf bloße Umgestaltung und Verbesserung des in Leipzig bei Rabenhorst erschienenen abgesehen. Aber N. fand so viel zu ändern und zu ersetzen, daß er sich entschließen mußte, eine fast ganz neue Arbeit zu unternehmen, wenn er nicht ein Flickwerk liefern wollte, das der Erwartung, die man sich von ihm machen durfte, nicht entsprochen haben würde; und aus etlichen Monaten, die nach seiner anfänglichen Berechnung zu dieser Durchsicht erforderlich zu seyn schienen, wurden 2 Jahre voll ununterbrochener Anstrengung. So entstand das Handwörterbuch der D. und E. Sprachen, welches im J. 1814 bei Longman und Comp. in Duodez erschien, und mit Recht bloß unter seinem Namen bekannt und gesucht ist, obgleich Rabenhorst's Dictionary noch auf dem Titel steht. Der Werth desselben ist in England allgemein anerkannt und wird jedem einleuchten, der es mit ähnlichen Werken zusammenhalten will.

Als in dem erwähnten Jahre 1814 das feste Land wieder zugänglich wurde, machte auch N. eine neue Reise dorthin, in der Absicht, besonders die Schweiz und Italien zu besuchen. Die bekannten politischen Vorfälle des Jahres 1815 vereitelten zwar diesen Plan; N. machte aber doch einen langen Besuch bei seiner geliebten Mutter in Göttingen, die nun ein hohes Alter erreicht hatte, und sah Gotha, Weimar und Leipzig, wo er einen Monat verweilte. Von dort ging er nach Dresden, Wien, Presburg, Salzburg, München, Augsburg, Nürnberg, Erlangen, Eisenach und Göttingen. Durch Niedersachsen und Holland kehrte er nach England zurück, wo er zu Ende September 1815 in Ramsgate eintraf.

Wäre hier der Ort, etwas Umständlicheres von N's. Reisen zu sagen, die sich meistens auf Litteratur und Kunst

bezogen, so dürfte man sich schmeicheln, dieses und jenes Interessante beizubringen. Es steht zu hoffen, daß er seine Bemerkungen über England und einen großen Theil des festen Landes bald selbst bekannt machen werde. Durch Verbindungen, in welche nur wenige zu kommen das Glück haben, ist N. mit vielen merkwürdigen Männern bekannt worden, über welche das Englische und Deutsche Publikum die Meinungen eines verständigen Mannes zu lesen immer bereit ist.

Im folgenden Jahre überfiel ihn eine schwere Krankheit, und ob er gleich glücklich wieder genaß, so merkte er doch, daß ununterbrochene Geistesanstrengung nicht fromme. Außerdem, so sehr auch die völlige Freiheit von Berufsverrichtungen seinem Hange zur Literatur schmeichelte, konnte er doch, selbst in dem Kreise vieler Freunde und Bekannten, ein gewisses Gefühl von Leere nicht ganz verbannen, das nach einem so thätigen Leben, wie N. geführt hatte, selten ausbleibt. Er verhehlte sich nicht, daß eine bestimmte Beschäftigung den Genuß der Mußestunden unendlich erhöhen würde. Der Erzbischof von York und andre von seinen Freunden hatten sich auch längst bemüht, ihm eine Anstellung in England zu verschaffen, aber bis dahin ohne Erfolg.

Ohne Zweifel war ihm daher ein Antrag, der ganz unerwartet aus Deutschland an ihn erging, willkommen. N. stand schon lange mit dem H. Geheimen Justizrath Eichhorn in Göttingen in Briefwechsel. Dieser verdienstvolle Gelehrte wußte, daß N. Alterthum und Kunst zu Gegenständen seiner besondern Aufmerksamkeit gemacht hatte. Als nun nach Heynens Tode die verschiedenen Fächer dieses thätigen Mannes an mehrere vertheilt wurden, und die Curatoren auch für die länger unbesetzt gebliebene Professur der Alterthümer einen fähigen Lehrer suchten, dachte H. Geh. J. R. Eichhorn an N., welchen er dem Herrn Minister von Arnßwald dafür empfahl, doch ohne zu wissen, daß, einer früheren Empfehlung zufolge, H. Prof. Welker aus Kiel schon dazu ernannt war. Indem H. Geh. J. R. Eichhorn N. von dieser Fehlschlagung Nachricht gab, frug er zugleich bei ihm an, ob N. nicht Lust hätte, an einen deutschen Hof zu gehen? Dies veranlaßte nähere Erörterungen. Ihro Kaiserl. Hoh. die Frau Erbgroßherzogin von Sachsen-Weimar hatte für Höchstihre Töchter durch den sel. Staatsminister von

Voigt bei dem H. Geh. J. R. Eichhorn um den Vorschlag eines Mannes ersuchen lassen, welcher im Stande wäre, die Oberaufsicht über die Erziehung dieser wahrhaft liebenswürdigen Prinzessinnen zu übernehmen. N. wurde empfohlen. Er hatte zwar manche Bedenklichkeiten bei der Sache, weil er fürchtete, nicht ganz an einen Hof zu passen: jedoch wollte er es versuchen. Gegen das Ende des Jahres 1818 kam er in Weimar an. Wer die gewinnende Herablassung und wahre Herzensgüte des dort regierenden Fürstenpaares kennt, wird von selbst vermuthen können, daß N. an ihrem Hofe sich bald gefallen mußte. Da aber seine Bestimmung ihn mehr dem Herrn Erbgroßherzoge und der Frau Erbgroßherzogin näherte, so hing es besonders von diesen hohen Personen ab, ob er sich in seiner Lage glücklich fühlen sollte. Da erfuhr nun N. nichts als Großmuth, und ein Zutrauen, das seine Erwartung weit übertraf. Ihro Kaiserl. Hoh. die Frau Erbgroßherzogin, welche gleichsam nur für die Erziehung ihrer Kinder lebt, wußte als Frau von großem Verstande, sorgfältiger Bildung, und einer gänzlichen Entfernung von allen kleinlichen Rücksichten (so sagte der allgemeine Ruf und so fand sie N.), daß ein Erzieher wie ein Mitglied der Familie behandelt werden müsse. N. wurde sofort oft zur engern Abendtafel Ihro Kais. Hoheit geladen; und mit den Prinzessinnen, seinen Zöglingen, speiste er oft zu Mittag in Gesellschaft anderer geachteter Männer, z. B. Göthe's, dessen geistvolle Unterhaltung, Mittheilsamkeit und unverstellte Offenheit ihm immer unvergeßlich seyn werden. Ja, als der Kaiser von Rußland und die Kaiserin Mutter einen Besuch in Weimar abstatteten, hatte die Frau Erbgroßherzogin die Gnade, N. diesem Monarchen und Höchstihrer Mutter vorzustellen. N. hatte auch das Glück, als Alexander seine Nichten einmal bei Tafel überraschte, den Kaiser im Familienkreise zu beobachten, und zu erfahren, daß dieser edle Fürst wirklich so liebenswurdig ist, als z. B. die Engländer ihn fanden, welche in dem Rufe stehen, ihre Meinung herauszusagen. Sehr angezogen wurde auch N. durch die beiden jungen Prinzessinnen, die seiner Sorgfalt übergeben werden sollten, und die durch ihren Verstand, ihre Wißbegierde, und ihren sanften Charakter zu großen Hoffnungen berechtigen.

Das schöne Belvedere, dieser unschätzbare Sammelplatz vegetabilischer Reichthümer, war für N., einen besondern Liebhaber der Botanik, vornehmlich interessant; und dorthin hatte des regierenden Großherzogs Kön. Hoh. die Gnade, N. zuweilen selbst mitzunehmen. Der würdige Greis, H. Staatsminister von Voigt, damals noch ungemein munter, trug auch durch seine Gastfreundschaft und Güte viel dazu bei, N. seinen Aufenthalt in Weimar angenehm zu machen.

So gewöhnte sich N. allmählig an eine Residenz, die seit der Regierung des jetzigen Großherzogs einen so verdienten Namen erhalten hat, und in der Geschichte unsres Zeitalters immer als eine der vorzüglichsten Zierden Deutschlands erwähnt werden wird. N. hatte sich gleich anfangs ausbedungen, von Weimar aus eine kleine Reise nach Italien machen zu dürfen, einem Lande, das, wie im Eingange erinnert worden, schon von früher Jugend an ein Ziel seiner Wünsche gewesen war. Als er, um dorthin abzugehen, sich von seinen erhabenen Gönnern beurlaubte, hielt er sich fest überzeugt, daß er in Kurzem nach Weimar zurückkehren würde, ob er gleich den vortrefflichen hohen Personen, die ihn mit so viel Gnade und Zutrauen überhäuften, nie verborgen hatte, daß er sich fürerst noch keiner ausdrücklichen Verbindlichkeit unterziehen könne, da seine vielen Freunde (welche, mit alten und vielen Anrechten auf seine Erkenntlichkeit, seine Abreise aus der Insel schlechterdings mißbilligten und auf alle Art zu hintertreiben suchten,) ihm anlägen, zurückzukommen.

Um dieselbe Zeit hofften einige seiner deutschen Freunde ihn vielleicht in Göttingen festzuhalten. Zu Anfange des Jahres 1819 nahm H. Prof. Welker einen vortheilhaften Ruf nach Bonn an, und das Gerücht sagte N., daß der Herr Minister von Arnßwald sich bei dieser Vacanz seiner erinnert hätte. Eine Professur auf der berühmtesten deutschen Universität und noch dazu in seiner Geburtsstadt würde er vielleicht allen andern Aussichten vorgezogen haben, weil dies ein lang gehegter Wunsch war. Warum er auch diesmal nicht angestellt wurde, darüber hat er selbst nur Muthmaßungen. Aber auch hier schien sich das zu bewähren, was Shakspeare im Hamlet sagt, daß

there's a divinity that shapes our ends,
rough hew them how we will.

Es wurde mittlerweile ämsig von andern Freunden daran gearbeitet, ihn in sein geliebtes Albion zurückzuziehen, ob er gleich bei'm Antritt seiner italiänischen Reise nicht die mindeste Ahnung davon hatte. Von dem Kunstgenusse*) und den literarischen Merkwürdigkeiten, welche er in Italien fand, wird er selbst Gelegenheit haben, in seinen hoffentlich bald erscheinenden Reisen Nachricht zu geben. Hierher gehört blos, daß er in Rom mehrere Briefpakete aus England erhielt, die ihm zeigten, daß seine hiesigen Freunde nichts unversucht gelassen hatten, ihm hier eine bleibende Stätte vorzubereiten, welche er wegen vieljähriger Gewöhnung an Land und Menschen vorzuziehen geneigt seyn möchte. Es war nämlich am brittischen Museum in London die Stelle ledig geworden, welche H. Schlichtegroll**) etliche Jahre lang rühmlich bekleidet hatte. Gegen dreißig, wie das Gerücht sagte, bewarben sich, zum Theil von mächtigen Gönnern unterstützt, um dieses Amt. Für den abwesenden Nöhden verwendete sich die ganze Milnerische Familie, besonders der General Milner, der Oheim seiner gewesenen Zöglinge. Aus ihren Briefen zu schließen, hatte jedoch N. nur wenig Hoffnung dazu. Weit bestimmter lauteten die Briefe des Lord Milton (Sohnes des Earl von Fitzwilliam) welcher schon lange mit N. in Briefwechsel gestanden und sich durch andre an den Erzbischof von Canterbury, persönlich aber an seinen Schulfreund, den Sprecher des Unterhauses, (als zwei der ersten Curatoren des

*) z. B. betrachtete er mit vorzüglichem Interesse das Abendmahl des Herrn von Leonardo da Vinci, nicht nur, weil er die Ansicht dieses Gemäldes längst gewünscht, sondern auch weil ihm ein vortrefflicher Aufsatz des Herrn v. Göthe darüber (welchen N. ins Englische zu übertragen gedenkt) im dritten Hefte „über Kunst und Alterthum" außerordentlich gefallen hatte.

**) Dieser talentvolle und liebenswürdige junge Mann kehrte wieder nach Baiern zurück, weil er sich dort in einem angemessenern Wirkungskreise seinem Lieblingsstudium, den mathematischen Wissenschaften, ganz widmen kann.

brittischen Museums) deswegen gewendet hatte. Es hieß darin, die Stelle wäre sein, wenn er kommen wolle, sie in Besitz zu nehmen.

Jetzt, da sich seiner Rückkehr nach England nichts mehr entgegen setzte, fiel ihm Weimar schwer aufs Herz. Die vielen dort erhaltenen Beweise von Herablassung, Güte und Zutrauen, besonders aber die Herzlichkeit, womit die edle Frau Erbgroßherzogin ihn zu behandeln die Gnade gehabt hatte, machten ihm den Gedanken des Wegbleibens aus Weimar ungemein peinlich. Jeder Zartfühlende kann sich in N's. Lage versetzen. — Was ihn aber seine Dankbarkeit für Weimar empfinden ließ, mußte doch endlich den weit größern Verpflichtungen gegen seine englischen Freunde weichen. Dies kann keinem billigen Beurtheiler entgehen. Er hatte so lange unter Engländern gelebt, und sich so sehr an ihre Sitten gewöhnt, daß man ihn beinahe für einen Eingebohrnen ansehen konnte. Unter tausend Deutschen gelingt es kaum Einem, sich der englischen Sprache so ganz zu bemächtigen, wie N. gethan hat. Weder in der Richtigkeit der Ausdrücke, noch in der Wortstellung, noch (was das Schwerste ist) in der Aussprache, unterscheidet man ihn für einen Ausländer; er hat sich die geringsten Schattirungen der Rede angeeignet, dahingegen der Englischsprechende Fremde (mit dem Schreiben hat es eine andere Bewandtniß) seine Ausländerei gemeiniglich in den ersten Augenblicken verräth. Uebrigens ist es nicht wohl möglich, unter einem so würdigen Volke, wie die Engländer sind, so viele Jahre sich aufzuhalten, ohne ihren Nationalcharakter hochzuachten. Dies wird dann von ihnen erwiedert, und sehr wenige Ausländer haben so viele Liebe und Achtung hier gefunden, wie N.

Demnach konnte er nicht umhin, sich zu entschließen, dem Rufe an das brittische Museum zu folgen, wo jetzt seine mannichfaltigen Kenntnisse dieser berühmten Nationalstiftung nützen, welche, wie es scheint, nun bald ihr zu schlichtes, etwas veraltetes, Local mit einem angemessenern und des brittischen Reiches würdigern Aeußern vertauschen wird.

Ueber N's. Schriften ist das Nöthige gelegentlich oben beigebracht worden. Von den ersten beiden Ausgaben seiner deutschen Sprachlehre für Engländer ließ er tausend Exemplare von jeder drucken; und von der drit-

ten funfzehnhundert, eine für England ſtarke Anzahl, welche ebenfalls bald vergriffen ſeyn wird. Von ſeinen exercises for writing German, according to the rules of Grammar, wovon im J. 1809 die erſte Ausgabe erſchien, veranſtaltete er zu Ausgange des J. 1819 eine zweite. Im J. 1813, als er durch Hannover reiſte, zeigte ihm ſein verehrter ehemaliger Lehrer Herr Hofrath und Director Feder ein Manuſcript von Burnet, betitelt a memorial offered to Her Royal Highness the Princess Sophia, Electress and Duchess Dowager of Hanover, containing a Delineation of the Constitution and policy of England. Nöhden ſah, daß es ohne Widerrede von dem berühmten Biſchof Burnet herrühre, und veranlaßte Hn. Hofr. Feder, es in London bei Mawman drucken zu laſſen.

Es finden ſich von ihm mehrere Recenſionen in verſchiedenen kritiſchen Journalen Englands. Desgleichen hat man etliche Aufſätze von ihm im Quarterly Journal of Science and the Arts, wie auch im classical Journal mit Vergnügen geleſen. Er iſt ſchon ſeit mehrern Jahren auswärtiger Secretär (ein bloßes Ehrenamt) der aus vielen vornehmen und reichen Gartenbauliebhabern beſtehenden Horticultural Society in London, in deren Verhandlungen ebenfalls Beiträge von ihm ſtehen. Als correſpondirendes Mitglied der Göttinger Königlichen Societät der Wiſſenſchaften liefert er zuweilen Nachrichten und Recenſionen für die lehrreichen Anzeigen derſelben.

London. H—r.

Gaspard Monge.

(Frei nach Dupin.)

Beidenswerth ist der Ruhm großer Männer, wenn sie durch Glück und Talente gehoben, ihre irdische Laufbahn durch Verherrlichung ihrer Macht, oder durch Anstalten, trotzend den Stürmen der Zeiten verewigen, oder wenn sie durch Denkmähler, die den Stempel der Weisheit, Größe und Dauer tragen, unsere Städte schmücken. Aber reiner noch und edler ist ihr Ruhm, wenn sie in den Gemüthern der Jugend einen Tempel der Wissenschaft und Vernunft erbauen, wenn sie durch Ausbildung der Geisteskräfte auf den noch unangebauten Feldern des Verstandes die Keime und Blüthen des Wissens, die Liebe zum Schönen, Nützlichen und Wahren hervorbringen und wenn sie endlich durch Aufmunterung, Vorschriften und Beispiel eine ganze Generation auf dem Wege der Arbeitsamkeit zum Wohlstande, zur Macht und zur Verherrlichung des Vaterlandes leiten. Wenn solche Männer ein solches Ziel erstreben, durchschreitend Epochen, unheilbringend durch düstre Umwälzungen oder durch verführerischen Glanz, — wenn weder Unfälle, noch Furcht, noch

Mangel die Liebe zu den Wissenschaften und den thätigen Eifer für die Jugend, die Hoffnung des Vaterlandes aus ihren Herzen rissen, — wenn hohe Ehrenstellen und Reichthum weder diesen Eifer schwächten, noch auch jene die Jugend ermunternde naive Herzensgüte in zurückstoßenden Stolz verwandelten, — dann verweilen wir bewundrungsvoll im Anschaun eines so schönen Schauspiels. Anstatt in ihrem stürmischen Daseyn boshaft den Schwächen der Menschlichkeit nachzuspähen, ärnten wir reichlich auf den Feldern ihrer großen Gedanken, ihrer Meisterwerke und ihrer schönen Handlungen. Ehren wir sie im Leben, und zollen wir, raubt sie der Tod, ihren Manen das Opfer unseres Preises, unserer Klagen und unserer Verehrung!

Wer erkennt nicht an diesen Zügen den Mann, dessen Lebensbild wir hier in schwachen, aber getreuen Umrissen darzustellen versuchen!

H—m.

Gaspard Monge.

Gaspard Monge, geboren zu Beaune im J. 1746 hatte zwei jüngere Brüder*), die gleich ihm sich den Wissenschaften widmeten. Ihr Vater, Eigenthümer eines Gasthofes, lebte in einem Wohlstande, erworben durch rechtlichen, klug angewandten Gewerbfleiß. Seine Urtheilskraft und sein Ideenkreis erhoben ihn weit über seinen Stand; und er verabsäumte nichts, um seinen Kindern eine gute Erziehung und gründlichen Unterricht in höheren Wissenschaften zu Theil werden zu lassen. Die reißenden Fortschritte der drei Brüder, insbesondere des ältesten, von dessen Leben wir hier eine biographische Skizze liefern, lohnten sehr bald dem glücklichen Vater seine Sorgfalt und seine Aufopferungen. Schon im Alter von sechzehn Jahren hatte Gaspard Monge auf dem Gymnasium zu Lyon so große Fortschritte in der Naturlehre gemacht, daß man ihn beauftragte, seinen bisherigen Mitschülern Unterricht darin zu ertheilen. So begann er schon im frühesten Jünglingsalter die Laufbahn des Lehramts, die er acht und vierzig Jahre lang mit immer steigendem Ruhme durchwandelte.

Die Ordensbrüder des Oratoire, deren Leitung das Gymnasium zu Lyon anvertraut war, suchten einen Jüngling von so glänzenden Hoffnungen für ihre Verbrüderung zu gewinnen; allein einige zufällige Umstände leiteten ihn auf einen andern Weg in der Laufbahn der Wissenschaften. Als einst der junge Monge in den Ferien seine Vaterstadt Beaune besuchte, unternahm er, den Grundriß

*) Louis, der in der Folge Examinator der Marine-Zöglinge ward, und Jean, nachher Professor der Hydrographie zu Antwerpen.

dieſer Stadt nach einem ſehr großen Maaßſtabe aufzunehmen und zu zeichnen, wozu er die ihm fehlenden Inſtrumente ſelbſt verfertigte. Nach Vollendung dieſer Arbeit überreichte er ſie der Verwaltungsbehörde ſeiner Vaterſtadt, die den jungen Geometer ſo freigebig, als die Geldmittel der Gemeindecaſſe es verſtatten wollten, belohnte.

Ein eben damals in Beaune anweſender Obriſtlieutenant vom Ingenieurcorps lenkte die Aufmerkſamkeit des aufſtrebenden Jünglings auf das Fach der öffentlichen Arbeiten und bewirkte ſeine Aufnahme in die Ingenieurſchule zu Mezières, wo er zugleich als Zeichner angeſtellt ward. Wäre Monge von adelicher Geburt geweſen, ſo würde er bei ſeinen natürlichen Talenten und bereits erlangten Kenntniſſen ohne Schwierigkeit in das Corps der Ingenieuroffiziere aufgenommen und eine der vornehmſten Zierden deſſelben geworden ſeyn; aber der Sohn eines geachteten, wohlhabenden Gaſtwirths durfte in jenen Zeiten keine Anſprüche auf dieſen Stand machen. Monge ward daher in die Claſſe der Aufſeher (conducteurs) öffentlicher Arbeiten verwieſen. Da er mit ſeltener Vollkommenheit zeichnete, ſo ward einzig dies Talent gewürdigt. „Tauſendmal," ſo äußerte ſpäterhin der große Geometer, „tauſendmal war ich verſucht, meine Zeichnungen zu zer„reißen, aus Unwillen über den hohen Werth, den man „darauf legte, gleich als ob ich nicht im Stande geweſen „wäre, etwas anderes hervorzubringen."

Glücklicherweiſe ward er endlich von dem Direktor der Schule in einem eintretenden beſondern Falle beauftragt, den Umriß und Aufriß eines anzulegenden Feſtungswerkes dergeſtalt zu berechnen, um durch die Anlage deſſelben den künftigen Vertheidigern auf allen weſentlichen Punkten Sicherheit gegen feindliche Kugeln zu verſchaffen. Der junge Monge, ermüdet durch die endloſen, einförmigen Berechnungen, deren man ſich bis dahin zur Löſung dieſes Problems bedient hatte, welches nur der reinen Geometrie angehören ſollte, verließ augenblicklich den bisherigen Gang, und entdeckte bald eine geometriſche, einfache und allgemein anwendbare Methode zur Ausführung dieſer wichtigen Operation. Ueberzeugt von der Richtigkeit ſeiner Auflöſung, überreichte er ſie dem Director der Schule, der ſich anfangs der Annahme weigerte, weil, wie er ſagte, der Verfaſſer derſelben ſich

nicht die zu den gewöhnlichen Berechnungen unumgänglich nöthige Zeit genommen habe. Endlich mußte er sich jedoch entschließen, die neue Methode zu untersuchen; sie zeigte die großen Vortheile der Anwendung der Geometrie auf die Lösung der wichtigsten, bei öffentlichen Arbeiten vorkommenden Fragen.

Durch Anwendung seiner mathematischen Talente auf mehrere analoge Gegenstände gelangte endlich Monge zur Ausbildung seines Lehrsystems der beschreibenden Geometrie (géométrie descriptive). Aber unsägliche Schwierigkeiten hatte er zu überwinden, um dem bisherigen empirischen Schlendrian seine einfache, allgemein anwendbare Lehrmethode entgegenzusetzen, und bis zum Zeitpuncte der Revolution, die mit eiserner Hand die Fesseln aller Vorurtheile zerbrach, blieb die Unterrichtsweise auf der Schule zu Mezières in einen empirischen Schleier gehüllt, unwürdig dieser sonst trefflichen Anstalt. Zwischen dem Artillerie- und Ingenieurcorps, so wie zwischen diesem und dem Wegbaucorps herrschte damals eine Rivalität, ausartend in engherzige Eifersucht. Das Ingenieurcorps, im Besitz eines vollständigeren, zweckmäßiger abgestuften Unterrichtssystems, hatte alle Vortheile gründlicher Kenntnisse zum Voraus und strebte, diesen Schatz für sich zu behalten. Vor allen Dingen war den Ingenieuroffizieren verboten, die Handschriften, worin diese Kenntnisse entwickelt oder nur angewandt waren, den Artilleristen mitzutheilen. Diese Vorsichtsmaßregeln bewirkten, daß bis zur Stiftung der Centralschule für öffentliche Arbeiten die beschreibende Geometrie ein Geheimniß blieb.

Monge's wissenschaftliche Arbeiten verschafften ihm bald die Ernennung zum Repetenten der Mathematik und Physik an Nollet's und Bossut's Stelle; bald nachher ward er zum wirklichen Professor ernannt.

Der Lehrstuhl der Physik machte ihn nur noch eifriger im Studium der Naturerscheinungen; eine Fülle von Experimenten über die Electricität leitete ihn auf schätzbare Entdeckungen; auch ward er der Schöpfer eines sinnreichen Systems der Meteorologie und gleichzeitig theilte er mit Cavendish, Lavoisier und Laplace, ohne von ihren Forschungen Kunde zu haben, ihre großen Entdeckungen über die Bestandtheile des Wassers.

Monge begnügte sich nicht, den Zöglingen in seinen periodischen Unterrichtsstunden und in den Lehrsälen, die

Theorien der Wissenschaft und deren Anwendung zu lehren; es machte ihm Freude, sie an alle Orte zu begleiten, wo Naturerscheinungen und kunstreiche Kraftäußerungen des Gewerbfleißes diese Anwendung anschaulich und anziehend machen konnten. Die Umgebungen von Mezières sind durch Mannigfaltigkeit und Fülle der Mineral-Erzeugnisse besonders geeignet zu Erläuterungen der Physik und Geologie. Zugleich bieten sie, bewohnt von gewerbfleißigen Menschen, eine Fülle von Fabriken für bürgerliche und militärische Arbeiter dar. Monge studirte mit gleichem Eifer die Erscheinungen der Natur und der Industrie; er erwarb sich praktische Kenntnisse, bestimmt, einst mächtig auf das Wohl des Vaterlandes einzuwirken, und bestrebte sich, sie der studirenden Jugend mitzutheilen. Doch hielt ihn das thätige, heilbringende Leben keineswegs von mathematischen Forschungen ab. Neben der beschreibenden Geometrie erhob er durch Vervollständigung der durch Descartes ersonnenen wohlthätigen Anwendungen der analytischen Geometrie, auch diesem Zweige der Wissenschaft ein bleibendes Denkmal.

Gereift durch einsames Nachdenken, gebildet fern von der Hauptstadt, ohne Gönner und Beschützer, erwarb er sich nur durch zahlreiche, wichtige Arbeiten literarische Ehrenbezeugungen. Zum Correspondenten der Akademie der Wissenschaften ward er erst ernannt, nachdem er viele Denkschriften über die analytische und transcendentale Geometrie eingereicht und aus der Verbindung dieser beiden Zweige der Gelehrsamkeit eine neue Wissenschaft gebildet hatte.

Um Monge nach Paris zu ziehen, ernannte man ihn im Jahre 1780 zum Adjunkten Bossut's, damals Professors der Hydrodynamik. Doch bewog ihn sein Eifer für die Wissenschaft, außer dem ihm nunmehro zur Amtspflicht gewordenen Lehrcursus einigen lernbegierigen und talentvollen jungen Männern, unter andern dem nachherigen Mitgliede des Nationalinstituts, Lacroix, und dem als Schriftsteller rühmlich bekannt gewordenen Guy-Vernon in der höhern Mathematik Unterricht zu ertheilen. Gern hätte er in Hinsicht seiner Entdeckungen in der beschreibenden Geometrie ein Gleiches gethan. „Alles, was ich hier durch Berechnungen darlege," so klagte er gegen seine Schüler, „könnte ich durch Zirkel und Lineal bewirken; aber es ist mir nicht erlaubt, Ihnen diese Ge-

heimnisse zu enthüllen." So war noch im Jahre 1780 die Geheimnißkrämerei des Ingenieurcorps mächtig genug, den Erfinder einer Wissenschaft zur Verschweigung der Methoden zu zwingen, bestimmt, die Fortschritte einer Fülle von Künsten zu beschleunigen.

Um die Pflichten seiner neuen Stelle mit seiner Professur zu Mezières vereinigen zu können, brachte er sechs Monate im Jahre am letzteren Orte, und sechs Monate in Paris zu. Auf diesem größeren Schauplatze nahmen die Talente des Geometers einen neuen Schwung und wurden (1780) durch seine Ernennung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften belohnt.

Nach dem Absterben des berühmten Bezout (1783) ward er an dessen Stelle zum Examinator der Marine-Zöglinge ernannt und dadurch in die Nothwendigkeit gesetzt, seine, achtzehn Jahre lang bekleidete, Professur in Mezières aufzugeben, wo er viele in der Folge berühmt gewordene Männer, unter andern Meusnier, Tinseau, und Carnot für die Geometrie gebildet hatte.

Bezout's mathematische Schriften sind bei allem ihren Verdienste noch weit entfernt von jener Vollkommenheit, welche die Professoren der Normalschule und nach ihnen Lacroix und Legendre in ihren Werken erreicht haben. Mehrmals ward daher Monge vom Marschall von Castries aufgefordert, Bezout's Elementarcursus der Mathematik neu zu bearbeiten; allein Monge lehnte es jederzeit ab. „Bezout," sagte er, „hat eine Witwe hinterlassen, die kein anderes Vermögen hat, als die Schriften ihres Gatten, und ich will der Witwe eines Mannes, der den Wissenschaften und dem Vaterlande so ausgezeichnete Dienste leistete, nicht das Brod rauben." Das einzige Elementarwerk, welches Monge für die Marine-Zöglinge schrieb, war seine Abhandlung über die Statik, die sich durch logische Darstellung, Einfachheit und Klarheit auszeichnet. In den Zeitpunct der Erscheinung dieser Schrift fiel ohne Zweifel der Ursprung seiner großen Ideen über das Maschinenwesen, und dessen Vereinfachung. Sehr ist es zu beklagen, daß er nicht selbst diese Ansichten vollständig entwickelte und der Nachwelt ein Werk hinterließ, welches eins der schönsten Denkmäler unsers Jahrhunderts geworden seyn würde.

Jetzt brach die Revolution aus. Monge sah in derselben nur die unermeßliche Wohlthat, endlich den Talen-

ten jeder Art ohne Rücksicht auf Geburt und Vermögen eine Laufbahn zu eröffnen. Diese Idee riß ihn hin, und ihr wichen in seinen Augen alle andere Rücksichten. Er liebte die Revolution seit ihrem Anbeginn, weil sie ihm den freien Aufschwung des Genies verkündigte. Aber wie hätte der Treffliche jemals Grausamkeiten lieben, wie hätte der Mann, der nur für Wissenschaft und heilbringende Künste lebte, der Verheerung und dem Vandalismus hold seyn können! Nein! Die Verläumdung selbst würde vor der Abgeschmacktheit einer solchen Beschuldigung zurückschrecken.

Schon war der Zeitpunkt gekommen, wo die Unfälle des Staats alle nützlichen Talente in die höheren Stellen beriefen, um dem durch das Ausland von allen Seiten bedroheten Vaterlande zu Hülfe zu eilen. Monge ward zum Marine-Minister ernannt. Aber in einem Augenblicke, wo so viele geschickte Offiziere den Staatsdienst verließen, um sich fern vom Kriegsschauplatze zurückzuziehen, oder zu den Ausländern überzugehen, während Verräther unter Frankreichs Fahnen verweilten, um die Festungen, Häfen und Kriegsschiffe ihres Vaterlandes dem Feinde zu überliefern, — in dieser Epoche war es ohnmöglich, etwas Großes in der Marine zu bewirken. Monge that sein Möglichstes, um dem Dienste des Vaterlandes, die durch Talente oder Tapferkeit ausgezeichneten Männer zu erhalten, und jeden, der diese Eigenschaften besaß, achtete er für einen Franzosen. Er war der Wohlthäter und Retter des ehemaligen Ministers, des Vicomte du Bouchage, den er zum Generalinspektor der Marine-Artillerie ernannte; er ließ sich selbst zu Bitten herab, um den geschickten Borda dem Dienste zu erhalten; aber ungeachtet dieser edelmüthigen Anstrengungen, welche Monge's Herz mitten unter Stürmen und im Besitz hoher Staatswürden, so wie im Schooße des Friedens und in stiller Zurückgezogenheit in stets gleichem Lichte zeigten, war es unmöglich, irgend etwas für den Fortschritt und den Ruhm der Marine zu bewerkstelligen, deren Erfolge nur durch Tapferkeit fruchtbringend gemacht, durch Wissenschaft und Erfahrung hervorgebracht werden können. Aber die beiden letztern Eigenschaften mangelten damals in gleichem Maaße dem Personal der französischen Marine.

Nach der Niederlegung des Seeministeriums widmete sich Monge unaufhörlich minder glänzenden, aber weit wichtigeren Arbeiten, als die Leitung eines damals untergeordneten Zweiges der öffentlichen Macht seyn konnte. Auf allen Gränzpunkten war Frankreich durch colossale Heere bedroht. Abgeschieden von der übrigen Welt, blokirt von ganz Europa, ohne Hülfe, ohne auswärtigen Handel, mußte Frankreich seine sämmtlichen Bedürfnisse im eignen Schooße erzeugen. Aber eine unglaubliche Thatkraft belebte damals die Gemüther. Das erste Bedürfniß der Herzen aller Franzosen war damals inniger Verein zur Bewahrung der Nationalunabhängigkeit ohne auswärtige, voll Uebermuth seine Schicksale leitende Schiedsrichter. Zwölfmal hundert tausend Vertheidiger reiheten sich unter die Fahnen des Vaterlandes, trotzend dem Hunger, dem Durste und der Nacktheit. Aber sie bedurften Waffen und Kriegsmunition. Jetzt rief Frankreich seine genialen Männer herbei, um mit der Natur zu kämpfen, während seine Freiwilligen mit Piken und einigen Waffenresten dem Vaterlande mit ihren Körpern eine Schutzmauer bildeten. Die berühmtesten Gelehrten verließen ihr friedliches Studierzimmer, um in den Werkstätten und Fabriken ihren Aufenthalt zu nehmen. Zahllose Massen verschmolzener Metalle wurden aufgelöst, um minder zerbrechliche Mischungen zur Verfertigung schweren Geschützes daraus zu bilden. Eisenbergwerke, mit neuer Thätigkeit bearbeitet, lieferten das noch fehlende, rasch verschmolzene Material. Es mangelte an Salpeter und Schwefel (bis dahin größtentheils eingeführt vom Auslande) zur Bereitung des Schießpulvers; man suchte beides in der Tiefe des vaterländischen Bodens auf, der bald seinen Kriegern die Mittel darbot, den Ausländern den Tod zurück zu geben, den sie in ihren Reihen verbreiteten.

Monge war einer der Thätigsten in den unsterblichen Arbeiten der Wissenschaften für die Wohlfahrt des Staates. Bald half er bei der Errichtung einer Waffen-, Salpeter- oder Pulverfabrik, bald bei der Anlegung einer Kanonengießerei. Den Tag widmete er dem Unterrichte der Arbeiter und der Leitung der Werkstätte, und die Nächte der Ausarbeitung seiner Abhandlung über die Kunst der Verfertigung des schweren Geschützes, bestimmt

zum Handbuch für die Aufseher der Werkstätten und für Künstler.

Während Monge und die übrigen rühmlich mit ihm wetteifernden Gelehrten mit eifrigem Streben ihre Talente verwandten, um dem Staate die Stoffe zu seiner in der Geschichte unsterblichen Vertheidigung zu liefern, breitete die Unwissenheit ihren Schleier über Frankreichs bedrängten Boden aus. Alle geistliche, bürgerliche und militärische Schulen waren vernichtet; ihre Lehrer zerstreut, verfolgt oder schon auf den Schaffotten gefallen, und Frankreich, einst ein Tempel der Wissenschaften, glich einer Höhle, bewohnt von Wilden, die sich unter einander verzehren, und der Gottheit ihrer Barbarei Menschenopfer darbringen. Selbst der Dämon der Verheerung schauderte vor diesen Schreckensscenen zurück; nachdem er die Palmier der Wissenschaften mit Füßen getreten hatte, weinte er über den Verlust ihrer Früchte und erst am Abend des schrecklichen Tages der Verwüstungen fühlte er, ähnlich den unbesonnenen Caraiben, das Bedürfniß der Ruhestätte, deren er sich am Morgen beraubt hatte.

Zur Wiederherstellung dieser Zerstörungen ward plötzlich ein großer Gedanke gefaßt und mit Blitzesschnelle ausgeführt. Zwölfhundert Individuen, den Künsten und Wissenschaften am mindesten fremd, oder am geeignetsten zu deren Erlernung, herbeigerufen von den äußersten Punkten Frankreichs, wurden in Paris vereinigt, um die Reste jenes heiligen Feuers in sich aufzunehmen und in den der Bildung der Jugend gewidmeten Heiligthümern wieder anzufachen. Zu Lehrern an dieser Normalschule wählte man die ausgezeichnetsten unter den berühmten Männern, die, wie durch ein Wunder, der Hand des Henkers entgangen waren. Sie lehrten nicht nur die Gesammtheit der Wahrheiten, welche der Gesellschaft durch den öffentlichen Unterricht wiedergegeben werden sollten, sondern auch die Wissenschaft des Unterrichts selbst. Die Lehren, welche diese neue Unterrichtsweise entwickelten, wurden unverzüglich über ganz Frankreich verbreitet, und gaben, gleich einem elektrischen Schlage, den Gliedern des gelähmten Staatskörpers, neue Kraft und neues Leben.

In den Lehrstuhl der Mathematik theilten sich Monge, Laplace und Lagrange; die beiden letzteren übernahmen den Unterricht in der Elementargeometrie, der Algebra

und der Astronomie, Monge die beschreibende Geometrie. Damals erschienen zuerst seine Lehrsätze dieser Geometrie, ein Meisterstück an Klarheit, Faßlichkeit, Ordnung des Vortrages und Gründlichkeit, wo eben so neue als anziehende Anwendungen auf die Künste jeden Augenblick die Aufmerksamkeit erwecken und das Anziehende des Gegenstandes verdoppeln. In der Einleitung zu seinem Lehrcursus in der Normalschule entwickelte Monge die erhabensten Ansichten über die Vortheile der neuen Geometrie in ihrer Anwendung auf die Arbeiten der bürgerlichen Gesellschaft. Mit dauernderem Erfolge wurden diese Ideen bei der Einrichtung der polytechnischen Schule in Ausübung gebracht. Die Normalschule endete, bevor die bei derselben angestellten berühmten Lehrer ihren ersten Cursus vollendet hatten. Es scheint, daß ein solches Gebäude zu sehr über die geschwächten Grundlagen des allgemeinen Unterrichts in Frankreich erhaben war, um sich gegen die revolutionären Bedrängnisse aufrecht erhalten zu können; doch weniger diesen Ursachen, als der elenden Eitelkeit eines Volksrepräsentanten ist der vorzeitige Untergang einer so schönen Anstalt zuzuschreiben.

Nach dem neunten Thermidor waren unter den Machthabern Männer, die das Bedürfniß der Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse fühlten und über die Mittel, Frankreich diese Wohlthat aufs Neue zu Theil werden zu lassen, große Ansichten hatten; Carnot, Fourcroy, Prieur (von der Coted'or), Gregoire, Chenier und einige Andere, leisteten in diesem Fache so wichtige Dienste, daß die wissenschaftlichen Kenntnisse der Generation, welche noch jetzt die Kraft Frankreichs begründet, die Frucht ihres wohlthätigen Strebens sind. Die Idee der in allen Departements errichteten Centralschulen war ganz würdig eines Volkes, regiert durch eine Repräsentativverfassung und hätte verdient, bessern und ruhigern Zeiten aufbehalten zu werden. Die Stifter dieser Schulen faßten und verwirklichten auch die Idee einer Centralschule der öffentlichen Arbeiten, bestimmt zur Bildung der in diesen Fächern anzustellenden Offiziere. Monge, Berthollet und Guyton Morveau wurden zur Entwickelung und Ausführung dieses Plans berufen. Monge benutzte hierbei die Ergebnisse seiner langen Erfahrung zu Mezières, verbunden mit seinen eben so tief gedachten als neuen Ideen; er entwarf den Studienplan und schlug zu dessen Ausführung die wis-

senschaftlichen Mittel vor. Auf diesen Grundlagen errichteten die damaligen Machthaber die polytechnische Schule, — eine Anstalt, die schon in ihrer Entstehung groß und vollkommen war. Hier mußten die jungen Leute, welche in den Corps der Artillerie, der Land- und Marine-Ingenieurs, der Weg- und Bergbaubeamten und der Militärgeographen Anstellung suchten, sämmtlich zu ihren theoretischen Kenntnissen den Grund legen. Gleicher Unterricht, gemeinschaftliche Lehrer vereinigten hier in dem nämlichen Lokal die künftigen Offiziere in allen diesen Dienstzweigen, und vertilgten bald die früher unter ihnen herrschende gegenseitige Eifersucht. Der eingeführte Studierplan verdient die größte Bewunderung. Die Chemie, sowohl im allgemeinen als in der Anwendung auf die Künste, lehrten Berthollet, Chaptal, Vauquelin und Fourcroy; sämmtliche Zweige der höheren Algebra und ihre Anwendung auf die Geometrie und Mechanik, die beschreibende Geometrie und ihre Anwendung auf die Künste, lehrten Monge, Lagrange, Prony, Fourier und andere. Die Wirkungen des Unterrichts solcher Männer, verbunden mit dem strengen periodischen Examen eines Laplace und Legendre konnten nicht anders als ausgezeichnet seyn. Auch hat eine fünf und zwanzigjährige Erfahrung die Trefflichkeit des Plans dieser Anstalt und ihren ausgezeichneten Nutzen bestätigt, obwohl Napoleon ohngeachtet aller Gegenvorstellungen Monges, von welchem er beharrlichen Widerspruch und selbst Widerlegung ertrug, diese, keinen Talentlosen zulassende Wiege der Wissenschaften in eine casernirte Pensionsanstalt für prätorianische Lehrlinge umschuf. Konnte gleich Monge den verderblichen Schlag, welcher das Institut durch Einführung einer Militärpolizei traf, nicht hindern, so that er wenigstens Alles, was in seinen Kräften stand, die üblen Folgen dieser Maßregel zu mindern. Fortwährend widmete er seinen Gehalt als Professor und in der Folge die ihm in dieser Eigenschaft ausgezahlte Pension der Unterstützung der unvermögendsten Zöglinge.

Monge's Herzensgüte entstand weder aus den Berechnungen des Weisen, noch war sie die Wirkung der Erziehung; sie war ein naives Wohlwollen, welches er seiner glücklichen Organisation verdankte. Monge war geboren um zu lieben und zu bewundern; in Beiden blieb er vielleicht nicht immer in den Gränzen der kalten Vernunft; wenn er aber zu Zeiten irrte, so verdient ein liebevolles Herz wie das seinige, Verzeihung. Leidenschaftlich liebte er die Wissenschaften,

die Künste, die Jugend und das Vaterland. Zu sehr riß ihn der Glanz der Siege hin; aber es gab eine Zeit, wo Frankreichs Siege Nationaltriumphe waren, wo sie dem Vaterlande nützten und es mit Stolz erfüllten. Wie in den Schulen ein Vater seiner Zöglinge, war er in den Lägern ein Vater der Soldaten. In jenem unglücklichen Zeitpunkte, als Frankreichs Armeen überwunden durch die Strenge eines verheerenden Klimas in spärlichen Resten auf den bedrängten Boden des Vaterlandes zurückkehrten, sah Monge, ernannt zum Regierungskommissär in seiner Senatorerie zu Lüttich, die Division Macdonald von Allem entblößt, eintreffen; sogleich beeiferte er sich, durch Darreichung der ihm aus dem öffentlichen Schatze, zum Ersatz seiner für das öffentliche Wohl geleisteten Vorschüsse ausgezahlten Summen, die Bedürfnisse der erschöpften Krieger zu befriedigen und ihnen zur Wiederherstellung ihrer Kräfte behülflich zu seyn. Funfzehn Jahre früher war Monge in den Wüsten, welche Afrika und Asien trennen, unter Umständen, wo herbe Entbehrungen den Menschen gegen alles Mitgefühl unempfänglich zu machen scheinen, stets bereit, seine Unglücksgefährten zu trösten und zu ermuntern. Auch ließ der Soldat, obwohl erbittert durch die Schrecken und Qualen des Hungers, des Durstes und der Pest, obwohl aufgebracht gegen Monge, den er als den Anstifter dieser unglücklichen Unternehmung anklagte, ihm selbst in jenen Augenblicken Gerechtigkeit widerfahren, und in derben Ausdrücken schimpfend auf den „alten Gelehrten" (le vieux savant) hätte jeder willig für ihn sein Blut vergossen.

Nicht ohne Interesse wird es seyn, die Hülfsleistungen zu betrachten, welche die schönen Künste von den mechanischen unter Monge's und Berthollet's weiser Leitung erhielten, als die Meisterstücke eines Michael Angelo, Carrache und Raphael, ihre gefahrvolle Reise in das Vaterland eines Lesueur und Poussin antreten sollten. Ein gewagtes und schwieriges Unternehmen war es, Gruppen, wie den Laokoon und den Apoll von Belvedere mit einer äußern Hülle zu versehen, fähig, jeder Beschädigung auf einem so langen, schwierigen Wege vorzubeugen. Der Transport der Gemählde hatte Schwierigkeiten anderer Art. Die meisten waren auf Leinewand gemahlt, dessen Oberfläche durch die Länge der Zeit Vieles von ihrer Haltbarkeit verloren hatte; sie mußten daher mit einer Sorgfalt ohne Gleichen dergestalt auf Cylinder gerollt werden, daß nicht die mindeste Falte, nicht der mindeste

Bruch möglich ward. Andere Gemählde waren auf Holz gemahlt, und zwar auf leicht vergängliches Pappelholz. Dies war namentlich der Fall mit Raphaels Meisterwerken, die, obwohl noch nicht vierhundert Jahre alt, größtentheils schon sehr verdorben waren. Das Meisterwerk dieses Künstlers, die Verklärung, war dergestalt von Würmern zerfressen, daß die beiden Commissarien ohngeachtet ihrer Talente und ihres Verlangens, dem Vaterlande ein so treffliches Geschenk zu machen, einen Augenblick vor der Verantwortlichkeit zurückschreckten, es durch den fünfhundert Lieues weiten Transport über die Apenninen, über Meere, Flüsse und Kanäle der gänzlichen Vernichtung auszusetzen. Zum Glück für die schönen Künste gelang es ihnen durch die erfinderische Sorgfalt, allen diesen Gefahren vorzubeugen. Als in der Folge die Conservatoren des Centralmuseums der Künste beim Vollziehungsdirektorium der Nachlässigkeit in der Behandlung der in der Hauptstadt angekommenen Meisterwerke angeklagt waren, ward zur Untersuchung des Grundes dieser Beschuldigung eine Commission unter Vorsitz des inmittelst heimgekehrten Monge ernannt. Der unter seiner Leitung abgestattete Bericht war nicht nur eine Freisprechung, sondern die schönste Apologie der Directoren des Museums. Mit erfinderischer, kunstreicher Sorgfalt waren die auf Holz, oder auf beschädigte Leinwand gemahlten Kunstwerke auf neue vollkommnere und dauerhaftere Stoffe übertragen. So mußten also die Meisterstücke der italiänischen Malerei aus Italien an die Ufer der Seine verpflanzt werden, um durch ein Wunder des Fleißes und der Geduld der Vernichtung zu entgehen, welche sie unbemerkt untergrub, so daß sie nach einigen Jahren bei dem mindesten Stoße in Staub zerfallen seyn würden. Monge und seine Gehülfen erfüllten und übertrafen sogar die Erwartungen der Franzosen, welche einen so würdigen Preis ihrer Siege wohlerhalten ankommen sahen.

Aber während diese Kunstwerke in den Mauern der Hauptstadt ihren feierlichen Einzug hielten, pflanzten die Krieger, deren Heldenthaten man sie verdankte, schon ihre Fahnen auf den Felsen von Malta und an den Küsten Aegyptens. Sie führten unter ihrer Aegide eine Cohorte von Gelehrten und Künstlern mit sich, beauftragt, die Denkmäler der Pharaone und Ptolemäer zu erforschen, und nach diesen Achtung gebietenden Ueberbleibseln den Zustand der Industrie, der Ausbildung und Größe des ältesten aller noch in den Resten ihrer Werke lebenden Völker zu beurtheilen.

Monge und sein unzertrennlicher Freund Berthollet waren in den vordersten Reihen dieser ruhmvollen Cohorte, und bestimmt zur Leitung ihrer Unternehmungen. Als Monge Italien durchzog, um die an Frankreich abgetretenen Bildsäulen und Gemählde zu sammeln, war ihm der seltsame Contrast zwischen den Denkmälern der Römer und Griechen und denen der Aegyptier, welche unter August und dessen Nachfolgern an die Ufer der Tiber verpflanzt waren, äußerst auffallend gewesen. Diese letzteren Kunstwerke hatten nicht wie die ersteren, die Eleganz, die Anmuth und Mannichfaltigkeit, nicht ausgesucht schöne, der menschlichen Natur nachgebildete Formen, die glücklichen Früchte des durch Geschmack beseelten Genies; allein ihr Charakter war Einfachheit, Regelmäßigkeit, Größe und vor Allem Dauerhaftigkeit. Sie geben einen hohen Begriff von der Kühnheit, Kraft, Geduld und Einsicht der Menschen, welche diese imposanten Massen den Eingeweiden der Erde entrissen, sie mit der vollkommensten Genauigkeit verarbeiteten, und ihnen einen Glanz zu geben wußten, den kein Zeitenlauf zu vertilgen vermochte, und endlich durch unbekannte Mittel sie fortzubringen und aufzurichten vermochten, so daß sie mitten unter den Revolutionen und Trümmern der Natur und der Staaten stets aufrecht geblieben.

Oft waren diese charakteristischen Unterscheidungszeichen der Denkmäler des Alterthums ein Gegenstand der Unterhaltung zwischen dem Ueberwinder Italiens und dem Abgeordneten, beauftragt, die schönsten Früchte seiner Siege für das Vaterland einzusammeln. Mit immer steigendem Interesse erneuerte sich häufig dies Gespräch unter zwei Männern, beide begabt mit einer umfassenden, kräftigen Einbildungskraft, angewandt von dem einen auf das Streben, Krieger und Völker zu lenken und zu beherrschen, von dem andern auf die Verbreitung seines Feuereifers für die Wissenschaft und nützliche Künste.

Ein Feldherr, kühn genug, seinen siegreichen Bataillonen, aufgestellt an den Küsten des adriatischen Meeres, die bedeutenden Worte zuzurufen: „Seht, ihr Krieger Frankreichs, jenseits dieser kurzen Meeresstrecke liegt jenes Griechenland, wo Alexander geboren ward, wo er auszog, den Orient zu unterjochen, und auf Sesostris Boden die Stadt seines Namens zu gründen!“ — Ein solcher Feldherr konnte auf Aegypten keinen gleichgültigen Blick werfen, vielleicht reihte er schon seine künftigen Eroberungen an die,

eines Alexanders, Auguſt und Mahomed. Er ſah in der Eroberung Aegyptens für Frankreich die Erwerbung der reichſten und fruchtbarſten aller Colonien, die Militärſtraße nach Indien, die Demüthigung und vielleicht den Untergang Englands. Er ſah für ſich ſelbſt Gefahren, Kämpfe und Triumphe, einen ganz neuen Ruhm und die Dauer eines Oberbefehls, welchen ſelbſt ſeine Thaten und der dadurch herbeigeführte Friede bald ein Ende machen mußten. Vielleicht ſahe er endlich in Aegypten, wie Cäſar in Gallien die Werkſtatt zur Abhärtung der Schwerter und der Herzen, beſtimmt die Freiheit des Vaterlandes umzuſtürzen.

Minder hoch, aber in weitere Fernen warf Monge ſeine Blicke. Ausdehnung des Feldes der Geſchichte jenſeits der fabelhaften Zeiten Griechenlands, zuverläſſige Kunde über die Arbeiten der alten Weiſen des Orients, Wiederauffindung des Weſens ihrer aſtronomiſchen und mathematiſchen Kenntniſſe, ihrer Künſte, Sitten, Verfaſſungen und Religionsgebräuche, durch die Erforſchung ihrer Denkmäler, Beobachtung der jenem heißen Klima eigenen, dem Europäer fremden Naturerſcheinungen und die durch alle dieſe Mittel zu bewirkende Erweiterung des Feldes der Naturkunde und der Geſchichte; — dieß waren die Ideen, welche der Geometer dem Eroberer eindringlich zu machen ſtrebte, und die er zu dieſem Zwecke in jene hinreißenden Formen zu kleiden wußte, welche ein großer Geiſt, innig durchdrungen von ſeinen Anſichten, ſtets dem Ausdrucke ſeiner Gedanken zu verleihen pflegt.

In dieſem Zeitpunkte hatten die Wiſſenſchaften dem Vaterlande große und mannichfaltige Dienſte geleiſtet und ſich im Geiſte der Nation den höchſten Grad der Verehrung und Dankbarkeit erworben. Frankreich war der erſte freie Staat, wo die Gelehrſamkeit durch ihre dem Gemeinweſen erzeigten Wohlthaten ſich mit der Beredſamkeit und Tapferkeit faſt gleiches Anſehn erworben hatte. Bonaparte, der ſeinen Triumphwägen durch alle Hebel der Macht und des Ruhmes in Bewegung ſetzen wollte, ſtrebte daher, ſich mit dem Zauber und den Dienſten der Wiſſenſchaft zu umringen. Er überſandte dem Vaterlande durch ſeine ruhmvollſten Generale die dem Feinde im Kampfe abgenommenen Fahnen; aber den Friedenstractat von Campo Formio überſandte er durch einen Mann, deſſen Genie die Künſte des Friedens ehrte. Die Ueberbringung des neuen Vertrages zwiſchen Frankreich und Oeſterreich durch Monge ſchien allen Freunden der Civili-

sation und der höhern Kenntnisse eine Huldigung, die der friedenstiftende Feldherr der Philosophie und den Wissenschaften darbrachte.

Durch geheuchelte Liebe für Wissenschaft, Vaterland und freisinnige Ideen riß Bonaparte Monge's enthusiastischen Geist zu sich hin, und verleitete selbst die kältere Vernunft mehrerer würdigen Nacheiferer des berühmten Geometers. Auf seinem Zuge nach Aegypten wollte Bonaparte sich mit Gelehrten und Künstlern umringen, die er für sich eingenommen hatte, um ihre Arbeiten mit seinem Kriegsruhme zu verschmelzen, um ihn durch ihre dankbare Stimme und durch ihre Denkmäler der Musen erhöht auf die Nachwelt zu bringen. Monge und Berthollet standen an der Spitze der Gewählten. Ersterer sollte aus Italien abgehen, und einige talentvolle Männer mitnehmen; letzterer sollte vereint mit Caffarelli Dufalga unter den erfahrensten und talentvollsten Gelehrten die Mitglieder der Commission der Wissenschaften und Künste, bestimmt die Expedition nach Aegypten zu begleiten, auswählen. Erst seit drei Jahren bestand jene Hochschule, gewidmet der Wiedergeburt aller Zweige der öffentlichen Arbeiten, und schon verließen die ersten Zöglinge nach Vollendung ihres Cursus, die Hörsäle, folgend dem im Namen der Künste an sie ergangenen Aufrufe, um sich einzuschiffen und unter Leitung Berthollet's und Fourier's mit Hülfe drei anderer Lehrer durch die mannichfaltigen Mittel der Wissenschaften, deren Schätze sie sich zu eigen gemacht hatten, die wahrhaft polytechnische Arbeit einer geodätischen und monumentalen Beschreibung Aegyptens zu unternehmen.

Nicht die glühende Hitze eines tropischen Klimas, nicht die Gefahren des Krieges, nicht Entbehrungen aller Art konnten den Eifer in der Ausführung dieser gelehrten Unternehmung mindern, welche der vollen Ruhe und Muße des Friedens zu bedürfen schien. Von Alexandrien bis Peluse, von Cairo bis Suez, von den fruchtbaren Ebenen des Delta bis an die Wüsten von Thebais entging kein merkwürdiger Gegenstand den Forschungen der französischen Gelehrten. Durch astronomische Operationen bestimmten sie die Lage der in militärischer, commerzieller, oder antiquarischer Hinsicht merkwürdigen Punkte. Unermeßliche Nivellirungen wurden vom mittelländischen Meere bis zum indischen Ocean angestellt, oder bestimmten die Abhänge des Nil-Thals und das allmählige Fortschreiten der Anschwemmungen. Endlich brachte eine große Triangularvermessung die

Lage der untergeordneten Punkte mit den Hauptpunkten in Verbindung und bereitete so die Elemente der großen Charte von Aegypten in einer Vollkommenheit, nur erreichbar den geschicktesten Beobachtern, versehen mit trefflichen Instrumenten und unterstützt durch alle Hülfsmittel der höheren Mathematik, die in ihrer Anwendung auf ein solches Unternehmen nichts zu wünschen übrig ließen.

Sämmtliche große Denkmäler und wichtige Ueberreste wurden in Augenschein genommen und mit der größten Genauigkeit vermessen, nicht nur in ihren Hauptdimensionen, sondern auch in allen Einzelnheiten ihrer mannichfaltigen Formen, Bildhauerarbeiten und Symbole. Allenthalben zeichnete man mit der gewissenhaftesten Genauigkeit die Verzierungen, Basreliefs und Hieroglyphen, die einzelnen Bildsäulen, die Caryatiden, Grabmäler und Obelisken. Man entwarf die Topographie der Umgebungen aller wichtigen Gebäude, perspektivischen Ansichten, Grundrisse von ihrer jetzigen Lage und gab durch Zusammenstellung der Denkmäler gleicher Ordnung möglichst vollständige Bilder ihres ursprünglichen Zustandes. Unermeßlich waren die Arbeiten, unternommen zur Ausgrabung der Meisterwerke Thebens, eine Unternehmung, die einst Bossuet vergebens des Zeitalters Ludwigs XIV. würdig erklärte. Unter Anführung des edeln Desaix, — noch jetzt von Aegyptens Völkern der gerechte Sultan genannt, — drangen mehrere Ingenieurs bis an die äußersten Gränzen Oberägyptens vor, und begannen die Arbeiten der Beschreibung Thebens, die einige Monate später unter Fourier und Costaz fortgesetzt wurden.

Das ägyptische Institut, gebildet nach dem schönen Muster des französischen Nationalinstituts hatte ursprünglich Monge zum Präsidenten und den Obergeneral zum Vicepräsidenten; so räumte damals selbst die Macht im Tempel der Wissenschaften der Gelehrsamkeit den Vorrang ein. Aber dieß Institut mußte sich auch mit andern Arbeiten beschäftigen, die, wenn gleich weniger anziehend für die Einbildungskraft, dennoch in den Augen des Weltweisen nicht minder wichtig sind. Durch die Niederlage der französischen Seemacht bei Abukir war die Landarmee aller Unterstützung an Waffen, Kriegsmunition, Kleidung und Werkzeugen beraubt und allen diesen unermeßlichen Bedürfnissen mußte mit schwachen Mitteln abgeholfen werden. Wirklich erneuerten sich in Aegypten die

Wunder, wodurch Frankreichs Heere einst die Mittel des Widerstandes gegen Europens verbündete Mächte dargeboten wurden. Noch weit größere Schwierigkeiten waren hier zu überwinden, weil man zu gleicher Zeit die Hülfsmittel zur Arbeit und die Künste, welche die nöthigen Erzeugnisse unmittelbar hervorbringen sollten, zu schaffen hatte. Bei solchen Gelegenheiten war es Monge's Genie, welches vor andern den Gemüthern durch hinreißende Kraft, umfassende, große Ansichten, und durch die Fruchtbarkeit seiner Hülfsquellen, neues Leben verlieh. Und wer wird es glauben! Mitten unter diesen unermeßlichen Arbeiten fand Monge noch Muße, die Gränzen der abstraktesten Wissenschaften zu erweitern. So schrieb er in diesem geschäftigen Zeitpunkte eine Abhandlung über neue und schwierige Fälle in der Entstehung gekrümmter Oberflächen. Er begleitete den Obergeneral auf dessen Reise nach Suez, um die Möglichkeit einer schiffbaren Gemeinschaft zwischen dem mittelländischen und indischen Meere zu untersuchen. Zweimal sah er die Pyramiden, die Obelisken und die großen Mauern von Heliopolis und die in den Umgebungen von Cairo und Alexandrien zerstreuten Alterthumsreste. Der imposante Charakter dieser Denkmäler hatte sich seiner Einbildungskraft so tief eingeprägt, daß er noch nach zehn Jahren seine richtigen Ansichten über die bildenden Künste der alten Aegypter mit der Gründlichkeit und Lebhaftigkeit der Gedanken und Bilder eines an Ort und Stelle Anwesenden entwickelte. Unvergeßlich sind seinen Freunden die Unterredungen, worin er ihnen seine großen Ansichten darlegte über den Zustand des alten Aegyptens, über das Charakteristische seiner Werke, über die industriellen und commerziellen Beziehungen zwischen Indien und Europa, welche das fruchtbare Nil-Thal auf die höchste Stufe des Wohlstandes brachten, und über die Umwandlungen dieser Communicationswege durch die seit vierzig Jahrhunderten vorgegangenen Weltrevolutionen, wodurch Theben, Troja, Tyrus, Alexandrien, Palmyra, Constantinopel und Venedig stiegen und sanken.

Doch reden wir jetzt von den Gefahren, welche in Aegypten die Gelehrten von allen Seiten umringten. Nicht zu gedenken ihrer häufigen Streifzüge in ferne Provinzen, an Orte, ausgesetzt den Raubzügen der Mammeluken und Araber, begnügen wir uns mit der Anführung

einer denkwürdigen That. Als nämlich zur Zeit des Aufruhrs in Cairo die Stadt bis auf einige schwache Detaschements, lediglich bestimmt zur Aufrechthaltung der Militärpolizei, von allen Truppen verlassen war, — als plötzlich das treu geglaubte Volk zu den Waffen griff, alle wehrlosen Franzosen mordete und sämmtlichen Anstalten und Einrichtungen nahe Vernichtung drohete, war eine geraume Zeit der Palast des ägyptischen Instituts einzig von den gelehrten Mitgliedern dieser Gesellschaft bewacht und vertheidigt. Schon berathschlagten sie, ob es nicht bei ihrer geringen Anzahl nothwendig sey, das Institut zu verlassen, und sich mit den Waffen in der Hand einen Weg bis zum Hauptquartiere zu bahnen; dies war die Meinung der jüngsten und feurigsten Mitglieder. Aber Monge und Berthollet, eingedenk der im Palaste aufbewahrten Bücher, Handschriften, Grundrisse und Alterthümer, der Früchte oder Hülfsmittel der Unternehmung, fühlten, daß die Erhaltung dieser Schätze die erste Pflicht der Gelehrten war, und sie beschlossen, wäre es nöthig, der Vertheidigung derselben ihr Leben zu opfern. Das Ansehen und die Liebe, deren diese beiden trefflichen Männer genossen, vereinigte alle Meinungen, und man rettete durch diese Entschlossenheit die wissenschaftlichen Schätze Cairo's. —

Monge war dem Obergeneral gefolgt, als dieser Aegypten verließ, um die Regierung des Vollziehungsdirektoriums umzustürzen. Es herrschte zwischen dem Gelehrten und dem Krieger eine Freundschaft, befestigt durch die Zeit und nie erschüttert durch das Glück, — eine Freundschaft, kaum glaublich denen, welche die einzelnen edelmüthigen Züge in dem Privatcharakter des politischen Tyrannen nie ergründeten. Monge war für seinen Helden mit einem bis zur Verblendung getriebenen Enthusiasmus beseelt. Was er bei jedem andern Souverän für den höchsten Grad des Despotismus erklärt haben würde, schien ihm bei Napoleon nichts weiter, als unvermeidliche Rückkehr zur Ordnung und zur Einheit des Willens zwischen Fürsten und Volk. Wer wollte einen solchen Irrthum rechtfertigen? Aber verdient irgend ein Irrthum Verzeihung, so ist es der, zu welchem aufrichtige Zuneigung vertrauensvolle Gemüther verleitet.

Auch darf hier nicht übergangen werden, daß Monge stets seinen vertrauten Umgang mit dem ersten Consul so

wie mit dem Kaiser benutzte, um gemeinnützigen Anstalten, freisinnigen Ansichten, und rechtschaffenen Männern das Wort zu reden. Nicht immer war er glücklich in seinen Bemühungen; aber nie ermüdete er in diesem schönen Bestreben. Diese edle Ausdauer muß ihm die Lobeserhebungen aller derer sichern, die das am Hofe des neuen Monarchen herrschende Schrecken vor dem Gebieter und die knechtische Unterwürfigkeit der Höflinge kannten.

Der brüderliche Verein der Gelehrten und Künstler auf Thebens Ruinen, die unerwarteten Aufklärungen, die sie in der wechselseitigen Mittheilung ihrer Arbeiten gefunden hatten, und das aus ihrer Zusammenstellung hervorgehende reichhaltige Ganze gab Anlaß zu dem Gedanken, auf gleiche Weise sämmtliche, von den Franzosen auf allen übriger Punkten Aegyptens unternommene Arbeiten zusammenzustellen, um von dem ersten aller klassischen Länder der alten Welt eine vollständige Beschreibung zu liefern. Eifrig ergriffen Monge und Berthollet den glücklichen Gedanken, welchem ihre beredte Verwendung beim ersten Consul Eingang verschaffte. Er befahl, daß man dies große Werk nach einem Plane unternehmen solle, würdig der ägyptischen Denkmäler und des französischen Ruhms.

Monge führte den Vorsitz in der Commission der Wissenschaften und Künste Aegyptens, als sie sich zur Ausführung dieser gigantischen Arbeit von Neuem vereinte; durch seine Rathschläge wirkte er mächtig auf die weise Abfassung des Plans, so wie auf die Anordnung und Vertheilung der einzelnen Arbeiten. Im Jahre 1814 hatte man Ursache, zu fürchten, ein Werk, bezahlt von Napoleon und seinen Namen im Frontispiz führend, auf immer aufgegeben zu sehen; aber der König, erhoben über diese gemeinen Rücksichten, fühlte, daß der Ruhm der Künste und Wissenschaften, welchem dies Werk geweihet war, der Gesammtheit der Franzosen angehöre und eins der schönsten Kleinode der französischen Krone seyn werde; und er bewilligte die Mittel zur Fortsetzung dieses Unternehmens, jetzt nahe seiner Vollendung.

Bei seiner Heimkehr aus Aegypten sah Monge mit väterlicher Freude jene Hochschule, aufgeblüht durch seine Sorgfalt, die schönsten Früchte tragen. Aufs Neue ertönte seine Stimme in ihren Hörsälen, und erhöhte den Enthusiasmus für Wissenschaft. Mit unnachahmlicher Faßlichkeit wußte er die abstraktesten Wahrheiten vorzu-

tragen, und mit einer Kunst, die nur den Erfindern eigen ist, von den ersten Elementargrundsätzen bis zu den tiefgedachtesten Sätzen stufenweise fortzuschreiten. Und doch hatte er, um sich zu einem trefflichen Lehrer zu bilden, die Natur bekämpfen müssen. Seine Sprache hatte etwas Schweres und beinahe Stotterndes; mitunter accentuirte er falsch, verlängerte irrig manche Sylben, und verschluckte andere; aber durch wie viele Vorzüge ersetzte er alle diese Mängel! Er war von hoher Gestalt und seine physische Kraft zeigte sich im starken Muskelbau, so wie die moralische Kraft sich in seinen weit umfassenden, tief durchdringenden Blicken mahlte. Dem Löwen ähnelnd war seine Gesichtsform breit und kurz. Sein großes, lebhaftes Auge funkelte unter dichten schwarzen Augenbrauen, und die breite erhabne Stirn verrieth hohes Talent. Seine edlen Gesichtszüge waren gewöhnlich ruhig und zeigten in diesem Zustande Sammlung und tiefes Nachdenken. Aber redete er, so glaubte man plötzlich einen andern Menschen zu sehen; neues Feuer glänzte in seinen Augen; seine Züge belebten sich, sein ganzes Gesicht verrieth Begeisterung, und schien die Gegenstände, geschaffen durch die sie belebende Einbildungskraft, unmittelbar vor sich zu haben. Jene seltene Richtigkeit in der mimischen Darstellung der Formen, jene Wärme in der Zusammenwirkung der Gebehrden, Blicke und Worte fesselten zugleich die Sinne und den Geist aller Zuhörer. Man fürchtete die leiseste Bewegung, um nicht den Zauber dieser ungemeinen Beredtsamkeit zu stören, und so hohen Genuß gewährte dieser Verein der malerischen Sprache der Einbildungskraft mit der methodischen Erklärung theoretischer Wahrheiten, daß dem Zuhörer die der angestrengtesten Aufmerksamkeit gewidmete Zeit in einer unmerklichen, sanften Bewegung verfloß.

Am bemerkenswerthesten war es in Monge's Vorlesungen, daß ungeachtet der großen, seinem Gegenstande gewidmeten Aufmerksamkeit sein Blick das Ganze des weiten Hörsales umfaßte, und selbst auf den entferntesten Gesichtern unterschied, ob seine Lehren sich in einer faßlichen Form darboten. Kaum bemerkte er in den Gesichtszügen jenen peinlichen Kampf des Zuhörers, welcher aufhört, dem Faden der vorgetragenen Wahrheiten zu folgen, so hielt er plötzlich ein, untersuchte in Gedanken,

wo er etwa einen zu raſchen Schritt gethan haben und wo er einen mehr von den Elementarkenntniſſen ausgehenden Weg einſchlagen könnte. Dann klagte er ſich mit liebenswürdiger Gutmüthigkeit ſelbſt der Undeutlichkeit an, und begann aufs Neue ſeine Erklärung nach einer beſſer entwickelten, leichteren und oft eleganteren Methode. Vor und nach den Lehrſtunden empfing er mit väterlicher Güte die Zöglinge, die ihn um nähere Aufklärung baten, oder ihm ihre Verſuche in mathematiſchen Arbeiten vorlegten. Aber auch außerhalb des Inſtituts vertheidigte er mit der Energie eines Vaters ſeine Schüler, insbeſondere bei einer oberlichen Behörde, geneigt zum Argwohn, weil ſie tyranniſch war.

Merkwürdig iſt's, daß die polytechniſche Schule ſeit ihrer Stiftung ſtets von der höchſten Gewalt der Widerſetzlichkeit gegen ihren Willen beſchuldigt ward. Nach dem 13. Vendemiaire des Jahrs 4 ſollte ſie gegen die Regierung des Nationalconvents, nach dem 18. Fructidor der Directorialregierung, nach dem 18. Brumaire des Jahrs 8 dem Conſulat, und in der Folge dem kaiſerlichen Despotismus vorgeblich abhold ſeyn, obwohl alle dieſe Regierungen ganz entgegengeſetzte Richtungen nahmen. Endlich glaubte die Regierung von 1815, zu gleichem Argwohn hingeriſſen durch einige verblendete, leidenſchaftliche Menſchen, alle jene Regierungen durch Haß und Mißtrauen übertreffen, die Zöglinge, welche unter den Mauern der Hauptſtadt für das Vaterland gekämpft hatten, vertreiben, die Profeſſoren decimiren, und wie zur Zeit der Revolution geſchah, auf den Ruinen des alten Gebäudes ein neues aufführen zu müſſen. Dieſe Maßregel war einer der empfindlichſten Schläge, welche Monge's Alter trafen; er glaubte, (und konnte damals glauben) daß man auf immer ſein ſchönſtes Werk vernichte. Doch bald ſollte ihn ein neuer Schlag treffen, welchem die erſchöpften Kräfte ſeiner Standhaftigkeit und ſeiner Vernunft nicht länger zu widerſtehen vermochten. Er ward auf der Liſte der Mitglieder des Nationalinſtituts ausgeſtrichen, — Er, der, Beſitzer einer geſetzlich lebenslänglichen Stelle, nach den ausdrücklichen Worten der Verfaſſungsurkunde, dieſe Stelle nur durch ein neues Geſetz verlieren konnte, Er, der nach dem wörtlichen Inhalt der königlichen Verordnung über die neue Organiſation des

Instituts von Rechtswegen seinen Sitz in demselben wieder einnehmen konnte, — ward von der Academie der Wissenschaften ausgeschlossen.

So scheute man sich nicht, die grauen Haare eines siebenzigjährigen Greises zu beschimpfen, der zweitausend Zöglinge auf der Laufbahn der Wissenschaften, so wie der bürgerlichen und militärischen Künste für Frankreich gebildet hatte, und einem Geometer, dessen Schriften in den Augen der Nachwelt zum Ruhme unsers Jahrhunderts gereichen werden, den Titel eines Akademikers zu rauben!

Glücklicherweise ist die ephemere Macht dieses einjährigen Ministeriums in Vergessenheit versunken, und der Ruhm der Männer, die es auf immer zu verdunkeln strebte, geht mit einem reineren Glanze hervor. Indeß wagte in der verderblichen Epoche seiner Herrschaft kein Schriftsteller, muthvolle Gegenvorstellungen laut werden zu lassen, und es schien, daß Männer, die sich oft schon durch seltene Thatkraft verherrlicht hatten, vor Schaam erstarrt, kein anderes Mittel zur Bezeichnung ihrer Mißbilligung fanden, als Stillschweigen.

Wäre Monge weniger durch die Jahre geschwächt, und weniger das Opfer einer Einbildungskraft gewesen, die ihn über die Gränzen gerechter Furcht und gerechter Hoffnungen hinausführte, so würde er sich über jene vorübergehende Beleidigung erhaben gefühlt, und vielleicht gleich andern seiner Kollegen seinen vorigen Platz wieder eingenommen haben. So verlosch der letzte Schimmer seines Talents, seiner Einbildungskraft und seines Gedächtnisses unter schmerzlichen Empfindungen. Seine letzten Augenblicke vergingen bewußtlos; jene tiefen Einsichten, die Früchte der schönen Tage seines Nachdenkens waren vor ihm ins Grab gesunken. Schweigend erlosch sein Leben, ohne Schrecken und ohne Hoffnungen, schon im Voraus entfremdet seiner irdischen Hülle und seinem unsterblichen Ruhme.

Kaum verkündigte in den öffentlichen Blättern, gewidmet der Bekanntmachung der unerheblichsten Vorfälle, eine gleichgültige Zeile, daß Monge in einem Winkel des

gemeinen Begräbnißplatzes zur Erde bestattet sey. So erfuhr das Vaterland, daß es eines seiner größten Genies verloren habe.

Doch nicht mangelte Monge's Leichenbegängnisse eine würdige Feier. Seinem Sarge folgten sämmtliche in Paris anwesende jetzt und ehemals bei den öffentlichen Arbeiten angestellte Offiziere, Monge's ehemalige Schüler, jetzt Mitglieder der Akademie oder Professoren der Hochschule, endlich die Nestoren der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, Delambre, Legendre, Laplace, Vauquelin, Chaptal und Berthollet. Letzterer weihete den Manen seines langjährigen Freundes in einer Rede, deren Beredtsamkeit aus dem Herzen floß, das Opfer seines tiefen Trauergefühls. „O ihr Alle, sprach er mit gerührter Stimme, „die ihr aus jener Hochschule hervorgegangen seyd, wäret ihr um dieß Grab versammelt, ihr würdet eure Klagen mit den unsrigen vereinigen. Mit innigem Gefühl würdet ihr euch den Enthusiasmus zurückrufen, womit Monge euch für die Wissenschaften und für den Ruhm eures Vaterlandes beseelte.“ Am Morgen nach dem Begräbnißtage wandelten schweigend die jetzigen Zöglinge der polytechnischen Schule zu Monge's Grabe, pflanzten einen Eichenzweig, bekränzt mit einer Lorbeerkrone, auf seinen Grabhügel, und knieeten weinend um dieses bescheidene Denkmal.

[illegible] zur [illegible] [illegible]

[illegible]

Doch nicht [illegible] Monge's Leichenbegängnisse eine [illegible] folgten [illegible] in [illegible] bei den öffentlichen [illegible] Monge's ehemalige [illegible], jetzt Mitglieder der Akademie oder Professoren der [illegible], [illegible] die Nestoren der mathematischen und physikalischen Wissenschaften, Delambre, Legendre, Lapiace, Mauquelin, [illegible] Lehrer [illegible] in einer Rede, [illegible] Bewunderung [illegible] Herzen [illegible] das [illegible] Erinnerungsfeld. „O ihr Alle, sprach er mit [illegible] Stimme, [illegible] jener Hochschule [illegible] Grab versammelt, ihr [illegible] mit den [illegible] vereinigen. Mit [illegible] Gefühl [illegible] Nationalismus zurückweisen, [illegible] auch für die Wissenschaften und für den Ruhm eines Vaterlandes [illegible]." [illegible] Zögling [illegible] Schule zu Monge's [illegible], bekränzt mit [illegible] Grabhügel, und [illegible] weinen [illegible] Denkmal.

An

Herrn Hofrath Müllner in Weißenfels.

(Aus dem vierten Stück des Hermes abgedruckt.)

Sie haben sich bei meiner so ruhigen, auch nicht Ein beleidigendes Wort enthaltenden, Erklärung in Nr. 206. der Zeitung für die elegante Welt — „daß Hr. Prof. Clodius an „der Beurtheilung Ihres Ingurd im 3. St. des Hermes auch „nicht den entferntesten Antheil habe" — nicht beruhigt, sondern mich in Nr. 217. ders. Zeit. aufgefodert, den Verfasser jener Rezension „öffentlich anzuzeigen", weil derselbe ein „Ehrloser", ein „literarischer Verbrecher" sei, und ich als bisheriger Redakt. des Hermes „kein ehrlicher Literator" sein würde, wenn ich „mit einem solchen Ehrlosen Gemeinschaft halten, ihm zum Hehler dienen" wollte.

Das ist hart, sehr hart, und kaum einem bloßen Dichter — genus irritabile vatum — zu verzeihen. Allein da Sie auch, wie Sie selbst sagen, ein „alter Jurispraktikus" sind, so sollten Sie doch wissen, daß man Beschuldigungen der Art streng beweisen muß, wenn man nicht selbst für einen Kalumnianten und Injurianten gelten will. Was führen Sie denn aber zum Beweise an? — Der Rezensent hatte gesagt, Sie wiesen in Ihrem Trauerspiele die Reichsräthe an, beträchtlich zu weinen. Dieß nennen Sie „angelogen". Denn — man höre! — im Ingurd stehe bloß die An-

weisung für die Reichsherren, „die Hände ihres sterbenden Kö„nigs in Thränen zu küssen.“

Das nenn' ich mir doch einen Beweis, wo man selbst das Abgeleugnete zugibt! — Wer die Hände eines Sterbenden in Thränen küßt, der ist unstreitig tief gerührt und weint gewiß beträchtlich, wenn nicht etwa der Schmerz alles Weinen erstickt, was aber hier bei Ihrer Anweisung, „in Thränen zu küssen,“ nicht vorausgesetzt werden kann. Und wenn nun gar die ganze Versammlung der Zuschauer im Schauspielhause dieses Küssen in Thränen sehen soll — was Sie doch wollen mußten, weil sonst Ihre Anweisung überflüssig wäre — so müssen die Schauspieler ja fast in Thränen zerfließen, also sehr beträchtlich weinen. Dieser Schluß ist um so richtiger, da jeder Sprachkenner weiß, daß die Redensart „in Thränen küssen“ elliptisch ist, indem sie bedeutet: gleichsam in Thränen aufgelöst küssen, also in der That so beträchtlich weinend küssen, als wollte man in Thränen zerfließen. So hat Rez. Sie verstanden; so hat er geschlossen — wenigstens bin ich davon, ohne ihn selbst befragt zu haben, mit aller in solchen Dingen nur möglichen Gewißheit überzeugt — also hat er Ihnen nichts „angelogen;“ also ist er auch kein „Ehrloser,“ kein „Verbrecher;“ und also bin auch ich kein „Hehler“ eines ehrlosen Verbrechers.

Doch gesetzt, Sie hätten das „in Thränen küssen“ ganz anders (Gott mag wissen, wie) gemeint; gesetzt also, Rez. (und ich mit ihm) hätte, aus Ihrem „in Thränen küssen“ das beträchtliche Weinen folgernd oder beides für einerlei haltend, fehl-geschlossen oder geschossen: ist denn ein Fehl-Schluß oder Schuß ein ehrloses Verbrechen? Hilf Himmel! Da wären Sie ja selbst der ehrloseste Verbrecher. Denn wie viel Fehl-Schlüsse oder Schüsse haben Sie nicht schon gemacht! — Selbst Ihre frühere Vermuthung, daß Hr. Prof. Clodius Rez. ihres Yngurd im Hermes sei, war ein gewaltiger Fehl-Schluß, indem Sie aus der (wirklichen oder auch nur eingebildeten) Aehnlichkeit dieser Rezension Ihres Yngurd und einer andern in der Leipz. Lit. Zeit. durch einen Salto mortale gleich auf Einerleiheit des Ursprungs schlossen. Daß Sie aber diese Vermuthung jetzt ableugnen und dem Publikum weiß machen wollen, Sie hätten unter „König Claudius“ nicht jenen Gelehrten, sondern bloß eine „literarische Maske“ verstanden, und jener Gelehrte sei in ihrem frühern Aufsatze nur so nebenbei als Verfasser einer

andern Schrift genannt — das, mein Herr Hofrath, ist gar ein arger Fehl-Schuß; denn er geht ins Blaue. Das Publikum ist nicht so einfältig, wie Sie glauben, und läßt sich nicht so leicht Nasen drehn.

Indeß scheinen Sie Ihrem Beweise selbst keine Beweiskraft zuzutrauen. Denn Sie fügen zur Verstärkung noch eine Drohung bei, die mich zwingen soll, Ihren Rez. (so nenn' ich ihn der Kürze wegen) öffentlich anzuzeigen. Sie sagen nämlich, wiewohl Sie sich keine „Thätlichkeiten" gegen mich erlauben wollten — was sehr klug ist — so würd' es mir noch schlimm ergehn, wenn ich Ihren Rez. nicht nennen wollte. „Gedacht und selbst gesagt" möchte mir „Mancherlei" werden; und Sie sähen dieß im Geiste „so klar" voraus — vermuthlich weil Sie schon im Anschlage liegen oder gar schon abgedrückt haben — daß es Ihnen — o der mitleidigen Seele! — „auch schon im Voraus leid thue". Mir thut es ebenfalls leid, aber wahrlich nicht um meiner, sondern um Ihrer willen. Denn was Sie auch von mir denken und sagen mögen, Sie haben dem Publikum nun selbst die Quelle Ihrer Gedanken und Worte verrathen; es wird darum weder Sie höher noch mich geringer achten, als es uns bisher geachtet. Eher könnte das Umgekehrte geschehen, wie in Betreff des Hrn. Clodius, dem Sie auch schon so viel Schlimmes nachgedacht und nachgesagt haben, daß er an öffentlicher Achtung mehr noch gewonnen als Sie verloren.

Aber Sie verderben sich Ihr Spiel durch Ihre unbesonnene Drohung noch mehr. Hätten Sie nicht gedroht, so konnt' ich Ihre Neugierde allenfalls befriedigen. Denn es ist mir gerade nicht verboten, Ihren Rez. zu nennen. Auch ist es kein schlechter Name, und der Mann selbst gehört weder zu den Professoren, die man jetzt so christlich von oben verfolgt, noch zu den Juden, die man jetzt eben so christlich von unten verfolgt, so daß es etwa für ihn gefährlich wäre, seinen Namen öffentlich zu nennen; ja er ist überhaupt so weit von Ihnen, daß Sie ihm schwerlich etwas anhaben könnten, wenn Sie auch so lange Arme, wie die Könige, hätten. Da Sie aber gedroht haben, bin ich gleichsam ein hermetisch verschloßner Krug geworden und gebe Ihnen daher die heiligste Versicherung, daß Sie von mir nimmermehr (es wäre denn im künftigen Leben, wo Sie hoffentlich die Müllnerei werden abgelegt und ein ziemlicheres Wesen angenommen haben) den Namen Ihres Rez. erfahren sollen. Nie hab' ich mir etwas

abdrohen lassen. Das Publikum und Sie selbst müßten mich verachten, wenn ich mir jetzt von Ihnen etwas abdrohen ließe. Sie sehen offenbar, ich darf Ihren Wunsch nicht befriedigen, wenn ich auch wollte. Seien Sie also barmherzig und thun Sie mir nicht gar zu viel zu Leide, damit es Ihnen nicht hinterher noch mehr leid thue, als es Ihnen schon im Voraus leid thut!

Doch Sie geben mir als ein „alter Jurispraktikus" noch einen „guten Rath", und zwar gratis, wofür ich schönstens danke, nämlich den, „aus der ganzen Sache einen Spaß zu machen". Nun lieb' ich zwar diejenigen Praktiken nicht, wodurch man aus Ehrlosigkeiten und Verbrechen einen Spaß, oder aus alten Büchern neue macht *). Da aber hier nur von einer Ihnen misfälligen Rezension die Rede, so mag es drum sein, damit Sie wieder eine „Lesefrucht" haben, die Sie nach Gefallen trocken oder wäßrig, bitter oder sauer, für die Elegante „einmachen" können. Sie beliebten nämlich Ihren ersten Aufsatz über jene Rezension mit dem nagelneuen Witze zu enden: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht" — was wohl heißen soll: „bis ich (Müllner) ihn mit meiner spizzigen Feder zerstoßen habe." Nun kann ich (Krug) auf diesen spaßhaften Witz oder witzigen Spaß leider nicht erwiedern, was vor langer Zeit jemand einem ebenfalls sehr beißigen Schriftsteller erwiederte, als dieser jenes Witzwort auch auf mich bezog, nämlich: „Dieser Krug geht nicht zu Wasser; er lies't nichts von Ihnen." Denn ich habe wirklich etwas von Ihnen gelesen. Da aber der seel. Kotzebue in seinem literarischen Wochenblatte (dessen Fortsetzung schon jetzt ein köstliches Pröbchen von dem enthält, was Sie mir künftig nachdenken und nachsagen werden) von ebendemselben Krug versicherte, er gehe nie zu Wasser, sondern nur zu Weine, „ohne sich jedoch zu berauschen": so muß der Wein, den Sie mir in Ihren Schriften vorgesetzt haben, wohl eine Sorte Weißenfelser, dessen Unschuld so sehr gerühmt wird, gewesen sein. Denn auf Ehre, berauscht hab' ich mich

*) S. Müllner's Elementarlehre der richterlichen Entscheidungskunde. Zweite Ausgabe, in der, laut der neuen Vorrede, keine einzige Zeile verändert, weggelassen oder zugesetzt worden; die daher überhaupt nur eine Wiederausbietung eines alten Buches zu sein scheint, weshalb auch diese Schrift, ungeachtet der Bitte des Verfassers, im Hermes nicht rezensirt wurde, indem man solche Praktik lieber verschweigen wollte. Dafür steht nun im Morgenblatt eine Rezension derselben — und von wem? — Rathe, wer kann!

noch nicht in Ihren Schriften, und ich möchte fast wetten, daß, wenn sich etwa sonst jemand darin berauscht hat, die Schuld von dieser Sünde nicht in Ihnen lag. Ich sage das aber nur so zum Spaße, und halte Sie vielmehr für das größte Genie in der Welt, für den elegantesten Fruchteinmacher und für den König aller Schriftsteller, dessen Legitimität kein rebellischer Rezensent mehr bezweifeln soll, und vor dessen Majestät ich mich zeitlebens in den Staub beugen werde, ersterbend in tiefster Demuth und höchster Bewunderung als

der unwürdigste Ihrer Anbeter

Leipzig,
den 12. Nov. 1819.

Krug,

bisheriger Red. des Hermes.

Erklärung und Bitte.

Da ich mit Hrn. Hofrath Müllner in Weißenfels in offne Fehde gerathen bin, so erklär' ich hiedurch auf meine Ehre, daß ich nie, weder unmittelbar noch mittelbar, irgend ein Urtheil von mir über denselben oder seine Schriften in ein öffentliches Blatt ohne meines Namens Unterschrift einrücken lassen werde. Dagegen bitt' ich aber auch alle ehrliche und redliche Redaktoren öffentlicher Blätter, von dem Hrn. Hofr. M., weder unmittelbar noch (so weit sie davon Kenntniß haben) mittelbar, irgend ein Urtheil über mich oder meine Schriften in ihre Blätter ohne seines Namens Unterschrift aufzunehmen. Hr. Hofr. M. sollte sich dieß zwar von nun an selbst zum Gesetze machen. Denn es ist unedel, im Dunkeln anzugreifen. Da er aber schon öfter — besonders wenn er es mit Gegnern zu thun hatte — sich erlaubt hat, sein meistens ganz persönliches Urtheil, verschiedentlich eingekleidet, in verschiedne Blätter anonym einrücken zu lassen

und so als eine Art von Stimmenmehrheit geltend zu machen: so ist es Pflicht der Herren Redaktoren, diesen in der Gelehrtenrepublik ganz unstatthaften Misbrauch der Anonymität nicht ferner zu dulden, weil dadurch das Publikum irregeführt wird.

Leipzig, den 12. Nov. 1819.

Krug.

Zeitgenossen.

Fünften Bandes

zweite Abtheilung.

*

Frau von Stael,

geborne Necker.

Nach Frau von Necker de Saussure

von W. A. Lindau.

Vorwort.

Nachstehende Schilderung einer der merkwürdigsten Zeitgenossinnen ist aus der trefflichen Notice sur le caractère et les écrits de Madame de Staël entlehnt, welche die in Paris erscheinende Sammlung der Werke der geistvollen Frau eröffnet. Die Verfasserin, Frau Necker de Saussure in Genf, die Tochter des berühmten Naturforschers Saussure, eine nahe Verwandte der Frau von Stael, die ihr den Schwesternamen gab, wurde von den Kindern ihrer Freundin aufgefodert, die Beobachtungen niederzuschreiben, welche sie während eines langen vertrauten Umgangs hatte machen können. Sie überwand ihre Bedenklichkeiten durch die Betrachtung, daß sie Frau von Stael, wenn es ihr gelänge, ihre Freundin so zu schildern, wie dieselbe ihr erschienen war, liebenswürdig zeigen werde. „Man hat," sagt sie, „die Züge, welche Frau von Stael auszeichnen, noch nicht zu einem Ganzen verbunden, man hat sich jenen erstaunenswürdigen Verein noch nicht vollständig erklärt, und das mehr blendende als wahre Licht, worin sie sich zeigte, ist weit, sehr weit entfernt, Alles zu beleuchten, was gut und bedeutend in ihrem Wesen war. Nichts von Allem, was aus ihr hervorgegangen ist, kann mit ihr selber verglichen werden. Ihr Geist war größer als ihre berühmtesten Schriften, wie ihr Herz größer als ihre edelsten Handlungen, und in ihrer Seele war ein Brennpunkt von Wärme und Licht, dessen zerstreute Strahlen nur schwache Ausströmungen sind."

Es sey, setzt sie hinzu, in mehr als einer Hinsicht wünschenswerth gewesen, daß die Kinder der Frau von Stael selber es unternommen hätten, ihre Mutter zu schildern; aber abgesehen, daß die Erinnerungen derselben nur einen sehr kurzen Zeitraum umfassen, gebe ihnen ein zu enges und zu heiliges Band, eine zu empfindliche und vielleicht zu argwöhnische Zärtlichkeit besondre Beweggründe zur Zurückhaltung und zum Schweigen. „Kinder," sagt sie, „können von einer berühmten und angebeteten Mutter nicht mit dem Anscheine von Unparteilichkeit reden. Eine gewisse furchtsame Scham, eine stets wieder erwachende Bewegung legt ihnen bald Zwang auf, und setzt sie bald in Verwirrung, wenn sie so innige Regungen erklären wollen. Sie wissen, daß man ihr Urtheil verwerfen wird, und wagen es nicht, ihr Herz zu ergießen. Ihr Stolz empört sich, sowohl wenn sie zur Huldigung aufzufodern scheinen, als wenn sie den Ausdruck ihrer gerechten Begeisterung unterdrücken." Nur die geübte Feder der Frau von Stael allein, fährt Frau Necker fort, würde solche Schwierigkeiten haben überwinden können, und dennoch habe ihr Aufsatz über das Privatleben ihres Vaters, *) ein Meisterstück von Gefühl und Beredtsamkeit, zu seiner Zeit nicht den Beifall erworben, der ihm gebühre.

Eine Geschichte ihrer Freundin zu schreiben, war nicht die Absicht der Verfasserin. Frau von Stael hat die wichtigsten Begebenheiten ihres Lebens theils in ihrem Werke über die französische Revolution, theils in einer Schrift unter dem Titel: Zehn Verbannungsjahre, erzählt. „Ihre Lebensereignisse," sagt Frau Necker, hatten, wie das Leben der meisten Frauen, fast

*) Abgedruckt in: Manuscrits de Mr. Necker, publiés par sa fille. Paris 1804.

gar Nichts von dem, was das Hervorſpringende und Einzige in ihrem Weſen bezeichnete. Nur den Männern allein iſt es vergönnt, ſich in ihren Handlungen zu ſchildern, und in ihrem äußern Leben den Gang ihrer Gedanken auszudrücken. Das äußere Leben der Frau von Stael hat Nichts, was der Erwartung gemäß wäre, die man ſich davon zu machen berechtigt iſt, und wer wird ſich in ihr Inneres verſetzen, um zu ſagen, was ſie gefühlt hat? Wer könnte ſich entſchließen, eine ſchwache und oft falſche Vorſtellung von dem zu geben, was ſie mit ſo viel Wahrheit und Kraft ausgeſprochen haben würde? Wie könnte man auch Dasjenige, was ſie gewirkt hat, von der Rolle ihrer Zeitgenoſſen abſondern, die meiſt noch auf der Bühne der Welt ſtehen; wie könnte man in dem feinen und verwickelten Gewebe der Geſchichte unſerer Tage ausmitteln, was ihr gehört?"

Frau von Stael allein, glaubt Frau Necker, würde mit ihrer ſcharfen Beurtheilung Andern und ſich ſelber den gebührenden Antheil beſtimmt, und ſich gerecht gewürdigt haben, ohne einen Augenblick ihre unerſchöpfliche Güte zu verläugnen. Die treue Geſchichte ihrer Gefühle und ihres Lebens ſey einer von den Schätzen, ſagt die Verfaſſerin, die wir hätten hoffen dürfen, wenn nicht der Tod ihre Freundin zu früh hinweg genommen hätte. „In politiſcher Beziehung," ſetzt ſie hinzu, „hat Frau von Stael, als Neckers Tochter und als Zeugin denkwürdiger Begebenheiten, ihre Ausſage ſelber niedergelegt, und es bleibt hier wenig nachzutragen. Der Einfluß, den ſie auf ihr Zeitalter ausgeübt hat, eignet ſich kaum zu einer Erzählung. Sie hat ihre Grundſätze verbreitet, ihre Geſinnungen ausgeſprochen; aber es lag nicht in ihrem Weſen, beſtimmte Rathſchläge zu geben und Entſchließungen vorzuſchreiben. Immer ihre Lage kennend, und nie vergeſſend, was der Augenblick foderte und was er verbot, hat ſie die Wahrheit geſagt und begreiflich ge-

macht; ihr Einfluß verliert sich in die Wirkung, die von der Gewalt der Umstände ausging."

„In den Schriften der Frau von Stael," fährt die Verfasserin fort, „muß man die Spur ihrer Eigenheit suchen, vielleicht eine schwache, aber dennoch außerordentlich glänzende Spur. Hier finden ihre Freunde, immer von Neuem angeregt, unauslöschliche Erinnerungen, hier erkennen sie selbst die liebevollen Empfindungen der Frau von Stael wieder, denn Alles, selbst der Gedanke, ging bei ihr aus dem Herzen hervor. Wenn man weiß, was sie war, fühlt man die Eigenheit ihrer Gesinnungen, während man die Wirkungen ihres Talents erblickt; man sieht sie wieder, wenn man sie liest; tausend Beobachtungen, die einst nur dunkel dem Geiste vorschwebten, werden bestimmter, und man wagt sie auszusprechen, weil man Nichts ohne Beweis behauptet. Da Frau von Stael überdieß alle Bemerkungen über sich selber und über die Ereignisse verallgemeinerte, so sind ihre Schriften gleichsam Denkwürdigkeiten ihres Lebens, in der Gestalt allgemeiner Begriffe, und wenn man dieselben nach der Zeitfolge der Entstehung prüft, kann man am besten den Gang ihres inneren Lebens verfolgen."

„Man lernt Frau von Stael um so genauer aus ihren Schriften kennen, da sie beim Schreiben mehr ihre innern Regungen ausdrücken, als Kunstwerke hervorbringen wollte. Schriftstellerischer Ruhm war nicht ihr höchstes Ziel im Leben; ihre Bücher sind das natürliche Ergebniß jener außerordentlichen Fülle von Gedanken, die sich in ihrem Geiste drängten, und nicht anders, als wenn sie dieselben niederschrieb, fest gehalten und vollständig entwickelt werden konnten. Sie dachte nicht nach, weil sie schreiben wollte, sondern sie schrieb, weil sie nachgedacht hatte. Man kann Frau von Stael nicht abgesondert von ihren Schriften betrachten. Ihr schriftstelle-

riſches Talent und ihre Beredtſamkeit im geſelligen Umgange ſtützen und bewähren ſich gegenſeitig; das eine beweiſt, daß ihre ſchnellen und erſtaunenswürdigen Worte die Prüfung aushielten, die andre, daß ihre herrlichſten Schriften aus lebendiger Quelle floſſen und gleichſam dichteriſche Eingebungen waren."

„Die Geſchichte wird in vielfacher Beziehung von Frau von Stael reden. Die Nachwelt wird in ihr eine Schriftſtellerin erblicken, die einen neuen Zeitpunkt in der Geſchichte der ſchönen Redekünſte, und vielleicht ſelbſt der politiſchen Wiſſenſchaften, bezeichnet, eine Frau, außerordentlich, wo nicht einzig durch ihre Geiſtesgaben, eine Frau, die in einer Zeit, welche an großen Begebenheiten ſo ungemein fruchtbar war, einen unmittelbaren Einfluß ausgeübt hat. Die zahlreichen Reiſen der Frau von Stael, die rege Theilnahme, welche ihre hinreißende Unterhaltung erweckte, der Zauber und die achtungswerthen Eigenſchaften, die ihr Anfangs das Wohlwollen und ſpäterhin die Zuneigung ihrer Zuhörer erwarben, die ausgezeichneten Menſchen aller Länder, die ſie überall um ſich verſammelte, die hohe Wichtigkeit der von ihr beſprochenen Fragen, und endlich die Kraft, die Eigenthümlichkeit und zugleich die Anmuth ihrer Ausdrücke; Alles dieß war die Urſache, daß ihre glücklichen Worte von Munde zu Munde gingen und ihre Meinungen in ganz Europa ſich verbreiteten."

Die Verfaſſerin will ihre Freundin in dieſer letzten Beziehung nur flüchtig betrachten; ſie will nur ſie ſelbſt prüfen; ſie will die Urſache der Wirkungen, welche Frau von Stael hervorgebracht hat, aufſuchen, aber nicht den Umfang derſelben beſtimmen. „Die Erforſchung des Charakters der Frau von Stael," ſagt ſie, „iſt um ſo anziehender, da es gewiſſermaßen die Erforſchung unſrer Natur im Großen iſt. Man ſieht bei ihr beſtimmt her-

vor treten, was in den meisten Seelen nur unbestimmt sich regt, weil sie nur durch den herrlichen Umfang ihrer Geistesgaben außerordentlich war. Alles war eigenthümlich bei ihr, aber nichts Seltsames in ihrem Wesen. Keine fremdartige Form war ihr eingedrückt worden, und selbst die Erziehung hatte keine tiefen Spuren bei ihr zurück gelassen. So wie auf ihre Urtheile, die sich in ihrer Aufrichtigkeit ungestüm äußerten, die öffentliche Meinung nie Einfluß gewann, eben so wenig wirkten in ihrem Innern Eigensinn und Laune darauf ein. Man wurde von ihr in ein dichterisches Gebiet eingeführt, in eine neue, und doch der wirklichen ähnliche Welt, wo alle Gegenstände, wenn auch größer und auffallender, wenn auch lebhafter gefärbt, doch in ihren gewöhnlichen Formen und Verhältnissen erschienen. Keine in unsrer Natur gegründete Eigenschaft und Stimmung ward bei ihr vermißt, und nur das Erkünstelte und Kindische allein ist ihr fremd geblieben. Für alle Gemüthsregungen war sie empfänglich, jedes begeisterte Gefühl ward von ihr begriffen, jede Ansicht von ihr aufgefaßt, und nichts Großes, nichts Bedeutendes hat sich in verschiedenen Erdgegenden und in verschiedenen Zeitpunkten der Gesittung im menschlichen Herzen entwickelt, das nicht in ihrem Innern einen Anklang gefunden hätte. In der wichtigsten Beziehung endlich, in Hinsicht auf die Religion, kann das Beispiel der Frau von Stael auch belehrend seyn. Dieser selbstständige Geist, dieser Verstand, dem jedes Licht so willkommen war, überzeugte sich von Tag zu Tage mehr von den hehren Wahrheiten des Christenthums. Das Leben hat für sie seine Bestimmung erfüllt, denn durch so viele Wechsel führte es sie zu jenem großen Gedanken, wohin wir Alle auf so verschiedenen Wegen gelangen."

Frau Necker verhehlt sich's nicht, daß man eine Schilderung von der Hand der Freundschaft mißtrauisch

aufnehmen werde. „Ich weiß nicht," sagt sie, „ob man meine Stimme mit Grunde verwerfen kann; offenherzig will ich jedoch sagen, daß ich allerdings nicht herab setzen will, aber auch nicht die Absicht habe, zu schmeicheln. Man kann Aufrichtigkeit, aber nicht Unparteilichkeit versprechen. Auch auf mich hat freilich der Zauber gewirkt, und die Rolle eines untheilnehmenden Richters könnte ich nicht übernehmen; aber ich hoffe zu beweisen, daß meine zärtliche Vorliebe keineswegs blind gewesen ist, und daß die mächtige Wirkung, die mein Herz empfunden, mit ihrer Ursache in Verhältniß gestanden hat. Und an wen wollte man sich denn wenden, um Frau von Stael kennen zu lernen? An ihre Feinde? Gewiß nicht. An Gleichgiltige? Wer wahrhaft in ihrer Seele gelesen hat, ist nicht gleichgiltig geblieben, und wer sie hinlänglich beobachten konnte, um im Stande zu seyn, sie zu schildern, mußte sie nothwendig lieben."

„Aber auch die Freundschaft will treu schildern," fährt die Verfasserin fort, „und die Aehnlichkeit zieht doch noch mehr an, als die Schönheit. Ist von Frau von Stael die Rede, so muß man sich vielleicht gegen den Hang wehren, alle Züge ein wenig zu stark anzugeben. Man will das Genie schildern, und das Genie hat immer eine eigene, in scharfen Zügen hervortretende Gestalt. Es erhebt sich zum Ideal, und verwirklicht dieses in seinen Werken, aber es ist nicht das Ideal selbst, und der Sterbliche, dessen Gedanken uns ergreifen und hinreißen, muß vielleicht eine Eigenthümlichkeit besitzen, die zu scharf gezeichnet ist, als daß strenge Regelmäßigkeit damit verbunden seyn könnte. Finden wir nun in derjenigen, die uns durch ihre glänzenden Geistesgaben hinreißt, ein liebevolles Wesen, voll Hingebung und Vertrauen, ganz Güte und Wahrheit in allen Lebensverhältnissen, so ist es sehr schwer, sich loszumachen. Die Zuneigung, die Frau von Stael einflößte, war

auch, wie verschiedener Art sie seyn mochte, ungemein lebhaft und innig. Sie zog unwiderstehlich an, und hatte sie Anfangs in Erstaunen gesetzt, so wußte sie bald zu fesseln. Die Art von Kraft, die mißfällig seyn kann, war ihr nicht eigen, sie besaß eine verführerische Mischung von kräftiger Empfindung und Biegsamkeit des Charakters. Es war so viel Wahrheit, so viel Liebe, so viel Größe in ihr; die göttliche Flamme war so glühend in ihrer Seele, so hell in ihrem Geiste, daß man den edelsten Neigungen des Innern zu folgen glaubte, wenn man sich an sie schloß, und man betrachtete sie als ein Wesen, das einzig war durch die Theilnahme, welche sie einflößte, und durch die hinreißende, dramatische Wirkung, die sie machte. Genie und Weiblichkeit waren innig in ihr vereint; wenn jenes durch sein Uebergewicht herrschte, so schien diese, bei ihrer regen Empfindlichkeit gegen Schmerz, sich zu unterwerfen, und zu der lebhaftesten Bewunderung gegen sie gesellte sich stets ein zärtliches Mitleid. Ihr Talent durchdrang sie ganz; es leuchtete in ihrem Auge, es gab ihren unbedeutendsten Aeußerungen seine Farbe, es gab ihrer Güte, ihrem Mitleid eine rührende, siegreiche Beredtsamkeit; aber es war auch die Qual ihres Lebens. Diese außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele und dieses Feuer, die in ihren Schriften sich offenbaren, konnten ihre Lebensschicksale nicht auslöschen. Ihre Seele war, wenn ich so sagen darf, lebendiger, als jede andere. Sie liebte, sie sah, sie dachte mehr; sie war fähiger zur Hingebung und zum Handeln, zuweilen auch fähiger zum Freudengenusse, aber auch empfänglicher für Leiden und furchtbar war die Stärke ihres Schmerzes. Nicht ihr Geist war Schuld an ihren Leiden und aus ihren hohen Einsichten hat sie nur Trost geschöpft; es war ihre mächtige, ihre verzehrende Einbildungskraft, jene Einbildungskraft des Herzens, der Hebel, womit sie die Seelen bewegte, was ihre eigene Seele erschütterte, und ihre Ruhe störte.

Und dieſe Gabe, die erhabenſte vielleicht von allen, dieſe Gabe, einzig in ihrer Verbindung mit andern eben ſo erſtaunlichen, machte ſie zu einem kühnen Genie und zu einer unglücklichen Frau. Es war ein zu großes Mißverhältniß zwiſchen ihr und Andern. Sie hatte das Geſchick der Menſchheit lange vorher begriffen, ehe ſie ſich zur Ergebung ſtimmte. Das Leben, zu bitter für ſie in ſeinen Schmerzen, war ihr zu einförmig in den Genüſſen, die es darbietet, und jener ſchöne Beweis für die Unſterblichkeit der Seele, das Mißverhältniß zwiſchen unſern Wünſchen und unſerm Looſe erhielt bei dem Blicke auf Frau von Stael eine neue Ueberzeugungskraft. Man glaubte einen höheren Geiſt zu ſehen, den ein neidiſches Schickſal dem Elende und den Täuſchungen des Erdenlebens ausgeſetzt und der bei ſeinen hohen Vorzügen das Leere und das Unglück dieſes Lebens nur deſto tiefer fühlte."

„So war Frau von Stael," fügt ihre Freundin hinzu, „als ſie Corinna, das Meiſterſtück ihres jugendlichen Talents, ſchrieb. Späterhin zeigte ſie eine Größe anderer Art, und man ſah, daß ihre hohen Gedanken mehr noch aus ihrer Geſinnung als aus ihrer Einbildungskraft hervorgingen. Der lange Widerſtand, den ſie willkührlicher Gewalt entgegen ſetzte, und die großen Opfer, die ſie edlen Meinungen brachte, verſchafften ihr den höchſten Lohn, einen doppelt kräftigen Aufſchwung ihrer ſchönſten Eigenſchaften. Ihre Seele ward nun geſtärkt, und ſie fand in einem höheren Gebiete ihr Gleichgewicht wieder. Mit der richtigen Anſicht, die ſie in einer ihrer erſten Schriften durch die Worte ausdrückte, daß die Moral die Natur der Dinge ſey, übte ſie ſich ſtets, in jedem Fehler die nothwendige Urſache eines Unglücks zu entdecken. Unfähig zum Haſſe, ward ſie nur dann zu lebhaftem Unwillen aufgeregt, wenn ſie ſah, daß man das Glück der Menſchen nicht achtete.

und so stammte selbst ihr Zorn aus dem Mitleid. Aus dieser Leidenschaft für das Glück Aller entsprang eine Weisheit, die selbst leidenschaftlich war, eine feurige, großherzige Weisheit voll Mitgefühl und Geist, eine Weisheit, die, kein Unglück benutzend, nicht eher zufrieden war, bis sie den Vereinigungspunkt zwischen den Umständen und dem Grundsatze gefunden, und Niemand zu große Opfer zu machen genöthigt war. So zeigte sie sich in ihren letzten Lebensjahren, so in jenem außerordentlichen Werke, wo sie uns noch einmal im vollen Glanze der Unsterblichkeit erschien, jenem Werke, wo sie dem französischen Volke über die Bestimmung und die schönen Gaben, die ihm angewiesen, strenge Rechenschaft abfodert, aber immer durch die Hoffnung es erhebt, und mit ihrer himmlischen Palme ihm den Weg des wahren Ruhmes und einer weisen Freiheit zeigt."

Frau Necker sieht in den hohen Geistesvorzügen der Frau von Stael mehr eine große Naturerscheinung, als das Ergebniß von Anstrengungen und Umständen, und glaubt, ihre Freundin würde in allen Lebenslagen sehr merkwürdig gewesen seyn; eben so wahr aber scheint es ihr zu seyn, daß nur ein seltener Verein von äußern Ursachen die erste Entwickelung des Geistes der außerordentlichen Frau begünstigt habe, und eben diese Begünstigungen sollen der Gegenstand ihrer Untersuchung seyn. Sie hat Frau von Stael in ihrer Kindheit nicht gekannt, beruft sich aber auf Nachrichten aus zuverlässigen Quellen; von der Zeit hingegen, wo Frau von Stael die schriftstellerische Laufbahn betrat, soll der Gedankengang derselben in ihren Schriften verfolgt und von den Ereignissen ihres Lebens soviel herausgehoben werden, als nothwendig ist, um die Beweggründe ihrer Geistesarbeiten zu erklären. Die Bemerkungen über den Charakter und die Lebensweise der Frau von Stael, wozu bei jenen Entwickelungen sich keine passende Stelle fand, und

überhaupt die Schilderung der trefflichen Frau im häuslichen und geselligen Kreise wird der Darstellung ihrer geistigen Wirksamkeit folgen.

Die Aufgabe, welche die Verfasserin sich gemacht hat, gebe ich hier größtentheils mit ihren eigenen Worten wieder, da der Gesichtspunkt, woraus sie Frau von Stael betrachten will, so am Besten angedeutet wird. Ihre Darstellung, die ich dem deutschen Leser in diesen Bogen treu mittheile, ist, wenn auch keine vollständige Schilderung der äußern Lebensschicksale der Frau von Stael, doch der gehaltvollste Beitrag zu ihrer Geschichte, den wir bis jetzt erhalten haben, die trefflichste Würdigung ihres Geistes und ihrer herrlichen Eigenthümlichkeit.

Ueber die Familie der Frau von Stael haben die Zeitgenossen bereits früher (die Familie Necker im 14ten Hefte) Nachrichten mitgetheilt, und es möge zur Ergänzung derselben hier nur noch hinzugefügt werden, daß Anna Germaine Necker, Baronin von Stael-Holstein im Jahre 1765 zu Paris geboren wurde, wo sie im Julius 1817 nach beinahe siebenmonatlichen Leiden starb. Ueber ihren Vater gab uns A. W. von Schlegel einige gediegene Worte im 3ten Hefte der Zeitgenossen, und im 14ten Hefte ward ein Aufsatz von C—r über Necker den Staatsmann geliefert. Ueber den Charakter und die Werke der Frau von Stael hat Professor K. J. Schütz einige treffende Bemerkungen im 9ten Stücke dieser Zeitschrift mitgetheilt. Gern erinnert man sich auch an die Worte, welche die geist- und gefühlvolle Frieberike Brun geborene Münter in Kopenhagen, eine vieljährige vertraute Freundin der Frau von Stael, bald nach dem Tode derselben im Morgenblatte (1818 Nr. 229—30) sprach, und es ist ein Zeugniß mehr für die Richtigkeit der Beobachtungen der Frau Necker de Saussure, wenn

die edle deutſche Frau und die treffliche Schweizerin ſich in ihren Anſichten und Urtheilen oft merkwürdig begegnen. Mit Frau Brun mögen hier noch einmal auf die herrliche Frau die Worte Arioſto's angewendet werden:

Natura la fece e poi ruppe la stampa.

W. A. S.

Erſte Abtheilung.

I.

Erziehung und erſte Jugend.

Die Mutter der Frau von Stael, Frau Necker, beſaß bei ihrer Verheirathung eine gründlichere und umfaſſendere Geiſtesbildung, als ihre Tochter in gleichem Alter. Sie verdankte ihrem Vater, einem gelehrten Geiſtlichen, Kenntniſſe, wie Frauen ſelten ſie beſitzen, und jenen Sinn für geordnetes Lernen, der zur Erwerbung aller Kenntniſſe hilft. Mit feſtem Gemüthe, kräftigem Verſtande und großem Arbeitsfleiße begabt, hatte Frau Necker Viel durch Lernen errungen, und war daher geneigt, zu glauben, man könne Alles erlernen. Sie trachtete alſo, ſich ſelber kennen zu lernen, die Welt und die Menſchen kennen zu lernen, ſo wie die Kunſt, zu ſchreiben, zu ſprechen, ein Haus zu führen, und vor allen Dingen die Kunſt, ihre Grundſätze rein zu erhalten, ohne Etwas zu verſäumen, was den Geiſt umfaſſender machen kann. Sie richtete ihre Aufmerkſamkeit auf Alles, machte ſehr feine Bemerkungen, die ſie ſtreng zu ordnen wußte, und woraus ſie eine Richtſchnur für ihr Betragen ableitete. In ihren Augen erhielten ſelbſt kleine Einzelheiten höhere Bedeutung und Wichtigkeit, weil ſie dieſelben an die hohen Ideen von Religion und Sittlichkeit anknüpfte, und ihr ziemlich metaphyſiſcher Verſtand ſich gern damit beſchäftigte, die Berührungspunkte zu finden. Während ſie auf dieſe Art mit den geringſten Vorfällen im Leben das Pflichtgefühl in Verbindung brachte, erſparte ſie ſich Unſchlüſſigkeit und Nachreue, aber dieſe ein wenig künſtliche Verbindung ward nie von Andern ſo gut gefühlt, als von ihr ſelber.

Dieſe Art von Geiſtesanſtrengung iſt in den vermiſchten Schriften der Frau Necker*) treu ausge-

*) Mélanges.

drückt. Es herrscht in diesem Werke, das im Auslande, besonders in Deutschland, mit großem Beifalle aufgenommen wurde, eine merkwürdige Feinheit des Sinnes, und es ist an sich selbst ein anziehendes Schauspiel, eine junge und schöne Frau zu sehen, die aus der tiefsten Einsamkeit in eine glänzende Lage versetzt, und dann auf die höchste Stufe im Staate erhoben, ihren schon sehr gebildeten Geist auf alle Gegenstände einer, für sie neuen, Welt richtete, und die Menschen beobachtete, in der doppelten Absicht, unter ihnen Beifall zu gewinnen und sich zu vervollkommnen.

Bei dieser, stets auf das Gute gerichteten, Aufmerksamkeit der Frau Necker fehlte es jedoch ihrem Betragen an Leichtigkeit, man bemerkte das Gezwungene in ihrem Wesen und fühlte sich selber gezwungen. Ihre Gemüthsart würde wahrscheinlich rauh, ihr Wille leidenschaftlich geworden seyn, hätte sie nicht früh die Nothwendigkeit gefühlt, sich zu bezwingen, und wie sie selber Viel durch Anstrengung errungen, verlangte sie Anstrengung auch von Andern, und gewährte nur Nachsicht, wenn es ihr Geist deutlich als Pflicht christlicher Liebe erkannte. Herr Necker schilderte sie einst sehr treffend, als er bei einer vertraulichen Mittheilung sagte: „Es fehlte meiner Frau, um durchaus für liebenswürdig zu gelten, vielleicht Nichts, als daß man ihr etwas zu verzeihen gehabt hätte."

Es mißlang ihr jedoch keineswegs, wenn sie fesseln wollte; sie war nicht sparsam mit verdientem Lobe; ihre blauen Augen waren sanft und zuweilen schmeichelnd, und es sprach aus ihren Zügen ein Ausdruck von höchster Reinheit, ja selbst Aufrichtigkeit des Gemüthes, der mit ihrer hohen, ein wenig zu geraden, Gestalt in einem reizenden Gegensatze stand.

Der Zauber der Kindlichkeit vermochte wenig über Frau Necker, sie hatte die Natur zu sehr bezwungen, als daß ihr Viel von natürlicher Regung übrig geblieben wäre. Was sie lieben sollte, mußte sie bewundern, und eine ahnungsvolle, durch Regungen der Einbildungskraft genährte, Zärtlichkeit mußte ihr ein wenig fremd bleiben. Dankbarkeit war in ihren Augen das erste aller Bande; sie hatte daher ihren Vater innig geliebt, und jene hohe Kindesliebe, die man ein auszeichnendes Merkmal dieses Hauses nennen möchte, hatte schon in ihr sich ge-

zeigt. Gott, ihre Aeltern, und ihr Gemahl, den sie auch als ihren Wohlthäter ehrte, waren die einzigen Gegenstände ihrer glühenden Zuneigung.

Sie unternahm dennoch die Erziehung ihrer Tochter mit jenem feurigen Eifer, den ihr stets der Pflichtgedanke einflößte. In ihren Ansichten über Menschenbildung wich sie gänzlich von Rousseau ab. Man weiß, daß dieser, von dem Grundsatze ausgehend, daß nur die sinnliche Anschauung die Quelle unsrer Ideen sey, behauptet hat, man müsse mit der Ausbildung der Sinnenwerkzeuge beginnen, wenn man zu einer Entwickelung der geistigen Menschennatur gelangen wolle, die weder unregelmäßig, noch trüglich sey. Diese an sich sehr bestreitbare Behauptung hat stets hohen und gottinnigen Gemüthern schon bloß darum mißfallen, weil sie dem Sinnlichen eine zu große Gewalt über die geistige Natur einzuräumen schemt. Frau Necker, gewohnt, den Materialismus in allen Gestalten zu bekämpfen, glaubte, die Grundsätze desselben in dieser Lehre zu erkennen. Sie wählte daher einen ganz entgegengesetzten Weg, und wollte auf den Geist unmittelbar durch den Geist wirken. Sie meinte, man müsse einem jungen Kopfe eine große Menge von Ideen mittheilen, ohne mit der Anordnung derselben zu viel Zeit zu verlieren, überzeugt, daß der Verstand träge werde, wenn man ihm diese Arbeit erspare. Diese Verfahrungsart ist ebenfalls nicht ohne Nachtheile, aber in Hinsicht auf Entwickelung der Denkkraft läßt das Beispiel der Frau von Stael vermuthen, daß sie wirksam sey.

Fräulein Necker war munter, lebhaft, offenherzig. Ihre Gesichtsfarbe war ein wenig braun, aber belebt, und ihre großen schwarzen Augen blitzten schon von Geist und Freundlichkeit. Die Liebkosungen des Vaters, der das Kind stets zum Reden ermunterte, stritten einigermaßen gegen die strengern Absichten der Mutter, aber das Mädchen wurde durch den Beifall, den ihre witzigen Einfälle erhielten, jeden Augenblick zu neuen aufgeregt, und schon zeigte sich in ihren Antworten auf ihres Vaters beständige Scherzreden jene Verschmelzung von Fröhlichkeit und Rührung, die in ihrem Verhältnisse zu ihm so oft sichtbar geworden ist. Der Gedanke, ihren Aeltern Vergnügen zu machen, war bei ihr ein ungemein reger Beweggrund. So glaubte sie z. B., als sie, ein zehnjähriges Mädchen, die Bewunderung bemerkte, die

Gibbon ihren Aeltern einflößte, es sey ihre Pflicht, diesen Mann — und man weiß, wie abstoßend sein Aeußeres war — zu heirathen, um ihren Aeltern immer den Genuß einer so angenehmen Unterhaltung zu verschaffen, und sie sprach ernstlich mit ihrer Mutter von dieser Verbindung.

Frau von Stael war, möchte man glauben, immer jung und nie ein Kind. „In Allem" — sagt die Frau, der hier nacherzählt wird — „was man mir über diesen Gegenstand mitgetheilt hat, finde ich nur einen einzigen Zug, der das Alter der Kindheit verräth, und selbst darin werden die Geistesanlagen sichtbar. Sie belustigte sich in ihrer Kindheit damit, Könige und Königinnen von Papier zu machen, und Trauerspiele damit aufzuführen. Sie schloß sich ein, um diesem verbotenen Vergnügen sich zu überlassen, und daher ist ihr die einzige Gewohnheit geblieben, die man an ihr bemerkte, nämlich, ein Fähnchen von Papier oder Laub zwischen den Fingern zu drehen."

„Um das elfjährige Mädchen und zugleich das häusliche Leben ihrer Mutter um diese Zeit zu schildern" — fährt die Erzählerin fort — „will ich einige Stellen aus einem Aufsatze über die Kindheit der Frau von Stael anführen, der von der geistreichen Frau Rilliet, damals Fräulein Huber, herrührt, die stets in vertrauter Verbindung mit ihr stand. Fräulein Huber, die eine sorgfältige Erziehung erhalten hatte, und zu einer befreundeten Familie gehörte, sollte nach dem Wunsche der Frau Necker die Freundinn ihrer Tochter werden. Sie erzählt, wie sie Fräulein Necker zum ersten Mal gesehn, wie das Mädchen bei dem Gedanken, eine Gesellschafterin zu erhalten, in Entzücken gerathen sey, und ihr versprochen habe, sie ewig zu lieben. „Sie sprach mit „einer Wärme und Leichtigkeit, die schon Beredtsamkeit „waren, und einen lebhaften Eindruck auf mich machten. „Wir spielten nicht wie Kinder. Sie fragte mich so„gleich, was für Lehrstunden ich habe, ob ich einige „fremde Sprachen kenne, ob ich das Schauspiel häufig „besuche. Auf meine Antwort, daß ich nur drei bis „viermal im Schauspiel gewesen sey, wunderte sie sich „sehr, und versprach mir, oft mit mir hinzugehen; und „nachher, setzte sie hinzu, müßten wir den Inhalt jedes „Stückes, und was uns am meisten bewegt hätte, nieder-

„schreiben, wie es ihre Gewohnheit sey. Auch müßten „wir uns, sagte sie weiter, jeden Morgen schreiben....
„Wir traten in das Besuchzimmer. Neben dem Lehn„stuhle der Frau Necker stand ein kleiner hölzerner Stuhl, „worauf ihre Tochter sich setzte, die sich immer sehr ge„rade halten mußte. Kaum hatte sie ihren gewöhnlichen „Platz eingenommen, als drei bis vier alte Männer sich „ihr näherten, und mit dem innigsten Antheile sich mit „ihr unterhielten. Einer von ihnen, der eine kleine „runde Perücke trug, faßte ihre Hände, hielt sie lange „umschlossen, und sprach mit ihr, als wäre sie fünf und „zwanzig Jahre alt gewesen. Dieser Mann war Ray„nal; die Andern waren Thomas, Marmontel, „Marquis von Pesay und Baron Grimm. — Man „setzte sich zu Tische. Man mußte sehen, wie Fräulein „Necker zuhörte. Sie öffnete den Mund nicht, und „doch schien auch sie an dem Gespräche Theil zu nehmen, „so ausdrucksvoll waren ihre beweglichen Züge. Ihre Au„gen folgten den Blicken und Bewegungen der Redenden, „und es war, als ob sie den Gedanken derselben ent„gegengekommen wäre. Sie faßte Alles, selbst was „Staatssachen betraf, die schon zu jener Zeit einen der „anziehendsten Stoffe gesellschaftlicher Unterhaltung gaben. „Nach Tische kam viel Gesellschaft. Jeder, der zu Frau „Necker trat, wendete sich auch zu ihrer Tochter, um „ihr eine Artigkeit oder einen Scherz zu sagen. Sie „antwortete immer mit leichter Anmuth, und man fand „Vergnügen daran, sie anzugreifen, sie in Verlegenheit „zu setzen, und die junge Einbildungskraft zu reizen, „die schon so glänzend erschien. Die geistreichsten Män„ner beschäftigten sich am meisten damit, sie zum Reden „zu bringen. Man fragte die Kleine über die Bücher, „die sie las, schlug ihr neue vor, und weckte ihren Lern„trieb, indem man von demjenigen, was sie wußte, oder „nicht wußte, sich mit ihr unterhielt."

Nach den Erziehungsgrundsätzen ihrer Mutter lernte Fräulein Necker mit angestrengtem Fleiße, hörte viele Unterredungen an, die über die Fassungskraft ihres Alters gingen, und sah die besten Schauspiele. Ihre Vergnügungen, wie ihre Obliegenheiten, waren Geistesübungen, und der Natur, welche ihr eine Vorliebe dafür mitgegeben hatte, wurde auf alle Weise nachgeholfen. Auf diese Art gelangten ausgezeichnet starke Geistes-

kräfte zu einer erstaunlichen Höhe. Als im Jahr 1781 der Bericht über den Staatshaushalt (Compte rendu) erschien, schrieb Fräulein Necker einen Brief ohne ihren Namen, der die Aufmerksamkeit ihres Vaters nicht wenig reizte, aber sogleich erkannte er ihre Darstellungsart. Von ihrer zartesten Jugend an hat sie sich mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Sie schrieb Charakterschilderungen, Lobreden. In ihrem funfzehnten Jahre machte sie Auszüge aus Montesquieu's Werke über die Gesetze, mit eigenen Bemerkungen begleitet. Raynal wollte sie veranlassen, für sein großes Werk einen Aufsatz über den Widerruf der Verordnung von Nantes zu schreiben.

Diese Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten wurde von ihrem Vater keinesweges ermuntert; er konnte sie nur entschiedenen Geistesvorzügen zu Gute halten, weil er von Natur die Schriftstellerinnen nicht leiden konnte.

Das Gefühl des Mädchens wurde auf gleiche Weise entwickelt. Das Lob, welches ihren Aeltern gegeben ward, entlockte ihr Thränen; sie hing an Fräulein Huber mit einer Art von Leidenschaft, und ihr Herz pochte bei dem Anblicke berühmter Menschen. Auch die Bücher, welche sie las, machten um so mehr einen ungemein lebhaften Eindruck auf sie, da Frau Necker, mehr strenge als wachsam, nicht immer die Wahl derselben leitete. Sie hat späterhin selber gesagt, Clarissa's Entführung sey eines der wichtigen Ereignisse ihrer Jugend gewesen. Die Natur hatte der Frau von Stael neben einer großen Regsamkeit des Gemüths etwas Ernstes und Feierliches gegeben, das sich in ihren Darstellungen, wie in ihrem Geschmacke zeigte. Was sie unterhielt, sagt Frau Rilliet, war dasjenige, was ihr Thränen auspreßte.

So viele Anregungen und so starke Reize gaben da, wo, um glücklich zu leben, wenigstens Beschränkungen nöthig gewesen wären, dem Gemüthe eine bewundernswürdige Thätigkeit, aber die leiblichen Kräfte litten, und besonders wurde durch den Lernfleiß die zu sehr angestrengte Kraft aufgerieben. Frau von Stael fühlte sich stets durch eine anhaltende Aufmerksamkeit erschöpft, und um so bewundernswürdiger ist die Höhe, wozu sie sich bei der Erörterung schwieriger Gegenstände erhoben hat. Ein seltener Scharfblick brachte sie zum Ziele, ohne daß man sie je auf dem Wege sah.

Die Gesundheit des vierzehnjährigen Mädchens ward schwächer von Tage zu Tage. Doctor Tronchin erregte Besorgnisse. Er verordnete sogleich den Genuß des Landlebens, und verlangte, daß Fräulein Necker in freier Luft sich aufhalten und alles anstrengende Lernen aufgeben sollte.

Frau Necker sah bei dieser Gelegenheit mit Schmerz ihre Erwartungen vereitelt, und durch die neue Anordnung alle ihre Entwürfe gestört. Ihre Tochter war der große Gegenstand ihres Ehrgeizes, und umfassenden Kenntnissen entsagen, war nach ihrer Ansicht eben so viel, als jede Auszeichnung aufgeben. Sie besaß nicht jene Gewandtheit, welche mit den Hülfsmitteln zu wechseln erlaubt, und da sie die Fortschritte ihrer Tochter nicht mehr nach ihrer Absicht fördern konnte, so hörte sie auf, dieselbe als ihr Werk anzusehen.

Aber eben diese Freiheit, die nun dem Geiste des Fräuleins gewährt wurde, gab ihr die Anregung zu einem höhern Schwunge. Sie trat aus einem arbeitfleißigen Leben in ein ganz dichterisches, und zu der Einbildungskraft wurden die reichlichsten Nahrungssäfte geleitet. Sie durchstrich an der Seite ihrer Freundin die Gebüsche von St. Ouen, und die beiden Mädchen, wie Nymphen oder Musen gekleidet, sprachen Verse, machten Gedichte und Schauspiele aller Art, die sie sogleich aufführten.

Es war für Fräulein Necker eine glückliche Folge dieser Geschäftlosigkeit, daß sie sich alle Mußestunden ihres Vaters zu Nutze machen konnte. Sie ergriff auch die geringste Gelegenheit, sich ihm zu nähern, und fand in seiner Gesellschaft Vergnügen und Vortheil in hohem Grade. Ihr Geist überraschte ihn mit jedem Tage mehr, und dieser Geist war nie bezaubernder, als gerade bei ihm. Seine Tochter bemerkte bald, daß Zerstreuung und Unterhaltung ihm Bedürfniß war, und sie hatte nach den Umständen immer neue Mittel bereit, sie versuchte Alles und wagte Alles, um ihm ein Lächeln abzugewinnen. Necker war nicht verschwenderisch mit seinem Beifalle, seine Blicke schmeichelten mehr als seine Worte, und er hielt es für lustiger und auch für nöthiger, Fehler aufzustechen, als Verdienste hervor zu heben. Seine Spöttereien lauerten auf das geringste Versehen; keine Anmaßung, keine Uebertreibung, kein falscher Ton irgend einer Art, konnte ihm unbemerkt entgehen. „Dem un-

glaublichen Scharfblick meines Vaters," sagte Frau von Stael oft, „verdanke ich die Offenheit meines Wesens und meinen schlichten Geist. Er zog jeder Ziererei die Larve ab, und bei ihm habe ich mich gewöhnt, zu glauben, daß man klar in meinem Herzen lese." *)

Diese Unterhaltungen, wovon Frau Necker nicht ausgeschlossen war, deren Wesen aber ihre Gegenwart veränderte, konnten ihr nicht ganz behagen. Sie besaß in hohem Grade die Bewunderung, das Vertrauen und selbst die Liebe ihres Mannes, aber ihre Tochter konnte besser als sie in jenen lebhaft aufregenden, durch Ueberraschung reizenden Ton einstimmen, den man zuweilen an Necker bemerkte. Das junge Mädchen zeigte den Geist ihrer Mutter, aber auch sonst noch viel andern Geist. Frau Necker wünschte, man möchte nur durch die Eigenschaften gefallen können, die sie selber besaß, ihre Tochter aber gefiel gerade durch dasjenige, was in ihrer Gemüthsart ihrem Glücke gefährlich war. Frau Necker hätte gegen den Beifall, der trotz ihren Rathschlägen gewonnen wurde, sich auflehnen mögen, aber der Beifall schien sich gegen eben diese Rathschläge aufzulehnen. Fräulein Necker beging überdieß tausend Unbedachtsamkeiten. Sie war so lebhaft und ließ sich so leicht hinreißen, daß sie unaufhörlich Versehen beging, und Kleinigkeiten hatten in ihren Augen gar keine Bedeutung, während ihre Mutter meinte, daß kleine Dinge Zubehörungen von großen sind. Wenn sie nun, um sich vor dem Vorwurfe der Uebertretung irgend einer Umgangsvorschrift zu retten, sich ein wenig hinter ihren Vater zurückzog, sammelten sich bald geistreiche Männer um sie; Necker lächelte unwillkührlich über irgend ein Wort, das er hörte, und die Hauptunterhaltung war gestört.

Nur die Besorgniß, den ersten Platz in der Zuneigung ihres Mannes zu verlieren, konnte in der hohen Seele der Frau Necker eine Regung von Eifersucht erwecken. Die Mutter würde, wenn sie in den Vorzügen, die sie selber besaß, sich von ihrer Tochter übertroffen gesehen hätte, in den Beifall eingestimmt haben, der ihr

*) Je dois à l'incroyable pénétration de mon père la franchise et le naturel de mon esprit. Il démasquoit toutes les affectations, et j'ai pris auprès de lui l'habitude de croire que l'on voyoit clair dans mon coeur.

als eine Folge ihres eigenen erſchienen wäre, und ſie würde ſich überredet haben, ihr Mann liebe ſie in ſeiner Tochter. Hier aber konnte ſie Nichts als ihr Eigenthum in Anſpruch nehmen, da Alles Gabe der Natur zu ſeyn ſchien. Wenn Necker ſich der Aeußerungen eines Geiſtes freute, der kein Vorbild und nicht ſeines Gleichen hatte, ſo fühlte ſie Unmuth und Unluſt, und mit einer leiſen Mißbilligung beſchönigte ſie ſich ſelbſt ihre Eiferſüchtelei. Der Frau Necker konnte man nur auf einem Wege gefallen. „Als ich"—ſagt ihre Verwandte, Frau Necker de Sauſſüre—„zu der Zeit, wo der Ruhm der Frau von Stael noch neu für mich war, der Mutter mein Erſtaunen über die außerordentliche Auszeichnung ihrer Tochter äußerte, antwortete ſie mir: das iſt durchaus Nichts gegen dasjenige, was ich aus ihr machen wollte! Dieſes Wort überraſchte mich ſehr, weil es Verſtandesvorzügen ausſchließend den Preis zuerkannte, und eine innige Ueberzeugung ausdrückte."

Fräulein Necker verrieth ihre ungemein ſanfte Gemüthsart nie mehr, als wenn ihre Mutter ihr Vorwürfe machte. Stolz auf den Beifall, den ſie von ihrem Vater und allen ausgezeichneten Männern erhielt, legte ſie vielleicht nicht Werth genug auf die Stimme ihrer Mutter, und gab ſich auch wohl nicht Mühe genug, ſie wieder an ſich zu ziehen, aber dennoch hegte ſie ſtets hohe Ehrerbietung gegen ihre Mutter, und ſprach dieſes Gefühl laut aus. Von Jugend auf geübt in lebhaften, treffenden Antworten, hat ſie doch nie ein Wort geſagt, das ihre Mutter in einem nachtheiligen Lichte gezeigt hätte.

Nur noch ein paar Worte über Frau Necker, deren Einfluß auf ihre Tochter nicht weiter ging. Von zweierlei Art war dieſer Einfluß. Sie gab ihrer Tochter eine feurige Seele, eine tiefe Empfänglichkeit des Gemüthes, Begeiſterung für Schönes und Großes, ein lebhaftes Gefallen an Witz, allen Geiſtesanlagen und jeglicher Auszeichnung, dagegen hat ſie aber auch, ohne Zweifel gegen ihren Willen, ihre Tochter getrieben, ſich mit ihr in Gegenſatz zu ſtellen. Der Zwang, den man in Gegenwart der Frau Necker fühlte, war ihrer Tochter peinlich geweſen, und da ſie ihrer Mutter viele Einſichten und Tugenden verdankte, ſo glaubte ſie, es ſey, um Alles gut zu machen, Nichts nöthig, als jede Anſtrengung zu unterdrücken. Sie meinte, bloß durch die Regungen eines guten Herzens, durch den glücklichen

Antrieb eines edeln Gemüths Alles werden zu können, was ihre Mutter durch Verstandesanstrengung und sorgfältige Selbstbewachung geworden war, und sie wollte zeigen, wie weit natürliche Gaben gehen, weil ihre Mutter das Vermögen errungener Eigenschaften gezeigt hatte.

Diese Absicht, die allerdings nicht völlig zur Entschiedenheit gediehen war, hat doch sehr lange auf die Urtheile der Frau von Stael Einfluß gehabt. Ihre Bewunderung gegen Tugenden, die der ersten Aufregung des Gemüths ihren Ursprung danken, war zu ausschließend und zu sehr zum Grundsatze erhoben. Die natürlichen Eigenschaften sind ohne Zweifel die einnehmendsten, aber warum soll man sie preisen? Muß man die Menschen reizen, bald stolz zu seyn auf dasjenige, was sie sind, bald zu verzweifeln an dem, was sie werden können? Und was ist achtungswürdiger auf Erden, als ein tugendhafter Wille?

Frau von Stael hat dieß selber erkannt, als ihre Begriffe durch Nachdenken gereift waren, und besonders, als sie, durch bessere Religionsansichten inniger ergriffen, Alles in einem richtigern Lichte sah. Mit den Jahren lernte sie auch das Verdienst ihrer Mutter besser schätzen. „Je länger ich lebe," — sprach sie zu Frau von Necker de Saussüre — „desto besser begreife ich meine Mutter und desto mehr fühlt mein Herz das Bedürfniß, sich ihr zu nähern."*)

Denke man sich also Frau von Stael in ihrer ersten Jugend, wie sie mit Vertrauen ins Leben hinaus tritt, das ihr nur Glück versprach; zu wohlwollend, um den Haß zu ahnen, und zu sehr Freundin jeder Geistesanlage bei Andern, um Mißgunst zu argwöhnen. Sie pries schöpferischen Geist, edle Schwärmerei, Begeisterung, und war selber ein Beweis, wie mächtig jene sind. Ruhmliebe und Freiheitsliebe, der natürliche Reiz der Tugend, und der Zauber zärtlicher Empfindungen haben abwechselnd ihrer Beredtsamkeit Stoff dargeboten. Auch glaube man nicht, ihr Kopf habe immer geschwärmt; sie behielt Geistesgegenwart, und ihr Ungestüm riß sie nicht hin. In einem Lande, wo die Spötterei so sehr

*) Plus je vis, plus je comprends ma mère, et plus mon coeur a le besoin de se rapprocher d'elle.

zu fürchten ist, hat sie dem Spotte keine Blößen gegeben, denn sie erhob sich über das Gebiet, wo derselbe waltet.

Freilich suchte man, ehe sie sich ihren Platz in der Welt bezeichnet hatte, die öffentliche Meinung über sie irre zu führen. Es war nicht schwer, Gelegenheit zum Tadel zu finden. Man erzählte sich, sie habe bei dieser oder jener Gelegenheit gegen einen Gebrauch angestoßen, eine Umgangssitte verletzt, oder den feierlichen Ernst, den die Umstände vorgeschrieben, durch ihr Benehmen gestört. Eine verfehlte Verbeugung, ein verschobener Kleidbesatz bei ihrer Vorstellung am Hofe, die im Wagen vergessene Haube, als sie der Herzogin von Polignac einen Besuch machte, alles dies waren Gegenstände der Unterhaltung für ganz Paris. Sie selbst aber faßte diese Geschichtchen auf, und erzählte sie mit ungemeiner Anmuth. Kein böser Wille konnte gegen ihre Güte Stand halten, und stets wußte sie mit ungemeinem Feinsinne die Antwort auf unausgesprochene Vorwürfe zu ahnen. Wenn sie sich mit ganzer Seele der Unterredung hinzugeben schien, fand sie mit einem Blicke ihre Widersacher aus, und im Vorbeigehn wußte sie den Angriff derselben zu vereiteln, den Gegner zu fesseln, oder ihn niederzuwerfen. Nie stritt sie hartnäckig, nie mit Bitterkeit, und wenn der Streit ernsthaft zu werden drohte, gab sie der Unterhaltung schnell eine fröhliche Wendung und ein glückliches Wort erwarb ihr allgemeinen Beifall. Hätte man es darauf angelegt, sie in Verwirrung zu bringen, so würde man ohne Beifall geblieben seyn; denn ihre Unterhaltung war so anziehend, daß alle Zuhörer für sie waren, und wer sie wehrlos gemacht hätte, würde es selber unmöglich gefunden haben, sie in der Kampfbahn zu ersetzen.

So schilderte sie ein Gelehrter, einer ihrer Freunde, in einem ungedruckten Aufsatze, woraus Frau Necker von Saussüre, die ihre Freundin in früheren Zeiten wenig gekannt hat, einige Stellen mittheilt. Der Verfasser beginnt diese angebliche Uebersetzung aus einem griechischen Dichter also: „Zulme, die berühmteste Priesterin „Apollons, ist erst zwanzig Jahre alt. Der Gott ist „ihr vor Allen gewogen, ihr Weihrauch ihm der angenehmste, ihr Gesang am liebsten, und wenn sie will, „steigt er, durch ihre Töne gelockt, vom Himmel nieder,

„um ſeinen Tempel zu ſchmücken und unter den Sterb„lichen zu wandeln.... Aus der Mitte der geweihten „Jungfrauen" — heißt es weiter — „tritt plötzlich eine „hervor. Nie wird mein Herz ſie vergeſſen. Hoher „Geiſt blitzte aus ihren großen ſchwarzen Augen; ihr „Haar, ſchwarz wie Ebenholz, wallte in Ringellocken „auf ihre Schultern herab; ihre Züge waren eher aus„drucksvoll als zart, und man ahnete darin etwas Höhe„res, als die Beſtimmung ihres Geſchlechts. So müßte „man die Muſe der Dichtkunſt, oder Klio und Melpo„mene mahlen. Sie kommt! ſie kommt! hieß es, wenn „ſie erſchien, und kein Athemzug ward laut. Ich ſah „einſt die Pythia, ich ſah die Sibylle zu Cumä; aber „ſie waren Verrückten ähnlich, ihre Bewegungen faſt „krampfhaft, und ſie ſchienen weniger von dem Geiſte „eines Gottes erfüllt, als den Furien geweiht zu ſeyn. „Die junge Prieſterin aber war lebhaft erregt, ohne Er„hitzung, und begeiſtert ohne Trunkenheit. Es umgab „ſie ein freier Zauber, und alles Uebernatürliche in ihr „ſchien ihr anzugehören. Sie ſang das Lob Apol„lons zu den Tönen ihrer Leier von Gold und Elfenbein. „Worte und Sangweiſe waren Eingebung des Augenblickes. „Die himmliſche Flamme der dichteriſchen Begeiſterung, „die ihre Züge verherrlichte, und die tiefe, ernſte Auf„merkſamkeit des Volkes verkündigten, daß Beides eine „Schöpfung ihrer Einbildungskraft war, und unſere er„ſtaunten und entzückten Ohren wußten nicht, ob ſie „mehr die Leichtigkeit, als die Vollkommenheit bewun„dern ſollten. Bald nachher legte ſie ihre Leier nieder, „und ſprach zu der Verſammlung von den großen Natur„wahrheiten, von der Unſterblichkeit der Seele, von der „Freiheitsliebe, von dem Zauber und den Gefahren der „Leidenſchaften... Wenn man ſie nur gehört hätte, „würde man ſich überredet haben, mehre Menſchen, mehre „Seelen, mehre Erfahrungen, in eine einzige verſchmol„zen, zu vernehmen, und wenn man ihre Jugend ſah, „fragte man ſich überraſcht, wie ſie vor ihrer Geburt „habe da ſeyn und das Leben ahnen können... Ich „höre, ich ſehe ſie mit Entzücken, ich finde in ihren Zü„gen höheren Reiz als Schönheit. Welche Beweglich„keit, welche Abwechſelung in ihrem Geſichte! Welche „Abſtufungen in den Tönen ihrer Stimme! Welche „vollkommene Uebereinſtimmung zwiſchen Gedanken und

„Ausdruck! Sie redet, und wenn ihre Worte nicht zu „mir dringen, sind die wechselnden Biegungen ihrer Stimme, „ihre Gebehrden, ihre Blicke mir genug, sie zu begreifen. „Jetzt schweigt sie einen Augenblick, und ihre letzten „Worte tönen in meinem Herzen nach, und ich lese in „ihren Augen, was sie noch nicht gesagt hat. Endlich „schweigt sie ganz, und Beifall erschallt im Tempel. „Bescheiden neigt sie das Haupt; ihre langen Wimpern „senken sich auf das feurige Auge und die Sonne ist „uns verhüllt."

Bei der ungemeinen Freigebigkeit, womit die Natur Frau von Stael bedacht hatte, zwang ihr Vater sie, diese Gaben mit besonnener Wahl zu brauchen. Ihr Geist hat durch den Umgang mit ihm eben so sehr an Anmuth als Gründlichkeit gewonnen. Er hat ihr, wie er selber sagte, die Kunst des angenehmen Scherzes mitgetheilt, und bei Unterhaltungen über ernste Gegenstände brauchte sie ihn nur anzusehen, um begeistert zu werden, und zugleich zur Wahrheit und Mäßigung zurück zu kommen. Wer aber kann bestimmen, was sie ihm in wesentlichern Beziehungen verdanke! Wer bestimmen, was so viel Liebe, auf so hohe Bewunderung gegründet, gewirkt habe! Ihr Leben war freilich zu unruhig bewegt, durch zu viele verschiedene Bedürfnisse gestört, als daß Necker es ganz hätte leiten können, nie aber hat sie ihm mit Willen widerstanden. Er hat durch sein Beispiel und durch den unvergänglichen Schmerz über seinen Verlust mächtig auf sie eingewirkt. Aber wie könnte man einen solchen Einfluß würdigen? Die glückliche Wirkung väterlicher Tugenden verlängert sich, uns unbewußt, und gleich der Einwirkung der Gottheit auf unsre Seele.

Wer aufmerksam beobachtete, fand zwischen Vater und Tochter weit mehr Aehnlichkeit, als man bei der Zurückhaltung des Einen und der Offenheit und Mittheilsamkeit der Andern hätte vermuthen mögen. „Bei einer Stärke der Denkkraft und einem Aufmerksamkeitsvermögen, die Frau von Stael nicht in gleichem Grade besaß — ich schildere ihn, wie ich in den letzten Jahren seines Lebens ihn sah, sagt die Erzählerin — zeigte Necker auch bei der Behandlung von minder mannichfaltigen Gegenständen eben so umfassende Ansichten. Man findet bei ihm eben diese lichtvollen Ueberblicke, diesen durchdringenden Scharf-

sinn, diese feine Beobachtung, eben diese Fröhlichkeit, die eine schwermüthige Grundstimmung des Gemüths durchblicken läßt. Er bekämpfte eine starke Einbildungskraft, und verschloß im Innern eine Wärme der Seele und ein reges Gefühl, die dadurch nur desto rührender wurden. Nichts ergriff das Herz mehr, als die Beweise seiner Zuneigung, und man kann nicht ohne tiefe Bewegung sich daran erinnern. Der immer etwas ernste Ausdruck seiner Züge, sein so lebhafter und sanfter Blick drangen tief ins Herz. Man fand darin sein ganzes Leben wieder; man sah darin den stets beweinten Tod seiner Gattin und die Ahnung seines nahen Endes, seine verehrungswürdige Güte und die Undankbarkeit der Menschen, die hohen Tröstungen der Religion und den feurigen Wunsch, noch Gutes auf Erden zu thun. Wenn aber seine großen Geisteskräfte sich entfalteten, wenn eine schöne Sache seinen Beistand foderte, oder ein edler Unwille seine Seele entflammte, gerieth er nach und nach in begeisterte Stimmung, und die immer anschwellende Fluth seiner prächtigen Beredtsamkeit stürzte daher, wie ein reißender, ungestümer Strom. Selten aber waren solche Augenblicke, und am häufigsten bewegte und beruhigte sich seine Seele im Stillen. Mit der Würde in seinem Betragen war eine gewisse Nachlässigkeit verbunden, die ihn abhielt, der Unterhaltung eine lebendigere Bewegung mitzutheilen, welche auf ihn selber zurückgewirkt haben würde, und er ergab sich darein, Langweile, so furchtbar sie ihm war, zu ertragen. Es wurde ihm schwer, einen mit Verachtung verschmolzenen Widerwillen gegen Geistlosigkeit oder Charakterlosigkeit zu verschleiern, und ein etwas höhnischer Zug um seinen Mund war dann nicht wenig abstechend gegen seinen sanften, wohlwollenden Blick. Anmuth fesselte ihn jedoch immer; von den Frauen foderte er Nichts als Natürlichkeit, und war sehr nachsichtig gegen die Jugend, während ihm die befestigte Armseligkeit unerträglich war. Hatte er in einer abgeschmackten Gesellschaft lange seinen Unmuth verbissen, so war Nichts unterhaltender, als der erste Ausbruch seines Mißvergnügens. Die Plattheiten, die er gehört, die Lächerlichkeiten, die er aufgefaßt, die kleinen Absichten, die er errathen, und selbst die Ansicht, welche nach seiner Beobachtung Andre sich von ihm gemacht hatten, alles dieß gab ihm die eigenthümlichsten

Ausdrücke ein, die mit seinem ernsten, feierlichen Aeußeren den auffallendsten Gegensatz bildeten. Bei solchen Gelegenheiten entwickelte sich in ihm eine scharfbeißende Spottlust, und seine natürliche Güte, welche sich gleichsam ruckweise unter diesen lebhaften Aufwallungen Luft machte, gab ihr noch etwas Anziehenderes. Er konnte sich leicht versagen, diese Geistesanlage in seinen Schriften zu zeigen; aber es ist, wie Frau von Stael zu verstehen gegeben hat, sehr zu bedauern, daß der stete Prunk seiner Darstellungsweise ihn abhielt, so vielen neuen, heilsamen oder angenehmen Gedanken, als er wirklich ausgedrückt hat, schärfer hervortretende Umrisse und kräftigere Farbentöne zu geben. Bei der Musik seiner Rede überhört man die Worte, und in dem abgemessenen Wohllaute seiner Redeglieder ist unendlich viel Geist, der um der beabsichteten Wirkung willen verloren geht.

Nach diesen Andeutungen über die Jugend der Frau von Stael, und die beiden Menschen, welche auf jenen Lebensabschnitt der merkwürdigen Frau den größten Einfluß gehabt haben, folgt die Verfasserin der schriftstellerischen Laufbahn ihrer Freundin. Sie geht dabei nicht von der Absicht aus, nur die Schriftstellerin in ihr zu beurtheilen, sondern will die Arbeiten der Frau von Stael mehr als Thatsachen ihrer Lebensgeschichte, als Niederlage ihrer Gedanken betrachten.

Hören wir auch hier ihre Worte.

II.

Ueber die Schriften der Frau von Stael.

Erster Zeitabschnitt.

Die Werke der Frau von Stael sind zwar im Allgemeinen Ausflüsse eines und desselben Geistes, doch bemerkt man darin, nach der verschiedenen Entstehungszeit, einige Verschiedenheit. Sie sollen daher in drei, eben so vielen Lebensabschnitten angehörende, Klassen getheilt werden; der erste dieser Abschnitte ist sehr kurz, und begreift die Zeit vor der Revolution, der zweite geht von dem Anfange dieses Ereignisses bis zu Neckers Tode, der dritte umfaßt die spätere Zeit.

Der anfangende Ruf der Frau von Stael verschaffte selbst ihren geringsten Erzeugnissen eine gute Aufnahme. Man las mit Begierde ihre kleinen Aufsätze über gleichbedeutende Wörter, ihre Schilderungen und andre Versuche der Art, welche zu der Zeit, als sie in die Welt trat, Gegenstände gesellschaftlicher Wettaufgaben waren, und schon in diesen leichten Arbeiten bemerkte man die Feinheit der Gedanken, die lebhaften Aufwallungen des Gefühles, die stets das eigene Gepräge ihrer Darstellung waren. Vor jener Zeit und vor ihrer Verheirathung aber hatte sie schon ein Lustspiel in Versen geschrieben, dem bald zwei Trauerspiele folgten.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß jene Stücke nur sehr unvollkommene Entwürfe sind. Sie waren nicht zum Drucke bestimmt, Frau von Stael aber hat sie zuweilen in zahlreichen Gesellschaften vorgelesen, wo man sie mit einem unerhörten Beifalle aufnahm, welcher bewies, daß den Beurtheilern eine Ahnung der Geistesanlagen inwohnte, die jene Versuche doch erst ankündigten.

Der Hauptgedanke des Lustspiels, unter dem Titel: Sophie, oder die geheimen Regungen, schien

ihrer Mutter nicht ganz untadelig zu seyn. Sophie, eine junge Waise, hat gegen ihren Vormund, den Mann ihrer Freundin, eine Leidenschaft gefaßt, die sie nicht ahnet; aber strengen Augen konnte es scheinen, daß die Entschuldigung, worauf der Heldin die Unkunde des ausgedrückten Gefühles Anspruch gab, nicht auch auf die Verfasserin auszudehnen sey. Der Gegenstand ist jedoch mit Zartgefühl, oder vielmehr mit Unschuld behandelt. Man sieht, Fräulein Necker wollte nur eine hoffnungslose Neigung schildern. Der sittlich schöne Charakter der Verheiratheten hält überdieß der Wirkung der Rolle ihrer Nebenbuhlerin Sophie das Gleichgewicht.

Es ist zu verwundern, daß eine junge Schriftstellerin, deren Kopf schon so gedankenreich war, nicht noch mehr sich vorgesetzt hat, ihre Wirkungsmittel mannichfaltiger zu machen. Sie hat sich gänzlich in dem Gebiete des Gefühles gehalten, und ihr fruchtbarer Geist, obgleich auf eine einzige Farbe beschränkt, die Schattirungen hier vervielfältigt. Das Lustspiel, die heimlichen Regungen, (Les Sentimens secrets) dreht sich ganz um Liebe und um unglückliche Liebe; es herrscht darin ein sanftes, schwermüthiges Gefühl; aber in dieser Elegie, wie man sie nennen könnte, treten doch vier Situationen, vier verschiedene Charactere in sehr scharfen und deutlichen Umrissen hervor. Der Styl ist, wie Frau von Stael bei der später erfolgten Herausgabe sagte, nicht rein, aber fließend und voll Wohllaut. Sie hatte eine so große Leichtigkeit, daß man sagen möchte, sie sey überall schon beim Anfange der Sache gewohnt gewesen.

Ein Trauerspiel hat ganz andere Schwierigkeiten als ein Lustspiel, daher stand Johanna Grey in jeder Hinsicht unter Sophie. Doch lebt hier höhere Begeisterung und die Spuren hoher Geistesanlagen treten weit stärker hervor. Die Rolle der Johanna Grey ist sanft und rührend, Northumberland mit einer Kraft gezeichnet, worüber man erstaunt, wenn man das Alter der Verfasserin erwägt, und man hat in dieser Rolle einige sehr kräftige Verse ausgezeichnet. Dieses Trauerspiel ist wohl die einzige Arbeit der Frau von Stael, die eine lebhafte Schilderung des Glückes enthält. Die Lage der Heldin zu Anfange des Stückes zeigt freilich nur dasjenige, was der jungen Verfasserin als die höchste Glückseligkeit erscheinen mußte, die Ehe mit einem angebeteten Helden,

die Genüsse eines hoch gebildeten Geistes, und in der Zukunft glänzende oder unglückliche, aber immer ruhmvolle Ereignisse. Frau von Stael, die ohne Dankbarkeit, und folglich ohne Religion, kein Glück fühlen konnte, hat eben darum ihrer Johanna Grey eine scharf hervortretende religiöse Stimmung gegeben. Vielleicht hat man zu sehr verzweifelt, durch die Schilderung des Glückes Wirkung zu machen; man betrachtet Wesen, die das Glück zu empfinden verstehen, mit einer gewissen Rührung, und im Trauerspiel, wo der Sturm sich ankündigt, entspringt aus der Ruhe und sanften Stille der ersten Eindrücke eine besondere Wahrheit und Kraft. Mögen hier einige Zeilen stehen, die jene Fülle der Zufriedenheit schildern, deren Ausdruck in Dichtungen, wie im Leben bei hochbegabten Schriftstellern so selten ist. Johanna spricht:

Bei Sonnenaufgang, wenn ich neu erwacht,
Die Seele wiederfind' und neues Leben,
Dann fühl' ich eine Zeitlang nur mein Glück,
Und freudig sag' ich mir mein Schicksal vor,
Erwäg' es still, und Guilfort nennt mein Mund...

Die Geschichte der Johanna Grey scheint Frau von Stael nicht wenig ergriffen zu haben, da sie auch in ihren Betrachtungen über den Selbstmord, die 1811 geschrieben wurden, sich wieder mit der unglücklichen Frau beschäftigt. Sie wollte beweisen, daß die Erwartung eines schrecklichen Todes in den Augen des wahren Christen keineswegs ein zureichender Grund sey, sein Leben zu kürzen. In dieser Absicht legt sie der gefangenen Johanna Grey einen Brief bei, als Antwort auf den Vorschlag, welchen man ihr gemacht hatte, der Hinrichtung durch Gift zuvorzukommen. Dieser Brief, worin der reine Geist des Christenthumes athmet, ist von der rührendsten, erhabensten Schönheit.

Es ist zu bemerken, daß jene ersten, in so früher Jugend verfaßten Schriften eine vollkommnere, und im Gefühlsausdruck innigere Wahrheit haben, als die Werke des folgenden Zeitabschnittes, worin freilich ein höherer Schwung sichtbar ist. Vielleicht aber können die Genieзüge, die man in jenen Stücken gefunden hat, außer dem Kreise der Freundschaft mit den Fehlern derselben nicht versöhnen. Besonders halt Johanna Grey die Prüfung nicht aus, und kann mit den übrigen Jugend-

arbeiten nur für ein merkwürdiges Denkmal der Geschichte eines großen Geistes gelten; das eigentliche Verdienst jener Arbeiten liegt nur in demjenigen, was sie ankündigen.

Frau von Stael schrieb ungefähr zu derselben Zeit ein anderes Trauerspiel: Montmorency. Dieses nie gedruckte Stück enthält schöne Scenen und die Rolle des Kardinals Richelieu ist mit Geist gezeichnet. Der Charakter des Helden, den eine ehrgeizige Frau zur Empörung treibt, konnte nicht sehr theatralisch seyn. Es hat daher vermuthlich ein besonderes Gefühl auf die Wahl dieses Gegenstandes Einfluß gehabt, und zu der Zeit, wo das Band einer Freundschaft sich knüpfte, welche dem Leben der Frau von Stael Reiz oder Tröstung gab, mochte sie den schönen Nahmen ihres Freundes *) gern wiederholen.

Die Neigung der Frau von Stael hatte sich anfangs für die Dichtkunst entschieden, seit jenen dramatischen Versuchen aber hat sie nur ein einziges Stück von einigem Umfange in Versen geschrieben... Vielleicht konnte sich der unregelmäßige Schwung ihres Geistes nicht mit einem gemessenen Gange vertragen. Sie würde an ihrer Eigenthümlichkeit verloren haben, und sie hat trefflichere Dichtungen in Prosa geliefert, als sie wahrscheinlich in Versen hervorgebracht haben würde.

Vor ihrem zwanzigsten Jahre schrieb Frau von Stael drei Erzählungen, die aber erst im J. 1795 heraus kamen. Sie legte keinen Werth auf diese unbedeutenden Erzeugnisse, und sagte selber in dem Vorworte, sie habe die Situationen darin mehr angedeutet als entwickelt, und das einzige Verdienst dieser Darstellungen bestehe in der Schilderung einiger Regungen des Herzens. Man findet darin allerdings auch einige hinreißend gefühlvolle Züge; aber die Situationen, welche die junge Schriftstellerin verführt hatten, sind zu kräftig für die Einfassung, worin Frau von Stael sie aufstellte, und man sieht, daß sie dieselben zu einer Zeit erfunden hatte, wo sie auffallende Gegenstände für die Bühne suchte. Ihre Geistesanlage hatte immer eine tragische Stimmung. Große Wirkungen hervorzubringen, starke Regungen zu

*) Des Vicomte Mathieu de Montmorency.

wecken, dieſes Bedürfniß des Genius und der Jugend, war lange herrſchend bei ihr. Mit einer Art von Vermeſſenheit hat ſie in jenen Erzählungen den Tod ausgetheilt. Nur derjenige, den der Tod in ſeinen theuerſten Geliebten ſchmerzlich getroffen hat, ſollte dieſen furchtbaren Gegenſtand behandeln dürfen; er allein kann würdig von den Qualen reden, die er kennt, er allein kann die Geſtalt des erſten aller Schreckbilder ohne eine Art von entweihendem Leichtſinne hervorrufen.

Die Bekanntmachung jener Erzählungen ſollte übrigens nur die Veranlaſſung zur Herausgabe eines ausgezeichneten Aufſatzes ſeyn, der ihnen als Einleitung voran geht. Es iſt eine Abhandlung über Erdichtungen (Fictionen) voll neuer Anſichten und anziehender Gedanken. Die verſchiedenen Arten der Erdichtungen, ihr Verhältniß zu verſchiedenen Graden der Geſittung, werden mit ſeltenem Scharfſinne gewürdigt, und die Natur der Einbildungskraft wird von einem Geiſte, der gewohnt iſt, mit ihr zu leben, entwickelt.

Das vollendetſte Werk aus dem Zeitabſchnitte, den wir hier betrachten, ſind die

Briefe über Rouſſeau's Schriften und Charakter.

Man findet hier die ganze Lebhaftigkeit der Jugend, und ihren größten Reiz, alles was ſie iſt und was ſie verſpricht. Hier erblickt man die Denkerin, die Sittenlehrerin, die Frau, welche die Leidenſchaften zu ſchildern verſteht; aber alles noch unbeſtimmt und in Nebel gehüllt. Hier liegen die Keime aller Meinungen, welche Frau von Stael ſpäterhin entwickelt hat. Sie durchläuft ein unermeßliches Gedankengebiet; ſie berührt im Vorbeigehn eine Menge von Gegenſtänden, und obgleich Rouſſeau's Gedankengang den ihrigen leitet, ſo begleitet ſie ihn doch mit ſo leichtem, ſo flüchtigem Schritte, und ſo oft durchkreuzt ſie ſeinen Weg und eilt ihm voraus, daß man wohl ſieht, er habe ſie mehr angeregt als geführt. Immer ſpricht ſie aus innerer Fülle; ſie befriedigt das Bedürfniß, ihre Seele zu ergießen, und man erkennt, ſie würde, wenn ſie einen ganz andern Gegenſtand gewählt hätte, ihn vielleicht mit weniger Liebe behandelt, aber mit eben ſo viel Leichtigkeit und Beredtſamkeit geſchrieben haben. Wie ſehr aber Rouſſeau ſie auch begeiſtert, ſie behauptet doch die Selbſtſtändigkeit ihres

Geistes; sie streut freigebig ihre eigenen Gedanken aus, welche sie mit jener Anmuth, jener leichten Verlegenheit einer jungen Frau ausspricht, der es ein wenig peinlich ist, daß sie so viel Kraft zu entfalten hat. In den Stellen, wo ein lebhaftes Gefühl sich ergießt, besonders wo ihre hohe Bewunderung und Liebe gegen ihren Vater sich ausdrückt, hat sie ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Kurz, ungeachtet einiger etwas jugendlichen Regungen und Urtheile, ist sie in dieser Schrift zum Erstaunen schon Sie selbst. Schon ist sie die Frau, auf welche Alles Eindruck macht, die Alles mit eigenen Augen untersucht, die, bei einer ihr eigenen Ansicht der Dinge, sich Mühe gibt, uns diese Ansicht zu erklären, und unsern Gedankenkreis bloß dadurch erweitert, daß sie uns auf einen andern Standpunkt stellt. Sie ist jene Schriftstellerin, die keine Zeile hinwirft, ohne gedacht oder gefühlt zu haben, was sie schreibt, und die immer, wenn auch nicht ganz die Gegenstände, doch den Eindruck derselben auf ihr Gemüth, mit treuer Wahrheit ausdrückt. Vielleicht gleicht diese Schrift, in der Behandlungsart, ihren besten Werken mehr als den Schriften aus dem zwischenliegenden Zeitabschnitte. In jenem ersten Zeitpunkte, wo Frau von Stael, wie in dem letzten, in der Mitte einer ungemein glänzenden Gesellschaft lebte, und hier hohen Beifall gewann, gab der Geist der Umgangsprache ihrem Gedankenausdrucke Klarheit, Kürze, Lebendigkeit und Glanz.

Man würde vielleicht gar zwischen den Briefen über Rousseau und dem nachgelassenen Werke der Frau von Stael besondere Aehnlichkeiten auffinden können. Beide Werke sind freilich, sowohl hinsichtlich des Gegenstandes als der Ausführung, durchaus verschieden, aber beide zeichnen sich auf gleiche Weise durch Klarheit der Darstellung aus, und bei der Wärme oder Lebhaftigkeit sehr unähnlicher Gefühle herrscht in beiden gleiche Geistesheiterkeit. Wir fühlen hier die Stille, die dem Abend wie dem Morgen des Lebens eigen ist. Der Sturm hatte sie noch nicht ergriffen, als sie jene Briefe schrieb, daher findet man hier bei einer Menge anziehender Bemerkungen doch weder die Tiefe ihrer Eindrücke, noch ihre tiefe Kenntniß des Menschenherzens. Fast immer zwingen uns erst Leiden, in die Tiefe des Gemüths hinab zu steigen; der Abgrund muß sich öffnen, wenn

ein Strahl des Tageslichtes hinein fallen soll. Die Darstellung der Wirkungen des Schmerzes, der Gebrauch sehr finsterer Farben, im Gegensatze mit den lichtvollen Zügen ihrer Gedanken, war eines der großen Hülfsmittel der Frau von Stael. In dieser Darstellungsweise ist sie einzig; aber wer ihre Briefe über Rousseau, wo sie sich zu mäßigen suchte, von Neuem liest, wird mit großem Vergnügen selbst ihren Geist, selbst ihr lebhaftes Gefühl, nur in milderm Farbenlichte, wiederfinden.

Wer hohe Geistesgaben ehret, verlangt, daß sie auf ihn ihre kräftigsten Wirkungen äußern; ihre Gewalt, sey sie wohlthätig oder schmerzlich, will er empfinden, und da er allein Beweise ihrer Kraft von ihnen fodert, so hat auch er allein das Recht, ihnen den Ruhm zu spenden. Die meisten Leser aber suchen nur sanfte Zerstreuung. Ueber so viele zweifelhafte Schicksale weiß eine verschönerte Darstellung des Lebens uns in freundliche Täuschungen einzuwiegen, und vielleicht muß man sehr glücklich, oder sehr unglücklich seyn, um gern Thränen zu vergießen. Die Briefe über Rousseau haben so allgemein bezaubert, weil sie Herz und Geist sanft beleben und erregen, ohne von beiden zu viel zu verlangen.

Doch muß es, trotz denjenigen, die einen Schriftsteller durch das Lob seines ersten Versuches gern im Ganzen herabsetzen, hier ausgesprochen werden, daß jenes, für das Alter der Verfasserin so außerordentliche Werk, das glänzend und ausgezeichnet für jede Lebensstufe seyn würde, doch weder die hohe Einbildungskraft, noch die hohe Geistesüberlegenheit offenbaret, wovon Frau von Stael späterhin Proben gegeben hat.

Zweiter Zeitabschnitt.

Bald nach der Erscheinung der Briefe über Rousseau begann die französische Revolution. Frau von Stael hatte schon in jener Schrift der Freiheit eine glänzende Huldigung dargebracht, und Freiheitsliebe seit ihrer ersten Jugend sie entflammt. Weder ihrer Gemüthsart, noch ihrem Schicksale konnte die allgemeine Bewegung gleichgültig seyn, da sie dem Mittelpunkte

der gewaltigen Wirkung nahe war, durch ihren Geist sich zu allen aufgestellten Grundsätzen erhob und durch alle Ergebnisse in ihren Gefühlen berührt wurde. Wo alle Köpfe erhitzt waren, konnte ihr Kopf nicht kalt bleiben. Sie bewunderte Englands Verfassung eben so sehr, als sie Frankreich liebte. Der Gedanke, die Franzosen so frei zu sehen als die Engländer, sie auf gleicher Linie zu erblicken in Beziehung auf alles, was die Rechte der Menschheit sichert und die Würde derselben aufrichtet, mußte ihre feurigsten Wünsche befriedigen; und wenn man erwägt, daß mit dieser Aussicht sich die Hoffnung verband, ihr Vater werde zu einer solchen Wohlthat beitragen und den Dank dafür ärnten, so wird man über ihre Begeisterung nicht erstaunen. Die ganze Lebendigkeit ihres Herzens, wie ihres Geistes, führte sie auf denselben Weg, und sie ging weiter als ihr Vater auf diesem Wege, als hätte sie sich der Gefahr aussetzen wollen, den ersten Stoß aufzufangen.

Die Mäßigung aber, welche ihrem Vater seine Sinnesart und seine hohen Einsichten vorschrieben, erkannte auch Frau von Stael, bei ihrer Achtung gegen das Unglück, bald als Pflicht. Man kann denken, was sie empfand, als sie nach so feurigen Hoffnungen ihre Erwartung betrogen sah. Bei einem Mitgefühle, welches selbst gegen gleichgültige Menschen so lebhaft war, daß es eigener Schmerz wurde, bei einem Abscheu gegen Willkühr, der alle Kräfte ihrer Seele in Aufruhr brachte, wurde sie bei dem Anblick der Herrschaft des Schreckens mehr als irgend Jemand mit Entsetzen erfüllt. Unter denjenigen, die nicht den Verlust der theuersten Gegenstände der Zuneigung beweinten, konnte niemand mehr als sie leiden. Mit der innigsten Theilnahme an fremdem Schmerze, mit schrecklichen Besorgnissen für ihre Freunde, verband sich der Gedanke, daß der Name der Freiheit für immer gelästert seyn und ihres Vaters Name gleiches Schicksal erfahren werde. Was sie auf Erden vergötterte, die Freiheit und ihres Vaters Ruhm, schien ein Streich niederzuwerfen. „Die Verbrechen, die man im Namen der Freiheit begangen hat," sagt sie *), „werden meines Bedünkens von Niemand mehr verabscheut, als von den Freunden der Freiheit. Die

*) Sur l'influence des passions, S. 8.

Feinde derselben können allerdings den gerechten Abscheu gegen das Verbrechen fühlen, aber da eben diese Verbrechen ihnen als Beweise für ihre Behauptungen dienen, empfinden sie dabei nicht, wie die Freunde der Freiheit, alle Schmerzen auf einmal."

Während Robespierre's blutiger Herrschaft war Frau von Stael auch gar nicht im Stande, einer schriftstellerischen Arbeit ihre Zeit zu weihen. Der Wunsch, dem Tode Opfer zu entreißen, nahm alle ihre Geisteskräfte in Anspruch, und immer erwachte dieser Wunsch von Neuem; denn hatte sie einem Unglücklichen Zuflucht gegeben, so glaubte sie Nichts gethan zu haben, bis auch seine Angehörigen gerettet waren. Wie sie in dieser Art edelmüthig gewirkt hat, ist zu bekannt, als daß es nöthig wäre, daran zu erinnern.

Die erste Wiederanwendung ihrer Geistesgaben war der Vertheidigung der Königin geweiht. Es ist bekannt, wie viel Schonung und Gewandtheit in jenen unglücklichen Zeiten nöthig war, um nicht blutgierige Ungeheuer zu reizen. Man hat ja damals nicht selten, in guter Absicht, eine gemeine, grausame Sprache geführt, was aber freilich der Frau von Stael unmöglich war. Es war ihr eben so schwer, der willkührlichen Volksherrschaft, als jeder andern Willkühr zu schmeicheln; um aber den Anführern sich verständlich zu machen, versucht sie alle Töne, braucht alle Mittel, um eine offene Stelle in der Tigerhaut zu finden und zu dem Menschenherzen zu gelangen. Sie sucht die Königin in Vergessenheit zu bringen, um in Marie Antoinette nur die reizende Frau, das gute theilnehmende Wesen, die zärtliche Mutter, die anhängliche, muthige Gattin zu zeigen. Es herrscht ein reges, tiefes Gefühl, ein feines, zartes Mitleid in dieser Schrift. Und doch hatte Frau von Stael nie die Gunst der Königin besessen. Aber selbst wenn sie, was sie nicht seyn konnte, von Marie Antoinette gehaßt, verbannt und verfolgt worden wäre, würde sie nicht Weniger gethan, und dabei bedauert haben, nicht Mehr thun zu können.

Späterhin ergoß sie den Schmerz, der sie drückte, in einer Epistel an das Unglück, einem kleinen Gedichte, das sich durch Kraft und Wahrheit des Ausdrucks auszeichnet. Man hat besonders folgende Verse erhoben, welche darstellen, wie der Gedanke an das allgemeine

Mißgeſchick bei jedem Unglücklichen das Gefühl der Leiden des Lebens erhöhe, und ungefähr ſo lauten:

Es bleibt unwandelbar in ihrem Schritte
Auch die Natur, bei ſolcher Leiden Schaar.
Es reißt, wie ſonſt, der Tod aus unſrer Mitte
Grauſam ſein Opfer, ſelbſt vom Hausaltar.
Die Lieb' iſt undankbar, und Freunde wanken.
Gemeine Noth erdrückt das bange Herz,
Bei Andrer Leid muß das Gemüth erkranken,
Und heimlich fließt die Thräne fremdem Schmerz. *)

Nach Robespierre's Falle gab Frau von Stael in kurzen Zwiſchenräumen zwei Flugſchriften ohne ihren Namen heraus: Betrachtungen über den Frieden; Pitt und den Franzoſen gewidmet, und: Betrachtungen über den innern Frieden. Beide Schriften, wovon die erſte von Fox im engliſchen Parlamente gerühmt wurde, enthalten Alles, was die Verfaſſerin im J. 1795 von ihren Anſichten über Frankreichs innere und äußere Lage mitzutheilen wagte, und eben dadurch werden ſie ſchätzbare geſchichtliche Denkmäler. Sie wurden der Verfaſſerin von einem gebieteriſchen Gefühle eingegeben. Die Franzoſen von beiden Parteien konnten den Krieg wollen, und ganz Europa glauben, daß die Fortſetzung deſſelben ihm fromme, aber es lag nicht in der Gemüthsart der Frau von Stael, je ſolchen Grundſätzen zu huldigen. Wo es nicht die heilige Sache der vaterländiſchen Unabhängigkeit galt, konnte man ſie durch keine Gründe mit der Vergießung von Menſchenblut verſöhnen, und ihr Verſtand trat immer auf die Seite des Herzens, um die Zuträglichkeit des Friedens zu beweiſen.

Von der zweiten Schrift läßt ſich daſſelbe ſagen. Auch ohne ihre Freiheitsliebe, würde Frau von Stael immer mit Entſetzen den Gang der Angelegenheiten bemerkt haben, der nach ihrem kräftigen Ausdrucke den

*) De la nature enfin le cours invariable
A travers tant de maux ne s'est point arrêté;
La mort, comme autrefois, se montre impitoyable,
Et l'hymen le plus saint n'en est point respecté.
L'amour peut être ingrat, et l'amitié légère;
Et sous le poids affreux des communes douleurs,
Nourrissant en secret une peine étrangère,
Seule, à d'autres chagrins on donne encor des pleurs.

Blutstrom zwang, zum zweiten Mal umzukehren.

Wenn man Rathschläge für eine bestimmte Lage der Dinge gibt, so muß man mit dem bestehenden Uebel und seinen Folgen unterhandeln; aber Frau von Stael thut es, ohne das Uebel zu heiligen und ohne aufzuhören, seine Natur zu erkennen. Kann man jene Schriften mit unparteilichem Auge lesen, kann man die Zeitumstände, und was sie von einem Schriftsteller foderten, erwägen, so wird man erstaunen über die Kraft ihrer Beweisführung, über ihre Achtung gegen alle Interessen, alle achtbaren Meinungen, über ihre Aufrichtigkeit, und nicht nur ihren Geist, der sich ohnehin erwarten läßt, sondern auch ihre Gründlichkeit und gesunde Vernunft. Allerdings wünschte sie nicht die Herstellung der Monarchie; aber war denn zu der Zeit, als sie schrieb, eben jene Wiederherstellung, die seitdem den Franzosen Tage der Freiheit und des Glückes gebracht hat, auch möglich, ohne daß eine furchtbare Rache ihr den Weg gebahnt hätte? Sie hat nicht zwanzig Jahre voraus gesehen, weil des Menschen Blick so weit nicht reicht, aber in einem nähern Gesichtskreise hat sie allerdings mit seltenem Scharfblicke geweissagt. Ist es z. B. nicht merkwürdig, daß sie im J. 1795 gesagt hat, Frankreich könne nicht anders als durch willkührliche Kriegerherrschaft zur gemischten Monarchie gelangen?

Wie allgemein auch die Frage seyn möge, welche Frau von Stael in der Schrift

Ueber den Einfluß der Leidenschaften auf das Glück der Einzelnen und der Völker.

behandelt, sie war doch, selbst mitten unter Unruhen und Besorgnissen, dem gewöhnlichen Gedankengange eines so philosophischen Geistes nicht fremd. Die Spuren der heftigen Erschütterung, welche die Revolution allen nachdenkenden und gefühlvollen Wesen mitgetheilt hat, sind zwar auch in dieser Schrift sichtbar, aber es entfaltet sich darin eine Masse größerer, vielbewegter Kräfte.

In den Briefen über Rousseau spricht ein Mädchen, dessen Geist Funken sprüht, mit Feuer und Gefühl über eine Menge blendender Fragen mitten unter dem Beifallrufe einer zahlreichen Gesellschaft. In der Schrift über den Einfluß der Leidenschaften hingegen trägt alles das Gepräge des einsamen Nach-

denkens und jener schmerzlichen Aufwallung, welche die Anstrengungen der Denkkraft nicht immer zu beruhigen vermögen. Der junge Adler, erschreckt vom Sturme des Lebens, sucht eine Zuflucht und einen Ruheplatz. Die Leidenschaften sind um sie her entfesselt. Zeugin und beinahe selber ein Opfer der Parteiwuth, blickt sie auf weit verbreitete Trümmer. Die Einrichtungen alter Zeiten, selbst diejenigen, die anfangs an deren Stelle getreten waren, alles ist umgestürzt. Die Tugend, die Vernunft, die Freiheit selbst, in deren Namen die Leidenschaften in Aufruhr gesetzt worden, haben vergebens gegen die Leidenschaften gekämpft. Frau von Stael versucht diese geheimnißvollen Kräfte zu erklären; sie fragt sich, ob die feurigen Hoffnungen, welche von den Leidenschaften erweckt werden, je Erfüllung finden, und verneinend ist die Antwort. Immer erwarten die Leidenschaften vom Schicksale, oder von den Menschen, die Erfüllung ihrer Wünsche, und machen so unser Glück von fremden Umständen abhängig. Ruhmliebe, Ehrsucht, Eitelkeit wollen ein Ziel erreichen, das stets zurück weicht. Die zärtlichen Neigungen bedürfen einer Erwiederung, die sie nie zu erlangen glauben, und die sinnlichen, oder selbstsüchtigen Begierden, die das Herz austrocknen, das durch sie bewegt wird, zerstören den gemeinsamen Mittelpunkt aller Genüsse.

Die Leidenschaften sind daher das wahre Hinderniß des Glückes der Einzelnen, und stören auch das Völkerglück; denn für ein Volk, wo keine heftigen Begierden herrschten, würden alle Verfassungsformen gleich gut seyn. Es zeigt sich jedoch hier ein wesentlicher Unterschied. Der einzelne Mensch kann immer dahin gelangen, seine ungeordneten Regungen zu unterdrücken; in der Gattung aber muß man die Leidenschaften als unvertilgbar betrachten, und die Kunst des Gesetzgebers besteht darin, ihnen nur den angemessenen Spielraum zu lassen. Nach diesem Unterschiede zerfällt der Plan der Verfasserin in zwei Theile; in dem einen betrachtet sie das Schicksal des Einzelnen, in dem andern das Schicksal der Völkerverfassungen.

Nur der erste Theil dieses Planes ist ausgeführt, und kann als ein abgeschlossenes Werk angesehen werden. Frau von Stael entwickelt zuvörderst die Natur der Leidenschaften, und sodann die Regungen, die zugleich den

Leidenschaften und den Heilmitteln, welche man ihnen entgegensetzen kann, ähnlich sind, und endlich untersucht sie, welche Hülfsmittel gegen das Unglück man in sich selber suchen müsse.

Die Schilderung der Leidenschaften ist bewundernswürdig. Mehrere dieser Hebel, die nur in unmerklichen Abstufungen verschieden zu seyn scheinen, sind mit so scharfen, festen Zügen geschildert, daß sie in bestimmten Gestalten hervor treten, und die Erklärungen allgemeiner Begriffe werden gewissermaßen zu Bildnissen. Eine seltene Anlage zur Satire zeigt sich in diesen Schilderungen; doch findet man hier nicht jene lebhafte, leichte Fröhlichkeit, wodurch Frau von Stael sich seitdem so glänzend ausgezeichnet hat. Der Gram verzehrte sie in jener unglückseligen Zeit.

Ein sehr merkwürdiger Abschnitt handelt von dem Parteigeiste. Die politische Schwärmerei, ihre Verblendung, ihre thörichte Zuversicht und Leichtgläubigkeit werden von der jugendlichen Verfasserin mit der kräftigsten Wahrheit geschildert; und eben so treffend hat sie nachher die beiden großen Klassen der Schwärmer, die Neuerer und die Vertheidiger des Alten, gezeichnet. Alles ist Wahrheit in diesen Gemälden, und wird's bleiben, so lange beide Parteien bestehen.

Aber welche gräßliche Enthüllung des scheußlichsten Geheimnisses der Menschennatur enthält der Abschnitt vom Verbrechen, worunter sie hauptsächlich die Grausamkeit versteht. Zu einer Zeit, wo das Verbrechen entfesselt umher wandelte, war Beobachtungsgabe allein nicht hinlänglich, ein solches Bild zu zeichnen, es war dazu gleichsam ein dramatisches Talent nöthig, und jene Stärke der Einbildungskraft, die in einem Worte, in einer Gebehrde, einem Ausdrucke der Gesichtszüge den ganzen Menschen findet, und ihn so völlig begreift, daß sie Er selber wird und auf einen Augenblick seine Natur annimmt. Welches schreckliche Gemälde entwirft sie von jenem Bedürfnisse, sich zu berauschen, von jener krampfhaften Wildheit, jener innern Wuth, die stets zu neuen Verbrechen denjenigen treibt, dem die Ruhe eine Qual geworden ist, denjenigen, der sich gehaßt fühlt, weil er hasset, und der Andern die Qualen zufügen will, die ihn selbst martern. Welches Licht wirft sie ins Menschenherz durch die Worte: „Nur dadurch vermöchte man etwas über ein

solches Gemüth, daß man es plötzlich überredete, es sey ihm gänzlich verziehen." Und das ist eben, möchte man hinzusetzen, eine der Ursachen der sittlichen Umwandlungen, welche die Religion so oft bewirkt. Sie sagt dem Schuldigen, es sey ihm verziehen im Himmel; er verachtet alles Uebrige und beginnt ein neues Leben.

Frau von Stael betrachtet die Leidenschaften nur in Hinsicht der Gefahren derselben für das Glück, nicht für die Tugend. Sie geht von der Behauptung aus, daß alle Glückseligkeit auf der Beobachtung der Sittengesetze beruhe; aber sie sagt nicht zu den Menschen: die Leidenschaften werden euch vielleicht strafbar machen; nein, sie sagt ihnen: die Leidenschaften machen euch gewiß unglücklich. Für Menschen, welche die Möglichkeit, einen Fehler zu begehen, nicht vor allen Dingen erschreckt, hat diese Sprache viel Kraft, weil sie sich auf das unwandelbare Wesen ungebändigter Regungen und nicht auf die ungewissen Folgen derselben gründet. Welche Grundlage man daher auch der Sittenlehre geben will, dieser Theil des Buches wird stets wichtig, und die merkwürdigen Beobachtungen, die sich darin finden, werden für jede Darstellung der Wissenschaft brauchbar seyn. Alle praktische Philosophie muß darauf ausgehen, den Willen von den Leidenschaften unabhängig zu machen. Wenn aber Frau von Stael, in der Absicht, diese Unabhängigkeit desto besser zu sichern, selbst die rechtmäßigsten Zuneigungen zu verbannen scheint: so widerspricht sie ihrem eigenen Gefühle, und der Natur. Ist es nicht ein weit weniger rauher Stoicismus, wenn man leugnet, daß der Schmerz ein Uebel sey, als wenn man behauptet, eine schuldlose Liebe sey kein Glück? Die Freundschaft, die älterliche und kindliche Zärtlichkeit will man einer kalten Berechnung opfern? Ist es nicht eine grausame Anwendung der Geistesgaben, Alles, was das Herz in seinen theuersten Verhältnissen verwundet, mit einer täuschenden Genauigkeit zu mahlen? Der christliche Philosoph allein hat vielleicht das Recht, tröstende Täuschungen zu zerstören, aber er muß uns etwas Anderes als dieses Leben versprechen, wenn er uns das Beste, was es darbietet, zuwider machen will.

Es lag im Allgemeinen nicht in dem Wesen der Frau von Stael, einen Grundsatz bis zu den letzten Folgerungen durchzuführen, und gewöhnlich zeigte ihr ein sehr sicheres

Gefühl den Augenblick, wo die mißbräuchliche Anwendung einer Regel zur Verletzung einer andern führen müßte. Aber man würde sich irren, wenn man glaubte, Frau von Stael habe aus gezierter Strenge solche Grundsätze verfochten, und man begreift leicht, daß eben so wenig Kälte des Gemüthes der Grund davon gewesen seyn könne. Sie schildert mit Flammenzügen das Unglück der Leidenschaften und ihre Macht; nur an leidenschaftliche Wesen aber richtet sie ihre Worte, denn die Andern bedürfen ihres Beistandes nicht, würden ihre Sprache nicht verstehen, und mit ihnen verbindet sie nicht gleiche Stimmung. Aus der Strenge ihrer Rathschläge und der Wärme ihrer Gefühle entsteht ein sonderbarer Gegensatz, der darin gegründet ist, daß sie, durch viele Leiden geprüft, in Andern und in sich selber jene übermäßige Lebenskraft hätte lähmen mögen, die eine so große Ursache des Unglücks ist.

Unstreitig hat sich die jugendliche Verfasserin durch ihre glühende Lebhaftigkeit zu gewagten Urtheilen und zu starken Ausdrücken hinreißen lassen; will man aber im Allgemeinen über den sittlichen Werth der Schrift ein Urtheil fallen, so kann man derselben kaum andere Fehler vorwerfen, als die Fehler der Philosophie, die nicht auf Religion gebaut ist, nämlich die Vernichtung der Hoffnung, den Mangel eines äußeren Beweggrundes für die Selbstaufopferung, und diese Fehler werden stets mit einem Anstriche von Gefühl bedeckt, der dieser Philosophie sehr fremd ist.

Frau von Stael läßt die Sterblichen, welche sie von den Leidenschaften befreit hat, nicht ohne einige Hülfe; sie räth ihnen an, sich aufs Lernen zu legen, ohne Rücksicht auf den Erfolg, Güte zu üben, ohne Rücksicht auf Dankbarkeit, und sie rühmt dem, der dem Glücke entsagt hat, als einen sehr sanften Zustand, jene zärtliche, träumerische Stimmung, die sie Wehmuth nennt. Die Religion bietet alle diese Tröstungen dar, und noch bessere; aber zu jener Zeit war die Religion für Frau von Stael weder ein Grundsatz ihrer Handlungsweise, noch eine innere Zuflucht, und man kann wegen alles dessen, was sie über diesen Gegenstand sagt, an den besser unterrichteten Kaiser appelliren, das heißt, an sie selber in ihren letzten Schriften.

Es ist sehr anziehend, besonders ihre Schrift gegen den Selbstmord mit dieser zu vergleichen, deren Ergan-

zung jene zu seyn scheint, da Frau von Stael darin das einzige wirksame Mittel gegen die Uebel darbietet, die sie früher fast nur aufgezählt hatte.

Hat man indeß in den Leidenschaften ein unseliges, zerstörendes Fieber erkannt, in den unschuldigsten Zuneigungen eine Quelle von Qualen und Reue, sind Nachdenken, Wohlthätigkeit und eine Art von still betrachtender Ergebung die einzigen Hülfsmittel geworden, worauf man zu rechnen wagt, so hat man unbewußt viele Schritte auf dem Wege gemacht, der zum Christenthume führt, ist von dem Geiste desselben durchdrungen, ohne seine Lehre zu kennen, und gerade dieß macht jenes, ohnehin schon sehr ausgezeichnete, Buch noch anziehender.

Frau von Stael hat die Ausführung der zweiten Hälfte ihres Planes nicht aus Leichtsinn aufgegeben, und eben so wenig, weil die großen Vorarbeiten, die sie dazu hätte unternehmen müssen, sie abschreckten, denn sie hat später gezeigt, wie weit ihr Vermögen in diesem Fache ging. Höchst wahrscheinlich fühlte sie, daß sie, ungeachtet aller ihrer Bemühungen, die beiden Theile der Schrift nicht innig genug würde verknüpfen können, und der zweite nicht leicht seiner Ueberschrift entsprechen würde. In der Untersuchung über den Einfluß der Leidenschaften auf das Völkerglück, wollte Frau von Stael durch das Zeugniß der Geschichte jene Meinung beweisen, welche sie während ihres ganzen Lebens bekannt hat: daß nämlich die Staatseinrichtungen die Völker erziehen, den Charakter derselben bilden und eben dadurch das innere Schicksal der Staaten entscheiden. Nun sollen zwar allerdings jene Einrichtungen die Aufgabe lösen, den Leidenschaften jenen Spielraum zu geben, der eine große sittliche Entwickelung gestattet, ohne dabei die öffentliche Ruhe zu gefährden; aber das Spiel der Leidenschaften ist in der Idee der Freiheit begriffen, und es scheint nicht durchaus nöthig zu seyn, diese Idee zu zerlegen, sondern die Frage würde auf jene zurückgeführt werden müssen, wie sich Ordnung mit Freiheit vereinen lasse. Hätte die Verfasserin untersuchen wollen, welche Leidenschaft die herrschende bei jedem Volke gewesen sey: so würde, da sie den Volkscharakter aus den Staatseinrichtungen erklärt hätte, die Leidenschaft nur als etwas Zufälliges erschienen seyn. Kurz, wie sie die Frage hätte stellen wollen, immer würden die Leidenschaften hier dem Gegenstande ziemlich fremd gewesen seyn,

oder hätten wenigstens nur durch spitzfindige Grübelei damit verknüpft werden können; sehr anziehend würde es aber freilich seyn, jene verschiedenen Fragen nach Anleitung der Geschichte zu behandeln, wie es die Absicht der Frau von Stael war.

Als sie von ihrem ersten Entwurfe abgegangen war, gab sie in einer Einleitung eine gedrängte Uebersicht von dem Hauptgedanken des Werkes, wie sie ihn ursprünglich hatte ausführen wollen. Dieser Aufsatz, der damals die Aufmerksamkeit der Denker lebhaft reizte, enthält allerdings eine erstaunlich umfassende Gedankenfülle; es ist eine noch nicht gebaute Fundgrube, aus welcher sich reiche Schätze heraufördern ließen.

Vier Jahre nach der Herausgabe der Schrift über den Einfluß der Leidenschaften erschien:

Ueber die Verhältnisse der Literatur zu den gesellschaftlichen Einrichtungen.

Während jener Zwischenzeit scheint in dem Geiste der Frau von Stael eine glückliche Veränderung vorgegangen zu seyn. Ihre Meinungen sind noch dieselben, aber ihr Gedankengang hat eine andre Richtung genommen. Nachdenken hat ihre Begriffe gereift, anhaltende Forschungen haben den Druck der Leiden ihr erleichtert, und ihre Seele hat sich wieder aufgerichtet. Schon lebt sie ganz in der Zukunft, und da die Gegenwart ihre Wünsche nicht befriedigt, so steuert sie mit vollen Segeln nach fernem Ruhme; die Hoffnung, die ihr Bedürfniß ist, richtet sich wieder auf die ganze Welt. Sie glaubt, daß der menschliche Geist durch das Erbe der Jahrhunderte sich bereichert. Nicht vergebens, meint sie, folgt Geschlecht auf Geschlecht, und allmählig nahet sich eine bessere Ordnung der Dinge, deren Hauptzüge das Seherauge des hochbegabten Geistes erblickt. Der Zustand innerer Zerrüttungen und der Gesetzlosigkeit erscheint ihr nicht mehr als ein nutzloses Uebel, wenn sie ihn als den gewaltsamen Uebergang betrachtet, der zu einer glücklichern Lage führen soll, und zumal wenn sie ihn dem unvermeidlichen Widerstande zuschreibt, welchen lange verkannte, oder unter die Grübeleien verwiesene, Grundsätze erfahren, sobald man dieselben auf das wirkliche Leben anwenden will. Die Prüfung der Vergangenheit aber muß diese günstige Wahrsagung rechtfertigen, es muß dargethan werden, daß die Fort-

ſchritte der Aufklärung gewiß, daß ſie ſtetig geweſen ſind, trotz allem Wechſel, und daß man durch das Dunkel der Zeiten das Geſetz einer ſittlichen Entwicklung unter dem Menſchengeſchlechte erkennen kann. Dieß iſt die Aufgabe, die Frau von Stael ſich vorgelegt hat.

Ihr zergliedernder Geiſt war vorzüglich geſchickt zu dieſer Arbeit, und ihre glänzende Einbildungskraft mußte das Werk verſchönern. Die Schwierigkeit, dem ungleichen Gange der Geſittung zu folgen, die Unregelmäßigkeiten, die augenblicklichen Unterbrechungen, die zuweilen ſcheinbaren Rückſchritte zu erklären, die mannichfaltigen Thatſachen der Geſchichte auf ein Hauptergebniß zurück zu führen: dieſe ungeheure Schwierigkeit erſchreckte ſie nicht, und ohne dieſelbe vielleicht ermeſſen zu haben, hat ſie dieſelbe faſt immer glücklich überwunden. Die Beobachtungsgabe, welche ſie auf die Regungen des Herzens gewendet hatte, übte ſich jetzt an allen Aeußerungen der Denkkraft, an allen Erfolgen ihrer Thätigkeit. Sie betrachtet die Staatseinrichtungen, die Sitten und die Literatur in ihren gegenſeitigen Beziehungen; ſie entwirrt die zahlloſen und zarten Fäden, welche den geſellſchaftlichen Zuſtand mit der Religion und Philoſophie verbinden, und zeigt, wie die Schriftſteller, auf welche der Charakter ihres Volkes ſtets Einfluß hat, auf dieſen wieder rückwirken. Es iſt ein ſchöner Gedanke, der Entwickelung des menſchlichen Geiſtes durch alle Zeitalter zu folgen, und jedem großen Ereigniſſe, jedem großen Manne ſeinen Antheil an den Fortſchritten des Menſchengeiſtes anzuweiſen.

Mit hohem Erſtaunen muß man den umfaſſenden Geiſt betrachten, der in dieſer Schrift ſich offenbaret. Es iſt nicht, wie in den meiſten guten Büchern der Art, eine zierliche Ueberſicht entlehnter Gedanken, durch einige neue Zuſammenſtellungen gehoben; eben ſo wenig eine jener ſtreng zuſammenhängenden Darſtellungen, worin ein Schriftſteller, alle Gegenſtände aus einem eigenen Geſichtspunkte betrachtend, gewiſſe neue Anſichten haben kann, auf die Länge aber durch die Wiederholung gleichartiger Unterſuchungen ermüdet. Alles ſtrebt freilich nach einem Ziele, aber der Gang der Frau von Stael hat nichts Gezwungenes, nichts Peinliches, und ihr Geſichtspunkt iſt richtig, umfaſſend, unparteilich. Sie betrachtet alle Gegenſtände, als ob niemand vor ihr die

ſelben erforſcht habe; ſie faßt die Hauptanſicht der Dinge auf, betrachtet ſie mit durchdringenden, gleichſam wohlwollenden Blicken, die eine Menge unerwarteter und erfreulicher Beziehungen entdecken. Es iſt zu verwundern, daß ſie hier den Schriftſtellern von der neuen deutſchen Schule begegnet, deren Werke ſie zu jener Zeit doch nicht kannte. Es hat ſie derſelbe Hang zu Allem, was das Gefühl erhebt und die Einbildungskraft belebt, auf denſelben Weg geführt.

Mehrere Meinungen, die in der Folge Gegenſtände der Verhandlung unter den Kritikern geworden ſind, werden in dieſem Buche zum erſten Male erörtert; es finden ſich hier die Keime faſt von Allem, was man ſeitdem geleſen hat, und man ſcheint ſie mehr benutzt als angeführt zu haben. Vielleicht wollte Frau von Stael damals ihre Behauptungen nicht ſo ſcharf als möglich hervortreten laſſen. Mancher fruchtbare Gedanke, manches Gefühl, das zu einer ſchönen Aufwallung der Beredtſamkeit hätte Stoff geben können, wird mit Schärfe ausgedrückt, aber doch nicht entwickelt. Sie ſchreibt mit Antheil; ſie hängt an ihren Meinungen, aber ſie ſcheint kein großes Gewicht auf ihr Eigenthumsrecht an den Gedanken zu legen, und es ſcheint, ſie habe ſich ſelber überredet, als ſie Gleichgiltigkeit gegen Beifall predigte. Es liegt ein edler Stolz darin. Sie hatte noch nicht erlangt, was ſie nach ihrem Gefühle verdiente, und ſie begnügt ſich, den Platz zu bezeichnen, den man ihr einzuräumen einſt genöthigt ſeyn wird. Auf die öffentliche Gunſt nicht zu ſehr rechnend, überließ ſie ſich nicht ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, und es iſt daher mehr die Ueberlegenheit ihres Geiſtes, als Reiz und Wärme der Darſtellung, was dieſe Schrift auszeichnet.

Gewiß würde dieſes Werk auch in Frankreich den glänzenden Beifall erlangt haben, der ihm in andern Ländern zu Theil ward, wenn es in einem günſtigeren Augenblicke erſchienen wäre. Aber welche Frau, die zu einer Zeit, wo entſcheidende Ereigniſſe die ganze Aufmerkſamkeit an ſich riſſen, ein ſolches Buch ſchreiben konnte — die es in der Verbannung, unter Verfolgungen, als Opfer der Ungerechtigkeit beider Parteien ſchreiben konnte — die ihren Geiſt auf Gegenſtände, welche dem Anſcheine nach Nichts mit politiſchen Fragen ge-

mein hatten, zu heften und sie mit Geistesruhe an jene großen Fragen zu knüpfen verstand!

Man erkannte die Mäßigung der Frau von Stael im Umgange, weil sie mit Heftigkeit unparteilich war; in ihren Schriften aber ist sie es ohne Leidenschaft, und in diesem Werke zeigt sie kaum Lebhaftigkeit.

Die Einleitung soll die Wichtigkeit der Geistesarbeiten darthun. Die Verfasserin zeigt die Beziehungen, worin die Literatur mit der Tugend, der Freiheit und dem Glücke steht. Sie beweiset, daß die schönsten Geisteserzeugnisse ihre Quelle in der höchsten Sittlichkeit haben; daß der Geschmack sich an die Vernunft anschließe, wie das Genie an die Erhebung feuriger, edler Geisteskräfte. Mit Rührung spricht sie von den Tröstungen, die einige Schriften Jahrhunderte hindurch den Unglücklichen gewährt haben. Sie sieht alle ausgezeichneten Menschen, welche von Leiden gebeugt waren, wie eine erlauchte Gesellschaft, die der Tod nicht trennt, und im Gefühle, daß auch sie schon dazu gehöre, bereitet sie künftigen Unglücklichen die Wohlthaten jener Seelengemeinschaft, worin sie selber mit Leidenden gestanden, die nicht mehr sind.

Die eine Hälfte des Werkes ist der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart gewidmet, die andere wirft einen Blick auf die Zukunft. In der ersten bestimmt die Verfasserin den Charakter jedes Volkes während der verschiedenen Zeitpunkte seiner Geschichte und den Charakter seiner ausgezeichnetsten Schriftsteller. Sie wirft einen flüchtigen Blick auf die gesammte bestehende Literatur, und auf Alles, was auf das Schriftenthum Einfluß gehabt hat, nämlich Staatseinrichtungen, Klima, Religionen und Sitten. Der Geist der ganzen Vergangenheit kann uns auf diese Art enthüllt werden; denn alles Wichtige im Leben hat sich in der Literatur abgespiegelt.

Frau von Stael besaß in seltenem Grade die Gabe, den bezeichnenden Zug jedes Gegenstandes hervor zu heben. In allen ihren Gemälden springt ein Gedanke vor, aber nie wird die Wahrheit dem Bedürfnisse geopfert, diesen Gedanken geltend zu machen. Die einzelnen Beobachtungen werden, um einen Mittelpunkt vereinigt, zu einem Ganzen, ohne welches kein Antheil erweckt werden kann; aber jene Beobachtungen sind darum nicht minder

richtig und unparteilich. Sie beginnt mit der Aufzählung des Bestehenden; sie beschreibt mit Genauigkeit den Charakter eines Volkes, eines Zeitraumes, eines Schriftstellers, wobei sie alle bemerkenswerthen Besonderheiten bezeichnet, und alsdann erklärt sie so treffend, warum es so ist, daß man am Ende ganz natürlich findet, worüber man am meisten erstaunt war.

Es lassen sich allerdings einige Behauptungen der Frau von Stael bestreiten, und oft hat sie sich solchem Widerspruche ausgesetzt, wenn sie sich von der Meinung der Gelehrten entfernte. Von Urtheilen aber, nicht von Thatsachen ist hier die Rede, und man wird nothwendig wieder anfangen, die Alten zu beurtheilen, so wie die Veranlassungen zu Vergleichungen mit ihnen sich vervielfältigen. Frau von Stael stellt eine ihr eigene Ansicht vom Alterthume auf, und nöthigt uns von Neuem, Gegenstände zu erwägen, über welche das menschliche Nachdenken sich bereits erschöpft zu haben scheint. Ist der Schriftsteller, der den bleichen Schattengestalten der Geschichte Farbe gibt, nicht unseres Dankes werth? Man muß den Irrthum scheuen, wie sich von selbst versteht; die Unwissenheit aber ist auch eine Ursache des Irrthums, und man wird stets über dasjenige in Unwissenheit bleiben, was keinen Eindruck hervorgebracht hat. Wer zu viele Bedenklichkeiten gegen die Wahrheit hegt, bleibt der Wahrheit selbst fremd. Man glaubt sich nur dann gegen die Einbildungskraft eines Schriftstellers sicher, wenn er langweilt; aber die Vergessenheit verzehrt gar bald die Früchte eines begeisterungslosen Studierens.

Nach ihren Grundsätzen über die glücklichen Früchte der Zeit, mußte Frau von Stael den Römern den Vorzug vor den Griechen geben, und eben so neu als überraschend ist die Art, wie sie das besondere Verdienst der römischen Literatur bezeichnet. Wie schön sind Ausdruck und Gedanken, z. B. in folgenden Betrachtungen: „Sie (die Griechen) besaßen nicht jenes Gefühl, jene „besonnene Willenskraft, jenen Volksgeist, jene Ergeben„heit für das Vaterland, wodurch die Römer sich aus„gezeichnet haben. Die Griechen mußten in der Literatur „und den schönen Künsten den Anstoß geben. Die Römer „drückten der Welt das Gepräge ihrer Geisteskraft auf. „Die Geschichte des Sallustius, die Briefe des Brutus, „die Werke des Cicero wecken allgewaltige Erinnerungen

„im denkenden Geiſte. Man fühlt die Kraft des Ge„müthes in der Schönheit der Darſtellung; man ſieht „den Menſchen im Schriftſteller, das Volk in dieſem „Menſchen, und das Weltall zu den Füßen dieſes „Volkes.“

Die Ueberlegenheit, welche Frau von Stael den Schriftſtellern ſpäterer Zeiten einräumt, hat man am Meiſten beſtritten; aber man muß fürs Erſte ſich erinnern, daß man nicht das Recht habe, ihr Homer und die Dichtkunſt des Alterthums entgegen zu ſetzen, da ſie die Einbildungskraft von der Zahl der, eines Fortſchrittes empfänglichen Geiſtesfähigkeiten ausgeſchloſſen hat, und dann, daß ſie die Literatur, deren Beziehungen zu den Staatseinrichtungen ſie erwägen will, von der ernſteſten Seite betrachten mußte. Sie betrachtet ſie als den Ausdruck der Gefühle der Völker, als die Niederlage der Gedanken, die über das Schickſal derſelben entſcheiden, als die Sammlung glänzender Geiſtesſpiele. Das, was der Kunſt angehört, ſchien ihr verfinſtert vor der Größe der Anſichten, der Allgemeinheit des Urtheils, der philoſophiſchen Unterſuchung des Herzens, und allen jenen Eigenſchaften, welche lange vorher da ſind, ehe ſie ſich in den Geſellſchaften entwickeln.

Der zweite Band enthält bloß Rathſchläge für die Schriftſteller freier Staaten, und ſpricht daher, in Beziehung auf Frankreich, von der zukünftigen Literatur. Dieſe Abtheilung wurde zur Zeit der Erſcheinung des Buches mit großem Beifalle aufgenommen, und vielleicht iſt ſie auch wirklich die glänzendſte, da der Gegenſtand eben ſo neu iſt, als die Gedanken. Man wird ſie mit beſonderm Antheil in dieſem Augenblicke wiederleſen, wo die Hoffnung, welche Frau von Stael faßte, auf einem feſteren Grunde ſich wieder erhebt, und ihre Weiſſagungen ſchon halb eingetroffen ſind. Man findet hier freilich nicht jene, manchen Leſern angenehme Miſchung von Thatſachen und Gedanken, aber der Vorzug dieſer Abtheilung iſt von höherer Art. Sie iſt gerade auf den großen Zweck aller Schriften, ja des ganzen Lebens der Frau von Stael, auf den Zweck gerichtet, den Einfluß der Freiheit zu leiten und auszudehnen. Nicht minder fein und genau iſt ihre Zergliederung der allgemeinen Ideen, und mit großem Scharfſinne zeigt ſie, was in

einem freien Staate den schriftstellerischen Ruhm ausmachen müsse.

Allerdings ist hier nur von Republiken die Rede, aber man sieht, daß die republikanische Verfassung für Frau von Stael nur eine zufällige Form der Freiheit war. Alles was sie sagt, läßt sich auch auf die beschränkte Monarchie, und oft mit Vortheil anwenden. Immer ist ihr Blick auf Frankreich gerichtet, obgleich die betrübende Vergleichung dessen, was war, mit dem, was sie im Auge hat, sie stets wieder zu der idealischen Schilderung eines großen, freien, erleuchteten, edlen Volkes führt, wo die Sitten mit den Staatseinrichtungen im Einklange ständen. Nicht selten entfährt ihrer freien Feder ein spottender Zug gegen die Zeitgenossen des Augenblicks. Die Ehrgeizigen, die Furchtsamen, die Schmeichler der Gewalt, alle Eitlen, alle Habsüchtigen werden mit den lebhaftesten Farben geschildert.

Der ausgezeichnet geistreiche Abschnitt, überschrieben: Vom Geschmacke, von feinen Sitten und ihrem literarischen und politischen Einflusse, ist ein feiner und scharfer Tadel des Tones in der Gelehrtenwelt, und selbst des gesellschaftlichen Tones jener Zeit. Die Nachtheile übermäßiger Verfeinerung und übertriebener Zierlichkeit werden den Nachtheilen gemeiner Sitten entgegen gestellt, und die Verfasserin zeigt, daß der wahrhaft gebildete Geist nie genöthigt ist, weder seine Kraft, noch den guten Geschmack aufzuopfern. Ihr Tadel trifft die Anmuth, der kein Gedankenreichthum zum Grunde liegt, und Gedanken, die durch unpassenden Ausdruck entstellt werden, mit gleichem Fluche.

Wer sie selber gern in ihren Schriften wiederfindet, liest noch einmal mit großem Antheile den Abschnitt über die Frauen, die sich den Wissenschaften widmen. Ihre Behandlungsart dieser fast persönlichen Frage zeigt uns, wie sie ihre eigenen Eindrücke verallgemeinerte. Sie beobachtete an sich selber jene Regungen, die so zart sind, daß sie nur dem Individuum anzugehören scheinen, und entdeckte hinterher, daß sie die nothwendige Folge irgend einer bestimmten Lebenslage sind. Mögen folgende Worte daraus hier stehen, worin sie zeigt, daß jene Berühmtheit, die den Neid erregt, im Allgemeinen ein Unglück für Wesen ist, die nur von Zuneigungen leben.

„Vor dem Anblicke des Uebelwollens zittern die „Frauen, wie ausgezeichnet sie seyn mögen. Muthvoll „im Unglücke, aber furchtsam sind sie gegen Anfeindung. „Das Denken erhebt sie, aber ihr Gemüth bleibt schwach „und schüchtern. Die meisten Weiber, welchen überle„gene Geistesfähigkeiten Ruhmbegierde einflößten, gleichen „Tasso's Erminia in der Kampfrüstung; die Krieger er„blicken den Helm, den Speer, den blitzenden Helmbusch; „sie glauben der Kraft zu begegnen, sie greifen heftig „an, und bei den ersten Streichen treffen sie das Herz."

Die Verfasserin eines solchen Werkes mußte Beifall gewinnen, aber das Ganze ihrer Grundsätze wurde lebhaft angefochten. Die Vervollkommlichkeit des Menschengeschlechts ist stets der Gegenstand vieler Streitigkeiten gewesen und man kann nicht leugnen, daß schon der Ausdruck beim ersten Blicke einen falschen Sinn zu entfalten scheint. Um aller Zweideutigkeit zu begegnen, muß man sich erinnern, was diejenigen meinen, welche diese Lehre ohne Uebertreibung aufgestellt haben. „Ich „will nicht sagen" — sind die Worte der Frau von Stael — „daß die Neuern den Alten an Geist überlegen „sind, sondern nur, daß die Masse der Ideen aller Art „im Laufe der Zeiten anwächst." Eben so ist es in Beziehung auf die Sittlichkeit bekannt genug, daß das menschliche Herz stets seine Natur behalten wird; aber wer wagt es zu behaupten, daß nicht irgend eine Erziehungsart, irgend eine gesellschaftliche Einrichtung, größern Vortheil aus den unwandelbaren Anlagen desselben ziehen könne?

Das Gebiet der Literatur ist vielleicht nicht der schicklichste Boden, wo man die Vervollkommlichkeit des Menschengeschlechtes vertheidigen kann. Aus verschiedenen Zeiten des Alterthums sind nur Erzeugnisse von hoher Trefflichkeit auf uns gekommen, und gerade diese passen wenig zur Vergleichung. Ausgezeichnete Geistesgaben scheinen mehr dem Fache als der Größe nach verschieden zu seyn, und sie ziehen unsern Blick so sehr auf den Schriftsteller, daß wir nicht untersuchen, was er seiner Zeit verdankt. Schwer ist es überdieß, wenn man von Literatur spricht, die Werke der Einbildungskraft zu übersehen, und der hohe Glanz der Dichtungen des Alterthums zieht den denkenden Geist wider Willen an. Die Bemerkungen der Frau von Stael sind darum nicht we-

niger treffend; aber der Gegenstand ihrer Untersuchung ist so fein und die Geschmacksverschiedenheit hat hier so viel Einfluß, daß sie nicht völlige Ueberzeugung bewirken kann.

Betrachten wir die Geschichte im Großen, und wir sehen, was wir im Laufe der Zeit gewonnen haben. Der Götzendienst ist in Europa gefallen, und überall auf der Erde erschüttert. Sclaverei, Leibeigenschaft, Negerhandel, sind nach einander dem Einflusse des Christenthumes gewichen, nicht weil dieser Glaube die Unterdrückten in Aufstand gebracht, sondern die Unterdrücker entwaffnet hat. Eine Sittenlehre, die Geduld und Ergebung lehrt, ward unvereinbar mit der Knechtschaft gefunden, und Fesseln, die noch nicht gebrochen waren, schienen sich von selbst zu lösen. Andere, minder reine Beweggründe wurden der Sache der Menschheit dienstbar, zahllose Mißbräuche aufgehoben und die Lage der Unglücklichen ward erleichtert. Ob man diese Veränderungen den Fortschritten des menschlichen Geistes verdanke oder nicht, das ist nicht die Frage, genug, daß sie diese Fortschritte herbeigeführt haben. Die Kenntniß des wahren Vortheils der Menschheit ist gewonnen, und diese Kenntniß ist nichts anders als die Vervollkommnung der Vernunft.

Wie viele Geschlechtsfolgen unter den taglebigen Insekten würden nöthig seyn, damit sie die Verbesserung der Jahrzeit beweisen könnten? Wie oft würden an einem Februartage, bei Schnee, Frost oder eisigem Winde, diese am Morgen geborenen Denker die Annäherung des Frühlings leugnen! So ist es auch mit jener Frage unter den Menschen. Was geht es, wird man sagen, unser, einen Augenblick, einen so oft unglücklichen Augenblick, dauerndes Leben an, daß die Jahrhunderte langsam zu einer besseren Zeit vorschreiten? Wenig allerdings geht es den Selbstler an, und wenig auch, aber aus edlern Beweggründen, den Christen, der nur nach der Ewigkeit trachtet. Und doch, wie könnte man eine herrliche Hoffnung abweisen? wie eine Lehre verschmähen, die allein ein nützliches Ziel den höhern Geistern vorhält, dem Denken einen wahren Werth gibt, und in der Leitung irdischer Dinge der Vorsehung ein wohlthätiges Walten zuschreibt?

Alle Einwürfe, wozu das Buch der Frau von Stael Veranlassung geben konnte, wurden bald nach der Erscheinung desselben in zwei Aufsätzen im französischen Merkur zusammen gestellt. Man hat diese, besonders durch die Darstellung ausgezeichneten Aufsätze oft angeführt, und wiewohl einige Bitterkeit, sowohl gegen Frau von Stael selbst als gegen ihre Schriften, durchblickt, so findet man darin doch jene Formen der Höflichkeit und Artigkeit, wofür eine Frau immer Dank wissen muß, selbst wenn sie ihrem Gegner Vortheil geben. Sorgfältig abgemessene Streiche treffen nur desto sicherer, hier aber waren es keine tödtlichen Streiche, und obgleich Frau von Stael den artig ausgesprochenen Rath, sich statt des Schreibens mit Reden zu begnügen, vernachlässigte, so hat sie sich doch wieder erhoben. Der Angriff war ihr nichts desto weniger empfindlich, und sie, die sonst auf keine Beurtheilung je geantwortet hat, wies in der Vorrede zur zweiten Auflage ihrer Schrift jene Angriffe auf mittelbare Weise ab.

Diese geistvolle Erwiederung ist voll Anmuth und Freundlichkeit. Frau von Stael rechtfertigt sich vollkommen in Hinsicht auf die Thatsachen, und nach einer wiederholten warmen Vertheidigung ihrer Ansichten gibt sie in den letzten Zeilen einen auffallenden Beweis jener Güte, die sie abhielt, an den Haß zu glauben. Ganz gegen Rochefoucauld's Rath, in den gegenwärtigen Gegenständen unsrer Zuneigung künftige Feinde zu sehen, konnte sie alle ausgezeichneten Menschen, über welche sie sich zu beklagen hatte, nur als künftige Freunde betrachten.

Die Gedanken, welche sie in ihrer Schrift niederlegte, haben seitdem Früchte getragen. Der ausgezeichnete Geist des Herrn von Chateaubriand hat ihren Grundsätzen Anhänger verschafft, da er ausschließend dem Christenthume jene Fortschritte zuschrieb, welche Frau von Stael mit dem Christenthume selbst in den Beweisen der Vervollkommnung des menschlichen Geistes begriffen hatte. So hat jene Lehre unmerklich in allen Köpfen Eingang gefunden, wenn man sich auch nicht ganz mit den Ausdrücken versöhnt hat, die Anfangs zur Entwickelung derselben gebraucht wurden. Dieß bekümmerte Frau von Stael wenig. Immer weiter geführt von ihrem Geiste, gab sie angefochtene Ausdrücke auf, überzeugt, daß sie stets neue Formen finden werde, um dieselben Ansichten auszudrücken.

Delphine.

Eine Schriftstellerin, deren hohe Gaben sich so ganz in Begeisterung und freiem Erguſſe offenbarten, wie bei Frau von Stael, konnte in philosophischen Werken nicht ihren vollen Schwung nehmen; es mußte ihr schwer werden, ihren lebhaften Geist einem ernsten Gange zu unterwerfen, und man hat ihre Ueberlegenheit vielleicht nie freudiger anerkannt, als wenn sie sich unabsichtlich entfaltete. Alle jene glänzenden Erzeugnisse des Augenblickes, jene Gedanken, welche die Gelegenheit in ihr erweckte, konnten nur in einer Dichtung dauerhaftes Leben erhalten, und ihre Einbildungskraft mußte den Schauplatz der Welt hervorrufen, wenn sie wiederfinden wollte, was der gesellige Verkehr ihr eingab. Die Form eines Romans in Briefen bot ihren geprüftesten Gedanken, wie ihren flüchtigsten Ansichten eine passende Stelle, und gab zugleich ihrer feurigen, gefühlvollen Seele Gelegenheit, sich ganz zu ergießen. Wer die Kraft der Beredtsamkeit in sich fühlt, empfindet auch das Bedürfniß, sie zu äußern. Es liegt ein Glück, ein gefährliches vielleicht, doch immer ein Glück in jenen mächtigen Regungen, die der Ausdruck zugleich beruhigt und festhält, und dieser Genuß allein würde dem bildenden Geiste Belohnung genug geben. Die Leidenschaft, die unter allen am meisten dramatisch ist, die sich in allen ihren treuen Aeußerungen schön zeigt, die der Großmuth, der edlen Aufopferung, selbst der Religion gleicht, lockte auch Frau von Stael am meisten zu einer Schilderung.

Ein schwermüthiger Gedanke verfolgte sie in ihrer Jugend; von tiefem Mitleid gegen das Schicksal der Frauen durchdrungen, beklagte sie besonders die mit ausgezeichneten Fähigkeiten begabten Frauen. War ihnen versagt, was sie für das größte Glück hielt, Liebe in der Ehe, so schien es ihr eben so schwer zu seyn, daß sich die Frauen in den engen Gränzen ihrer Bestimmung halten, oder diese Gränzen überschreiten könnten, ohne sich bitterm Schmerze auszusetzen. Dieser Gedanke, der sich in einem Romane unter unzähligen Formen entwickeln ließ, führte sie natürlich von selbst zur Schilderung einer glänzend begabten, aber unglücklichen Frau, die von ihren Neigungen beherrscht, von ihrem unabhängigen Geiste gemißleitet wurde und durch ihre liebenswürdigsten Eigenschaften leiden mußte.

Eine ſolche Heldin paßte ganz vortrefflich für Frau von Stael. Unter dem leichten Schleier jener erdichteten Geſtalt fühlte ſie ſich von eigener Verantwortlichkeit befreit, und bei dem Ausdrucke zahlloſer Gemüthsregungen, die ihr halb angehörten, konnte ſie ihre Eindrücke mit aller Lebhaftigkeit wiedergeben, ohne daß ſie ſich verpflichtet gehalten hätte, dieſelben zu beurtheilen. Die Verſchiedenheiten zwiſchen Delphine und ihr ſind mit berechneter Abſicht erfunden. Sie hat ihrer Heldin nicht jenen durchdringenden Blick gegeben, der Alles vorherſah, nicht jene Feſtigkeit des Gemüthes, womit ſie ertrug, was ſie nicht zu vermeiden geſucht hatte. Delphine ſieht Nichts voraus, und Alles bringt ihr Leiden. Die geringſten Abſtufungen jeder Regung und jedes Gedankens ſchnell auffaſſend, begreift ſie doch weder Eitelkeit noch Eigennutz, aber eben dieſe Unwiſſenheit gibt ihrer Gemüthsart einen Anſtrich von Reinheit. Sie tritt unter die Kämpfe des Lebens mit der einzigen Hoffnung, zu entwaffnen durch unwandelbares Wohlwollen, durch Selbſtaufopferung in allen Verhältniſſen, und die Qualen, welche die Bosheit der Welt einer vertrauenden und aufrichtigen Seele bereitet, ſind auch vortrefflich in dem Werke geſchildert.

Bei zahlloſen äußern Verſchiedenheiten aber beſteht eine innige Verwandtſchaft zwiſchen der Verfaſſerin und der Heldin des Romans, und die Aehnlichkeiten ſind um ſo größer, da ſie unwillkührlich ſind. Corinna iſt das Ideal der Frau von Stael, Delphine iſt ihr treues Abbild wie ſie in ihrer Jugend war. Alles iſt Werk der erſten Regung bei dieſem Weſen, obgleich es ein Kunſtgebild zu ſeyn ſcheint. Delphine iſt ein lebendes, ein einziges Weſen. Sie beſitzt eine Güte und eine Ergebenheit, die ganz aus Eingebung und innerm Antriebe ſtammen, ein Zartgefühl und eine Großmuth, die ihr angeboren ſind, und dieß, vereint mit einer gewiſſen Kindlichkeit oder Kunſtloſigkeit in ihren heftigen Regungen, gleicht ſo wenig den Eigenſchaften, die man gibt, und ſo ſelten denjenigen, die man hat, daß es wirklich ſcheint, als ob ſie lebe und als ob ſie allein ſo ſey.

Aber eben dieſer Zauber und die angebornen Tugenden Delphinens machen uns ihre Vergehen und Unbedachtſamkeiten unerträglich. Man leidet, man erzürnt ſich, weil man ſie liebt. Man iſt ſo vertraut mit ihr

geworden, daß man ihrer Fehler theilhaftig zu werden fürchtet, und ſchnell den Tadel ausſpricht, aus Beſorgniß, ihre Mitſchuldige zu werden. Wir wiſſen es ihr nicht Dank, daß ſie nicht ganz Schuldige iſt, weil ſie es in ſo hohem Grade iſt, daß wir ihr nicht verzeihen können. Immer vergeſſen wir, daß ſie nur da iſt, um uns abzuhalten, ihrem Beiſpiel zu folgen. Hätte ſie bei gefährlichen Meinungen weniger Fehler begangen, und alſo weniger hart für ihre Vergehen gebüßt, ſo würde man das Buch verdammen müſſen.

Der Roman erweckt den lebhafteſten Antheil, und wohl vorzüglich in den minder ſtürmiſchen Schickſalslagen. Die Geiſtesgaben zeigen ſich vielleicht am merkwürdigſten, wenn ſie gleichſam unbewußt ſchaffen, und Verfaſſer und Leſer nicht vorher einen Wink bekommen haben. Frau von Stael verſtand es beſſer, die edelſte Schwärmerei der Liebe, als die Wuth dieſer Leidenſchaft zu ſchildern. Wirklich ſind auch als Ausdruck der Leidenſchaft ſelbſt die Zeilen, welche Delphine in dem Augenblicke ſchreibt, wo ſie ſich auf immer von Leonce getrennt glaubt, ohne Vergleich die ſchönſten. Immer reizend aber iſt die fein abgeſtufte Schilderung der zarteſten Herzensregungen. Unter andern ſind hier Leiden der Freundſchaft ſo lebhaft und natürlich ausgedrückt, daß ihre Wirkung auf das Gemüth durch die Wirkung heftigerer Schmerzen nicht geſchwächt wird, und Delphine iſt uns um ſo rührender, da ihre zarte Seele durch unſchuldigere Regungen bewegt werden kann.

Die Charaktere ſind im Allgemeinen mit ſeltener Kraft und ungemein ſcharfen Pinſelſtrichen gezeichnet. Das Bild der Frau von Vernon iſt ein Meiſterſtück, durchaus neu in ſeiner Art, und die Schilderung dieſer treuloſen Freundin zeigt uns eine Fülle von Mitleid und Zärtlichkeit in der Verfaſſerin, die es verſtanden, über ein ſolches Bild ſo unwiderſtehlichen Reiz zu verbreiten. Man findet ſtets Frau von Stael in dieſem Werke wieder; ihre Neigungen, ihre Urtheile, ihre Anſichten über die Freundſchaftspflichten, über Dienſtleiſtungen, über Dankbarkeit; ihr Mitleid gegen alle Schmerzen, ihre umfaſſende und doch das Einzelne berührende Anſicht des Lebens. Man findet hier ihre Gewohnheit wieder, die verſchiedenen Eindrücke, ſelbſt die Gedanken geiſtloſer Menſchen zu zergliedern, und man bemerkt eine beſon-

dere Feinheit, wenn solche Menschen in dem Roman ihre Beweggründe entwickeln. Einige Unwahrscheinlichkeit liegt freilich darin, aber eine anziehende Unwahrscheinlichkeit, die an jene ergötzlichen Unterhaltungen erinnert, worin Frau von Stael von Andern erzählte, und in so geistreichen Ausdrücken die Dolmetscherin der Albernheit wurde, daß der schärfste Gegensatz daraus entsprang. Selbst die Schreibart, die man getadelt hat, ist sehr oft die unvergleichliche Umgangsprache der Frau von Stael. Wenn sie sprach, gaben freilich ihr so lebhafter Blick, ihre ausdrucksvolle Haltung, ihre lebendige und scharfe Art der Betonung, gewissen Worten, die sie selber gestempelt hatte, einen auffallenden, besonders anziehenden Sinn.

Ich gestehe es — setzt Frau Necker de Saussure hinzu — beim Lesen dieses Werkes ergreifen mich die Erinnerungen mit zu viel Gewalt. Ich sehe tausend Beziehungen, und überlasse mich der Bewegung, die sie in mir erwecken. Die Begebenheiten, gleich einer Nichts enthaltenden Einfassung, verschwinden vor meinen Augen, und ich sehe in die Tiefe des Gedankens. Es ist Vergangenheit, es ist Leben, ach! es ist Tod, was diese Delphine mir zeigt, nicht mehr Dichtung. Die Lectüre dieses Buches ist ein schmerzlicher Traum, wo zahllose Bilder aufsteigen, wo Alles, was man gekannt, sich zeigt, sich umbildet, sich verliert unter unzähligen flüchtigen Gestalten, wo eine heimliche Angst, traurige Mahnung an den erlittenen Verlust, mit einer zu süßen Täuschung sich verschmelzt. Es war eben so sehr unter der Würde der Gesinnung als den Geistesgaben der Frau von Stael, wirklich lebende Menschen in diesem Gebilde der Einbildungskraft aufzuführen, und doch sieht jeder von ihren ehemaligen Freunden, wenn er ein solches Werk wiederliest, wie Schatten vorüber gehen jene Wesen, alle ausgezeichnet in irgend einer Beziehung, die neben ihr lebten und um ihre Zuneigung wetteifernd buhlten. Eine zerstreute Gesellschaft, vereinzelte Strahlen eines untergegangenen Mittelpunktes, Menschen, durch allerlei Verschiedenheiten getrennt, und die im Leben vielleicht nicht mehr für einander passen würden, aber immer in ihren Klagen sich begegnen müssen!

Man erkannte in diesem Roman ein Talent, das vielmehr in seinem kräftigsten Wachsthum stand, als zur Reife gelangt war. Die Heftigkeit der Jugend verband

ſich hier mit dem Ungeſtüm der Einbildungskraft, und obgleich man hier Ausgezeichnetes aller Art fand, ſo konnte doch Frau von Stael, da ſie ſich zum erſten Male ganz ihrem Feuer überlaſſen, und das Reizbarſte auf der Welt, die politiſchen Leidenſchaften, beleidigt hatte, kaum dem Tadel entgehen. Delphine wurde lebhaft bewundert und lebhaft angegriffen. Den literariſchen Tadel nahm Frau von Stael mit fröhlichem Sinn auf; diejenigen aber, die den Roman in ſittlicher Hinſicht verdammten, kränkten ſie tief. Delphine war für ſie in dieſer Beziehung ein Gegenſtand, worüber ſie ſehr reizbar war, und ſie hat ſtets betheuert, ihre Abſicht bei der Abfaſſung des Buches ſey unſchuldig geweſen. Da ſie ſelber eine eigene Schrift herausgegeben hat, um die Art von Schutzrede für den Selbſtmord, die man ihr vorgeworfen, zurück zu nehmen, ſo iſt es unnöthig, wieder auf dieſen Gegenſtand zu kommen. Ungeachtet ihrer großen Abneigung aber, zu ihren alten Werken zurück zu kehren, hat ſie doch noch Bemerkungen über den ſittlichen Zweck der Delphine geſchrieben. In dieſem Aufſatze, der gedruckt zu werden verdient, behandelt ſie alle auf den Roman ſich beziehenden Fragen, die ſie nach ihrer Gewohnheit an allgemeine Ideen knüpft. Sie beweiſet zuförderſt, daß ſie, ſchon nach ihrem Wahlſpruche (Ein Mann muß der Meinung zu trotzen wiſſen, eine Frau ſich ihr unterwerfen), Leonce und Delphine verdammt; und ſucht ſodann zu erklären, warum jeder von uns durch einen natürlichen Hang zu gefühlvollen und überſpannten Weſen hingezogen wird, während die Welt überhaupt mit großer Strenge ſie verurtheilt. Ihr ſittlicher Zweck war, nach ihrer Angabe, zwiefach. Auf der einen Seite ſagte ſie zu den ausgezeichneten Frauen: „Ehret die Meinung, weil Alles, was gut in Euch iſt, und jeder edle Stolz durch ſie gekränkt werden kann, und weil ſie Euch ſelbſt bis in das Herz eurer Geliebten verfolgen wird" — auf der andern Seite aber ſprach ſie zu der Meinung: „Sey nicht unerbittlich gegen ſeltene Weſen, die großem Unglücke ausgeſetzt ſind, und den Reiz und die Zierde des Lebens machen."

Man kann freilich meinen, daß eine Ermahnung zur Strenge und eine Ermahnung zur Nachſicht ſich gegenſeitig ſchwächen; aber es iſt dennoch wahr, daß beide verdient ſind. Es ſind ja die niedrigen, gehäſſigen Lei-

denschaften, die sich gewöhnlich gegen ausgezeichnete Eigenschaften mit Erbitterung erheben, und vielleicht mußte die Bestrafung der Unbesonnenen und Schwachen gerade der Bosheit aufgetragen werden, da die reine Tugend nie grausam genug gewesen seyn würde.

Hat dieses Werk, gegen die Absicht der Frau von Stael, Anlaß zu Vorwürfen geben können, so war der Einfluß des Augenblickes, wo sie es schrieb, daran Schuld. Dieser Augenblick, so wie die Zeit, worein die Dichtung verlegt ist, fiel in die Revolution. In jener Zeit aber trugen verschiedene Ursachen dazu bei, die Einbildungskraft der Schriftsteller zu überspannen. Gräßliche Beispiele von Grausamkeit, Niederträchtigkeit, Selbstsucht, leiteten die Bewunderung des Menschen auf erhabene, edle Eigenschaften; erschütternde Lagen im wirklichen Leben riefen ähnliche im Gebiete der Dichtung hervor; und als das gesellschaftliche Gebäude auf allen Seiten zusammenstürzte, konnte es nicht wohl anders geschehen, als daß die Ideen von großen unwillkührlichen Regungen und den Aufopferungen, die sie begleiten, im Geiste der Schriftsteller das Uebergewicht erhielten über die Idee jener Verbindungen, welche nur zu oft durch gesellschaftliche Rücksichten waren geknüpft worden. Durch bestimmter gezogene Folgerungen, oder durch einen Tadler unter den Personen des Romans, hätte man gar leicht die sittliche Seite des Werkes hervorheben können; aber Frau von Stael liebte nicht solcherlei Handwerksliſt, und hielt diese Mittel nicht für nöthig. Sie hat jedoch die Entwickelung des Romans geändert, „aber nicht," wie sie sagt, „um der Meinung derjenigen nachzugeben, „welche behauptet haben, daß der Selbstmord von dra„matischen Darstellungen ausgeschlossen seyn müsse, weil „ein Schriftsteller nicht seine besondere Meinung aus„drückt, indem er seine Personen handeln läßt." Es kann indeß nicht geleugnet werden, daß, so anziehend auch die grausame Auflösung bei der ersten Anlage war, diese neue Entwickelung, und besonders der herrliche Brief der sterbenden Delphine, in jeder Hinsicht einen bessern Eindruck in der Seele zurück läßt.

Hier endigt der zweite Zeitabschnitt der literarischen Thätigkeit der Frau von Stael. Sie hatte die Hoffnungen erfüllt, die sie im ersten erweckte, und das Gebäude ihres Ruhmes schon gegründet. Ihre Schriften

hatten die Aufmerksamkeit der Denker des Auslandes lebhaft gereizt, während man ihnen in Frankreich noch nicht völlig Gerechtigkeit wiederfahren ließ. Die großen und neuen Gedanken, die überall darin glänzten, konnten in den Augen gewisser Beurtheiler einige kleine Fehler gegen die Sprachrichtigkeit, einige neue Wortbildungen und hier und da einige Dunkelheiten nicht vergüten. Man erkannte die glänzenden Gaben, welche Frau von Stael im Umgange zeigte, aber im Gebiete der Literatur rechnete man sie noch zu jenen geistreichen Schriftstellern, die einige Fehler in der Manier vom ersten Range ausgeschlossen hat. Sie hat dieses Urtheil nicht anerkannt; aber jene Strenge ist ihr doch nützlich gewesen, und sie wurde gezwungen, ihre Geistesanlagen allseitig auszubilden. Ihre Sprache war bis dahin noch nicht so geschmeidig unter ihren Händen gewesen, daß sie die unzähligen Abstufungen ihrer Gedanken hätte ausdrücken können, ohne sich etwas ungewöhnlicher Formen zu bedienen. Was der Mittelmäßigkeit einen falschen Glanz gibt, schadete der wahren Geistesüberlegenheit. Man hielt die Aeußerungen eines sehr eigenthümlichen Geistes für eine wunderliche Darstellungsweise, aber als die Sprache der Frau von Stael der Sprache aller Menschen ähnlicher wurde, sah man wohl, daß ihre Geistesgaben sonst niemand besaß.

Dritter Zeitabschnitt.

Gegen Ende des J. 1803, nach der Herausgabe ihrer Delphine, machte Frau von Stael, durch die Tyrannei eines Einzigen verbannt, wie früher durch die Willkühr von Mehrern, ihre erste Reise nach Deutschland. Sie fand hier ihren Ruf größer, als sie geglaubt hatte. Männer von Geist, von verwandtem Geiste, begrüßten sie mit Entzücken; die Fürsten wetteiferten, ihr Gunstbeweise zu geben und über ihre Geistesfähigkeiten, ihr politisches Betragen und ihre Begeisterung für ihren Vater äußerten zahlreiche Stimmen wohlwollenden Beifall. Diese Reise gab ihr auch den Vortheil, einen ausgezeichneten Schriftsteller, Herrn Schlegel, als ihren Gesellschafter zu gewinnen, der ihr eben so angenehm gewesen ist durch die Aehnlichkeiten, als durch die Verschieden-

heiten ihrer beiderseitigen Geistesanlagen, und dessen Lob wie dessen Widerspruch stets ihren Geist angeregt hat. So war jenes Jahr für Frau von Stael reich an Vergnügen, Beifall, neuen Ideen; aber es versetzte ihr auch einen furchtbaren Streich, da sie ihren Vater verlor.

Es wird noch einmal von dieser unglücklichen Zeit die Rede seyn, die hier nur als der Zeitpunkt einer schönen Entwickelung der Geistesgaben der Frau von Stael betrachtet werden soll. Sie war mit dem Unglücke schon bekannt geworden. Die Verbrechen der Revolution, der Menschen Undank gegen Necker, ihre Ungerechtigkeit gegen sie selber, und andere Leiden hatten ihr Herz zerrissen. In Leiden aber, deren Schuld man andern, oder sich selber zuschreibt, liegt etwas Herbes und Erbitterndes, das die volle Ergießung der Seele hemmt. Sie hatte zuweilen jene lebhafte Anwandlung bittrer Spottlust, wodurch man auch Beifall erwerben kann; die erhabene und rührende Begeisterung war jedoch die schönste Seite ihrer Geistesgaben. Ein Schmerz, der vom Himmel kam, ein Schmerz in der Ordnung der Natur, ein Schmerz, der einer frommen Regung ähnlich war, mußte ihrer Seele eine Stimmung geben, die man glücklich nennen kann, wenn sich die größte Vollkommenheit als das erste Glück betrachten läßt. Die Blicke ihres Geistes waren stets auf die wahrhaft bewundernswürdigen Eigenschaften ihres Vaters geheftet; sie wünschte lebhaft, ihren Kindern zu werden, was er ihr gewesen war, sie las beständig mit ihnen seine schönen Schriften über Religion und Sittlichkeit, wo ihnen ein Vater heilige Gesetze, die er im Leben wie im Tode bekräftigt hatte, aufzulegen schien, und Alles dieß mußte beitragen, jenen feierlichen und tiefen Eindruck auf sie zu machen, der so ganz geeignet war, ihren Gedanken eine wohlthätige Richtung und ihren Schriften einen großen Charakter zu geben.

Seitdem bildeten ihre Glaubensansichten sich bestimmter aus, und die frommen Regungen ihres Gemüthes wurden beständiger und lebhafter. Die Unbestimmtheit eines poetischen Glaubens genügte ihrem Herzen nicht mehr, sie bedurfte eines festen Glaubens für jene Verheißung der Unsterblichkeit, die allein sie vor der Verzweiflung rettete, kurz, sie mußte Christin seyn, weil ihr Vater als Christ gestorben war. Jene Täuschungen zärtlicher Seelen, welche eine so reine Religion doch mit

so viel Milde duldet oder begünstigt, das Gefühl einer Gemeinschaft mit hingeschiedenen Freunden, der Gedanke, daß sie uns noch beschützen, und daß sie vielleicht eines Tages für uns, als einen Theil ihres Lohnes, das Glück der Wiedervereinigung mit ihnen erlangen; alle diese Hoffnungen erfüllten seitdem das Herz der Frau von Stael, und gaben ihr Stärke in jenem langen, harten Kampfe, worin sie durch den Gedanken an die nahe Vereinigung mit ihrem Vater die Schrecknisse des Todes abwehrte.

Aus diesen Regungen floß jener bewundernswürdige Aufsatz über das häusliche Leben Neckers, welchen sie der Ausgabe seiner nachgelassenen Handschriften vorgesetzt hat. Ein jetzt berühmter Schriftsteller, Hr. Benjamin Constant, hat unter den Freunden der Frau von Stael, die das Andenken derselben öffentlich ehren wollten, das hohe Verdienst jener Schrift anerkannt, und behauptet, man lerne in keinem ihrer Werke sie selber so genau kennen.

Es ist allerdings einzig in seiner Art. Vielleicht sah man nie wieder, als in diesem Falle, wie Geistesgaben von der höchsten Stärke einen wirklichen Schmerz, mit welchem sie kämpften, so unwillkührlich schildern. Sie sucht so wenig ihre Betrübniß zu benutzen, um Wirkung hervor zu bringen, ja sie ahnet nicht einmal, daß sie dieselben ausdrückt. Es ist eine gänzliche Selbstvergessenheit, man möchte sagen, Selbstaufopferung in diesem Aufsatze; sie stellt sich unter ihre Mutter, weil sie ihren Vater in dem Gegenstande seiner Wahl erheben will; sie sucht sich leichtsinnig und unbedachtsam zu zeigen, damit der Tadel, den sie etwa je sich zugezogen haben möchte, nicht auf ihren Vater falle, und gibt sogar zu verstehen, sie habe von Natur kein tiefes Gefühl gehabt, auf daß man glaube, der Eindruck, den er auf sie gemacht hat, würde auf eine Andre stärker gewesen seyn. Aus jedem Worte blickt ihre leidende Seele hervor, und dennoch hat sie eine unbegreifliche Mannichfaltigkeit von Tönen, und Darstellungsmitteln, wenn sie Neckers verschiedene Verdienste schildern will. Besorgt, durch den Ausdruck ihres Schmerzes zu ermüden, versucht sie tausend verschiedene Saiten anzuschlagen; sie stellt Gründe auf, um zu überzeugen, sie bezaubert, um zu entwaffnen, sie sucht selbst zu belustigen, um sich Ge-

hör zu verschaffen. Durch plötzliche Ausbrüche macht ihr Gefühl sich Luft; aber man sieht, daß sie nur die Absicht hat, eine edle Zurückhaltung zu beobachten. Es verfolgt sie die Furcht, durch Uebertreibung zu schaden. Eine gewisse Scheu und Schüchternheit verräth ein schmerzliches Mißtrauen gegen ihre Ueberredungskraft, und ihre hingeworfenen, abgebrochenen, gleichsam aus gepreßter Brust geholten Ausdrücke zeigen, daß sie mit erröthender Stirne schrieb, den richtigen Ton zu verfehlen, den Gegenstand ihrer frommen Ehrfurcht zu entweihen fürchtete.

Wer Frau von Stael und ihren Vater gekannt hat, und weiß, daß ein Grab sie deckt, kann nicht ohne Thränen an die unendliche Zärtlichkeit denken, die eine solche Schrift beweiset und rechtfertigt.

Corinna oder Italien.

Als Frau von Stael ihr Herz durch jene Huldigung ein wenig erleichtert hatte, reisete sie nach Italien. Sie war noch so sehr in ihren Schmerz versunken, daß diese Reise ihr keine Annehmlichkeiten versprach, und überdieß glaubte sie gerade für den Reiz, welchen Italien darbietet, nicht am empfänglichsten zu seyn. Sie hatte bis dahin nur den Geist bewundert, nur im menschlichen Herzen und in Büchern geforscht. Schon lange verbannt von dem glänzenden Schauplatze der Freuden und des Beifalls ihrer Jugendzeit, hatte sie vor ihrem Unglücke sich lebhaft nach Paris zurück gesehnt, und noch jetzt schien Paris allein sie anziehen zu können. So wenig sie mit den Genüssen der schönen Künste befreundet war, so schwach hatten auch die Reize der Natur sie gerührt. Die ländlichen Schönheiten waren in ihren Augen kaum mehr als die Verzierung des Verbannungsortes, der kalte Schmuck eines unerfreulichen Aufenthaltes, und sie hatte einen gewissen Unmuth gegen die Seen, Berge und Gletscher der Schweiz gefaßt, deren Anblick man ihr als eine Entschädigung anrechnete. Nichts von Allem, was nicht Gefühl oder Gedanke war, hatte Werth in ihren Augen.

Ihre Stimmung war schon in mehr als einer Hinsicht verändert, als sie nach Italien abreisete. Ihr Vater war gestorben, ohne daß die Franzosen ihm Gerechtigkeit hatten widerfahren lassen; die Franzosen gefielen ihr noch, aber gewiß liebte sie dieselben weniger in jenem

Augenblicke. Bei der Ueberzeugung, daß sie überall leiden werde, war ihr die Wahl des Aufenthaltes gleichgiltiger geworden, und sie mußte denjenigen vorziehen, der ihr keine schmerzliche Erinnerung zurück rief. Sie empfand auf dieser Reise eine Erleichterung, die ihr rührender Aberglaube der Fürbitte ihres Vaters zuschrieb. Italiens schöner Himmel und milde Lüfte wirkten auf sie, ohne daß sie es merkte. Ihre gerührte Seele öffnete sich süßen Regungen, und vielleicht mußte sie etwas von ihrer Thätigkeit verloren haben, wenn die äußeren Gegenstände einen vollen Eindruck auf sie machen sollten. Sie machten einen großen, gewaltigen, unerwarteten Eindruck, und Frau von Stael glaubte, zum ersten Male die Natur und die Künste zu erblicken, als sie in ihrer herrlichsten Pracht ihr erschienen.

Die Entwickelung dieses neuen Gefühles wurde ohne Zweifel durch die Gesellschaft des Hrn. Schlegel begünstigt. Die Kenntnisse dieses Gelehrten im Gebiete der schönen Künste, und seine feine, aber poetische Darstellung ihrer Wirkungen gewann ihre Theilnahme. Die Bewunderung der Kunst erweckte, Kraft einer geheimen Aehnlichkeit, in ihrem Herzen die Bewunderung der Natur, und die Nachbildungen führten sie zum Vorbilde.

Vielleicht sind jene späten Eindrücke, welche eine plötzliche Umwandlung in einem schon sehr geübten Geiste bewirken, ein Gewinn für seine bildende Kraft. Wäre Frau von Stael von früher Jugend an empfänglich für die Reize des Landlebens gewesen, so würde sie ihre ersten Werke mit mehr Gemälden bereichert, aber keine Corinna geschrieben haben.

Im Gebiete der schönen Literatur, und außerhalb des Gebietes der Politik, ist Corinna das Meisterwerk der Frau von Stael; das glänzende, unsterbliche Werk, das ihr zuerst eine Stelle in der Reihe großer Schriftsteller erwarb. Es ist ein Erzeugniß des Genies, worin zwei verschiedene Werke, ein Roman und ein Gemälde von Italien, verschmolzen sind. Beide Ideen sind offenbar auf einmal empfangen worden, und man fühlt, daß eine ohne die andere die Verfasserin nicht hätte reizen, noch mit ihren Gedanken in Einklang stehen können. Bei der reichsten Mannichfaltigkeit von Farben und Formen, herrscht hier eine hinreißende Uebereinstimmung und über das Ganze ist ein harmonischer Farbenglanz ver-

breitet. Die natürliche Stimmung des Gemüthes, eines glühenden, leidenschaftlichen, aber auch zärtlichen und trauernden Gemüthes blickt überall durch, und es ist keine Zeile darin, die ohne Bewegung geschrieben wäre. Frau von Stael hat sich, so zu sagen, zwischen ihre beiden Hauptpersonen getheilt. Sie hat der einen ihre ewige Sehnsucht, der andern ihre neue Bewunderung gegeben. Corinna und Oswald sind die Begeisterung und der Schmerz, und beide zusammen sind Sie selbst.

Die Schwermuth, die Lord Nelvil von Anfange an beigelegt wird, ist ein schöner Gedanke. Daher kommts, daß der zweite Theil, den finstre Trauer erfüllt, mit dem ersten keinen Mißton macht, und diese Abstufung von Traurigkeit bildet einen sanft düstern Hintergrund, auf welchem alle Gegenstände, und besonders Corinna's blendende Gestalt, mit besonderm Glanze sich heben. Daher auch kommt es, daß über Corinna selbst ein reinerer Zauber ergossen ist. Alles, was ihr begegnet, erweckt unser Mitleid. Wir sehen nicht mehr bloß eine leidenschaftliche Frau, die zu fesseln sucht, es ist ein wohlthätiger Genius, der dem Schmerze zu Hülfe kommt. Alles rührt, selbst was uns blendet oder in Erstaunen setzt. Wir glauben sehr verschiedene Liederworte zu hören, die nach einer angenehmen Sangweise, aber von traurigem und tief ergreifendem Ausdrucke gesungen werden. Nichts aber ist so ansprechend, Nichts so lebhaft, oft selbst so lachend, als der Farbenton des Werkes, und eben weil das Leben hier so kräftig in seinen Freuden wie in seinen Qualen geschildert wird, ist das Ganze der Dichtung so schön und so ergreifend.

Der erste Theil, Italien durch die Liebe gezeigt, ist eine stete Bezauberung. Corinna feiert alle Wunder der Künste, während sie Oswald mit dem größten aller Wunder, mit Rom bekannt macht, dem Gepräge des Geistes so vieler Jahrhunderte, mit Rom, das über Welt und Zeit gesiegt hat. Sie besingt die fruchtbare und prächtige Natur des Südens, die Denkmale der Vergangenheit in ihrer ehrwürdigen Trauer, die Helden, die Dichter, die Bürger, die nicht mehr sind. Alles Große, das die Geschichte zeigt, alle angenehmen, ergreifenden, und zuweilen auch komischen Züge, welche die Gegenwart einem beobachtenden Geiste eingeben kann, finden sich in ihren Worten vereint. Mit den eigen-

thümlichen Ansichten einer jugendlichen Einbildungskraft verbindet sie die Kenntniß von Allem, was man über die Gegenstände, wovon sie spricht, gedacht hat. Sie weiß, wie die Alten, wie die Künstler des Mittelalters, wie die verschiedenen neuern Völker geurtheilt haben, und sie erklärt alle diese Ansichten und stellt sie in Gegensatz mit der belebten Anmuth einer jungen Frau, die vor allen Dingen gefallen und liebenswürdig erscheinen will. Wir werden wahrhaft unterrichtet von einem gefühlvollen Wesen, das zu unserm Herzen spricht.

Die Verfasserin hat die ersten Reisebegebenheiten des Lords Nelvil geschickt in Schatten gestellt, um auf die prächtige Scene, die das Werk eigentlich eröffnet, das volle Licht fallen zu lassen. Von dem Kummer über den Verlust seines Vaters gebeugt, war Oswald, Lord Nelvil am vorigen Abend, ohne etwas zu sehen, in Rom angekommen, als am folgenden Morgen eine glänzende Sonne, Trompetentöne und Kanonendonner ihn erwecken. Italiens Muse, Corinna, Improvisatorin, Tonkünstlerin, Mahlerin, und ein reizendes Weib soll auf dem Kapitol gekrönt werden. Die ganze Stadt ist in Bewegung, das ganze Volk feiert das Fest des Genius. Oswald folgt unwillkührlich Corinna's glänzendem Wagen, und die Mitwandelnden theilen die Eindrücke, die das Schauspiel auf ihn macht. Auch Andere hatten, wie er, Vorurtheile gegen die Frau, welche öffentliche Huldigungen suchte, und wie er wurde man mit Corinna versöhnt, als man in ihren schönen Zügen Güte, Herzenseinfalt mit der edelsten Begeisterung vereint, zu lesen glaubte. Man theilt seine Bewegung, als er im Gedränge auf dem Kapitol bemerket, daß seine edle Gestalt, sein Traueranzug und vielleicht der Ausdruck von Schwermuth in seinen Zügen, Corinna's Aufmerksamkeit auf ihn gezogen haben; das sie bei dem Blicke auf ihn gerührt worden ist, und sich schon gedrungen fühlt, den Gegenstand ihrer Gesänge zu ändern und ihrem Triumphliede einige gefühlvolle Worte hinzuzufügen. Aber mitten unter der Unruhe, die Oswald empfindet, blickt seine Gemüthsart hervor. Man sieht, daß der Gedanke an das Vaterland über Alles bei ihm entscheiden wird. Als beim Herabsteigen vom Kapitol Corinna's Kranz fällt, Oswald ihn aufhebt und sie ihm mit einigen englischen Worten dankt, ist es der unnachahmliche, heimathliche Ton, der seine

ganze Seele in Verwirrung bringt. Anfangs war er nur bezaubert, jetzt ist sein Herz getroffen worden; man weiß, was bei ihm die zarte Seite ist. So eröffnet sich die Geschichte und dieser prachtvolle Eingang schließt das Geheimniß des Uebrigen ein.

Corinna's Gesänge, die für Uebersetzungen aus dem Italienischen ausgegeben werden, verleihen dem Werke eine glänzende Zierde; es möchte sich aber bezweifeln lassen, ob ihr Glanz anziehender sey, als die übrigen Reden Corinna's. Alles, was sie sagt, ist entzückend. In dem Kreise der Freunde, der sie umringt, erweckt sie stets die lebhafteste Begeisterung. Ihre Worte, immer mit Ungeduld erwartet, empfangen immer gerechten Beifall. Jeder spricht: Höret Corinna, sie wird Euch bezaubern! Corinna spricht, und sie bezaubert uns. Es fällt uns nicht ein, daß Frau von Stael sich selber lobt, wenn sie preiset, was sie geschrieben hat, so sehr finden wir, daß sie recht hat, sich zu loben. Welche Schwierigkeit für einen Schriftsteller, ein Wunder von Geist anzukündigen und stets Wort zu halten! uns auf das Erstaunen vorzubereiten, und uns dennoch in Erstaunen zu setzen! Ein unerhörter Kraftstreich, wenn nicht die Fülle, die Leichtigkeit des schöpferischen Geistes den Gedanken an einen Kraftstreich verbannte, um uns nur an Wunder denken zu lassen.

Diese zahlreichen Proben von Beredtsamkeit, diese reizenden Gemählde, schwächen den Antheil nicht, den die Dichtung erweckt, weil die Verfasserin ihre Abschweifungen kunstvoll nur in den Augenblicken anbringt, wo die Handlung still steht, wo der Leser sogar fürchtet, daß sie wieder fortschreiten werde, und sich dieser augenblicklichen Stille um so mehr freut, da er fühlt, daß sich der Sturm nahet.

Corinna's Schicksal ist in Geheimniß gehüllt. Sie redet alle Sprachen, sie vereinigt die Reize aller Himmelsstriche, und Niemand kennt ihre Heimath. Oswald, der nur für häusliches Glück Sinn hat, wünscht sich durch ein heiliges Band mit ihr zu verbinden, aber er fodert zuvor ihr Vertrauen. Diese Erklärung, die Corinna von Tage zu Tage aufschiebt, fürchtet der Leser selber, und freut sich über die Spaziergänge und anziehenden Wanderungen, die sie Oswald unaufhörlich vorschlägt, um die Neugierde seines Herzens durch neugie-

rige Regungen des Geiſtes zu zerſtreuen. In Corinna's Reden athmet das Glück, aber ein Glück, das endigen wird, und die Leidenſchaft, die es überleben ſoll. Je näher der Augenblick des verhängnißvollen Geſtändniſſes kommt, deſto mehr ſucht ſie ſich ſelber zu betäuben, und den Geliebten durch die höchſten Genüſſe der Dichtung und der Künſte zu berauſchen. Alle Gegenſtände, ſcheint es, treten in ein immer helleres Farbenlicht, je drohender der Himmel wird, und nur erſt ein einziger Strahl fährt durch die Wolken, die bald zuckende Blitze durchwühlen ſollen.

Als Corinna mit Oswald den Veſuv beſtiegen und die glühenden Lavaſtröme in der Nähe geſehen hatte, übergibt ſie ihm das Heft, welches ihre Geſchichte enthält. Nie gab es eine unglücklichere Verknüpfung von Umſtänden. Corinna iſt eine Engländerin, die das einförmige Landleben im Innern ihres Vaterlandes nicht ertragen konnte. Sie war von Jugend auf beſtimmt, Oswalds Gattin zu werden, aber ſein Vater erſchrack über die Lebhaftigkeit der Neigungen und Ideen, die ſich ſchon früh in ihr entwickelten, und warf ſein Auge auf Lucilie, ihre jüngſte Schweſter. Dieſe Entdeckung verletzte Oswald in ſeinem Gefühle als Engländer und in ſeinen kindlichen Regungen. Er iſt in Allem verwundet, was tiefer in ihm und feſter gewurzelt iſt, als ſelbſt die Liebe. Von nun an verändert ſich das Weſen der Dichtung, und man fühlt, daß nur von Trennung und Tod die Rede ſeyn wird. Die Erzählungen von Oswald und Corinna melden jetzt nur grauſame Kämpfe, nur Schmerzen, welche die Seele zerreißen bei dem Widerſtreite gleich lebhafter Gefühle, nur Ungleichheit im Betragen, welche die Folge davon iſt, und Schonungen, trauriger als die Stürme ſelbſt. Oswald muß in ſein Vaterland zurückkehren. Die Beſchreibung ſeines Aufenthalts in Venedig mit Corinna hat eine ernſte Schönheit, von hoher Eigenthümlichkeit. Der Abriß mag nicht weiter verfolgt werden. Nichts von der ſchrecklichen Reiſe, die Corinna heimlich nach England macht, von der Krankheit, die ſie verzehrt, von Oswalds Vermählung mit ihrer Schweſter, wovon ſie faſt Zeugin iſt, von ihrer einſamen Rückkehr nach Florenz, von Oswalds und Luciliens Ankunft in jener Stadt, und endlich von Corinna's Abſchied an Beide in einer erhabenen Hymne — ein wahrer Schwanenge-

ſang, eine nie verſiegende Quelle von Thränen, die jetzt ach! nicht mehr eine Dichtung beweinen.

Die letzte Hälfte des Werkes ſteht ganz im Gegenſatze mit der erſten. Hier herrſcht die finſterſte Farbe, und wir erblicken, möchte man ſagen, eine furchtbare Probe von der Gabe, den Schmerz zu ſchildern. Es iſt hier eine außerordentliche Fruchtbarkeit von Farbentönen, um die traurigen Eindrücke abzuſtufen, um den flüchtigen Jammer des Herzens gleichſam feſtzuhalten. Anfangs ſehen wir nur eine leichte Abnahme im Glücke, dann eine unbeſtimmte, vorübergehende Qual, bald aber das Unglück in ſeiner ſchmerzlichſten Stärke, und endlich die Verzweiflung mit ihrer ruhigern Hülle, die Verzweiflung eines Weſens, das zu ſanft und zu fromm iſt, um ſich zu empören, aber zu ſchwach, um nicht zu ſterben. Ein erſtaunliches, treues Gemählde, das uns zwingt, der Verfaſſerin eine Leidensfähigkeit zuzuſchreiben, die eben ſo ſelten iſt, als ihr Genie.*)

Dieſer tiefen Schwermuth ungeachtet aber, iſt immer ſchöne Uebereinſtimmung in jedem Gemählde. Die unglückliche Corinna iſt noch immer eine begeiſterte Muſe, und der Genuß der ſchönen Künſte, deren Gegenſtand tragiſch iſt, geht nie für den Leſer verloren. Vielleicht muß von dieſem Lobe eine eingeſchobene Liebesgeſchichte, deren Schauplatz Paris iſt, ausgenommen werden. Dieſes Stück ſcheint aus dem Tone zu fallen und iſt, wenn es auch ſonſt Verdienſt hätte, hier nicht an ſeiner Stelle.

Man hat geſagt, Corinna ſey eine zu theatraliſche Geſtalt, um wahrſcheinlich ſeyn zu können. Aber die Verfaſſerin wollte ja keine gewöhnliche Natur ſchildern; es iſt das überſpannte Weſen einer Dichterin, welche, ſie mag lieben oder leiden, immer eine Improviſatorin iſt. Das Bewußtſeyn ihrer Geiſtesgaben und der Bewunderung, die ſie erweckt, verlaſſen ſie nie, und geben dem Ausdrucke ihrer wahreſten Gefühle eine beſonders blendende Farbe. Frau von Stael, wenn auch weit einfacher als ihre Heldin, konnte doch beſſer als irgend jemand

*) Die unglückliche Königin von Preußen ſagte, ſie ſey oft genöthigt geweſen, die Leſung der Corinna zu unterbrechen, weil ihre Seele zerriſſen war, aber nicht ſowohl durch den Schmerz, als durch den Verluſt der Hoffnung, der ſie an ihr eigenes Schickſal erinnerte.

eine solche Lebensgestaltung begreifen. Es ist eben jene Begeisterung, die auf die äußere Welt, wie auf die Regungen der Seele gerichtet war, was den beschreibenden und den romantischen Theil der Dichtung in Einklang bringt.

Aber dieses Werk als einen Roman beurtheilt, findet man den Helden nicht leidenschaftlich genug. Corinna aber durfte in Nichts übertroffen werden, selbst nicht in der Liebe, und nur ein, ihr ganz ungleicher, Charakter konnte ihr zur Seite stehen. Oswalds Charakter ist aus der Natur gegriffen, besonders aus der Natur der Engländer. Wie häufig findet man nicht, zumal in kalten Gegenden, jene Wesen, die abwechselnd nach Freudengenuß sich sehnen und strenge Enthaltsamkeit üben wollen, die zu gleicher Zeit von ihren Gewohnheiten und von dem Wunsche, sie abzulegen, beherrscht zu seyn scheinen, die nie näher daran sind, mit ihren Leidenschaften oder mit ihren Grundsätzen zu brechen, als wenn man sie im Begriffe glaubt, denselben nachzugeben! Dieser Charakter, welcher die unglückliche Corinna in stete Unruhe setzte, war vielleicht gerade so wie er seyn mußte, um ihre Einbildungskraft zu fesseln und ihre Gedanken fest zu halten.

Alles, was über die schönen Künste gesagt wird, ist sehr anziehend und ausgezeichnet. Die Eindrücke sind mit Frische und ungemeiner Lebhaftigkeit wieder gegeben, und man sieht dabei gelehrten Scharfsinn durchblicken. Die bedeutendsten Gedanken Winkelmanns, die Ideen, welche andere deutsche Schriftsteller daran geknüpft haben, und selbst die Ansichten gelehrter Italiener, werden von Corinna aus einander gesetzt, und scheinen bei ihr oft wie durch höhere Eingebung erzeugt zu werden. Corinna hat, bei ihrer Begeisterung, das ganze Feingefühl der Frau von Stael. Bei ihr ist die lebhafteste Bewunderung immer beschränkt, das Wort, welches dieselbe ausdrückt, bezeichnet ihre Gränze, und sie sieht das Fehlende in dem was ist, aber ohne sich stören zu lassen in dem Genusse dessen, was ist.

Hat man Frau von Stael einen Vorwurf darüber gemacht, daß sie sich selber in Corinna geschildert hat? Vielleicht war ihr der Wunsch nicht ganz fremd, die Vorurtheile zu schwächen, die man gegen Frauen von hohen Geistesgaben hat, vielleicht wollte sie zeigen, was sie aus Erfahrung wußte, daß die Ruhmbegierde nicht nothwen-

dig die Fehler voraussetzt, welche die gewöhnliche Meinung damit verbindet. Sie schuf daher ein ihr ähnliches Wesen einer Frau, welche das Bedürfniß des Beifalls mit tiefem Gefühle, eine rege Einbildungskraft mit Beständigkeit des Herzens, die freie Ergießung des Gemüths in der Unterhaltung mit jener Würde der Seele, die auch zu würdigem Betragen führt, und endlich die Leidenschaft in ihrer ganzen Stärke mit der Prüfung ihrer Selbst und Anderer verbindet. Dieses Wesen, das sie schuf, hat sie dergestalt ins Leben gerufen, und in so scharf bestimmter Gestalt uns vor die Augen gestellt, daß die Dichtung eine Bewährung der Wahrheit geworden ist, und Corinna uns Frau von Stael kennen gelehrt hat.

Dieß konnte jedoch nur Nebenabsicht seyn. Man muß nicht Erklärung fodern bei dem, was an sich schön ist. Corinna ist die Frucht der Begeisterung. Zu lebhaft hatte dieses Gemählde die Einbildungskraft der Verfasserin ergriffen, als daß sie sich hätte versagen können, es zu zeichnen, und es ist dem Genie eigen, sich selbst in seinen Werken zu schildern.

Merkwürdig ist in der Erfindung der Fabel, daß der Zufall hier nur scheinbar eine Rolle spielt; die Ereignisse dienen nur dazu, die Natur der Dinge hervorspringen zu lassen. Oswalds Vater war unstreitig nicht durch ein unwandelbares Gesetz gebunden, Corinna nicht zu seiner Schwiegertochter anzunehmen, aber man sieht, daß dieser Vater nur da ist, um die heimlichen, unvermeidlichen Gedanken Oswalds anzudeuten, welcher fürchtet, daß eine berühmte Frau nicht tauge, gewöhnliche Hauspflichten zu erfüllen. Lucilie und Corinna sind auch nur allgemeine Ideen; sie sind England und Italien, das häusliche Glück und die Genüsse der Einbildungskraft, das glänzende Genie und die bescheidene, strenge Tugend. Für und gegen diese beiden Arten des Daseyns wird mit gleicher Kraft gesprochen, und die beiden entgegen gesetzten Seiten des Lebens sind mit gleicher Lebhaftigkeit aufgefaßt. Bedeutsame Fragen werden in dem Werke immer, ohne daß man es merkt, abgehandelt, so sehr reißt das dramatische Interesse den Leser unwiderstehlich hin.

Man sieht leicht, daß der Grundgedanke von Delphine und Corinna derselbe ist. Hier wie dort eine mit hohen Fähigkeiten begabte Frau, die sich nicht zwingen kann, der Bahn zu folgen, welche die öffentliche Mei-

nung ihr vorgezeichnet hat, und die bald eine Beute der grausamsten Schmerzen wird, weil sie von jener Bahn abgewichen ist. Unter beiden Erzeugnissen aber hat Corinna einen entschiedenen Vorzug. Delphine ist sehr geistreich, aber außerordentliche Geistesgaben können ihr nicht zur Entschuldigung dienen. Sie ist vielleicht gewissenhafter als Corinna, aber sie bringt sich in eine zweideutigere Lage; sie ist weder vollkommen unschuldig, noch vollkommen blendend, und nichts mildert den peinlichen Eindruck, den sie macht. Corinna erscheint größer. Sie hat ganz offen mit der öffentlichen Meinung gebrochen, und auf Italiens klassischem Boden ist der Druck, den die Welt, als Wortführerin der Meinung, ausübt, nicht fühlbar. Sie will nur mit dem Ruhme etwas zu thun haben, und sie erlangt ihn. Der Kampf mit der Leidenschaft hat für sie nichts Entwürdigendes. Es ist nicht jener Kampf, der selbst die Frau, welche siegreich daraus hervorgeht, ein wenig herab setzt. Bei ihr ist nur die Rede von Heirath oder Verzweiflung, von Glück oder Tod, und es ist etwas Würdiges in dieser Wahl. Sie kämpft nicht mit Gewissensbissen, nicht mit der Demüthigung, nur mit dem Laufe der Dinge, mit dem Unglücke, und das Genie richtet sie wieder auf.

Corinna fand außerordentlichen Beifall. Ein Werk, faßlich für Alle, wo die Künstler neue Anregung zur Begeisterung, und zugleich neue Hilfsmittel, sie auszudrücken, die Gelehrten sinnreiche Beziehungen, die Reisenden nützliche Nachweisungen, die Kritiker feine Bemerkungen fanden, wo die kältesten Seelen sich der Rührung öffneten, wo man Vergnügen selbst in den boshaften Zügen, in jenen so munter bezeichnenden Völkerschilderungen findet, ein solches Werk zwang jedermann zum Beifalle, und riß alle Meinungen hin. Es war nur Eine Stimme, nur Ein bewundernder Ausruf im gelehrten Europa, und die Erscheinung überall ein wichtiges Ereigniß.

Von diesem Augenblicke an konnte Frau von Stael mit dem Erfolge ihrer Arbeiten nur zufrieden seyn. Der Neid hatte ihr, als Corinna, verziehen, und sie erhielt, was sie erlangen mußte, Bewunderung, mit Mitgefühl, fast mit Schwäche, möchte man sagen, verschmolzen. Sie hatte vor allen Dingen das Bedürfniß, Antheil zu

erwecken, sie wollte, daß man ihre Leiden errieche, und sie hat Denjenigen, die ihr Lob spenden wollten, den Weg vorgezeichnet. Eine natürliche Offenheit und eine gewisse Sittsamkeit in mehren Beziehungen, trieben sie an, allen Ruhm abzuweisen, der ihr nicht zukam, und selbst was sie nach ihrem Gefühle verdiente, nahm sie nur als Wohlthat an.

Dieses Buch ist vielleicht das einzige Werk der Frau von Stael, das der Politik ganz fremd ist, und doch gefiel der Geist desselben dem argwöhnischen Herrscher nicht, der die Menschen durch ihren Eigennutz leitete, und keine andere Begeisterung wollte, als jene, die der Sieg entflammte. Er verzieh keinem Talente, als wenn es von ihm den Lobspruch erhalten hatte, wodurch es seiner Selbständigkeit und folglich seiner Macht entsagte. Die Gewaltherrschaft aber zu loben, und denjenigen zu preisen, welcher sich der gehässigsten Mittel bediente, dieses Lob zu erlangen, war einer stolzen Seele unmöglich.

Frau von Stael wählte also die Verbannung, und da sie die ausgezeichneten Menschen aller Länder als ihre wahren Landsleute betrachtete, so begab sie sich im Jahre 1807 nach Wien, in der Absicht, neuen Stoff zu dem großen Werke zu sammeln, womit sie sich beschäftigte, einem Gemälde von Deutschland, in Beziehung auf Sitten, Literatur und Philosophie. Unter den Vortheilen, die diese Reise ihr brachte, rechnete sie selber sehr hoch das Vergnügen, die letzten Lebensjahre eines liebenswürdigen Greises verschönert zu haben, der eine große Zuneigung gegen sie gefaßt hatte. Sie versprach dem Prinzen de Ligne, einen Theil der Anecdoten, die er geordnet hatte, herauszugeben und durch eine Vorrede die Aufmerksamkeit darauf zu lenken. Das war eine Bürgschaft für gewissen Beifall. Das Werk hat, wie man weiß, eine so günstige Aufnahme gefunden, daß man auch mit denjenigen Anecdoten, die Frau von Stael unberührt gelassen hatte, noch Glück zu machen glaubte; man veranstaltete daher eine zweite, selbst eine dritte Auswahl, die aber nur bewiesen, wie sicher Frau von Stael ihr Geschmack geleitet hatte.

Ueber Deutschland. *)

Italien konnte besungen werden, von Deutschland mußte man erzählen. Ein Land, wo nur im Gebiete des Denkens Größe sich zeigt, wo Kunst, Natur, die Menschen selbst nichts haben, das die Blicke bezaubert, oder die Einbildungskraft fesselt, konnte eine Improvisatorin nicht begeistern. Für den Geist gab es jedoch unermeßliche Reichthümer zu sammeln. Hier zeigte sich dem beobachtenden Blicke der Frau von Stael eine ganz eigene Art zu sehen, zu fühlen, eine ganz eigene Art zu leben, und sie mußte ihre ganze Geschicklichkeit aufbieten, um so viele neue Ideen, die sie hier unter den aufgeklärten Menschen in Umlauf fand, zu erklären und zu würdigen. Sie legte nun das erborgte Gewand der Corinna ab, und in eigenem Namen redend, trat sie selber auf den Schauplatz.

Ein verständiger Entschluß. Der lehrende Vortrag, der keine Einheit verlangte, gestattete große Mannichfaltigkeit in der Behandlung. Die verschiedenen Geistesgaben der Verfasserin zeigen sich daher in diesem Werke alle unter sehr bestimmten Zügen. Wir erblicken hier die ganze Glut ihrer Seele, ihren lebhaft aufregenden, eigenthümlichen Geist, selbst ihre Fröhlichkeit, und sie zeigt überdieß eine Verstandesstärke, eine Abstraktionskraft, die man nach dem dichterischen Schwunge ihrer Einbildungskraft nicht geahnet haben würde. Dieses Werk steht unstreitig mit dem vorhergehenden auf gleicher Linie, und es ist vielleicht noch außerordentlicher als Erzeugniß einer Frau.

Man erwartete indeß doch eine zweite Corinna und war auch einen Augenblick im Irrthum. Man hatte Rührungen gehofft, und sah doch nicht, wie die Verfasserin sie würde erregen können. Aber Frau von Stael konnte nicht in ihre eigenen Fußtapfen treten. Sie hatte nun überdieß die Leidenschaft genug reden lassen, und wenn sich ihr feuriges Genie nicht auf andre Gegenstände gerichtet hätte, so würde sie ihres besten Ruhmes ermangelt haben.

Das Buch über Deutschland hat das höchste Verdienst, es ist ein durchaus sittliches und religiöses Werk.

---

*) De l'Allemagne.

Tugend und Religion werden hier nicht benutzt, um Wirkung hervor zu bringen, nicht als wohltönende Saiten, die der bildende Geist in unsern Herzen hallen läßt, sondern es herrscht vielmehr in der ganzen Darstellung ein Wunsch, ein leidenschaftliches Verlangen, bessernden Grundsätzen Eingang zu verschaffen, Gefühl und Einbildungskraft zugleich zu beleben durch Bestreitung von Lehren, die beide lähmen. Diese Beweggründe allein haben Frau von Stael begeistert. Hier ist ihr Blick nicht auf sich selber gerichtet, hier ist keine Spur eines persönlichen Antriebes. In ihren frühern Schriften ist sie noch mit sich selber beschäftigt. Sie schildert ihr Schicksal unter allgemeinen Zügen und schöpft aus dem Gedanken an die, mit dem Loose der Frauen unvermeidlich verbundenen Leiden die Ergebung, womit sie die ihrigen erträgt. Nichts der Art findet man in der Schrift über Deutschland. Sie sucht, sie will nichts als das Gute, das Gedeihen der Wissenschaften, der menschlichen Gesellschaft, des Gemüthes. Ihr Zweck ist stets darauf gerichtet, die innige und nothwendige Vereinigung des Geistes der Religion mit dem Geiste der schönen Künste und der höhern Philosophie zu zeigen.

Wie aber kommt es, daß man auf dem Wege zu einem so löblichen Ziele so wenig Aufmunterung findet? Gibt es eine geheime Uebereinstimmung zwischen denjenigen, die so wenig als möglich von der Religion hören wollen, und Jenen, die durch übertriebene Aengstlichkeiten die Behandlung dieses Gegenstandes so kitzlich machen, daß sie ihn schon dadurch von der Unterhaltung ausschließen? Gewisse fromme Menschen entsetzen sich vielleicht weniger vor einer ganz unheiligen Leserei, wenn sie nur unschuldig ist, als vor einer solchen, welche sie der Gefahr aussetzt, weltsinnige Gedanken in die heiligste Zuflucht ihres Herzens aufzunehmen. Die Verschmelzung von schönen Künsten und Religion in diesem Werke hat daher den Tadel einer Schriftstellerin *) erfahren, welche nach dem Urtheile der Frau von Stael zu den ausgezeichnetsten in England gehört.

Man muß die Beweggründe einer so achtungswerthen und im Ganzen so verständig urtheilenden Schrift-

*) Hannah Moore.

stellerin ehren, aber man darf wohl sagen, daß sie die Frage nicht in ihrem ganzen Zusammenhange erwogen hat. Soll die Religion auf alle Lebensaugenblicke, und auf alle Menschen Einfluß haben, so muß das ganze Leben mit den Wissenschaften und Künsten, die seine glänzende Zubehör sind, religiös betrachtet werden können. So lange nicht die religiösen Ansichten mit allen andern Gedanken sich innig verknüpfen, wird Mangel an Harmonie in der Seele und Unzusammenhang in den Handlungen seyn. Wenn man nicht fühlt, daß alles ein Ausfluß Gottes ist, wenn die Verbindung der Strahlen mit dem Mittelpunkte unterbrochen ist, so wird der umfassendste aller Gedanken, die Idee der Gottheit, enge werden und eben deswegen uns entschlüpfen.

Frau von Stael war innig überzeugt von diesen Wahrheiten, die sie bereits in Deutschland verbreitet fand, dem Lande, wo man am meisten sich bemüht hat, alle menschlichen Kenntnisse in ein Ganzes zu vereinigen. Nichts konnte anziehender für sie seyn, als der Anblick eines Volkes, wo die Herrschaft der Meinungen, die sie bis dahin behauptet hatte, fest gegründet war; wo sie ihre eigenen Ansichten theils auf tausendfältige Weise im wirklichen Leben angewandt, theils auf die Grundsätze einer hohen Philosophie gestützt fand. Sie unterwarf indeß seine Ideen einer neuen Prüfung. Der Mißbrauch, den man zuweilen davon machte, zeigte ihr die Nachtheile derselben, und die Stärke der unerwarteten Eindrücke, die sie empfing, gab ihr unaufhörlich Gelegenheit, ihre Ansichten zu berichtigen.

Nichts schien ihr freilich vollkommen in Deutschland zu seyn. Bücher, Bühne, gesellschaftlicher Ton, Nichts war zu einem hohen Grade von Trefflichkeit gediehen; aber überall fand sie Wärme, Leben, Wetteifer unter den Schriftstellern, Wohlwollen im Kreise der Gesellschaft, Alles war in Hoffnung, aber die Hoffnung beseelte Alles. Sie glaubte freier zu athmen, als sie sich von Menschen umgeben sah, die der Geisteskraft keine Fesseln anlegten, dem Gedanken keine Gränze vorschrieben, welchen alle Unduldsamkeit fremd war, und die das Genie als ein Himmelskind ohne Mißtrauen aufnahmen. Der Geist, der die Schriftsteller beseelte, bewog sie, über die Werke derselben günstiger zu urtheilen; aber es war vielmehr ihr Wunsch, diesen Geist auch in Frankreich herrschen zu

ſehen, als daß es ihr eingefallen wäre, die deutſche Literatur den Franzoſen als Muſter zur Nachahmung aufzuſtellen. Zu einer Zeit, wo der Gedanke ſelbſt in Dienſtbarkeit zu ſeyn ſchien, hat ſie die Wohlthat geiſtiger Unabhängigkeit verkündigt, wie die Wohlthaten der bürgerlichen Freiheit in ihrem letzten Werke.

Sie betrat hier einen dornigen Weg. Man erwartet Pedanterie, verworrene Grübelei oder falſche Empfindſamkeit, wo von Deutſchland die Rede iſt. Frau von Stael aber entdeckte alle dieſe Fehler, wo ſie ſich vorfanden, und mußte eben dadurch beweiſen, daß ſie ſich nie davon täuſchen laſſen würde. Man war überdieß gegen viele von den Ideen, die ſie zu entwickeln hatte, im Voraus feindlich geſinnt, und der auf verſchiedenen Punkten bereits begonnene Kampf mußte die Eigenliebe der Völker ſehr unlenkſam machen. Mit dem lebhaften Gefühle ihrer natürlichen Billigkeit geht ſie mitten durch alle dieſe Schwierigkeiten. Sie ſchont Niemand, und dennoch muß ſie, wie es ſcheint, Niemand beleidigen, weil ſie die Gegenſtände, welche ſie behandelt, von einem höhern Standpunkte ſieht, und die gelehrten Streitigkeiten richtig würdigend, aufrichtig genug iſt, zuerſt zu lächeln, ſobald ihre Schützlinge ſelbſt in irgend einer Art ſich lächerlich machen, kurz, weil ſie überall die weibliche Anmuth bewahrt, und ſelbſt in den ſcharf reizenden Dingen, die ſie ſagt, der Wunſch zu gefallen ſich offenbaret.

Die Deutſchen haben daher ſelbſt die ſtrengſten Vorwürfe der Frau von Stael ſehr gut aufgenommen. Als Neuauftretende wollten ſie ſich gelehrig erweiſen, und da ihre Literatur durch Frau von Stael erhielt, was ihr fehlte, ein europäiſches Daſeyn, ſo fühlten ſie ſich mehr geſchmeichelt als beleidigt. Ganz anders aber war's bei den Franzoſen. Ein weit verbreiteter Ruhm, Schriftſteller, die bei allen Völkern eingebürgert waren, Schauſpiele, die man auf allen Bühnen ſah, eine Sprache, die in der ganzen Welt gleichſam Mutterſprache der gebildeten Volksklaſſe geworden war, hatten die Franzoſen mit gerechtem Stolze erfüllt; ſie ſtanden in aller Hinſicht auf dem Gipfel der Macht, und freimüthig mit ihnen reden, hieß Königen die Wahrheit ſagen.

Aber gerade dieß gab der Frau von Stael frohen Muth. Sie liebte von Natur nicht die Gewalt, und ihre Großmuth trieb ſie an, den Ruf eines unglücklichen,

verkannten Volkes aufzurichten. Dieses Gefühles ungeachtet aber, und ungeachtet der feurigen Begeisterung, die sie auf der einen Seite einflößte, und der Verfolgung, die sie auf der andern erfuhr, ist sie nicht ungerecht geworden, und die zugespitzte Wendung, welche sie ihren im Grunde billigen Urtheilen gab, war alles, was die Franzosen ihr vorwerfen können.

Man muß sich erinnern, daß in dem Augenblicke, wo sie schrieb, ganz Frankreich in einer falschen Stellung war. Alles gründete sich auf die Revolution, und jeden Tag zerstörte man die theuer erkaufte Frucht der Revolution, die Hoffnung der Freiheit. Die starke Heuchelei in der Staatsverwaltung täuschte Niemand, und außerhalb der Staatsverwaltung mußte der Firniß der Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit, oder der stolze Trost des Sieges die Sklaverei, die man nicht zu verhehlen hoffen konnte, ein wenig bedecken. Daraus entstanden überall Widersprüche, die nur durch Sophismen verschleiert werden konnten, aber die stete Anwendung dieser Sophismen erregte eine sonderbare Erbitterung bei den Opfern der bestehenden Ordnung der Dinge. Die Vertheidiger der willkührlichen Gewalt nahmen Waffen, wo sie konnten; sie suchten dieselben in dem alten Ruhme der französischen Schriftsteller, in dem Glanze der Regierung Ludwigs XIV., und da es keine lebende Literatur gab, weil der Augenblick es nicht gestattete, so rief man Todtenheere hervor und schlug sich mit Jahrhunderten. Die Partei, die Frau von Stael nehmen mußte, war ihr durch jene Umstände vorgezeichnet; sie ward nothwendig zu einer Art von Opposition getrieben, und einige Feindseligkeit gegen die französische Kritik war für sie Nichts, als die natürliche Vertheidigung ihrer Meinungen.

Sie wurde jedoch von höheren Beweggründen beseelt. Sie wußte aus Erfahrung, daß man seine Ideen verdoppelt, wenn man seinen Gesichtspunkt ändert. Die Literatur eines geistreichen und gebildeten Volkes erscheint stets als ein geschlossenes Ganzes, wenn man sie von innen heraus betrachtet, und sie steht in so inniger Beziehung mit dem Geiste, der sie gebildet hat, und dem Geiste, den sie wieder bildet, daß es in Hinsicht auf sie keine Richter gibt. Tritt man hingegen aus dieser Sphäre, athmet man eine andre Luft, so findet man unter den neuen Empfindungen, die man fühlt, ungekannte Freu-

den. Bei der Heimkehr sehnt man sich nach diesen Freuden. Alles zeigt sich unter einer andern Gestalt, und man merkt, daß es oft nur die besondre Empfindungsweise eines Volkes ist, was die Natur der Dinge zu seyn schien.

Dieß ist die Wirkung, die Frau von Stael hervorbringen will. Sie findet neben Frankreich ein Land, das im auffallendsten Widerstreite mit Frankreich steht, und schöpft hier das Geheimniß jener Gegensätze, durch welche sie hervor hebt, was zu unbestimmt und allgemein seyn würde, wenn sie es allein aufstellte. Zwei Grundverschiedenheiten zeigen sich ihrem Blicke, und diese in ihrem Werke herausgehobenen Verschiedenheiten sind gleichsam dessen Geist. Auf der einen Seite stellt sie die von der Gesellschaft ausgeübte Herrschaft der Freiheit des einsamen Denkers entgegen, auf der andern die Wirkung der metaphysischen Lehre, welche die Seele den Empfindungen unterwirft, der Wirkung eines Systemes, das der Seele die Oberherrschaft gibt. Der erste jener Gegensätze mußte besonders in dem literarischen, der zweite in dem philosophischen Theile des Werkes hervor springen.

Die Verfasserin tritt zuerst im ächt französischen Geiste auf. Um zu beweisen, daß sie in ihrer Heimath auf dem Boden edler Zierlichkeit und leichter Anmuth ist, zeigt sie sich fähig, allen Feinheiten eines eigensinnigen Geschmacks Genüge zu leisten, indem sie einer neuen Gattung der Schönheit huldigt. Vielleicht war dieß der einzige Fall, wo die Sache der Begeisterung durch die Waffen des Lächerlichen und des feinen Spottes vertheidigt wurde.

Der anziehende Abschnitt, vom Geiste der Unterhaltung, kann zu den Abhandlungen über die Kunst von der Hand eines großen Meisters in der Kunst gezählt werden. Hier gibt Frau von Stael alle ihre Geheimnisse Preis, ohne eben befürchten zu dürfen, daß man sie ihr ablerne.

Die erste Abtheilung über die Sitten Deutschlands und die allgemeine Ansicht des Landes nähert sich der Form einer Reisebeschreibung. Frau von Stael schildert hier die Regung von Traurigkeit, wovon sie Anfangs unter einem düstern, rauhen Himmel ergriffen wird, und die mildere Stimmung, die darauf folgt. Was sie von einer entzückenden Musik erzählt, die sie an einem fin-

ſtern Wintermorgen in den ſchneebedeckten Gaſſen eines Städtchens hörte, könnte als Sinnbild des Landes ſelbſt gelten. Man fühlt etwas Aehnliches, wenn man die deutſche Sprache und Literatur ſtudirt. Etwas Eindringliches und Inniges, etwas Zartes und Kräftiges, ſcheint durch einen Nebel unbeſtimmter Ausdrücke zu unſerm Herzen zu kommen.

Frau von Stael ſchildert mit feiner Beurtheilung den Geiſt des geſellſchaftlichen Lebens und der Einrichtungen in den verſchiedenen Staaten jenes ſo vielfach getheilten Landes, und wenn ſie auf die Erziehung kommt, trägt ſie ihre eigenen Anſichten über dieſen großen Gegenſtand vor. Nichts iſt ſinniger und treffender, als die Gründe, wodurch ſie erklärt, warum man nur geringen Erfolg hat, wenn man bei Kindern die Beſchäftigung mit Mathematik und Naturgeſchichte der Erlernung todter Sprachen vorzieht. Dieſe Abtheilung ſchließt glänzend mit der Beſchreibung eines Volksfeſtes in den Schweizergebirgen; ein Aufſatz, den ſtrenge Geographen an unrechter Stelle gefunden haben, der aber hinreißend ſchön iſt.

Die zweite Abtheilung, die von der Literatur handelt, iſt die umfaſſendſte und muß die Neugierde am lebhafteſten reizen. Die erleſenſten Geiſteswerke eines begeiſterungsvollen, fleißigen Volkes werden uns hier vorgeführt, und wir fühlen uns von unbekannten Schönheiten abwechſelnd überraſcht und angezogen. Ehe die Verfaſſerin von den Werken ſpricht, führt ſie uns bei den Schriftſtellern ein; denn dieſe noch ganz junge Literatur kennt kaum zwei Geſchlechtsfolgen, und Frau von Stael konnte ſich ſelber mit den berühmten Greiſen unterhalten, welche deren Gründer waren. Eine merkwürdige Erſcheinung iſt gewiß dieſe plötzliche Entfaltung eines ſehr eigenthümlichen Geiſtes bei einem alten europäiſchen Volke, das in mehren Beziehungen zu derſelben Stufe der Geſittung gelangt iſt, die Andre erreicht haben. *) Dieſe

*) An dieſer Stelle iſt die Erinnerung nöthig, daß hier die Worte der Frau Necker de Sauſſüre, welche auf die Anſichten ihrer geiſtvollen Verwandtin die ihrigen gründet, gegeben werden. Für Deutſche, die ihre Literatur kennen, bedarf es nicht der Bemerkung, daß jene Anſicht auf einem Irrthume beruht, daß dieſe Literatur — von den Redekünſten ſpricht die Verfaſſerin, und in dieſem franzöſiſchen Sinne werde das Wort

Erscheinung treu zu schildern, und die Gründe derselben scharfsinnig aufzuzeigen, war eine Aufgabe, die ganz für Frau von Stael gehörte.

Sie schildert die Schriftsteller mit der Wärme und dem Wohlwollen, die in ihrem Herzen waren. Schiller vornemlich, der tugendhafte Verfasser so vieler Schauspiele, die sich durch herrlichen Dichtergeist auszeichnen, wird mit besonderer Vorliebe behandelt. Er hatte durch seine liebenswürdigen Eigenschaften und durch jene rührende Aufrichtigkeit, die sich so gern mit hoher Geisteskraft vereint, die persönliche Zuneigung der Verfasserin gewonnen.

Die mitgetheilten Auszüge aus Schauspielen sind entzückend; wir sehen die glänzendsten Bilder, Gemählde von der kräftigsten Wirkung, die uns oft schmerzlich bewegen. Man wird durch zwei oder drei Worte mitten in die Situation gesetzt, und es ergreift uns die dramatische Kunst sogleich mit ihrer magischen Gewalt. Auch hier erscheint Schiller zu seinem größten Vortheile, und wir lesen Auszüge oder Uebersetzungen seiner Trauerspiele, worin wir die schönste Darstellung bewundern. Hier, wie in Corinna's Gesängen, sehen wir die Höhe, wozu sich Frau von Stael in der poetischen Prosa erhoben hatte, die in der französischen Sprache so große Schwierigkeiten hat, wenn bei dem Pomp der Rede das Herz lebhaft bewegt werden soll.

Göthe's Genie, vor welchem alle Deutschen sich beugen, ist treffend von Frau von Stael geschildert worden. Die ungemeine Geschicklichkeit, womit sie diesen so kühnen, so tiefen Geist, dieses geschmeidige Talent, das selbst mitten in seinen wunderlichen Abirrungen immer sich selbst beherrscht, uns charakterisirt, diese Geschicklichkeit war um so nöthiger, da die außerordentlichen Erzeugnisse eines solchen Schriftstellers vielleicht nie außer Deutschland gewürdigt werden möchten.

---

auch hier genommen — allerdings ein Ganzes bildet, dessen eigenthümlicher Geist sich durch die Zeiten hinauf erkennen läßt, und daß der Zeitpunkt, worin die Verfasserin die Entstehung der Literatur fand, nur eine neue Entwickelung jener alten Eigenthümlichkeit bezeichnet. Seit jener Zeit aber hat jene Literatur allerdings erst ein europäisches Daseyn — wie es die Verfasserin früher nannte — erhalten.

D.

Unter vielen ausgezeichneten Stücken, welche diese Abtheilung enthält, hat man als einen geistvollen Umriß das Bildniß Attila's von der Hand der Frau von Stael angeführt. Ihre Uebersetzungen von Marie Stuart und von Voß'ens Luise, so wie von vielen einzelnen Dichtungen, zeigen uns die außerordentliche Erregbarkeit ihrer Seele, und ihre ungemein umfassende Darstellungskraft. Die Sprache, die Gewohnheiten, die Vorurtheile eines Volkes sind für sie durchsichtige Hüllen, durch welche sie deutlich die Schönheit der Empfindungen, der Situationen, und der, unsern Sitten so ganz fremden, Geisteserzeugnisse erblickt, und ihre aufgeregte Einbildungskraft gibt, wie durch ein Wunder, ihre Eindrücke wieder.

In Beziehung auf die dramatischen Systeme der Franzosen und Deutschen, hat Frau von Stael keineswegs so entscheidend Partei genommen, als man behaupten wollte. Sie hat vielmehr Nachtheile und Vortheile gegen einander abgewogen, als irgend einen Vorzug zuerkannt. Sie wurde von dem deutschen Theater lebhaft bewegt, und das kommt ihren Lesern zu Gute. Wer von einer fremden Literatur Rechenschaft geben will, muß sie gekostet haben, sonst muß man glauben, sie sey ihm fremd geblieben. Unter den beiden Völkern, wie Frau von Stael sie geschildert hat, mußte die ganze Literatur einen verschiedenen Gang nehmen. Schriftsteller, welche der Wunsch begeistert, dem Ganzen der Gesellschaft zu gefallen, richten sich nothwendig nach dem, was dieser Gesellschaft stets gefallen hat, während einsame Schriftsteller sich mehr ihren eigenen Eindrücken überlassen. Jene setzen sich vor, ein Werk auszuführen, diese denken nur daran, ihre Gefühle zu ergießen. Jene führen einen wohl ersonnenen Plan aus, während diese den reichen Stoff ihrer Gedanken bearbeiten. Daher kommt's, daß die Schönheit der Formen in der einen, und die Wahrheit der Gefühle in der andern Literatur siegt. Große Meister wissen Alles zu vereinigen, aber sobald ein Opfer zu bringen ist, zeigt sich der herrschende Grundsatz.

In der dramatischen Dichtkunst trägt der Dichter sein Ich anderwärts über, aber hier legen die deutschen und englischen Schriftsteller eben so viel Werth auf die Entwickelung eines angenommenen Charakters als auf die Offenbarung des ihrigen. Sie wollen die Veränderungen verfolgen, welche dasselbige Wesen erleidet, und den fort-

ſchreitenden Gang einer ſittlichen Umwandlung bezeichnen, ohne die Identität des Individuums aufzugeben. Schon darum allein iſt hier die Regel der vier und zwanzig Stunden (Einheit der Zeit) ausgeſchloſſen; da die plötzlichen Wechſel die Kraft der Leidenſchaften weit beſſer als die Kraft des Menſchen zeigen, und den Charakter mehr entſtellen als enthüllen. Das hiſtoriſche Trauerſpiel, wo das Intereſſe des Augenblickes überall hinruft, kann ſich vollends nicht leicht unter die Regel der Einheiten beugen.

So findet man's in der Ausübung. Wenn man hingegen die Frage im Allgemeinen erwägt, werden die franzöſiſchen Kritiker ſtets im Vortheile ſeyn; weil die Art von Wahrſcheinlichkeit, welche die Regeln des Ariſtoteles fodern, an ſich gar nicht unvereinbar mit Natürlichkeit und Kraft zu ſeyn ſcheint. Die Kunſt hat bei der äußern Anordnung der deutſchen Theaterſtücke keinen Antheil, obgleich man eine erhabene Poeſie der Gefühle und der Situationen darin bewundert. Die franzöſiſche Form iſt allein ſchön, allein regelmäßig, allein eine Form. Wenn daher die Kritiker dieſelbe bewahren wollten, wenn ſie ſtets den Schriftſtellern zuriefen: Macht's beſſer, bringt tiefe Eindrücke hervor, indem Ihr dem geſunden Verſtande treu bleibet; vereiniget die moraliſche Wahrſcheinlichkeit mit der materiellen! — ſo hatten ſie vollkommen recht, aber je mehr ſie recht haben, deſto mehr werden ſie endlich die Dichter verjagen.

Wenn der Baum, der einſt die ſchönſten Früchte gab, den Fleiß des Anbauers nicht mehr belohnt, muß man dann den Boden zur Unfruchtbarkeit verdammen? Will der Nahrungsſaft nicht mehr reichlich, wie ſonſt, durch die alten Wege ſtrömen, was wird folgen? Die Folge wird ſeyn, daß die Bühne verarmt, da die Umwandlung der Sitten täglich mehr Stücke verbannt; die Folge wird ſeyn, daß die kräftige warme Einbildungskraft ſich auf den Roman wirft, aber zum großen Nachtheile ihres eigenen Ruhmes, ſo wie des Ruhmes ihres Volkes und ihres Jahrhunderts, zum Nachtheile der ſchönen Wirkungen und jener elektriſchen Rührung, welche die Bühne mittheilt, und noch mehr zum Nachtheile der Dichtkunſt ſelbſt, die bei dem Mangel einer würdigen und zugleich volksſinnigen Anwendung ermatten wird. Endlich wird die Folge ſeyn, daß, da man nun doch tragiſche Rüh-

rungen will, sich stets Schriftsteller finden werden, welche alle Kunst bei Seite lassen, und, mit Thränen und einem vollen Hause zufrieden, Melodramen machen.

Daß dieß die Meinung der Frau von Stael gewesen ist, geht klar aus ihren Worten hervor. „Einige „Scenen machen einen lebhafteren Eindruck in den aus„ländischen Theaterstücken; nichts aber läßt sich mit dem „erhabenen und wohl geordneten Gange unsrer dramati„schen Meisterwerke vergleichen. Die Frage ist nur, ob „wir, wenn wir uns, wie es jetzt geschieht, darauf be„schränken, jene Meisterwerke nachzuahmen, je etwas „Neues haben werden." *)

Nach der so anziehenden Beschäftigung mit den beiden ersten Abtheilungen, könnte die dritte, über Philosophie und Moral, wohl ein wenig abstrakt und schwer faßlich erscheinen; aber man muß darum die schöne Arbeit der Frau von Stael nicht weniger achten, eine Arbeit, die sie aus den edelsten Beweggründen unternommen und mit seltenem Verstande ausgeführt hat. Es gehörte Muth dazu, wichtige Gegenstände zu behandeln, welche man zu jener Zeit in Frankreich in ein sehr ungünstiges Licht zu stellen suchte. **)

Der Ursprung der Ideen im menschlichen Geiste, die metaphysische Frage, an welche sich die größten Interessen der Religion und Sittlichkeit knüpfen, war auch der Gegenstand, den Frau von Stael besonders untersuchte. Die materialistische Philosophie hatte viel Boden in Europa gewonnen, seit ein an sich wahrer Grundsatz war benutzt worden, ein falsches System zu stützen, das alle sittliche Verantwortlichkeit aufhob. Daraus, daß der Stoff unsrer Ideen uns durch die Sinne zugeführt wird, hatte man geschlossen, die Seele selbst sey nichts als eine Empfindungsmaschine, und da ein thätiger Verstand in der Menschenbrust und ein Gott im Weltall so zusammengehörende Ideen sind, daß man nicht leicht eine ohne die andre verwirft, so war ein entschiedener Materialismus oder der Atheismus das Ergebniß jener Meinungen. Diese Lehre zu bestreiten, war das Geschäft aller deut-

*) De l'Allemagne, Bd. 2. S. 15.

**) Man weiß ja, was Napoleon von den Ideologen sagte.

Lb.

schen Philosophen seit Leibnitz. Aber indem sie die sittliche Natur wieder in ihre Rechte einsetzen wollten, wurden Mehre zu dem Idealismus geführt, und selbst Diejenigen, die den äußern Gegenständen die größte Rolle zutheilen, haben den Stoff mehr vergeistigt, als den Geist verstoffet. *)

Die Klarheit, man möchte sagen, die Anmuth, womit Frau von Stael von allen jenen Systemen Rechenschaft gibt, ist wahrhaft erstaunenswürdig. Man findet bei ihr keine Spur von steifer Schulweisheit. Sie vermeidet so sehr als möglich die wissenschaftlichen Ausdrücke, sie sagt Nichts und macht nicht Anspruch Etwas zu wissen, als genau das, was sie kennen muß, um den moralischen Einfluß jener Lehren würdigen zu können. Sie macht sich nicht unmittelbar zur Richterin der Wahrheit, aber überzeugt, daß das ganze Weltall das Werk eines wohlthätigen, erhabenen Geistes ist, sucht sie die Wahrheit in demjenigen, was unsre Seele am meisten erhebet, was uns am meisten fähig macht, das Schöne und Große zu vollbringen, wie das Genie oder die Tugend es auffasset.

Der Geist jener Systeme mußte der Frau von Stael im Allgemeinen gefallen. Nichts ist dem Schwunge der Einbildungskraft so günstig, als eine Philosophie, welche die Seelenthätigkeit erhöht, und die Welt dem Geiste unterwirft. Man kann der Verfasserin auch wenig Einwürfe machen, wenn sie den glücklichen Einfluß jener Systeme auf die bildenden Künste und die Dichtkunst rühmt. Da die schönen Künste sich auf die geheimnißvolle Verbindung unsrer Seele mit dem Weltall gründen, so muß der Künstler auf alle Regungen der Seele merken. Er muß seine leisesten Eindrücke beachten, sie erhöhen, indem er sich ihnen überläßt, um sich fähig zu machen, sie wiederzugeben. In den moralischen Wissenschaften ist das Gefühl auch einer unsrer Führer, aber nicht eben so in den Naturwissenschaften. Hier ist der Mensch Nichts als Zuschauer; er will die Beziehungen der Dinge zu einander erforschen; er muß von sich selber und von allen seinen Empfindungen absehen. Die An-

*) Man vergönne dieses, nach der Sprachfähigkeit gebildete Wort, das nicht auffallender lautet, als **materialisirt** (materialisé) klingen würde, das die Verfasserin dem spiritualisé entgegen setzt. Ed.

hänger der neuesten deutschen Lehren haben daher auch wenig Fortschritte in der Erforschung der Natur gemacht, und Frau von Stael ist nicht strenge genug gegen den Wahn, oder vielmehr gegen die Krankheit Deutschlands gewesen, die Idee, daß die Seele alle Wissenschaften aus sich selber schöpfen könne.*)

Sie hat ohne Zweifel eine solche Schwärmerei nicht gänzlich gebilligt; aber bei dem Bedauern, daß gewisse Ansichten der Einbildungskraft von den Gelehrten nicht bereitwilliger aufgefaßt würden, schien sie zu glauben, die von Erfahrungssätzen ausgehende Methode der Forschung fördre die Kenntnisse nur durch eine Art von mechanischem Verfahren, und alles beschränke sich dabei auf Beobachtung von Thatsachen. Da sie leider nie ihren Adlerblick auf jene Gegenstände gerichtet hatte, so ließ sie den unermeßlich großen Fähigkeiten, welche sich in den Wissenschaften zeigen, wenn man den einzigen Weg betritt, der hier Fortschritte sichern kann, nicht Gerechtigkeit widerfahren. Es entwickeln sich hier nicht nur — was sie nicht ganz verkennen konnte — außerordentliche Verstandeskräfte, sondern die Einbildungskraft bleibt, auch wenn sie im Zaume gehalten wird, doch nicht unthätig. Die Einbildungskraft zeigt dem Forscher heimlich den Pfad, den er einschlagen muß; sie macht die oft so kühnen Voraussetzungen, deren Werth die Erfahrung bestimmen muß; aber sie verräth sich nicht selbst, nur unerwartete Entdeckungen verrathen ihr Daseyn, und dann verschwindet ihr ungewisser Schein vor dem Glanze der Wahrheit.**)

Man kann dagegen nicht ohne hohe Bewunderung den Abschnitt lesen, der überschrieben ist: Von der auf Eigennutz gegründeten Moral. Mit siegreicher Gewalt der Gründe, mit einer Beredtsamkeit, die nur

*) Auch hier sey es dem kundigen Leser überlassen, sich auf den Standpunkt zu stellen, von dem aus die Anmerkung der Ausländerin gewürdigt werden kann. Ed.

**) Die Verfasserin sagt hier, man möge diese Abschweifung der Tochter eines Gelehrten (Saussüre) verzeihen, der selbst das Beispiel der lebhaftesten, aber von der Vernunft gezügelten Einbildungskraft gegeben habe, da sein bescheidenes Mistrauen ihn gezwungen, seine glücklichsten Ideen zu bezweifeln, so lange er sie nicht auf unbezweifelte Thatsachen stützen konnte.

ihr eigen ist, vernichtet Frau von Stael hier die Lehre, welche uns, im Namen unseres eignen Vortheiles, Selbstaufopferung auflegt, welche der Selbstsucht, dem Feinde selbst, die Bewachung der angegriffenen Veste anvertraut, und welche, da sie dieselbe eigennützige Berechnung zur Grundlage aller Handlungen macht, das Laster so sehr rechtfertigt, als sie die Tugend entehrt. Man kann dreist alle Spitzfindigkeit auffodern, ein solches Licht zu verdunkeln, und nicht genug die Lesung dieses Abschnittes empfehlen, wodurch sich Frau von Stael einen Platz unter den ersten Schriftstellern über die Sittenlehre verschafft hat.

In dem letzten Theile des Werkes aber, der von Religion und Begeisterung handelt, zeigt sich der Seherblick ihres Geistes in seiner ganzen Herrlichkeit. Hier erscheint wieder eine andre Corinna, oder vielmehr ein himmlischer Genius, der in einer hinreißenden Hymne Alles vereinigt, was edle Herzen hält und kräftigt. Was sie Begeisterung nennt, ist, nach ihrer bestimmten Erklärung, nicht eine wahnsinnige Ueberspannung; es ist die göttliche Harmonie einer Seele, welche zugleich feurig und ruhig ist, welche die sittliche Schönheit und die erste Quelle aller Schönheit anbetet. Wenn sie ihre höchsten Genüsse befragt, die Genüsse des Herzens, des Denkens, selbst die Freuden der Einbildungskraft, so findet sie überall die göttliche Flamme wieder, die der Erde das Herz entführt, wo sie brennt. Ruhm, Talente, Künste, Musik, Dichtkunst, die Liebe selbst, alle diese, so oft entweihten, aber noch öfter von dem Menschen gelästerten Freuden, erscheinen ihr in ursprünglicher Reinheit, als Gaben des Schöpfers. Ein Strahl der himmlischen Güte erleuchtet vor ihren Augen die ganze Natur, und da sie in ihrer eigenen Begeisterung ein Glück erblickt, das sie nie verlassen wird, so fühlt sie, daß, wenn der große Kampf nahet, Hilfe bereit sey für die begeisterte Seele, deren letzte Seufzer gleichsam ein edler Gedanke sind, der gen Himmel zurückkehrt. *)

Man weiß, was das Schicksal dieses Werkes war. Die Censur strich viel darin, und die unterdrückten, später wieder eingeschalteten Stellen sind durch ihre Unschuld

*) Schluß des Werkes über Deutschland.

eine Satire auf die Regierung, die sie nicht ertragen konnte. Wenn aber auch jede Zeile untadelig erscheint, der Geist überhaupt, der in dem Buche weht, war dem Interesse der Willkührherrschaft zu sehr entgegen, alle eigennützigen Leidenschaften, welche zu jener Zeit zu nähren wichtig war, wurden hier zu sehr enthüllt, zu sehr bekämpft, und wenn es auch ungerecht war, ein solches Buch zu verfolgen, so war es doch vielleicht nichts weniger als ungereimt. Man unterdrückte also jene schönen Stellen, und bald wurde die Verfasserin auf das Grausamste verfolgt. Es gab Menschen, welchen ein teuflischer Scharfsinn sagte, daß man Frau von Stael in ihren Freunden verwunden müsse. Herr von Montmorency, der auf den Namen ihres ersten Freundes so viele Ansprüche hatte, und Frau Recamier, eine schöne und liebenswürdige Frau, mit welcher sie innig verbunden war, wurden zu ewiger Verbannung verurtheilt, weil sie der Verbannten Trost gebracht hatten. Nichts war ihr je so schmerzlich, als dieser Streich. Es war der grausamste Streich, der sie je getroffen, nie hatte ein solcher Schmerz ihre Seele zerrissen, und sie entschloß sich alsbald, um jeden Preis ein Land zu verlassen, wo sie das Unglück ansteckend zu machen glaubte.

Von Beobachtern und Kundschaftern umringt, hielt sie die Flucht für eben so gefahrvoll als schwer. Sie mußte durch die Heere reisen, um in Rußland, nicht eine Zuflucht, aber das einzige Meer zu suchen, das ihr noch offen war. Der Gedanke, ihre Tochter den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen; der Gedanke, alle ihre Freunde, das Grab ihrer Aeltern, selbst die Schweiz, die, ungeachtet eines für sie traurigen Aufenthaltes, ihr zweites Vaterland geworden war, zu verlassen; der Gedanke, wie eine Verbrecherin über Land und Meer zu fliehen, alles dieß machte ihr Entsetzen, oder zerriß ihr das Herz. So muthvoll sie aus Stolz war, so leicht ließ ihre Einbildungskraft sich beunruhigen, und die Schreckbilder, welche die Furcht schuf, erhielten für sie eine furchtbare Wahrheit. Ihre Besorgnisse, ihre Unschlüssigkeit, ihre inneren Kämpfe, setzten sie in eine schreckliche Lage. Unter allen Auswegen aber, die sich darboten, war einer, der nie einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf sich zog; nie hielt sie es für möglich, eine lobpreisende Zeile an den Tyrannen zu schreiben, eine Zeile, die sie gewiß mit

aller Schicklichkeit einzuleiten und abzufaſſen gewußt hätte, eine Zeile, die ihr den Aufenthalt in Frankreich, den Umgang mit ihren Freunden, die Ausübung ihres Talents, und die eingezogenen Güter ihres Vaters wieder gewonnen haben würde.

Um ihre erſchütterte Seele zu ſtärken, ſchrieb ſie im Jahre 1812, nicht lange vor ihrer großen Reiſe, eine Schrift gegen den Selbſtmord. Sie machte es ſich zum Vorwurfe, daß ſie in ihren frühern Schriften den Muth, welchen jenes Verbrechen erfodert, gewiſſermaßen bewundert hatte. Es war dabei zwar nur ihre Abſicht geweſen, das Andenken einiger Unglücklichen von dem am wenigſten verdienten Flecken, dem Vorwurfe der Feigheit, zu reinigen, aber ſie ergriff dennoch begierig die Gelegenheit, die ſich darbot, eine beſſere Lehre zu bekennen. Ein freiwilliger doppelter Selbſtmord, von romantiſchen Umſtänden begleitet, hatte in Deutſchland unter den Zeitungsſchreibern und Weltleuten eine unſinnige Schwärmerei erweckt. Frau von Stael fühlte bei dieſer Gelegenheit lebhaft das Bedürfniß, ſich von denjenigen zu trennen, welche ſie gerühmt hatte. Sie ſah in dieſem ſchrecklichen Auftritte die Eitelkeit mitwirken, ſie ſah hier ein ſchlechtes Melodrama in der Wirklichkeit aufgeführt, und wollte zeigen, daß eine Art von Ziererei ſelbſt bis zu dem letzten Augenblicke diejenigen begleitet, welche ihren eigenen Tod ſo zum Schauſpiele machen. Sie faßt ihren Gegenſtand aus einem allgemeinen Geſichtspunkte, und bietet die ganze Kraft ihres Geiſtes auf, um die Hilfsmittel aufzuzeigen, welche Religion und Moral dem Unglücklichen darbieten. Sie zeigt hier, wie die Vorſehung den Schmerz als ein Mittel ſittlicher Wiedergeburt brauchen kann. Wir ſollen uns der Wirkung der Leiden nicht entziehen, die beſtimmt ſind, uns zu vervollkommnen; wir ſollen die Vorſchriften und vorzüglich den Geiſt des Chriſtenthums erforſchen, um uns zu überzeugen, daß dieſe Religion den Selbſtmord verdammt; wir ſollen die ſittliche Würde in Ergebung und nicht in Empörung ſuchen; — das ſind die Rathſchläge, welche ſie dem Unglücklichen gibt. In andern Schriften hatte ſie das Chriſtenthum bewundert, und den Beiſtand gerühmt, den es dem Betrübten leiſtet, aber dieß geſchah nur nebenher; in dieſer Schrift hingegen, ihrem letzten Worte über dieſe Gegenſtände, ſehen wir ſie im Mittelpunkte des Syſtems,

und selber unglücklich, umfaßt sie den einzigen Glauben, welcher, den Schmerz heiligend, vor Verzweiflung schützt.

Im Frühlinge des Jahres 1812, im letzten Augenblicke, wo die Flucht noch möglich war, entschloß sich Frau von Stael endlich, abzureisen. Sie hatte durch ihre Unschlüssigkeit ihre Kräfte einigermaßen erschöpft, und als sie die Gränzen der Schweiz überschritten hatte und Rückkehr nun unmöglich war, schien ihr Muth sie verlassen zu haben. Wenn man in ihrer Schrift: Zehn Verbannungsjahre, den Bericht von jener sonderbaren Reise liest, so wundert man sich, wie sie mitten unter den Gefahren, die sie fürchtete, die Länder, welche sie so schnell und so heimlich durchzog, so genau hat beobachten können. Der Augenblick, welcher die Betrachtung am meisten anzieht, war der Zeit der Befreiung Europa's so nahe. Während auf der einen Seite die Gesinnungen, die einen so furchtbaren Ausbruch veranlassen sollten, den höchsten Grad der Ueberspannung erreicht hatten, schien ein Kleinmuth, eine fast knechtische Unterwürfigkeit die Regierungen zu bezeichnen, welche von dem großen Netze der Bonapartischen Politik umgarnt waren.

Von den französischen Heeren verfolgt, konnte Frau von Stael selbst in Rußland nicht frei athmen, da die Heere ihr schon auf den Fersen waren. In ihrem Schrecken wollte sie den Weg nach Constantinopel nehmen, um nach Griechenland zu reisen. Es war immer ihre Absicht gewesen, Griechenland zu besuchen, und aus der Quelle die morgenländischen Farben zu holen, die ihr Gedicht Richard Löwenherz beleben sollten. Aber besorgt, ihre Tochter den Gefahren einer solchen Reise auszusetzen, nahm sie den Weg nach Moskwa.

Sehr merkwürdig ist ihre Ansicht von den Russen. Bei Sklaverei, Aberglauben und Unwissenheit fand sie bewundernswürdige Charakterzüge im Volke, einen herrlichen Gemeingeist, eine Sanftmuth und eine Regsamkeit der Einbildungskraft, die mit den heftigsten Leidenschaften einen Gegensatz bilden. Sie sah in diesem Volke einen südlichen, in den Norden verpflanzten Stamm. Der überraschende Anblick einer neuen Gesittung, die auf die Ueberreste des alten Morgenlandes geimpft ist, der Anblick einer furchtbaren Natur, eines furchtbaren Himmels-

ſtriches; die einigermaßen durch Prachtaufwand gezähmt ſind, würde ſie in jedem andern Augenblicke lebhaft angezogen haben; aber das franzöſiſche Heer rückte vor; Frau von Stael verließ eilig Moskwa, und die Flamme verſchlang ihre Fußſtapfen.

Ihr Aufenthalt in Petersburg war nur von kurzer Dauer; denn ſie hielt ſich hier nicht für völlig ſicher und litt unter zu ſchmerzlichen Empfindungen. Die ſchöne Stadt, ihre prächtigen Gebäude, eine angenehme Geſellſchaft, werdende Einrichtungen, welche die größten Hoffnungen erweckten, Alles ward von Zerſtörung bedroht. Andre nicht minder ſchmerzliche Eindrücke geſellten ſich dazu. Der Volksgeiſt war im höchſten Grade aufgeregt, und wie ſehr auch dieſe Stimmung der Gemüther die Begeiſterung erhöhte, welche die berühmte Frau einflößte, die ſich nicht unter das Joch hatte beugen wollen, ſo mußte doch der Gedanke, daß dieſe Aufwallung gegen die Franzoſen gerichtet war, Frau von Stael mit Schmerz erfüllen. Schweden, das Vaterland ihres Gemahls, bot ihr eine freundlichere und ſichere Zuflucht, und nach einem Aufenthalte von vierzehn Tagen verließ ſie Petersburg, um nach Stockholm zu reiſen.

Die Unfälle dieſes für Europa ſo furchtbaren Jahres bewegten ſie tief; aber bei einer ſolchen Seelenſtimmung war es ein Troſt für ſie, in Schweden unter dem Schutze eines franzöſiſchen Helden zu leben, dem ſie eine wahre Freundſchaft weihte. Wie er, war Frau von Stael durch ihre Neigung an Frankreich geknüpft, an die Sache Europa's aber durch eine mit vielen Beſorgniſſen verbundene Hoffnung. In Schweden gab ſie ihre Schrift über den Selbſtmord heraus, die ſie dem Kronprinzen widmete.

Im Anfange des folgenden Jahres ging Frau von Stael nach England. Sie machte hier das größte Aufſehen. Anfangs wurde ſie als ein Wunder aufgeſucht, und erweckte ſtets durch ihre unerſchöpflichen Hülfsmittel und ihr einnehmendes Weſen gleiche Theilnahme. Kein Voeurtheil gegen Frauen, welche ſich in Staatsſachen miſchen, keine von jenen Gewohnheiten, die den Einfluß der Frauen im geſellſchaftlichen Leben zu beſchränken trachten, vermochte etwas gegen den Zauber ihres Umgangs. Bald bekannt mit der Lage des Landes, ſetzt ſie jene alten Vertheidiger der bürgerlichen Freiheit in Er-

ſtaunen, wenn ſie ihre treffenden klaren Anſichten mittheilte und das Intereſſe des Augenblickes und der Zukunft mit Gewandtheit auffaßte. Wie in Frankreich, wie überall, ward ſie von ihrer Neigung getrieben, ſich zu der gemäßigten und erhaltenden Oppoſition zu geſellen, ohne ſich aber je ganz von der Partei der Staatsverwaltung zu trennen.

Der Beifall, den ſie fand, war jedoch nur eine leichte Zerſtreuung für Frau von Stael, und ein großer Kummer erſchütterte bald von Neuem ihre Seele. In England erfuhr ſie den Tod ihres zweiten Sohnes, eines jungen Mannes, deſſen heftige Sinnesart ihr ſtets lebhafte Unruhe gemacht hatte, der aber durch ſeine edlen und zärtlichen Geſinnungen der Thräne werth war, die er den Seinigen koſtete.

Was Frau von Stael bei ihrer Rückkehr nach Frankreich empfand, hat ſie in ihren

Betrachtungen über die franzöſiſche Revolution

geſchildert, dem einzigen Werke, wovon hier noch zu reden iſt. Frau von Stael hatte zwar die einzelnen Abtheilungen ihrer Handſchrift nach und nach ihren Freunden mitgetheilt, als dieſe aber das Denkmal ganz vor ſich ſahen, erſtaunten ſie über ſeine herrliche Größe. Vielleicht iſt es Wirkung einer überraſchten Einbildungskraft, aber ein Glanz der Unſterblichkeit ſcheint es zu umgeben. Dieſes ſo glühende, ſo rege Leben iſt doch ein ewiges, dieſe ſo thätige, ſo dauernde Beweglichkeit nicht mehr die Regung der Leidenſchaften. Die Seele, welche zu uns ſpricht, ſchwebt in einer höhern Welt; ſie hat jene Höhe erreicht, wo die irdiſchen Gegenſtände noch in ihrem reichſten Farbenglanze erſcheinen, aber als Ganzes überſehen werden, und wo man ſchon Himmelsluft athmet.

Welche hohe Meinung Frau von Stael auch ſchon von ihren Fähigkeiten erweckt hatte, ſie nimmt in dieſem Werke einen ſo hohen Gedankenflug, daß man ihr ganzes Leben vor Augen haben muß, um zu begreifen, daß ſie ſelber es habe ſchreiben können. Es iſt die Frucht, welche die belehrendſte Vergangenheit in einem mit der Zukunft beſchäftigten Geiſte gereift hat. Die politiſche Erziehung, die Frau von Stael durch die beiden Mini-

sterien ihres Vaters und die verschiedenen Wechsel der Revolution erhalten hatte, ihre Erfahrungen über die Leiden, welche die harte Willkühr auflegt, ihre Reisen durch ganz Europa, besonders aber ihr Aufenthalt in England, wo der Anblick einer vorzüglichen, im Leben wirksamen Verfassung sie gelehrt hatte, was die Theorie nicht lehret, und wo alle ihre Ansichten über die Gesetzgebung durch Unterredungen mit den ausgezeichnetsten Männern gereift waren; alles dieß hatte sie in Stand gesetzt, ein solches Buch zu schreiben. Erwägt man, in welche Bewegung jene Gedankenmasse durch das Schrecken über Bonaparte's Rückkehr, durch das Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung während der unglücklichen hundert Tage, endlich durch den Schmerz über den neuen feindlichen Einfall in Frankreich geräthen mußte, so wird man sich leicht den Schwung und die Lebhaftigkeit erklären können, welche sich in diesem Werke mit ruhiger Betrachtung verbinden. Sie war vielleicht in der günstigsten Lage für einen großen Schriftsteller, wo eine äußere Ruhe auf heftige Erschütterungen folgt, und wo die im Kampfe erhöhten Fähigkeiten eine neue Richtung nehmen.

Zwei große Beweggründe haben Frau von Stael beseelt. Das politische Leben ihres Vaters zu beschreiben, war in ihren Augen eine heilige Pflicht, deren Erfüllung sie nicht aufschieben wollte; als sie aber die Freiheit, die Volksunabhängigkeit, und folglich die Monarchie, in Frankreich schwanken und gefährdet sah, setzte sie sich noch ein anderes Ziel vor. Diejenige, welche die Erklärung der Gegenwart in der Vergangenheit, die Erklärung der Zukunft in der Gegenwart las, diejenige, welche neben den Gefahren auch die Mittel, denselben zu entrinnen, zu sehen glaubte, konnte sich berufen fühlen, die Wahrheit zu sagen. Der Gedanke eines so hohen Berufes beruhigte und begeisterte zugleich ihr ganzes Wesen. Ohne Begeisterung für das Gute würde sie ein solches Buch nicht geschrieben haben, und eben so wenig bei einer nur flüchtigen Aufregung ihres Gemüthes. Von dem feurigen und festen Willen gespornt, die Nothwendigkeit der Moral in der Politik zu zeigen, nimmt sie ihren Vater in ihren großen Entwurf auf. Sie betrachtet Necker und sich selber als Verfechter einer und derselben Sache, und beweiset durch Thatsachen, was er

als Grundsatz aufgestellt hatte, nämlich daß Alles, was auf Schlechtigkeit gebaut ist, nothwendig zusammenstürzen muß. Nie war Jemand unzugänglicher für alle eigensüchtigen Berechnungen, alle schonenden Rücksichten der Klugheit. Frau von Stael, stets bereitwillig, die Beobachtungen ihrer Freunde gut aufzunehmen, antwortete daher immer auf die treffenden Bemerkungen derselben: Das ist wahr, ich seh' es ein und werde es sagen. Sie hatte, scheint es, die Ahnung, daß bald Nichts mehr sie würde erreichen können. Die gerechte Würdigung der menschlichen Dinge, die Gemüthserhebung, die Sanftmuth selbst, welche die letzten Augenblicke des Lebens bezeichnen, scheinen sich bei ihr mit der vollen Jugendkraft zu vereinen.

Wäre die Form der Darstellung nicht durch verschiedene Zwecke bedingt worden, so könnte man einige Mängel darin auffinden. Drei ähnliche Gegenstände, die Lebensgeschichte eines Staatsministers, die Geschichte eines von bürgerlichen Unruhen bewegten Zeitraumes, und die Erläuterung einer Theorie der Staatsverwaltungen, fließen, nach der Natur der Arbeit, stets in einander, und die Folge davon ist, daß der Geist kein scharf gezeichnetes Bild des Ganzen und der Theile aufzufassen vermag. Wenn es indeß auch dem Werke an Einheit des Planes mangelt, so herrscht darin eine bewundernswürdige Einheit der Begeisterung. Frau von Stael selbst mit ihrem Scharfsinne, ihren lebhaften und edlen Gefühlen, ist der Hauptgedanke ihres Buches, und man faßt diesen Gedanken vollkommen. Der gewählte Titel ist überdieß so unbestimmt und so bescheiden, daß sie sicher ist, mehr zu halten, als sie versprochen hat. Man kann weder eine Geschichte, noch eine vollständige Theorie von einer Schriftstellerin erwarten, die nur Betrachtungen ankündigt. Es soll daher hier auch kein eigentlicher Auszug aus einem Buche gegeben werden, das sich nicht leicht zergliedern läßt, sondern in der Frau von Stael nur die Lebensbeschreiberin, Geschichtschreiberin und die Schriftstellerin über Gegenstände des Staatsrechts betrachtet werden.

Die Lebensbeschreibung muß nach ihrem Zwecke beurtheilt werden. Es war für sie nicht die Frage, zu wissen, ob die Erzählung von Neckers politischem Leben das Verdienst des Buches seiner Tochter erhöhen werde, oder nicht. Sollte es ihrem Vater nachtheilig seyn, wie

man behauptet hat, wenn man von Neuen die Rede auf ihn brächte? Sie hatte Grund, dieß nicht zu glauben. Frau von Stael wünschte eben, die prüfende Aufmerksamkeit auf ihres Vaters Betragen zu leiten, und was nicht ihr Buch geeignet, das leere Gerede, wozu es Anlaß geben konnte, zu überleben? Sie konnte überdieß nicht, selbst wenn sie es gewollt hätte, ihren Vater der Vergessenheit übergeben; denn die Geschichte wird wissen wollen, wer Necker wirklich war. Wird die Zukunft aber, werden Manche fragen, seiner Tochter glauben? Ja, sie wird ihr glauben, sie mag wollen oder nicht! möchte man sagen. Es ist nicht leicht, der Kraft einer solchen Ueberzeugung zu widerstehen, und was liegt daran, daß man im Voraus die Stimme der Frau von Stael abgelehnt hat, wenn sie am Ende doch überredet?

Sie bietet Alles auf, um sich geneigtes Gehör zu verschaffen. Sie hat die Hoffnung aufgegeben, über einen solchen Gegenstand durch Begeisterung zu überzeugen, und hält sich nur an Thatsachen. Sie betrachtet Necker in seinem Zeitalter, und findet, daß sein sittliches Zartgefühl ihm zu viele beunruhigende Bedenklichkeiten erweckte, als daß er so mächtige Umstände hätte benutzen können; aber in der Meinung, daß man wenigstens die Ergebnisse würdigen werde, zählt sie ihres Vaters Ansprüche auf die öffentliche Dankbarkeit, und scheint aus schmerzlich gepreßter Brust zu rufen: Dieß wenigstens wird man mir nicht abstreiten wollen!

Man darf hoffen, daß ihr Gefühl sie richtig geleitet, und daß sie unbegreifliche Vorurtheile wenigstens geschwächt habe. Sie mußte Necker's Verdienste als Staatsmann erheben, indem sie die Richtigkeit seiner Vorhersagungen darthut, seine Verdienste als Schriftsteller, indem sie auch die Gleichgiltigen zwingt, seine beredten Schriften zu lesen, und da man selbst ungeachtet der verschiedenen Gegenstände, die Beide bearbeiten, doch die Verwandtschaft beider Geister nicht verkennen kann, warum wollte man Frau von Stael nicht allein das Lob bewilligen, welches sie mit ihrem Vater zu theilen eben so gerecht als süß gefunden haben würde.

Die Bewunderung, welche Frau von Stael der englischen Verfassung weihte, war die Frucht der Erforschung und des Nachdenkens. Sie sah darin die beste, ins Leben eingeführte Theorie, ein Meisterstück, das

Weisheit und Zeit vereinigt geschaffen haben. Die Grundsätze, auf welchen diese Verfassung beruhet, diese auch durch die französische Verfassungsurkunde geheiligten Grundsätze, müßten, nach Frau von Stael, das Volksglück sichern, wenn sie gut begriffen und aufrichtig angenommen würden. Eine solche Meinung beweiset schon an sich sehr aufrichtige Absichten, denn man hat keinen darüber hinausgehenden Plan, wenn man einem ausgemachten System huldigt, das zu keinem andern führt.

Die Anwendung eines solchen Systems auf einen Staat des Festlandes, auf ein, durch Sitten und Gesinnung von den Engländern so verschiedenes Volk, hatte Schwierigkeiten, welche Frau von Stael zu lösen suchte. Man konnte allerdings ihre Gründe bekämpfen, aber man mußte sie wenigstens nicht beschuldigen, daß sie sich von den Ansichten ihrer Einbildungskraft verleiten lasse, da sie Nichts anders gethan hat, als daß sie die Folgen annahm, welche die von ihr vorgezogene Regierungsform an die Hand gab. Wie hat man unter andern in der Wichtigkeit, die sie geschichtlichen Namen beilegt, die Wirkung einer weiblichen Schwachheit sehen können? Der beschränkten Monarchie aufrichtig ergeben, glaubte sie, daß sich die Erblichkeit nicht vereinzelt auf dem Throne erhalten könne, und daß man ihr in einem konstitutionellen Adel gleichsam einen äußern Fortsatz geben müsse. Da nun aber eine erbliche Kammer nicht für ewige Zeiten aus großen Männern bestehen könne, so müsse sie große Namen enthalten, Namen, welche neuer oder alter Ruhm künftigen Geschlechtern empfehle. Wenn die gewählten Abgeordneten die Repräsentanten der gegenwärtigen Einsicht eines Volkes sind, so müssen die erblichen Volksvertreter (Pairs) seine künftigen Schicksale sinnbildlich vorbedeuten.

Der Vergleich, welcher in diesem Werke angeboten wird, ein ehrenvoller, redlich vorgeschlagener Vergleich, sollte, wie es scheint, nicht ausgeschlagen werden. Die Freiheit, die Menschheit und die Gerechtigkeit werden nie einen eifrigern Vertheidiger finden. Schon hat jede Partei sich auf die Gründe der Frau von Stael gestützt, und jeder hat das Talent der Verfasserin Waffen gegeben; sie aber ging keineswegs von einer Partei zur andern, sie blieb stets auf der Linie der Vernunft und Je-

der fand in billigen und gemäßigten Meinungen sie auf seiner Seite.

Die Stimme, die in diesem Werke spricht, wurde in und außer Frankreich mit der ernstlichsten Aufmerksamkeit gehört. Die leidenschaftlichsten Menschen gingen bei dieser Stimme auf einen Augenblick in sich; die unparteiliche Masse aber ist ja der belehrenden Einwirkung der Zeit immer mehrere Jahre vorausgeeilt. Zum ersten Male machte die Vertheidigung freisinniger Ideen einen Eindruck auf diejenigen, welchen am meisten daran lag, dieselben abzuwehren.

Im geschichtlichen Theile zeigt sich die Verfasserin vielleicht in dem größten, aber gewiß in dem unerwartetsten Glanze. Der moralische Gesichtspunkt, den Frau von Stael gewählt hat, tritt in ihren Gemälden ungemein überraschend und mannichfaltig hervor. Sie nimmt stets das menschliche Herz zu ihrem Gegenstande, und zeigt die geheimen Triebfedern desselben, die in allen Lebensereignissen wirken. Sie schildert abwechselnd die heftigen Regungen der Leidenschaften, die Qualen des Gewissens, selbst die armseligen Bewegungen der Eitelkeit. Immer ist sie beredt, oft anmuthig und naiv, aber zuweilen in ihrem Unwillen furchtbar und donnernd. Kein Geschichtschreiber vor ihr hat so sorgfältig die Vertheidigung der Freiheit von der Vertheidigung der Missethaten geschieden, die im Namen der Freiheit begangen wurden. Sie schildert diese Gräuel ohne Milderung, ohne Entschuldigung, schaudernd vor dem Gedanken des Verbrechens, und findet die Kraft, die Schrecknisse dieses Gedankens zu überwinden, nur in dem Wunsche, die Erneurung des Verbrechens unmöglich zu machen, indem sie zeigt, daß es ohne Nutzen war. Die Kraft und Innigkeit ihres sittlichen Gefühles kann allein die Wirkung dieses Buches erklären, und nur darum ist diese Wirkung so mächtig, weil Nichts beschönigt wird.

So schwer Frau von Stael ihren Fluch auf schlechte Beweggründe fallen läßt, eben so wenig schont sie Irrthümer und Mißgriffe. Jedes Laster, wie jede Engherzigkeit und Geistesbeschränkung, wird von ihr enthüllt. Aber warum hat sie bei so rücksichtsloser Wahrheitsliebe nicht mehr beleidigt? Weil sie unparteilich tadelt, weil Jeder aus dem Vergnügen über die Aufdeckung der Fehler seiner Feinde einen Trost für das Nachtheilige fand,

das sie von ihm selber sagte. Immer sieht man ihren Beweggrund. Wollte sie kränken, demüthigen? Gewiß nicht. Der Schmerz, den sie verursachet, ist die unvermeidliche Wirkung, nicht aber ihr Zweck. Sie mußte an den Fehler erinnern, um zu zeigen, daß demselben seine Strafe geworden, und die göttliche Gerechtigkeit kann ja nur durch die menschliche Schwäche offenbar gemacht werden.

Immer spricht sie daher nur Unwillen, nie Haß aus, nur Zorn, nie Empfindlichkeit. Die Erbitterung ging bei ihr nie auf die Einzelnen über, wenn man so sagen darf, sondern sie ward bei ihr bald allgemeiner Tadel der Grundsätze des Betragens. Die Denkwürdigkeiten, welche sie unter der Ueberschrift: Zehn Verbannungsjahre aufgezeichnet hatte, in dem Augenblicke, als der Sieg der Zwingherrschaft sie auf das lebhafteste empörte, haben ihr Nichts als Stoff, oder einige zerstreute Bruchstücke geliefert, und sie hat später das Ganze mit der Mäßigung eines beruhigten Gemüthes überarbeitet. Nur weil sie, nach ihrer Versicherung, ein System bei Bonaparte erblickte, hat sie seine Sinnesart und seine Politik mit so schonungslosem Messer zergliedert. Er ist in ihren Augen, der Genius der wilden Selbstsucht, das Wesen, welches das Panier des Eigennutzes, der tiefsten Verachtung Gottes und der Menschen aufgepflanzt hatte. Nie konnte ein auffallenderes, ein schrecklicheres Beispiel gewählt werden, um die Gefahren der Grundsätze zu zeigen, die sie stets bestritten hatte. Sie bekämpft ihn hauptsächlich aus dem Gesichtspunkt der allgemeinen Idee, und der Mann, dessen wahre Geschichte einem morgenländischen Mährchen gleicht, konnte der Lehre nicht entgehen, welche sie daraus zieht.

Eine Bemerkung dringt sich hier auf. Frau von Stael hat unter allen Schriftstellern am besten dargethan, daß die Moral nicht auf Eigennutz, noch selbst auf den besondern Vortheil eines Volkes gegründet werden darf, und auf der andern Seite ist sie die Schriftstellerin, die am unwiderlegbarsten durch Thatsachen bewiesen hat, daß Menschen und Völker ihrem Glücke oder Untergange entgegen gehen, je nachdem sie die heiligen Gesetze der Gerechtigkeit befolgen oder vernachlässigen. Ein hoher, lichtvoller Grund in beiden Fällen, da der Vortheil des Einzelnen und des Staates sehr gewöhnlich die Folge eines vorwurfslosen Betragens ist; wird aber jener Vor-

theil als ein Ziel vorgestellt, so glaubt jeder, tausend kürzere Wege, als die Billigkeit ist, zu finden, um zu demselben Ziele zu gelangen.

Wer aber wird bei Frau von Stael die lebhafteste Liebe des Vaterlandes verkennen — eine leidende, gereizte, verwundete Liebe, der zuweilen ein bitterer Ausdruck Bedürfniß ist! Diese Regung ist es, die ihr das Blut schneller durch die Adern treibt, die sie immer begeistert, die sie zuweilen in unruhige Stimmung setzt, und ihr selbst die Lobsprüche eingibt, welche sie einem fremden Volke ertheilt. England ist in ihren Augen nur das künftige Frankreich. Dahin werdet ihr gelangen! scheint sie zu sagen, und es war wohl nöthig, das Ziel zu rühmen, um zu dem Fortschritte aufzumuntern. Sie bewundert allerdings den edlen Charakter der Engländer, aber nur als die Spätfrucht der trefflichsten Einrichtungen, und der Mensch, Gottes verständiges Geschöpf, erscheint ihr gleich, wo nicht höher, in Frankreich. Welche Kraft, welche Empfänglichkeit für Alles, was die Ehre des Vaterlandes angeht! Welcher Unwille bei dem Gedanken, daß die Franzosen nicht für die Freiheit geschaffen sind! Welcher Schauder beim Anblicke der Fremden in Frankreich! Welcher erhabene Zorn bei dem Gedanken an Frankreichs Theilung! Man muß den Geist, der das Buch im Ganzen belebt, und den Zweck desselben vor Augen haben, und nicht bei diesen und jenen Einzelnheiten stehen bleiben, welche Frau von Stael unterdrückt, oder verändert haben würde. *)

Die Gesinnungen der Verfasserin enthüllten sich immer unwillkührlich. Nie entwickelt sie ihre Beweggründe in eigennütziger Absicht und nie braucht sie dieselben als Rechtfertigungsmittel. Frau von Stael denkt gar nicht daran, daß man sie verleumden könnte, und darum ist ihr Gang so fest, ja so kühn. Sie hat es gewagt, das furchtbare Erwachen der Freiheit zu schildern, und den Muth gehabt, zu gestehen, daß es Augenblicke gegeben habe, wo man den Bürgerkrieg hätte wunschen müssen. Eben so wenig scheut sie sich hervor zu heben, was sich bei Menschen, welche die öffentliche Stimme verurtheilt

*) Sie betrachtete ihre Schriften in einem neuen Lichte, wenn sie dieselben drucken ließ, und die Durchsicht der Druckbogen war für sie eine zweite Bearbeitung.

hat, Großes finden möchte. Sie gesteht aufrichtig alle ihre Jugendtäuschungen. Es scheint, sie habe ihre Seele auf den Leser übertragen und werde nur von ihres Gleichen gerichtet.

Auch mag noch bemerkt werden, daß Frau von Stael nie weniger von Religion gesprochen hat, als in diesem Werke. Sie verräth oft lebhaften Unwillen gegen die Unduldsamkeit, sie spricht gegen eine, von der Regierung bezahlte Gottesverehrung, gegen den Einfluß der Geistlichkeit auf Staatssachen; aber überall blickt ein religiöses Gefühl aus dieser Schrift hervor. Die christliche Moral durchdringt das Werk, und sie wird hier zum ersten Male auf die politischen Verhältnisse unserer Zeit angewendet.

Frau von Stael besitzt ein ausgezeichnetes Talent zu Schilderungen. Wie sehr sie auch wünscht, zu einem moralischen Ergebnisse zu kommen, so bald einmal ihre Erinnerungen sie ergreifen, bringt sie die Sache selbst auf den Schauplatz, bloß in der Absicht, sie lebendig darzustellen. Dieß allein schwächt schon unsre Vorurtheile. Das Werk führt uns unwiderstehlich in die Vergangenheit, und zerstreut dadurch die natürliche Täuschung, welche unsre Gefühle auf verflossene Zeiten lenkt und uns ohne Rücksicht auf ehemalige Eindrücke zu Liebe und Haß gegen das Vergangene stimmt. Es nöthigt uns, unsre eigenen Irrthümer zu mustern, und bereitet uns dadurch zur Nachsicht. Bei aller Strenge, fodert das Buch zur Versöhnlichkeit auf; es stimmt das Herz zur Vergessenheit und zur Hoffnung, und es hat nur dadurch einigen Meinungen Eingang verschafft, daß es oft die Gegner derselben besänftigt hat.

Man liest das Buch, wo man Alles wiederfindet, mit ungemeiner Schnelligkeit. Das Herz schlägt, wenn immer so starke Auftritte sich erneuern, die Erwartung wird von Neuem gespannt, und es scheint, als ob alle Loose wieder in die Urne des Schicksals geworfen wären. Man liest in einem Athem, was in einem Zuge geschrieben zu seyn scheint. Der lebendige, eigenthümliche Ausdruck hält uns nicht auf, wir fliegen über die glücklichsten Bemerkungen, und die unwiderlegliche Wahrheit überrascht uns so sehr, daß wir die Schwierigkeit vergessen, sie klar zu machen. Vielleicht ist in diesem Buche weniger, was sich als Geist ankündigt, als in andern,

und doch gibt keines in so hohem Grade die Ueberzeugung von hoher Geistesüberlegenheit.

Gewiß erhalten wir hier eine Probe trefflicher Geschichtschreibung, eine neue Vereinigung des philosophischen Geistes, der über den Ereignissen schwebt, um die Ursachen derselben zu erforschen, mit dem dramatischen Talente, das durch die überraschende Darstellung der Gegenstände und der Menschen zu lebhaftem Antheile aufregt. Eine wunderbar hohe Begeisterung entspringt aus dieser Verschmelzung; es scheint diese Schilderung der Wirklichkeit, gleich Homer's Gemälden, uns die Leidenschaften, jene erzürnten Gottheiten, zu zeigen, welche die furchtbaren Auftritte bereiten, die wir alsbald erblicken. Vorzüglich aber erinnert uns dieses Buch an die erstaunenswürdigen Umgangsgaben der Frau von Stael. Wir finden hier jene geistreichen Schilderungen, worin sie die hervorspringende Seite eines Charakters so treffend heraus hob, jene lebendig reizenden Geschichtchen, jene Erzählungen eigener Lebensereignisse, wo sie sich selber mit Wesen, die ihr am wenigsten glichen, in Gegensatz stellte. Hier begegnen wir auch jenen Ausbrüchen des Gefühles, jenen Worten, die aus tief bewegtem Gemüthe kamen, und sie selber erschütterten, wie Andre tief davon gerührt wurden. Das Leben der Frau von Stael ist in mehrfacher Hinsicht in diesem Werke niedergelegt, und nie wird man so von ihr reden, wie diese Schrift redet.

Auch findet man hier eine gewisse rasche Entscheidung, die ihr eigen war. Sie fällt überall ein Endurtheil, sie sagt das letzte Wort über Jeglichen und über jede Sache. Man hört ihr daher mehr zu, als daß man sie liest, und der beste Beweis für die Verdienste des Buches liegt darin, daß es fast unmöglich ist, es in literarischer Hinsicht zu beurtheilen.

Wo der Zweck so hoch, wo das Gefühl so lebhaft und so edel ist, wird jedes Lob über die Mittel der Ausführung kindisch. Frau von Stael hat mitgetheilt, wovon ihr Gemüth durchdrungen war, und dieß ist die eigentliche Ursache des Beifalls, den sie gefunden hat. Sie hat uns mit einer schützenden und nicht feindseligen Freiheit bekannt gemacht; einer Freiheit, die jeglicher Größe, aber nicht der Gleichmachung freund ist; einer Freiheit, die man durch Liebe, nicht durch Haß und Neid ehret; einer Freiheit endlich, die man nicht mehr von der

Gerechtigkeit unterscheiden würde, wenn die Zeit ihre Rechte geheiligt und besser erklärt hätte.

Ueber das Talent der Frau von Stael im Allgemeinen.

Frau von Stael und ihr Talent scheinen sich dadurch auszuzeichnen, daß Geist, Gefühl und Einbildungskraft innig verbunden sind und in gleichen Verhältnissen gegen einander stehen. Bei den meisten Schriftstellern und Menschen läßt sich leicht bestimmen, welche von jenen Kräften vorherrscht, unmöglich aber kann man angeben, welche bei ihr überwiegend ist, und sehr schwer ist es, jede Kraft einzeln zu betrachten.

Daher kommt es, daß sie Nichts von Allem geopfert hat, was die Menschheit ehret. Religion und Aufklärung haben bis auf sie ihre besondern Vertheidiger gehabt. Diese beiden großen Sachen wurden, so zu sagen, in widerstreitendem Sinne verfochten; denn da beide einem ganzen Gedankensysteme fremd waren, so gab es in dieser Hinsicht eine heimliche Trennung unter den Menschen; die Einen schienen das Reich der Vernunft, die Andern das Reich des Glaubens bloß aus Nachgiebigkeit zu dulden.

Frau von Stael allein hat mit gleichem Eifer die Partei der Aufklärung und der Religion genommen; sie allein hat mit aufrichtigem Gemüth das Beste aufgefaßt, was sie in verschiedenen Zeitaltern fand, auf der einen Seite gegen Vorurtheile und alte Unwissenheit kämpfend, auf der andern gegen die Selbstsucht und den Unglauben der neuen Zeit.

Man könnte unter allen Schriftstellern Rousseau am ersten in Vergleichung mit ihr stellen, weil sich bei ihm dieselbe Vereinigung von Geisteskräften fand, aber er unterscheidet sich darin von ihr, daß er sie nicht auf ein gemeinschaftliches Ziel richtete. Oft verleugnete er die edelste Hälfte seines Wesens, und die ganze Spitzfindigkeit seines Geistes aufbietend, um seine Gefühle Lügen zu strafen, war er Zweifler in der Philosophie, und Menschenhasser im Leben mit jener Seelengluth, die Glauben und Liebe entzünden. Er war ein vollkommenerer Meister in seiner Kunst; seine Darstellungen sind vollendeter, tiefer gedacht vielleicht, und doch steht er durch mindere Aufrichtigkeit, durch mehr Rederei, mehr

Sophismen, als Denker unter ihr, während ſein wilder Stolz, ſeine herbe, rauhe Sinnesart, ſeinem Talente eine finſtre Gluth geben, die gar nicht dem edlen Feuer gleicht, das Frau von Stael beſeelt. Das Menſchengeſchlecht, das Rouſſeau zu lieben glaubte, war nur ein ihm ſelber unbekanntes Ideal. Frau von Stael liebt, was ſie umgibt, und trägt auf die Menſchheit ihre Zuneigung gegen ihre Angehörigen über. Was vielleicht ihrer Darſtellung an Vollendung abgeht, wird mehr als erſetzt durch den Zauber der erſten Aufwallung, durch die Friſche der Begeiſterung, wenn man ſo ſagen darf. Es iſt ein Bach, der lebendig aus der Quelle ſpringt und funkelt in ſeinem Hinrieſeln.

Ihr Talent zeichnet ſich aber auch noch auf andere Weiſe, als durch jene Vereinigung verſchiedener Geiſteskräfte, aus. Jede hat eine auffallende Eigenthümlichkeit, und doch haben alle das gleiche Gepräge, das der Frau von Stael eigen iſt. Dieſes Gepräge verdankt ſie ihrem Charakter, ſie verdankt es der Kraft, ſo wie der Beweglichkeit ihrer Eindrücke, den plötzlichen Aufwallungen von Unwillen, Mitleid, Stolz, aber auch dem Umſtande, daß ſie nie die Weiblichkeit verleuguet.

Vielleicht iſt dieß das Geheimniß ihres Zaubers. Sie ſpricht als Frau zu dem Leſer, ſie ſetzt ſich perſönlich mit ihm in Beziehung, um ihm zu ſagen, was in ihrer und ſeiner Seele vorgeht; aber ſie weiß ſehr wohl, daß man die Anſprüche ihres Geſchlechtes ſehr bald vergeſſen würde, wenn ſie aufhörte, ihm liebenswürdig und anziehend zu erſcheinen; mag ſie daher ihn aufzuklären oder zu blenden ſuchen, ſie läßt ihre Ueberlegenheit nie drückend fühlen, und maßet ſich nie einen Vorzug an. Es ſcheint, der Zufall habe ihr einen guten Platz vor der Bühne der ſittlichen Welt gegeben, und ſie erzählt uns den aufgefaßten Gedankengang.

Zuweilen zeigt ſie ſich einem Kinde gleich, das einen verſtändigen Mann leitet, deſſen Geſicht ſchwach iſt. Sie erklärt ihm Alles, was er nur undeutlich bemerkt, und ſtellt ihn in das Sonnenlicht, damit er ſelber ein wenig heller ſehe. Wenn ſie ihn auf ſteilen, ſchwierigen Pfaden führt, ſagt ſie ihm: Faſſet Muth; Ihr werdet ſehr froh ſeyn, wenn Ihr hier vorüber ſeyd, und bald haben wir Beide überwunden. Um ihm den Weg angenehm zu machen, ſpottet ſie, ihn zu beluſtigen, über die

lebhaften Eindrücke, die sie erhält. Menschen, Rede, Gesichter, Töne, Stellungen, Anzug fällt ihr auf, Alles ist bezeichnend in ihren Gemälden. Sie kennt sich selber, wie alles Uebrige, und jener blinde Instinkt, der so oft über unsere Abneigungen und unsere Neigungen entscheidet, ist in ihr eine Regung, worüber sie sich mit Gründen Rechenschaft abzulegen weiß.

Ihre Ansichten sind so klar, daß man den ungemeinen Scharfsinn derselben vergißt. Sie weiß Nichts von leerer Spitzfindigkeit, und zwingt ihre Leser nicht, das Unerkennbare zu unterscheiden, sondern Alles vergrößert sich unter ihren Händen. Hat sie ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick auf einen Gegenstand gerichtet, so wird ihr Alles so deutlich, daß keine Beziehung ihr entgeht; aber sie sorgt dafür, zu feine Fäden an stärkere anzuknüpfen, deren Wichtigkeit man erkennt. So geht man mit ihr leicht vom Einzelnen auf das Ganze über, und auf einmal kommt man an die Wurzel der Ideen, wenn man glaubte, nur die äußersten Verzweigungen derselben zu verfolgen.

Eine der Ursachen des Vergnügens, das sie gewährt, liegt darin, daß sie Alles in's Auge faßt, alle die zahlreichen und glänzenden Seiten betrachtet, welche die Gegenstände ihr zeigen. Sie, die an fremden Entdeckungen so lebhaften Antheil nimmt, scheint auch ihrer eigenen sich zu freuen. Sie bringt durch das Spiel ihres Geistes neue Eindrücke auf sich selber hervor, und dann steigen ihre Gedanken überall auf ihrem Wege wie funkelnde Raketen auf.

Man hat jedoch geklagt, daß man beim Lesen ihrer Werke, das erste und letzte ausgenommen, einige Ermüdung fühle. Eine Empfindung ist eine Thatsache, worüber sich nicht streiten läßt, und wenn jene so allgemein wäre, daß man sie in Anschlag bringen müßte, so würde man sie zwei Ursachen zuschreiben müssen: erstlich der Menge ihrer Ideen, und zweitens einigen Mängeln ihrer Schreibart, die besonders im zweiten Zeitabschnitt ihres schriftstellerischen Lebens auffallen.

Sie hat einen außerordentlichen Gedankenreichthum, und vielleicht kommt ihr in dieser Beziehung kein Schriftsteller gleich. Nehme man auf Gerathewohl drei Seiten aus ihren Schriften, und eben so viele aus dem geistreichsten-Schriftsteller, und man kann wetten, daß die

Zahl eigenthümlicher und ausgezeichneter Gedanken bei Frau von Stael größer seyn werde. Keineswegs aber findet man bei ihr gesuchte Gedrängtheit, und jeder Gedanke ist in die nöthigen Worte eingekleidet; aber man ist nicht gewohnt, so viele Gedanken beisammen zu sehn, und vielleicht sind ihrer zu viele da. Gewisse Redarten, die nur zur Ausfüllung in der Auseinandersetzung ihrer Gründe dienen, wirken vielleicht auf unsre Seele, wie jene Stückchen Tuch in den Klavieren, welche die Tonschwingungen der Saiten unterdrücken, ehe man eine andere anschlägt. Die Gedanken folgen bei Frau von Stael zu rasch auf einander, in zu stetiger Reihe, als daß mittelmäßige Köpfe ihr nachkommen könnten; sie ist die Göttin des Ueberflusses, und verstreut mit vollen Händen Aehren, Perlen, Rosen, Bänder und Diademe. Man will Nichts sich entgehen lassen, weil Alles seinen Werth hat; aber es ist möglich, daß man beim Aufsammeln ermüde.

Der periodische Styl, der nun aufgehört hat, Mode zu seyn, hatte das Gute, daß er der Entwickelung der Ansichten Spielraum gestattete, da der Satz als ein musikalisches Ganzes sich runden mußte. So wie aber Neckers Gedanken durch den Mißbrauch, welchen er von der Harmonie machte, an kräftigem Leben verloren, so wählte seine Tochter eine andere Weise, und erschien allerdings weit glänzender; aber vielleicht wäre ihr zuweilen eine Form nöthig gewesen, die sie gezwungen hätte, ihren Glanz zu hemmen.

Man hat den älteren Schriften der Frau von Stael auch ein wenig Dunkelheit vorgeworfen. Dieser Fehler kommt daher, daß sie in ihrer Jugend eine eigene Sprache brauchte, die späterhin theils von ihr aufgegeben, theils von dem Publikum erlernt wurde und endlich Beifall gewann, aber auch daher, daß sie nicht sogleich die Darstellungsart fand, die am besten für ihr Talent paßte. Es drängte sich immer eine Menge von Nebenideen vor ihre fruchtbare Einbildungskraft, welche nicht anzudeuten sehr Schade gewesen wäre; aber wenn sie dieselben mit dem Hauptgedanken verbinden wollte, entstand Verwirrung, und sie zwang auch ihren Leser, zu entfernte Beziehungen aufzufassen. Späterhin machte sie sich's zum Gesetze, den Faden ihrer Rede kurz abzubrechen, und als sie die Sprünge ihrer Einbildungskraft für das gab,

was sie waren, fand man sie klarer und eigenthümlicher zugleich.

Es fehlte also lange den Schriften der Frau von Stael Etwas in Beziehung auf die Kunst, das heißt, in Beziehung auf die vollkommene Uebereinstimmung einer Darstellung mit den Fähigkeiten der Menschen, für welche sie bestimmt ist. Sie arbeitete aber auch nicht als Künstlerin, und betrachtete ihre Schriften keinesweges als etwas außer ihren Gefühlen und Meinungen Bestehendes. Wenn sie von ihren literarischen Entwürfen sprach, sagte sie immer: Ich werde darthun, beweisen und begreiflich machen! und nicht: Ich will einen Aufsatz über diesen oder jenen Gegenstand abfassen! Büffon, der sein Lebelang an seiner Beschreibung des Schwanes feilte, Rousseau, der mit eigener Hand die schon gedruckte Heloise für die Herzogin von Luxemburg wieder abschrieb, sind Mahler, die sich in dem Werke ihrer Hände gefallen. Sie stehen still vor der Form, die sie geschaffen haben, und bewundern sie. Frau von Stael sieht nur auf den Geist. Die Rede ist in ihren Augen nur ein Werkzeug, und obgleich der Ausdruck fast immer sehr glücklich ist, so liegt doch sein Werth mehr in dem, was er sagt, als in seiner Form.

In den Schriften der Frau von Stael ist die Gedankenverkettung fast immer durch Gründe bedingt, aber sie ist es durch die Gemüthsregung, welche die Gedanken eingibt; alle sind auf dasselbe Ziel gerichtet, aber mehr nach der natürlichen Folge ihrer Entstehung zusammengereihet, als künstlich geordnet. Man kann daher bei Andern allerdings geschickter behandelte Gegensätze, gelehrtere Zusammenstellungen finden. Bei ihr erkennt man überall den Gang eines Geistes, der im gesellschaftlichen Umgang glänzend erscheint, und dem unversehens Blitze entstrahlen. Oft unterbricht eine sehr lichtvolle Ansicht, die wichtiger als der behandelte Gegenstand ist, eine nach Ton und Inhalt leichte Rede, häufiger aber wird die Abhandlung eines abstrakten Gegenstandes durch einen überraschenden Zug belebt und die liebenswürdige Frau vertreibt die Philosophin.

Oft scheint es, als bekümmere sie sich wenig darum, welchen Werth man auf ihre Entdeckungen legen werde. Es ist dieß die Folge der unendlichen Schöpferkraft, die ihr inwohnt, und ihr die Gewißheit gibt, daß sie stets

Neues hervorbringen werde, aber es kommt vorzüglich auch daher, daß sie, ganz mit ihrem Gegenstand beschäftigt, ihren schriftstellerischen Ruhm aus den Augen verliert. Frau von Stael will die Fortschritte des menschlichen Geistes befördern, sie will bei ihren Zeitgenossen, besonders bei den Franzosen, die Seelenkräfte beleben, die in ihr so thätig sind. Sie würde sich, wenn es hätte seyn müssen, für die Sache, die sie verfochten hat, geopfert haben, und sie ist vielleicht, außer den Verfassern der heiligen Schriften, die Einzige unter den vorzüglichern Schriftstellern, deren Hauptzweck ein edlerer war als der Ruhm.

Je mehr ihre löblichen Beweggründe sich entwikkelten, desto höher stieg das Verdienst ihrer Werke. Sie war stets beim Schreiben dem ersten Antrieb gefolgt, aber eine Eingebung, deren Ursprung persönlich ist, drückt dem Talente nicht sein ehrwürdigstes Gepräge auf. Nicht bloß in der Darstellungsart hat Frau von Stael gewonnen, denn die immer zunehmende Vortrefflichkeit des Gehalts und der Form ihrer Schriften scheint mit einem gleichmäßigen Bildungsgang ihres inneren Lebens verbunden zu seyn. Es war mehr Harmonie in ihr selber, und auch mehr in dem Verhältnisse zwischen ihr und Andern. Ihre Wärme, die ganz auf ein schönes, sittliches Gefühl überging, belebte eine umfassendere Sphäre, und war zu gleicher Zeit gleichmäßiger und mittheilsamer, und ihre besser geordneten Regungen gingen mehr auf die Außenwelt über. Die Aufwallung ihrer jugendlichen Gefühle erhöhte nicht wahrhaft ihre Kräfte, da die Wärme ihrer Seele nicht durch warmes Blut belebt zu werden brauchte.

Keines von den Erzeugnissen der Frau von Stael ist ganz sie selbst, aber ihre Seele ergießt sich in allen. Nur mit Mühe wird der Gedanke sich ein Bild von diesem wunderbaren Wesen machen können, die Nachwelt aber wird zerstreut wiederfinden, was wir in dem erstaunenswürdigsten und reizendsten Verein besessen haben. Diejenigen besonders, die schreiben wollen, mögen ihre Werke lesen und wiederlesen, aber allerdings nicht in der Absicht, eine Eigenthümlichkeit nachzuahmen, die bei ihnen nicht mehr diesen Namen verdienen würde, sondern weil sie hier die beiden wesentlichen Grundlagen schöpferischer Kraft, lebendige Regung und Stoff, wiederfinden

Sie können hier aus einer reichen Fundgrube schöpfen, und zwar ohne daß man es ahnet, weil nicht von Allem, was sie enthält, Gebrauch gemacht worden. Man wird, wenn man sie zum zweiten oder dritten Male liest, durch Gedanken überrascht, die man noch nicht bemerkt hatte, Gedanken, welche man für die Früchte eigener Erfahrung hielt. Diese Schriften, wo Alles gesagt zu seyn scheint, laden zum Nachdenken ein, und öffnen dem Geiste mehre Bahnen, die der Schriftsteller nicht Zeit gehabt hatte zu durchlaufen.

Kurz, die Werke der Frau von Stael scheinen einer neuen Zeit anzugehören. Sie verkündigen und suchen herbei zu führen einen neuen Zeitabschnitt im geselligen Leben und in der Wissenschaft, das Zeitalter kräftiger, edler, lebendiger Gedanken und dem Herzen entströmender Gefühle. Sie hat die Idee einer gewissermaßen mehr gesprochenen als geschriebenen Literatur gegeben; und zwar von einer Art, wo die Stegreifreden in Volksversammlungen für das Staatsleben, die vertrauliche Ergießung des Gemüthes für den Ausdruck der Leidenschaft, und der Witz in der geselligen Unterhaltung für Menschenkenntniß, uns etwas Tieferes und Kräftigeres sagen, als gelernte Redekunst es je gethan hat.

So wird sie dem literarischen Wirken eine höhere Bedeutung gegeben haben. Es wird nicht mehr eine leere Thätigkeit seyn, nicht mehr bloß ein Mittel, das Bild eitler Schönheit in unsern Herzen zu erwecken; es wird in nähere Berührung mit dem Leben kommen, und hier einen größeren Einfluß ausüben, es wird uns weniger des Menschen Arbeit, als den Menschen selber in Beziehung auf die Unsterblichkeit zeigen; es wird der allgemeine Ausdruck unsrer edelsten Gefühle seyn, die Niederlage der Gedanken, die eines Tages in öffentlichen Einrichtungen oder nützlichen Unternehmungen in die Wirklichkeit treten werden und die Zukunft wird ganz darin leben.

Zweite Abtheilung.

Häusliches und geselliges Leben der Frau von Stael.

„Es ist Zeit — beginnt Frau Necker de Saussüre diesen Abschnitt — auf Frau von Stael selbst meine Blicke zu richten und sie nach meinen Erinnerungen zu schildern. Ich will die berühmte Frau in den Beziehungen darstellen, die mir am besten bekannt waren, oder sie, nach meiner Ansicht, am bedeutendsten bezeichneten. Ohne mich auf irgend eine Weise an die Zeitordnung zu binden, will ich sie zuerst schildern, wie ich sie während der Lebzeit ihres Vaters gekannt habe, und mir vorbehalten, die fast durchaus vortheilhaften Veränderungen, welche die Zeit bei ihr bewirkt hat, später anzudeuten."

Häusliche Verhältnisse.

Will man sich ein treues Bild von Frau von Stael machen, so muß man sie vorzüglich in ihren Neigungen beobachten. Manche Menschen sind geneigt zu glauben, bei einer so berühmten Frau müsse die Eigenliebe eine Haupttriebfeder gewesen seyn. Wäre dem aber so gewesen, so würde ihr ein glücklicheres Loos gefallen seyn, denn der Beifall, den sie gewann, konnte für ein blos auf Eitelkeit gegründetes Glück wohl genügen. Man muß gesehen haben, wie Frau von Stael von ihren Leiden ergriffen wurde, gesehen haben, wie sie, gleichgiltig gegen ihren Ruhm, tausendmal bereit war, die Früchte ihrer Arbeiten den Gegenständen ihrer Neigung zu opfern, um überzeugt zu werden, daß das liebende Wesen im Mittelpunkte ihres Innern, und daß ihr wahres Leben im Herzen war.

Man hat, mit mehr Wahrscheinlichkeit, behauptet, die hohe Einbildungskraft der Frau von Stael habe auf alle ihre Gefühle nicht wenig Einfluß gehabt; aber auch

diese Ansicht ist ungerecht. Es ist ohne Zweifel schwer, den Antheil einer Seelenkraft genau zu bestimmen, welche bei der wahresten Zuneigung über Besorgnisse und Hoffnungen entscheidet, und abwechselnd die Annehmlichkeiten und die Fehler derjenigen vergrößert, die uns theuer sind. Es war jedoch gar nichts Eingebildetes in den Zuneigungen der Frau von Stael. Sie bildete sich nicht blos ein, daß sie liebte, ihre Zärtlichkeit war treu und tief, aber oft war ihr armes Herz ein Raub ihrer erschreckten Einbildungskraft.

Nichts, was dem Gefühle fremd war, änderte bei Frau von Stael die Reinheit ihrer Beweggründe, wenn sie liebte. Sie hatte keineswegs den Ehrgeiz, herrschen und leiten zu wollen; man bemerkte bei ihr eben so wenig jene unruhige Reizbarkeit in Hinsicht auf die feinsten Abstufungen der Gefühle, welche sie einflößte, worin, wenn man so sagen kann, die Eitelkeit des Herzens besteht. Diejenigen, deren erster Gegenstand ihr Selbst ist, sind vielleicht am eifersüchtigsten auf die Verehrung, die man diesem Gegenstande erweiset, und was ihnen an Andern gefällt, ist oft nur die Bewunderung, welche sie diesen einflößen. So war es nicht bei Frau von Stael; sie liebte die Eigenschaften ihrer Freunde mehr als die Begeisterung derselben, und da sie aufrichtig liebte, so fand sie es auch sehr natürlich, daß sie geliebt wurde. Ihr hohes Gefühl flößte ihr auch ein edles Vertrauen auf die Achtung derjenigen ein, welche sie kannten, und sie konnte von ihnen viele Vorwürfe ertragen, ohne sich beleidigt zu fühlen. Im Großen und nach dem Betragen urtheilte sie von den Gesinnungen, die Handlungen schienen ihr der sicherste Maasstab zur Würdigung der Regungen des Herzens zu seyn. So nahm sie auf der einen Seite nicht leicht Entschuldigung über Mangel an freundschaftlichem Eifer an, und wenn auf der andern Seite das Betragen gut war, so tadelte sie nicht die Beweggründe. Hatte man ihr gegenüber eine eigennützige Absicht, so errieth sie dieselbe sogleich, setzte sie aber nie voraus.

Nie waren die Unterschiede zwischen den mannichfaltigen Arten der Zuneigung weniger auffallend als bei ihr. Das Gefühl war ein Einziges in ihrem Herzen, und nahm mehr den scharf bestimmten Farbenton ihres Charakters, als der verschiedenen Lebensverhältnisse, oder der

Gemüthsart derjenigen an, welche sie liebte. Die mütterliche und kindliche Zärtlichkeit, die Freundschaft und die Dankbarkeit glichen bei ihr der Liebe. Es war Leidenschaft, wenigstens Gemüthsbewegung bei allen ihren Zuneigungen, welche mehr durch die Grade der Innigkeit als in ihrem Wesen verschieden zu seyn schienen, und dieses Wesen war mittheilsam, glühend, ungestüm, stürmisch sogar, nicht als ob bei Frau von Stael die Stürme eine Wirkung der Laune gewesen wären, sondern weil sie oft über die Hindernisse empört war, welche die gesellschaftliche Einrichtung, und oft auch die Trägheit der Menschen, den Genüssen des Herzens entgegen setzen. Lange begriff sie selber nicht ihre Art zu lieben; lange wollte sie nicht glauben, daß es wahre Gefühle gebe, welche sich nicht so ausdrückten als die ihrigen, und ihre genaue Selbstkenntniß verleitete sie zum Irrthume, wenn sie Andre nach sich beurtheilte. Ihre lebhaftesten Vorwürfe aber waren die rührendsten, und man sah ihre Liebe durch den Zorn hervorblicken. Sie erweckte nie Schmerz, als weil sie selber mehr empfand, und man hatte Mitleid mit ihr, wenn sie verwundete.

Will man ihre Zuneigung in der ganzen Kraft und Schönheit derselben erblicken, so muß man ihre Zuneigung gegen ihren Vater kennen. Ein bewundernswürdiges Gefühl, das ihr ganzes Leben umfaßte, und mehr Kraft selbst aus dem Gedanken des Todes als der heiligsten Lebensverbindung schöpfte. Diese Zärtlichkeit war ein Theil ihres Selbstes, und hat sich mit allen ihren Gedanken verschmolzen und dieselben bestimmt; man kann daher um so weniger davon absehen, wenn man von Frau von Stael spricht.

Es war ein so inniges Verständniß zwischen Necker und seiner Tochter, sie sprachen so gern mit einander und es herrschte eine solche Uebereinstimmung der Seelen zwischen ihnen, daß Frau von Stael bei dem Gedanken ihrer Aehnlichkeit mit ihrem Vater leicht in Uebertreibung verfiel. Je ähnlicher sie ihm zu seyn glaubte, desto mehr begeisterten sie die Eigenschaften, worin er ihr wirklich überlegen war. Sie betrachtete ihn als ein ihr ähnliches Wesen, welches durch zu hohe Tugend gleichsam gefesselt war. Er konnte die Einsamkeit ertragen; entbehrte Vergnügen und Beifall; sein Gewissen und das Gefühl seiner Würde waren die einzigen Triebfedern in einem Le-

ben, das die Weisheit vereinfachte; ja er widerstand sogar der Gewalt seiner lebhaftesten Zuneigung, als er seiner Tochter versagte, mit ihr in Paris zu leben, und so schmerzlich ihr sein Widerstand seyn mochte, sie beugte sich doch unterwürfig vor ihm. Sie schrieb ihm die Neigungen, welche ihr selbst Bedürfniß waren, und das Feuer ihrer Gemüthsart zu, um den Werth der Opfer zu erhöhen, die er vorschrieb; sie legte ihm die Neigungen der Jugend bei, um ihm ein desto größeres Verdienst aus seinen Entsagungen zu machen, und dachte nur an sein hohes Alter, um den Witz und die Anmuth, die er bewahrte, desto wunderbarer zu finden.

Zwei sehr lebhafte Neigungen der Frau von Stael, Dankbarkeit und Mitleid, waren gleichfalls auf ihren Vater gerichtet. Die gegründetste Dankbarkeit für eine Sorgfalt, die selbst bei einem Vater durch ihre Beharrlichkeit und verständige Richtung selten war; und ein tiefes, quälendes Mitleid mit den Schmerzen, die er fühlte, Mitleid mit diesem großen Geiste, diesem edlen verkannten und verleumdeten Charakter, Mitleid mit seinem Alter und mit den Leiden, die ihn bedrohten, Mitleid endlich nicht mit ihm allein bei dem Gedanken an den verhängnißvollen Augenblick, welcher sich nahte, so daß zuweilen, wenn sie sich am glücklichsten an seiner Seite fühlte, die Thränen ihr nahe waren.

Sie hatte jedoch nicht den vorherrschenden Hang, künftige Leiden vorzuempfinden, und wenn ihr zuweilen ein plötzlicher Blitz die Zukunft enthüllte, so zog der gegenwärtige Augenblick bald wieder ihre Gedanken an. Der Himmel hatte ihr nicht die Gabe kluger Vorsicht gegeben, und Necker pflegte zu sagen, sie gleiche den Wilden, welche am Morgen ihre Hütte verkaufen, ohne zu wissen, was sie des Abends anfangen wollen. Sie ging in Beziehung auf ihren Vater plötzlich von den lebhaftesten Bekümmernissen zur völligsten Unbesorgtheit über. Sie, so voll Lebenskraft, konnte kaum an den Tod glauben. Der Gedanke, einen Greis in ihrem Vater zu sehen, war ihr unerträglich, und durch alle Annehmlichkeiten und Freuden, die sie in seinem Umgange fand, durch die Art, wie er sie begriff, und durch eine gewisse jugendliche Frische seiner Einbildungskraft, seiner Neugier und seiner Munterkeit, wurde sie stets in der Täuschung erhalten. Sie behandelte ihn in Betracht der Geistes-

vorzüge wie ihres Gleichen und vergaß den Unterschied des Alters. Als Jemand ihr eines Tages sagte, ihr Vater sey gealtert, stieß sie den Gedanken mit einer Art von Unwillen zurück, und antwortete, sie halte denjenigen für ihren größten Feind, der ihr solche Worte sage, und werde ihn nie wiedersehen.

So nährte sie die Hoffnung und behielt es daher in ihrer Gewalt, ihren Vater zu zerstreuen und zu unterhalten. Sie kannte ihn sehr genau, sie wußte, daß er, wenn er auch äußerer Thätigkeit entsagt hatte, doch desto mehr das Bedürfniß eines regen inneren Lebens fühlte, sie nährte stets in ihm das heilige Feuer des Gefühls und des Gedankens, und hat vielleicht lange sowohl die Furcht vor den Leiden, als die Leiden selbst von ihm abgehalten, indem sie jeden seiner Lebenstage mit neuem mächtigen Reize schmückte.

Die Regung des Geistes, die neuen Gegenstände, die ihn unterhielten, Zerstreuung mit einem Worte, war für sie die nothwendige Bedingung des Talents, der Fröhlichkeit, des Glückes, selbst der Gesundheit. Es ist unglaublich, wie viel sie von der bunten Bühne des Lebens mitbrachte, denn dieses für Andre so wenig vortheilhafte Schauspiel setzte ihren ganzen Geist in Thätigkeit und belebte die Kräfte ihrer Seele. War sie hingegen zu lange einsam, so wurde sie von ihren zu großen Geisteskräften gleichsam aufgerieben. Das häusliche Glück wurde für sie bald gestört, wenn ihre Einbildungskraft keinen Spielraum nach Außen hatte, uud sie konnte nicht eben so viele Freuden im Kreise der Ihrigen verbreiten, als man nach ihrer ungemeinen Sanftmuth hätte erwarten mögen. Sie machte sich oft selber Vorwürfe darüber, sie wollte mit Gewalt ihre Natur zwingen, und sich an häusliche Zurückgezogenheit gewöhnen, aber es schien dann, als hätte ein anderes Wesen ihre Stelle eingenommen, und die gezähmte Frau von Stael war nicht mehr ganz Frau von Stael.

Niemand hat sie in dieser Hinsicht besser begriffen, als Necker. Er hatte das Ganze dieser Art zu seyn gefaßt, und das Bedürfniß neuer Gegenstände gehörte nach seinen väterlichen Ansichten nothwendig zu der Auszeichnung, die er bei seiner Tochter mit Entzücken bemerkte. Der häufige Aufenthalt der Frau von Stael in Paris hatte ihres Vaters völlige Billigung. Mächtige Beweg-

gründe riefen sie nach Frankreich, und sie unterhielt hier die einzigen Verbindungen, worin er noch mit diesem Lande stand, das ihm stets so theuer gewesen war. Als aber ihre Verbannungszeit anfing, billigte es ihr Vater gleichfalls, daß sie den einförmigen Aufenthalt in Coppet durch unterhaltende oder belehrende Reisen unterbrach. Er ertrug ihre Abwesenheit ohne Anstrengung, ohne Ziererei von Großmuth, und weil er fühlte, daß die Gemüthsart, die er liebte, eine Naturgabe war, mußte er sie ihrem freien Schwunge überlassen.

Bei einem so ununterbrochenen, lebendigen, entzückenden Verständnisse, als zwischen Necker und seiner Tochter bestand, konnte der Gedanke an Trennung nicht aufkommen. Nie schrieb sie an Jemand, so wie an ihn. Die Briefe, die sie an ihre Freunde schrieb, waren reizend; aber wenn sie nicht einen bestimmten Gegenstand im Auge hatte, so war seit ihres Vaters Tode wohl etwas zu Unbestimmtes, zu Schwermüthiges darin zu bemerken. Immer fand man zwar irgend einen glücklichen Zug, irgend eine Regung des Gefühls, worin man sie wiederfand, aber wenn man sie einmal deutlich erkannt hatte, sah man sich über Alles, was sie betraf, in tiefer Dunkelheit. Man warf ihr vor, daß sie nicht genug erzähle, und ohne Zweifel wollte sie Alles vermeiden, was sie zu lebhaft an den Briefwechsel erinnerte, den sie mit ihrem Vater unterhalten hatte. „Liebe Freundin — schrieb sie aus Italien an Frau Necker de Saussure — ich stehe mitten in meinen Erzählungen still. So schrieb ich ihm voriges Jahr; ich unterhielt ihn mit meinen Bemerkungen, mit meinen Gedanken — ach! kann denn Alles so gehen, als ob er lebte!"

Welche Menge anziehender Anecdoten, welche meisterhafte Beschreibungen in jenen Briefen an Necker! Nichts Angenehmeres als diese Mischung von Erzählungen, Witzreden, flüchtigen und doch umfassenden Ansichten, leichten Spöttereien, Bildnissen berühmter Menschen, die so scharf gezeichnet waren, daß sie an Karikatur leise hinstreiften, Alles gleichsam verschmolzen in den allgemeinen Farbenton jener Rührung, welche sie bei dem Gedanken an ihren Vater fühlte. Leider sind diese Briefe größtentheils den Flammen geopfert worden, und nie vielleicht wird man etwas Aehnliches sehen.

Auffallender, außerordentlicher aber ist das Feuer in

ihren Erzählungen, als sie nach der Rückkehr von ihrer großen Reise ihren Vater in Coppet wieder sah. Ihre tiefe Bewegung, die sie ein wenig unterdrückte, um sie ihm nicht mitzutheilen, ergoß sich wie ein Strom in ihren Reden. Sie erzählte von den Gegenständen und den Menschen, die sie gesehen, von den Regierungen, von dem Eindrucke, den sie selber gemacht hatte, mit einer so frohen Herzensergießung, unter Liebkosungen, Thränen und zärtlichen Scherzen. Alles hatte Beziehung auf ihren Vater, und sie gab ihm gleichsam eine Rolle in dem Stücke, das sie vor ihm aufführte, so sehr wußte sie den Kontrast zwischen den Dingen, die sie gesehen hatte, und seinem Geiste, seiner Güte, seiner reinen Sittlichkeit hervor zu heben. Unter den auffallendsten, selbst den sonderbarsten Formen, war ein Lobspruch auf ihren Vater, oder ein Ausdruck ihrer Zärtlichkeit gegen ihn verborgen. Wie beseelte der väterliche Stolz Neckers edle Züge, wenn er ihr zuhörte! Wie glänzend erschien sie vor seinem stets jungen Auge! Er war zwar freilich nicht eitel auf so großes Lob, aber er las in dem Herzen der Tochter und freute sich ihrer außerordentlichen Gaben.

Während eines unruhig bewegten Lebens kann sie ihrem Vater wohl einige Bekümmerniß erweckt haben, aber wie viel Freuden hat sie ihm dagegen gegeben! Welche Anmuth zeigte sie in dieser heiligen Vertraulichkeit, welche Hingebung, welche Ergebenheit, welche Liebe! Es war in ihrem Innern Alles für ihn unwillkührlich; Neigung, das blindeste kindliche Vertrauen, eine gewissermaßen mütterliche Bekümmerniß, selbst eine Regung von Selbstsucht, wenn sie mit seinem Vortheile, mit seinem Ruhme sich verbunden fühlte. Sie glaubte nicht wirklich leben zu können ohne ihren Vater. Schwankend und unschlüssig in unbedeutenden Dingen, bedurfte sie jeden Augenblick seines Beistandes, sie fragte ihn um Rath über jede Angelegenheit, über ihre Ausgaben, ihren Anzug, ihre häuslichen Einrichtungen, die Leitung ihrer Kinder. Ueberzeugt, daß der Verstand zu Allem tüchtig ist, verlangt sie sogar, daß er die herauskommenden Romane lese, damit er sie mit den ihrigen vergleichen könne. In einem ihrer Briefe scherzt sie selber über einen solchen, einem Staatsmanne gegebenen Auftrag.

Nichts machte ihr mehr Freude, als wenn ihr Vater sich über sie lustig machte. Es gab einige Geschicht-

chen, worin sie eine ziemlich lächerliche Rolle spielte, und sie wurde nicht müde, sich dieselben von ihm wiederholen zu lassen. Sie wußte ihn von Weitem darauf zu bringen, und während Necker jene Geschichtchen mit ungemeiner Anmuth erzählte, standen ihr die Thränen in den Augen.

Aus den Auftritten im häuslichen Leben der Frau von Stael, welche die Verfasserin erlebte, hebt sie einen aus, der deutlich verräth, wie erregbar das Gefühl ihrer Freundin in Hinsicht auf Alles war, was Necker anging, und wie sie auf die Einbildungskraft zu wirken suchte, selbst wenn sie mit gemeinen Leuten sprach. „Herr Necker — erzählt sie — der mit seiner Tochter in Coppet war, ließ mich und meine Kinder von Genf in seinem Wagen abholen. Es war Nacht, als wir abreiseten, und wir wurden unterwegs in einen Graben geworfen. Keiner von uns nahm Schaden; aber es ging so viel Zeit damit verloren, den Wagen wieder in Stand zu setzen, daß wir spät anlangten. Wir fanden Frau von Stael allein im Besuchzimmer. Sie war unsertwegen sehr unruhig, aber als ich anfing ihr unsern Unfall zu erzählen, unterbrach sie mich plötzlich durch die Frage: Wie sind Sie gekommen? — In Ihres Vaters Wagen. — Ja, das weiß ich, aber wer hat Sie gefahren? — Je nun, doch wohl sein Kutscher. — Wie, sein Kutscher, Richel? — Nun ja, Richel. — O Gott! rief sie, er hätte meinen Vater umwerfen können! Sie flog sogleich an die Klingel, und befahl, Richel zu rufen. Der Kutscher spannte aus, und sie mußte warten. Während dieser Zeit ging Frau von Stael, heftig bewegt, mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder. Wie! mein Vater, mein armer Vater, sprach sie, hätte können umgeworfen werden! In Ihrem Alter und für Ihre Kinder hat das nichts zu bedeuten, aber bei seinem Wuchse, bei seinem starken Körper! In einen Graben! Und er hätte lange darin liegen können — er hätte gerufen, vielleicht vergebens gerufen! . . Von ihrer Bewegung übermannt, mußte sie innehalten, bis der Zorn ihr wieder Kräfte gegeben hatte. Endlich trat Richel herein. Ich war ungemein neugierig zu hören, was sie ihm sagen würde, da bei der gegen Untergebene gewöhnlich so nachsichtigen Frau der Zorn sich auf die eigenthümlichste Weise Luft machen mußte. Sie ging mit Feierlichkeit ihm entgegen, und mit einer Anfangs gepreßten Stimme, die aber nach und

nach ſtärker und endlich ſehr laut ward, hob ſie an: „Richel, hat man Euch geſagt, daß ich Verſtand habe?“ — Der Kutſcher ſah ſie mit großen Augen an. „Wißt Ihr, daß ich Verſtand habe, frage ich.“ — Der Menſch blieb ſtumm. — „So wiſſet denn, ich habe Verſtand, viel Verſtand, außerordentlich viel Verſtand; und allen Verſtand, den ich habe, werde ich anwenden, um Euch, ſo lange Ihr lebt, einſperren zu laſſen, wenn Ihr je meinen Vater umwerft.“ — Ich habe in der Folge oft verſucht, ſie mit der Schilderung des Auftrittes, wo ſie einem Kutſcher mit ihrem Geiſte drohte, zu beluſtigen. So leicht man ſie aber auf ihre eigenen Koſten aufheitern konnte, an jenes Abenteuer vermochte ſie nie zu denken, ohne noch einmal von Zorn und Bewegung ergriffen zu werden. „Und womit — war Alles, was ich von ihr herausbrachte — womit ſoll ich denn drohen, als mit meinem Bischen Geiſt?“

Wenn eingebildete Gefahren einen ſolchen Eindruck auf ſie machten, ſo kann man denken, was es mit gegründetern Beſorgniſſen war. Merkwürdig ſind in dieſer Hinſicht die Briefe, welche ſie aus Deutſchland ſchrieb, in dem Augenblicke, wo ſie ſich zur Abreiſe anſchickte, weil ſie um ihren Vater beſorgt war. Es iſt darunter beſonders einer, deſſen furchtbare, ſchreckliche und dennoch tief rührende Kraft alle Begriffe überſteigt. Es iſt ein Brief von zwölf Seiten, ſetzt Frau Necker hinzu, den ſie an mich ſchrieb, drei Tage nach Empfange der unglücklichen Nachricht. Es iſt Nichts darin, das geheim bleiben müßte, und wenn ich ihn bekannt machte, würde ich das Andenken der Frau von Stael ehren. Aber ich kann mich nicht entſchließen, dieſe Ergießung eines zerriſſenen Herzens, dieſe in der Verzweiflung ſich ganz enthüllende Natur zu offenbaren. Auch noch ein andrer Grund hält mich ab, hier Briefe von Frau von Stael mitzutheilen. Ich habe oft die Aeußerungen ihres gerechten Unwillens über die neuerlich aufgekommene Sitte gehört, den Briefwechſel berühmter Menſchen ohne Achtung gegen die Todten, und ohne Rückſicht gegen die Lebenden bekannt zu machen. Da ich mich nun durch meine gute Abſicht nicht für ermächtigt zu halten wage, ſo werde ich mich eines Schrittes enthalten, der ein Gefühl hätte beleidigen können, das ich theile.

Frau von Stael — fährt die Erzählerin fort —

war schon auf dem Wege nach Coppet, als sie ihr Unglück erfuhr. Ich reiste ihr mit meinem Manne entgegen. Ihr zweiter Sohn war bei uns, und als wir sie in Zürich getroffen hatten, kamen wir alle zusammen zurück. Ich hatte den schmerzlichen Trost gehabt, ihren Vater in seinen letzten Augenblicken zu sehen, ich hatte den Tod des Gerechten, des Christen, des zärtlichsten Vaters betrachtet, ich hatte gesehen, wie er mit schon sterbenden Lippen, mit zitternden Händen den Himmel für seine Tochter, für Frankreich und für sich anflehte, und nie stiegen reinere Gebete zum Himmel auf. Seit jenem Augenblicke wurde meine Verbindung mit Frau von Stael noch enger; ich ward die Schwester meiner Base, und unsre Freundschaft heiliger und inniger.

Ich will die schmerzlichen Auftritte nicht beschreiben, wovon wir nachher Zeugen waren. Wenn sich der Schmerz in seiner ganzen Heftigkeit zeigt, ist das Genie nicht zu erkennen. Die Zuckungen und schrecklichen Beängstigungen eines trostlosen Herzens sind dieselben bei dem ganzen armen Menschengeschlechte, und unter heftigen Anfällen von Seelenleiden ist keine Auszeichnung zu bemerken. Nur in den ruhigern Pausen fand ich Frau von Stael wieder, und in diesen will ich sie schildern.

Wir hatten einige solcher stillen Augenblicke während unsrer traurigen Reise, und vielleicht hat mich das Ausserordentliche in ihrem Wesen nie lebhafter ergriffen. Als den lebhaften Ausbrüchen des Schmerzes Niedergeschlagenheit gefolgt war, bat Frau von Stael uns, im Wagen zu sprechen, wahrscheinlich weil sie bei dem Geräusche der Rede sich leichter zu bezwingen vermochte. Sie brachte Herrn Schlegel mit, und da sie, sobald sie nur etwas Fassung gewonnen hatte, mit Andern beschäftigt war, so wünschte sie, er möge sich zu seinem Vortheile zeigen, und gab ihm mit wenigen Worten an, worüber er sprechen sollte. Herr Schlegel entwickelte eine Menge neuer Ideen, und als das Gespräch lebhafter wurde, geschah es zuweilen, daß Frau von Stael, von ihrem Geiste wieder angeregt, plötzlich in die Unterredung einfiel. Sie erzählte dann von Deutschland, von dessen Bewohnern, von Systemen, von dem geselligen Leben, und es zeigte sich ein Feuer, eine Schönheit des Ausdrucks, die uns in Erstaunen setzten. Sie gab uns tausend glänzende Schilderungen, bis sie endlich, wie von

Mörderklauen ergriffen, wieder unter die Gewalt des Schmerzes fiel. Es war gleichsam ein Feuerwerk an einem stürmischen Tage, wo plötzlich Funkengarben empor steigen, welche sogleich von Windstößen und Regen ausgelöscht werden.

Man glaube jedoch nicht, daß sie völlig zerstreut gewesen sey: ein fast unmerkliches Zittern, ein leichtes Zusammenziehen ihrer Lippen, verriethen, daß sie nicht aufgehört hatte zu leiden, und gleichsam über ihrem Schmerze gesprochen hatte.

Als wir in dieser schmerzlichen Stimmung ankamen, zeigte sie bald die Sonderbarkeiten ihrer Einbildungskraft. Es ergriff sie eine Art von Schwindel. Sie glaubte denjenigen verloren zu haben, der Alles hütete, was ihr nothwendig war, und das allgemeine Band der Dinge schien ihr aufgelöst zu seyn. Sie bildete sich ein, ihr Vermögen würde verloren gehen, die Erziehung ihrer Kinder vernachlässigt werden, ihre Dienerschaft ihr nicht gehorchen, Nichts gehen, Nichts gedeihen ohne ihren Vater. Ihr Kummer zeigte sich auch in kindischen Aeußerungen, und als ich sah, wie sie mit Kleinigkeiten sich quälte, die bis dahin ihren Gedanken so fremd gewesen waren, sprach ich zu ihr: Aber was kann Ihnen das schaden? Das kommt daher, daß ich meinen Vater nicht mehr habe, antwortete Frau von Stael.

So lange Necker lebte, war seine Tochter in einer wahrhaft kindlichen Unwissenheit über die meisten wesentlichen Dinge geblieben. Sie wollte nicht nur den Gedanken von ihm abhalten, daß sie ihn eines Tages entbehren könne, sondern hatte diesen Gedanken selber noch nicht einmal gedacht, und ihr Vater war in der That ihr Pfleger. Nach seinem Verluste glaubte sie ein Fremdling auf der Erde zu seyn, und es bedurfte einer sehr kräftigen und schweren Willensanstrengung für sie, um sich im Augenblicke des Unglückes mit den häuslichen Angelegenheiten ihres Vaters bekannt zu machen. Sie hielt sich aber dazu verpflichtet, und das Gefühl kindlicher Ehrerbietung unterstützte sie so kräftig, daß ihre Anstrengung gelang. Das Vermögen, das ihr Vater gesammelt hatte, sollte in ihren Händen nicht vergeudet werden, und sie hat es seitdem mit seltener Einsicht verwaltet, immer großmüthig und gewissenhaft in der Benutzung

des väterlichen Erbtheils, das ihren Kindern bestimmt war.

Man müßte jeden Tag der Frau von Stael beschreiben, wenn man zeigen wollte, wie sehr ihr Vater nach seinem Tode immer ihr Herz beschäftigte. Sie hörte nie auf, mit ihm zu leben. Immer fühlte sie sich durch ihn beschützt, getröstet, und durch seinen Beistand aufgerichtet. Sie wendete sich an ihn in ihren Gebeten, und so oft ihr etwas Glückliches begegnete, sagte sie: „das hat mein Vater für mich erlangt." Sein Bildniß trug sie stets bei sich, und ehrte es fast abergläubig. Sie hat sich nur einmal davon getrennt, als sie schon sehr krank war, und die Betrachtung des Bildnisses hatte ihr so kräftigen Trost gewährt, daß sie sich einbildete, auch ihre Tochter werde im Augenblicke der Niederkunft eine ähnliche Wirkung empfinden. „Betracht' es, schrieb sie ihr, als sie das Bildniß ihr schickte, betracht' es, wenn du leidest." Bejahrte Männer erinnerten sie an ihren Vater und machten auf sie einen lebhaften Eindruck. Alles, was solche Menschen ihr zufügten, war ihr höchst empfindlich, und als während der Zeit der Verfolgung ein Greis jenes kleinmüthige Betragen gegen sie zeigte, das damals so gewöhnlich war und in jenem Alter allerdings verzeihlicher ist, war sie schmerzlich bewegt. „Es ist unverständig von mir, sagte sie, aber was soll ich machen, er war gut, er war alt, er saß da an meinem Tische, und ich verlor meine Zeit um seinetwillen, und alles das geht mir an's Herz." Bejahrte Leute, die Unterstützung brauchten, empfingen freigebige Almosen von ihr; der Gedanke an die Leiden derselben zerriß ihr das Herz und wie der wahre Christ den Erlöser in jedem Armen erblickt, so sah sie ihren Vater in jedem Greise.

Eine Beleidigung gegen ihren Vater war das Einzige, was Frau von Stael nie vergab. Sie vergaß so leicht, was man ihr Böses zugefügt hatte, daß man sie für leichtsinnig hätte halten mögen, wenn sie nicht für den geringsten Dienst ewig dankbar gewesen wäre. Galt es aber ihrem Vater, so war sie nicht zu besänftigen, und das Böse, das man von ihm gesagt hatte, konnte sie eben so wenig vergessen, als sie einer üblen Nachrede sich erinnerte, die sie selber traf. Sie rächte sich nicht, aber sie zeigte eine ewige Kälte. Als sie eine Schrift unter dem Titel: Der Anti-Romantische, gegen

hatte, sagte sie: „Der Verfasser macht sich recht lustig über mich, aber er hat Geschmack, und die echte französische Munterkeit. Schade, daß er ein Paar Worte gegen meinen Vater gesagt hat, sonst würde ich ihn in Paris oft zum Essen gebeten haben."

Gewiß würde sie, wenn sich die Gelegenheit dargeboten hätte, das Andenken ihrer Mutter mit gleicher Wärme vertheidigt haben. Man weiß, wie langmüthig sie gegen Frau von Genlis war, die nicht aufgehört hat, sie mit bitterm Tadel zu necken, während sie ein Gegenstand der Verfolgung war. „Sie hat mich angegriffen," sagte Frau von Stael, „ich habe sie gelobt, und so haben unsre Zuschriften sich gekreuzt." Als aber unter Bonaparte's Regierung jene Schriftstellerin ungünstig von Frau Necker sprach, wurde Frau von Stael aufs heftigste gereizt. „Glaubt man, sagte sie, weil ich mich selbst verlasse, würde ich auch meine Mutter nicht vertheidigen? Mag Frau von Genlis sich an meine Schriften machen oder an mich selbst, so viel es ihr beliebt; meine Schriften sind dazu bestimmt, daß man sie lese, und ich bin da, daß man mich liebe, oder fürchte. Aber meine Mutter, die todt ist, die Niemand auf der Welt hat als mich, sie zu vertheidigen! . . . Sie hat meinen Vater mir vorgezogen, und darin hat sie gewiß recht gehabt; ich fühle um so mehr, daß ihr Blut in meinen Adern ist, und so lange es da rollt, will ich sie nicht beleidigen lassen." Man hatte viel Mühe, sie zu überreden, daß es wenigstens unnütz seyn werde, jenen Angriff abzuwehren; denn die Schrift, welche sie, die Verbannte, nirgend als im Auslande heraus geben konnte, mußte blos den französischen Staatsbeamten in die Hände fallen, und sie würde nur häufigere Angriffe gegen ihre Freunde veranlaßt haben, ohne zu erlangen, daß man ihrer Vertheidigung derselben in Frankreich den Eingang verstattete. Es ist jedoch in vielfacher Hinsicht zu bedauern, daß sie ihre Absicht nicht ausgeführt hat, und daß wir dadurch um ein Bildniß ihrer Mutter gekommen sind, wie sie es in einem solchen Augenblicke gezeichnet haben würde.

Es ist ein schöner Gedanke in dem Denkmahle, das Frau von Stael nach Neckers Tode ihren Aeltern gewidmet hat. Eine leichte, gleichsam schon verklärte, Gestalt führt eine andre zum Himmel, die mitleidig auf eine verschleierte junge Frau, die vor dem Grabe kniet,

herab zu blicken scheint. Frau Necker, ihr Gemahl und ihre Tochter werden durch dieses Sinnbild bezeichnet, das auch den Uebergang aus dem irdischen Leben in das ewige andeutet.

So war die kindliche Ehrfurcht, dieses Mittelgefühl zwischen Frommsinn und Liebe, ein vorherrschender Zug in dem Gemüthe der Frau von Stael. Diese Regung hat ihr Leben ausgefüllt, und hat den Tod ihr gemildert. Den Nachgebliebenen, die jetzt um sie weinen, ist der Gedanke, der sie so sehr beschäftigt hat, der Gedanke an die Wiedervereinigung mit ihrem Vater, ein lindernder Balsam geworden. Sie sind jetzt beisammen, sie sind bei Ihm, der ihre Herzen geschaffen, und die Nachwelt selbst wird ihre Namen nicht mehr trennen, die sich gegenseitig heben. Jeder sichert dem Andern eine eigene Auszeichnung, und Alles, was groß, Alles, was sittlich schön ist, schmückt jene Wiedervereinigung. Frau von Stael hätte zu ihrem Wahlspruche jene Zeile nehmen können, die sie oft bewegt wiederhohlte:

O Freiheit Roms! O meines Vaters Schatten!

Frau Necker de Saussure war in ihrer Erzählung von der Jugendzeit ihrer Freundin nur bis zu der Verheirathung derselben herab gegangen, weil, wie sie sagte, ihre Absicht nur gewesen war, die Erziehung darzustellen, die Frau von Stael durch ihre Aeltern und durch die Umstände erhielt. Sie hat den Gemahl ihrer Freundin, den Herrn von Stael, wenig gekannt; denn erst im Jahre 1792, als Frau von Stael, wie durch ein Wunder dem blutigen Septembertage entronnen, bei ihrem Vater in der Schweiz Zuflucht suchte, wurden beide vertraute Freundinnen. Herr von Stael aber, der damals nicht in Frankreich war, konnte seine Gemahlin nicht begleiten, und Frau Necker hatte späterhin nur selten Gelegenheit, ihn zu sehen.

So viele Männer um Necker's Tochter warben, die Wahl eines Gatten, der ihren Aeltern und ihr selber anstand, war nicht ohne Schwierigkeit. Sie wollte Frankreich nicht verlassen, und ihre Mutter, eine eifrige Protestantin, verlangte, daß die Wahl auf einen Mann ihres Glaubens fallen sollte. Unter diesen Umständen zog der Freiherr von Stael Neckers und seiner Gemahlin Blicke auf sich. Mit großer Redlichkeit, mit sehr wacke-

rer Gesinnung, mit lebhafter Bewunderung gegen Fräulein Necker, verband er ein edles Benehmen und eine ausgezeichnete Herkunft. Der König von Schweden, Gustav III., dessen Liebling er war, begünstigte sehr des Freiherrn Bewerbung, und versprach ihm auf mehre Jahre die Botschafterstelle am französischen Hofe, um Fräulein Necker gegen die Besorgniß zu sichern, Paris verlassen zu müssen. Herr von Stael verpflichtete sich überdieß, sie nie gegen ihren Willen nach Schweden zu führen. Diese Gründe bestimmten sie, einen Ausländer zu heirathen, der weit älter war als sie und in seinen Neigungen wenig Aehnlichkeit mit ihr hatte. Diese Verbindung, wenn sie allerdings auch ein wenig kalt war, würde doch schwerlich getrennt worden seyn, wäre nicht die unbedachtsame Freigebigkeit des Herrn von Stael in Verschwendung ausgeartet. Seine Umstände kamen in Zerrüttung, und Frau von Stael glaubte das Vermögen ihrer Kinder gegen seinen Einfluß sichern zu müssen. Die Trennung, welche eine Folge davon war, dauerte jedoch nicht lange, und als er, durch Altersschwäche und Kränklichkeit gebeugt, der Pflege seiner Angehörigen bedurfte, näherte sich Frau von Stael ihm wieder. Sie kehrte mit ihrem Manne nach der Schweiz zurück, um bei ihrem Vater zu wohnen, aber der Tod nahm ihn unterwegs hinweg und raubte seiner Frau und seinen Kindern die Freude, die es ihnen gemacht haben würde, seine letzten Lebenstage zu beglücken.

Frau von Stael war eine sehr zärtliche Mutter; war aber die mütterliche Liebe bei ihr minder lebhaft, als die kindliche, so lag die Ursache darin, daß sie es sich mehr zum Gesetze gemacht hatte, den Ausdruck derselben zu unterdrücken. Schon in dem Romane Delphine, wo sie so lebhafte Empfänglichkeit für die dichterische Schönheit schwärmerischer Gefühle zeigt, sagte sie, daß leidenschaftliche Aeußerungen für die Kindheit nicht taugen, sondern Güte und Gerechtigkeit besser für sie passen. Später hat sie sich, aus andern Beweggründen, dieselbe Zurückhaltung aufgelegt. „Ich weiß nicht, schrieb sie in Beziehung auf ihren ältesten Sohn, warum ich ihm weniger sage, als ich fühle. Es gibt eine gewisse mütterliche Schamhaftigkeit, die ich immer empfunden habe. In diesem Verhältnisse ist ja Trennung unser Loos. Habe ich nicht das Beste auf Erden überlebt? Warum sollte

man ſich alſo über etwas, das der Tod zerreißen muß, ſo ſehr in Rührung verſetzen!"

Dieſes ruhiger gefaßten Ausdruckes ungeachtet, glich das Muttergefühl bei ihr, wie ſie durch tauſend Beiſpiele gezeigt hat, allen übrigen Regungen. Es war vielleicht nicht eine blinde Liebe, die das Verdienſt des Gegenſtandes nicht beachtete, da die Fehler ihrer Kinder vielmehr einen ſehr tiefen Eindruck auf ſie machten; aber in ihrem Innern war ein reges Naturgefühl, und es verrieth ſich in ihrem Zorne, wenn ihre Kinder Unbeſonnenheiten begingen, in ihrem muthigen Eifer und ihrer Hingebung, wenn ſie ihre Kinder beſchützen mußte, beſonders aber in ihrer Angſt, wenn die Geſundheit derſelben bedroht war. Als ihre ſechsjährige Tochter in Frankfurt krank lag, verlor Frau von Stael vor Schmerz faſt die Beſinnung. „Was würde," ſagte ſie, „aus einer Mutter werden, die für ihr Kind beſorgt iſt, ohne das Gebet? In einer ſolchen Lage würde man die Religion entdecken, wenn man auch nie etwas davon gehört hätte."*) Die Fortſchritte, die Freuden ihrer Kinder, die Meinung, die man von ihnen hatte, Alles war für ſie höchſt anziehend, ein Gegenſtand der innigſten Theilnahme, und quälend wurden oft die Bedenklichkeiten, welche ſie ſich über die Folgen, die ihre Entſchließungen für ihre Kinder haben könnten, machte. So war die Beſorgniß des unglücklichen Einfluſſes, den ihre Verbannung auf das Schickſal ihrer Kinder haben konnte, eine der Haupturſachen ihres Kummers.

Sie glaubte nicht an den guten Erfolg ungewöhnlicher Syſteme bei der häuslichen Erziehung. Nach ihrer Meinung muß man der Jugend hohe und fromme Gefühle einflößen, aber ſie mehr mit dem Reinſten, was die wirkliche Welt hat, befreunden, als ihnen eine immer unvollſtändige, künſtlich gemachte Welt geben. „Ich habe meinen Kindern," ſagte ſie, „das Leben gezeigt, wie es iſt, und keinen Betrug gegen ſie gebraucht."**) Die Wahr-

*) Que deviendroit une mère qui trame pour son enfant, sans la prière? Cette situation feroit découvrir la religion, si jamais personne ne vous en avoit parlé.

**) J'ai presenté à mes enfans la vie telle qu'elle est, et je ne me suis servie d'aucune ruse avec eux.

heit war die erste Grundlage, worauf sie baute, und nicht nur jede Ueberlistung, sondern selbst jede Ziererei schien ihr unnütz und gefährlich zu seyn. Sie verschmähte es eben so sehr, gegen Kinder jenen Ton eines gesuchten läppischen Wesens anzunehmen, wodurch man sich zu ihrer Fassung herab zu lassen glaubt; sie hob dieselben vielmehr zu ihrem Geiste empor, und erhob sich zu der kindlichen Unschuld.

Wenn man die Kinder nicht zum Voraus durch ein Bild, das man ihnen von Frau von Stael machte, verschüchtert hatte, gefiel sie ihnen, und manche Kinder hingen sogar leidenschaftlich an ihr. Es war Offenherzigkeit, und also Jugendlichkeit in ihrem Ausdrucke, und das Genie behält bei den unerwarteten Eindrücken, die es macht, immer etwas Kindliches. Sie betrachtete die zarte Kindheit mit Rührung und Neugier. Sie ergötzte sich recht unbefangen an den wunderlichen Ansichten und an gewissen seltsamen Gedankenverkettungen der Kinder, und man sammelte, um sie ihr zu erzählen, solche Züge, die eine Nahrung für ihren Geist waren.

Jene zu auffallende Aufopferung der Aeltern in Beziehung auf ihre Kinder, ein Fehler der neuern Erziehung, war sie geneigt zu tadeln. Wenn die kleinen Wesen sehen, wie sich Alles auf sie allein bezieht, werden sie eitel und selbstsüchtig, und statt von ihren Umgebungen das Beispiel der Aufopferung zu nehmen, glauben sie an dem gemeinsamen Werke zu arbeiten, wenn sie selbst für ihren Vortheil sorgen. Sie üben eine eigensinnige Gewalt über Alle aus, deren einziges Ziel sie zu seyn glauben, und von beiden Seiten entsteht ein Wettkampf von List. Frau von Stael sprach ihren Willen bestimmt aus. Bei dem hohen Begriffe, den sie stets von väterlicher Gewalt gehabt hatte, gab sie das Gesetz in ihrem Hause, und glaubte nicht, daß fromm eingeprägter Gehorsam das Herz erniedrige.

Eine gerechte und gemäßigte Ausübung der Gewalt erspart unendlich viel List und Falschheit in der Erziehung. Mit Vorhaltung von Gründen scheitert man; Bitten erniedrigen diejenigen, welche dazu ihre Zuflucht nehmen, und das Gefühl, als Hilfsmittel gebraucht, verderbt und verhärtet endlich das Herz. Das Verhältniß zwischen Aeltern, die mit Sanftmuth befehlen, und Kindern, die gehorchen, ist das einzig wahre, das einzig

würdige, das einzig friedliche, und die Kindheit, die sich im Grunde schwach und hilflos fühlt, hängt sich doch auf längere Zeit nur an die beschützende Festigkeit.

Die Befehle der Frau von Stael hatten jedoch zu geistreiche Beweggründe, als daß sie sich das Vergnügen hätte versagen können, dieselben auszusprechen. Sie erklärte sich deutlich darüber, aber ohne es zu Erörterungen kommen zu lassen, und ihr Gesetz war nicht minder streng verbindend, wenn sie auch Gründe angab.

Sie selber hat ihren Kindern über viele Gegenstände Unterricht gegeben, aber ihrem Grundsatze getreu, daß Aufrichtigkeit nöthig sey, verwarf sie jene Spielereien, wodurch man die Grundlagen aller Kenntnisse lehren zu können glaubt. Wenn der Antheil am Lernen nachläßt, was zuweilen nicht ausbleiben kann, muß der einfache Gedanke der Schuldigkeit es wieder gut machen. Diesen Gedanken faßt das Kind sehr gut, und man muß ihn keineswegs für eine spätere Lebenszeit aufbewahren, da er vielmehr nie kräftiger ist, als wenn er langsam tiefe Wurzeln in der Seele geschlagen hat. Die Kinder lassen sich nicht lange durch die gezwungenen Zerstreuungen täuschen, und verrathen bald durch tausend vom Zwecke abführende Scherze, daß sie das Recht haben, auf ihre Weise zu spielen. Da übrigens der Hauptzweck des Lernens ist, den Geist anzustrengen, und der Zweck der Zerstreuung, dem jungen Wesen neuen Schwung zu geben, so verliert man die Früchte von beiden, wenn man mit dem Lernen Zerstreuung, und mit dem Vergnügen Zwang verbindet.

Die Aufrichtigkeit, womit Frau von Stael ihre Kinder behandelte, war jedoch am merkwürdigsten zu der Zeit, wo sie ins Jugendalter traten. Sie gab freilich bei ihnen nicht unbescheiden Preis, was Andern, oder ihr selber wichtig war; aber sie zeigte sich ihnen stets natürlich und wahr, sie enthüllte ihre Gesinnung ohne Zurückhaltung, ohne sich selber zu schonen, und schrieb sich nie eine Eigenschaft oder ein Gefühl zu, das sie nicht hatte. So tadelte sie stets ihr Benehmen gegen ihre Mutter, sie sagte besonders ihrer Tochter, daß sie sich durch die Lebhaftigkeit ihrer Neigungen und Meinungen auf gefährliche Wege habe verleiten lassen, wo jeder andre Mensch der Gefahr hätte erliegen müssen, und daß unter andern ihre zu lebhafte Theilnahme an Staatsangelegenheiten

ihr einen Haß zugezogen habe, deſſen Wirkungen, ihrem Herzen ſchon ſo ſchmerzlich, auch furchtbar hätten werden können, wenn nicht ihr Talent, und vielleicht die glänzenden Dienſte, welche ſie geleiſtet, ihr eine Schutzwehr geworden wären. Sie hatte zu ſehr gelitten, als daß ſie ihre Tochter hätte vermögen wollen, in ihre Fußſtapfen zu treten. Sie hat ihr auch nie gerathen, nach Berühmtheit zu ſtreben, und ſo geiſtreich ſie ihre Tochter im geſelligen Umgange fand, hat ſie ſich doch angelegen ſeyn laſſen, dieſelbe von der Nachahmung abzuhalten, entweder weil ſie mit Recht glaubte, daß man in ihrer eigenen Weiſe nur unter ihr bleiben könne, oder weil ihre Weiſe bei Andern ihr nicht gefiel. Sie liebte die Nachbildungen nicht. „Der Wiederhall langweilt mich," ſagte ſie. „Ich habe genug von mir in mir, und man muß mir etwas Anderes zurück geben, als meine Stimme." *)

Für ihre Söhne hatte ſie ehrgeizigere Entwürfe, und dennoch wollte ſie vor dem Talent, nicht bloß die Sittlichkeit, ſondern ſelbſt die Geſchäftsfähigkeit entwickeln, in der Meinung, daß man, wenn man auf der Bahn des wirklichen Lebens glückliche Erfolge ſucht, ohne Nachtheil auf dem Wege zurückbleiben könne. Sie ließ ihren älteſten Sohn früh in Paris, im Mittelpunkte der Bewegung und der Intereſſen, leben, und leitete ihn durch ihre herrlichen Briefe. „Beobachte die Eindrücke," ſagte ſie zu ihm, „und lerne das Leben kennen; dieſes Studium iſt wohl ſo wichtig als jedes andre." **)

Durch ein Vertrauen und eine Aufrichtigkeit, die beide ſelten waren, durch eine mitten unter ſo vielfachen Beſchäftigungen außerordentliche Wachſamkeit, durch eine ununterbrochene Sorgfalt für die Sittlichkeit, das Glück und das ganze Daſeyn ihrer Kinder, gewann Frau von Stael die höchſte Verehrung derſelben, ungeachtet ſie der Begeiſterung, die ſie ihnen einflößte, von allen Seiten Gegengewichte gab. Ihre Kinder ſahen neben jener Einbildungskraft, neben jener lebhaften Empfänglichkeit, die

*) Les échos m'ennuient. J'ai assez de moi en moi, et je veux qu'on me renvoie autre chose que ma voix.

**) Observe les impressions et apprends la vie; cette étude-là en vaut bien une autre.

sie an ihr bewunderten, das reinste sittliche Gefühl, einen geläuterten, selbst eigensinnigen Geschmack im geselligen Umgange, und die auf Gründen ruhende, aber durch ihre Lebhaftigkeit fast an Aberglauben streifende Ueberzeugung, daß jedes Unglück aus einem Fehler hervor gehe. Sie fanden bei ihr besonders jene Religion des Herzens, welche mit dem Gedanken an ihren Vater verschmolz, und dadurch die Bande des Blutes im Kreise der Ihrigen fester zu knüpfen beitrug. An dem Jahrestage von ihres Vaters Tode schrieb sie ihrem Sohne: „Ich schreibe dir, lieber Sohn, an einem sehr traurigen Tage, den meine Abreise noch feierlicher macht. Ich dachte an dich vor dem Denkmahle, das du eher als ich wiedersehen und wo du beten wirst. An die heiligen Gedanken, deren Sinnbild es ist, hängt sich meine Seele in so schmerzlichen Augenblicken. Glaube mir, mein Sohn, nur sie allein geben uns Kraft im Leben."

Der Eindruck, den Frau von Stael auf ihre Kinder machte, erhellt am deutlichsten aus folgenden Bruchstücken eines Briefes, den ihre Tochter, die Herzogin von Broglie, an Frau Necker de Saussüre schrieb: „Unser Glück war in unsrer Kindheit von großer Wichtigkeit für meine Mutter, und sie nahm lebhaften Antheil an unsern Bekümmernissen in jener Zeit. Als ich zwölf Jahre alt war, unterhielt sie sich zuweilen mit mir, als ob ich von ihrem Alter gewesen wäre, und unbeschreiblich ist die Freude, die man fühlte, wenn man vertraulich eine halbe Stunde mit ihr zugebracht hatte. Man fühlte ein neues Leben, man war höher gestellt, und dieß gab Muth zu allem Lernen."

„Ihre Kinder haben sie stets leidenschaftlich geliebt. Schon in unserm fünften oder sechsten Jahre stritten wir uns, wer sie am meisten liebte, und wenn sie mit einem von uns unter vier Augen sprach, so fanden wir darin eine Belohnung, welche die lebhafteste Eifersucht erweckte. Das Herz und die Eigenliebe wurden erfreut, wenn man bei ihr war."

„Am Sonntage las sie stets mit uns die Reden meines Großvaters. Sie gab mir nie eine Hofmeisterin und ertheilte mir täglich Unterricht, selbst bei ihrem heftigsten Kummer. Die Entwickelung unseres Geistes war für sie ein so hoher Genuß, daß es für uns keine höhe-

re Belohnung gab, als der Anblick der Freude, die man ihr machte."

„Sie stellte sich so bald als möglich in das Verhältniß der Gleichheit mit ihren Kindern, und sagte ihnen nicht nur, daß sie ihrem Herzen Bedürfniß wären, sondern auch, daß sie ihr gewissermaßen Beistand leisten könnten. Unter den Bekümmernissen der Verbannungszeit verlangte sie oft den Rath ihrer Kinder. „Ich brauche deine Billigung," sagte sie einmal zu August. Sie sprach mit mir über meine Zukunft und über alle ihre Absichten in Beziehung auf mich, mit der größten Offenherzigkeit."

„Selbst wenn sie bei manchen Gelegenheiten bemerkt hätte, daß eines ihrer Kinder mehr Muth und Entschlossenheit als sie verrieth, selbst wenn sie Achtung gegen eine solche Gesinnung gezeigt hätte, so hörte man doch nie auf, sie zu verehren, und stets war die Ehrerbietung mit einer gewissen Furcht vermischt. Wie inniges Zutrauen sie auch zeigen mochte, sobald sie wieder die Erzieherin wurde, flößte sie Ehrfurcht ein."

„Sie trieb ihre Gewissensängstlichkeit in Beziehung auf uns sehr weit, und machte sich sogar unsre Fehler zum Vorwurfe. „Wenn Ihr Euch verginget," sagte sie, so würde ich nicht nur unglücklich seyn, sondern auch Gewissensbisse fühlen." Es zerriß uns das Herz, wenn sie ihren Tadel mit den Worten aussprach: „Das ist meine Schuld; ich konnte die Verbannung nicht ertragen, ich gab Euch nicht das Beispiel von Muth und Ergebung. Unbeschreiblich ist der Eindruck, den diese Verschmelzung von Würde und Vertrauen, von Rührung und Zurückhaltung in ihrem Benehmen gegen ihre Kinder hervorbrachte. Jene Worte, die sie mit verhaltenen Thränen aussprach, sind unauslöschlich in die Seelen ihrer Kinder gegraben, und der Gedanke an den Kummer, den sie ihr durch schlechtes Betragen verursacht haben würden, der Gedanke an die Vorwürfe, welche unsre Mutter sich selber gemacht hätte, ist einer der stärksten Antriebe, sie auf dem Wege des Guten zu halten."

„Niemand hatte so viel natürliche Würde, und gerade darum konnte sie sich erlauben, gegen ihre Kinder die innigste Vertraulichkeit zu zeigen und ihnen zuweilen selbst Mitleid mit ihrem Kummer einzuflößen, ohne daß jene aufgehört hätten, sie zu verehren. Nie gab es eine

Mutter, die so viel Zutrauen, und zugleich so viel Ehrfurcht erweckte."

Frau Necker fügt hier die Bemerkung hinzu, es sey für diejenigen, welche über Erziehung nachdenken, anziehend, die stetige Fortdauer von Gesinnungen in Familien zu beobachten. Man findet oft zwischen Aeltern und Kindern, bei ziemlich widerstreitenden Formen, eine große Aehnlichkeit des Innern. Das Streben nach Eigenthümlichkeit, der Anblick einiger Nachtheile, welche aus dieser oder jener Lebensweise hervorgehen, können äußere Gegensätze erzeugen, während doch die Gesinnungen sich unmerklich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen. So war Frau von Stael so feurig und leidenschaftlich, als auch ihre Mutter, ungeachtet ihrer tugendhaften Selbstbeherrschung, gewesen war, und ihre Tochter, die Herzogin von Broglie, hat von ihr jene hohe, offne, reine Seele geerbt, welche Frau von Stael bei allen Sonderbarkeiten ihrer Einbildungskraft stets zeigte.

Freundschaftliche Verhältnisse.

In Verbindungen dieser Art zeigt sich die Naturanlage am offensten. Die Pflichten sind hier minder strenge; Gleichheit wird hier immer vorausgesetzt, und da die Dauer des innigen Vertrauens keine andre Bürgschaft, als die Dauer des Gefühls hat, so fürchtet man hier Kaltsinn oder Bruch, und diese Besorgnisse setzen alle Springfedern des Herzens noch mehr in Thätigkeit. Hier mögen daher im wirklichen Leben jene entgegen gesetzten Eigenschaften betrachtet werden, welche die Geistesanlagen der Frau von Stael so merkwürdig machen, und man wird in dem Menschen die Eigenthümlichkeit der Schriftstellerin wiederfinden.

Frau von Stael mußte nach ihrer Gemüthsstimmung viele freundschaftliche Verbindungen knüpfen. Sie flößte fast beim ersten Anblicke Freundschaft ein, und war gerührt über den Eindruck, welchen sie machte. Alles war für sie ein Beweggrund zum Lieben: Tugenden, Geistesanlagen, Anmuth, Glück, das man ihr gewährte, Unglück, das man selber erduldete. Jede Bewunderung, wenn die Eigenschaften des Herzens nur den mindesten

Antheil daran hatten, wurde bei ihr ein zärtliches Gefühl; die Dankbarkeit wurde es gleichfalls, und der mindeste Reiz, der sie anzog, selbst das Wohlwollen, hatte bei ihr etwas Lebendiges und Beseeltes, das bei Andern, und durch Rückwirkung auch bei ihr das Gefühl aufregte. Da sie nun nie wankelmüthig wurde, nie Jemand vergaß, und man, nach zehnjähriger Trennung, wie sie selber sich ausdrückte, die abgebrochene Rede wieder anknüpfte, so mußte ihre Freundschaft unzählige Grade haben, aber in allen Graden dauernd seyn.

Man glaube jedoch nicht, daß es leicht gewesen sey, den höchsten Platz in ihrem Herzen zu erreichen. Man war auf den ersten Plätzen noch fester als auf den andern, und selten erhielt Jemand Zutritt ohne Verdienst. Die Schwankungen, die bei einer solchen Einbildungskraft unvermeidlich waren, drehten sich für jeden ihrer Freunde stets um einen gewissen Punkt, worauf ihr Herz immer zurückkam. „Es gibt neunzig unveränderliche Grade in allen meinen Freundschaften," sprach sie, „und nur zehn veränderliche."*)

Das Mitleid war bei ihr eine schmerzliche Regung, die ihr Inneres zerschnitt, und die sie nicht anders als durch Erleichterung der Unglücklichen lindern konnte. Ihre Güte hatte gewissermaßen etwas von göttlicher Eingebung. Der Gedanke an eine Freude, die sie machen wollte, verfolgte sie wie der Gedanke eines zu stillenden Schmerzes, und erst nach der wohlthätigen Handlung fand sie Ruhe. Das Wort Liebe ist nur ein schwacher Ausdruck für ihr Gefühl, und dennoch kann man es nicht anders bezeichnen, da das Unglück allein ihren stärksten Neigungen die großen Züge der Leidenschaft gab.

Hier wird der Kontrast vorzüglich auffallend. Sie entdeckte mit ungemeinem Scharfsinne die schwache Seite ihrer Freunde, die ihr doch so nothwendig und so theuer waren, und fühlte die Fehler derselben mit schmerzlicher Lebhaftigkeit. Selbst bei der hohen Begeisterung, welche die Schriftsteller, die ihr am meisten gefielen, ihr einflößten, schweifte sie nicht über die Gränze und bewunderte nicht unbedingt Alles. Ihre strenge Prüfung schon-

*) Il y a quatre-vingt-dix degrès invariables dans toutes mes affections, et il n'y en a que dix de mobiles.

te selbst nicht die Gegenstände ihrer Neigung, und ließ vielleicht Niemand, als allein ihren Vater, unangetastet; aber diejenigen Eigenschaften, welche solche strenge Probe bestanden, machten einen so mächtigen Eindruck auf ihr Herz, ergriffen so gewaltig ihre Einbildungskraft, daß sie ihr einzig und unschätzbar für ihr Glück erschienen, und eine beschränkte Bewunderung erregte in ihrem Herzen eine unbegränzte Zärtlichkeit.

Diese stete Würdigung, welcher jeder ihrer Freunde, und zwar täglich unterworfen wurde, diese stets in Gegenwart der Beobachteten angestellte Würdigung, ward ihnen zuweilen empfindlich und erweckte Zweifel gegen ihre Zuneigung. „Man muß sich bei Ihnen gefallen lassen, jeden Morgen von Neuem gerichtet zu werden!" sagte Frau Necker de Saussure zu ihr. „Was liegt daran," erwiederte Frau von Stael, „wenn ich jeden Abend mehr liebe?" „Ich würde auf's Blutgerüste gehen," sagte sie zu einer andern Zeit, „um die Freunde zu beurtheilen, die mich begleiten würden." *)

Jene Prüfung ging aber auch auf sie selbst. Sie war gewissermaßen neugierig auf ihre Eindrücke, und es war ihr willkommen, wenn man durch Bemerkungen, und selbst durch Vorwürfe, ihre Blicke auf ihr eigenes Herz lenkte. Sie erforschte sich unter allen Umständen, und nur darum hört man die Personen in ihren Romanen vielleicht zu oft sagen: „so ist meine Gesinnung, so meine Gemüthsart!" weil ihr selber diese Ausdrücke geläufig waren. Sie suchte ihre Neigungen und den besondern Hang ihrer Einbildungskraft zu ergründen, um bei ihren Urtheilen so viel als möglich jeden Einfluß derselben abzuhalten. Aus eben diesem Grunde war sie zuweilen mißtrauisch gegen sich selber bei ihren heftigsten Abneigungen, obgleich sie geneigt war, zu glauben, daß ein richtiges Gefühl sie leite und daß die Zukunft ihre Ahnungen rechtfertigen werde.

Man hörte sie oft sagen, sie habe zwar zuweilen bei ihrer Schätzung fremden Werthes sich Uebereilung vorgeworfen, aber bei genauerer Prüfung fast immer

*) Qu'importe, si j'aime davantage chaque soir. — J'irois à l'échafaud, que je jugerois les amis qui m'accompagneroient.

auf ihren ersten Gedanken zurück gekommen. „Ein Tag oder zehn Jahre," sagte sie, „mehr ist nicht nöthig, um die Menschen kennen zu lernen; die zwischenliegenden Augenblicke sind trüglich." *)

Frau von Stael hatte den hellesten Blick. Sie sah hell, immer hell; hell in Beziehung auf die allgemeinen Ansichten der Welt, hell auf die Empfindungen und Beweggründe jedes Einzelnen, hell in dem Herzen ihrer Freunde und Angehörigen. Ihre Täuschungen, wovon sie sich etwa zuweilen verführen ließ, betrafen nur die Zukunft, aber nicht, als ob sie nicht auch zuweilen die Zukunft errathen hätte, wenn sie daran dachte, sondern weil sie sich wenig damit zu beschäftigen pflegte. So wie mitten im Feuer des lebhaftesten Gespräches ihr beobachtender Geist nicht ruhte; so wie sie ein mißbilligendes Lächeln, oder eine Regung verwundeter Eigenliebe, oder einen bereiten Einwurf auf einem Gesichte, selbst im entferntesten Winkel des Zimmers entdeckte; eben so wußte sie bei allen Handlungen, mochten ihre Neigungen oder ihre Meinungen die Triebfedern derselben seyn, vollkommen, ob sie ihr Schicksal dadurch in Gefahr setzte, oder nicht. Sie ging einem Ziele, das ihr freier Wille gewählt, oder das Unglück ihr vorgesetzt hatte, entgegen, ohne ein einziges Hinderniß, eine einzige Gefahr, zu verkennen, die sie auf dem Wege finden mußte. Ihr Leben war ein hochpoetisches Drama; ein Trauerspiel, worin alle Rollen kräftig aufgefaßt und sorgfältig entwickelt waren. Weisheit und Klugheit wurden vollkommen dargestellt, und Niemand vermißte etwas bei der Schönheit und Kraft, womit sie ihre Ansichten darlegte, aber ein vorherrschendes Gefühl spielte oft die Schicksalsrolle der Alten darin, und zog die Waage herab.

Frau von Stael war sehr unwandelbar in ihrer Zuneigung; nie hat sie mit Jemanden brechen, nie aufhören können zu lieben. Die Neigung, die sie Einmal gefaßt hatte, war eine Krankheit ihres Herzens, wovon selbst erlittenes Unrecht sie nicht leicht heilte. Sie fühlte solches Unrecht auf das Lebhafteste, aber sie wünschte nur, von einer solchen Erinnerung erleichtert zu werden. Viel-

*) Un jour ou dix ans, voilà ce qu'il faut pour connoître les hommes; les intermédiaires sont trompeurs.

leicht sagte ihr die innere Stimme, daß sie keine völlige Sicherheit mehr habe, und daß ähnliche Gelegenheiten zu ähnlichen Fehlern verleiten würden, aber sie verzieh darum nicht weniger, weil sie liebte. Sie war nachsichtig sowohl aus angebornem Hange, als im Gefühle ihrer Ueberlegenheit. Sie sah Alles von einem höhern Standpunkte, und nach dem ersten, oft schmerzlichen, Augenblicke erstaunte sie über keine Unvollkommenheit. Zu ihrer Kenntniß der Menschennatur, zu ihrem innigen Mitleide mit derselben, gesellte sich die Gewalt, womit die Züge, die Bewegungen, die Stimme ihrer Freunde auf sie wirkten. „Sie sind's ja!" war ihre Entschuldigung, und sie gefielen ihr noch, sie erschienen gerechtfertigt. Eine gewisse Rührung über die Schwäche derselben, über jenen geringhaltigen Zusatz, der auf dieser Welt mit aller Trefflichkeit, mit aller Größe verbunden ist, bemächtigte sich ihres Herzens, und sie wälzte auf die ganze Menschheit und auf sich selber die Schuld der Fehler ihrer Freunde.

Man kann den Beweis von allem hier Gesagten in der Delphine finden. In dem Augenblicke, wo Delphine erfährt, daß ihr alle Hoffnung, Leonce's Gattin zu werden, durch die Treulosigkeit der Frau von Vernon geraubt worden ist, erregt die Verrätherei der Freundschaft ihr den wüthendsten Schmerz. Ihr Zorn bricht in heftige Vorwürfe aus. Frau von Vernon aber nimmt sich nicht mehr die Mühe, sich zu rechtfertigen, als sie sich entlarvt sieht; sie verschmäht jeden Versuch, noch zu gefallen, und zeigt sich bei ihren trockenen Antworten in einem neuen, höchst unangenehmen Lichte. Diese Veränderung erfüllt Delphinen mit einer Art von Entsetzen; sie fühlt zum ersten Male, daß sie ihre Freundin gänzlich verloren hat; der Gedanke, daß sie dieselbe nie wiedersehen wird wie einst, beschäftigt sie ausschließend, und von nun an sind die Rollen gewechselt. Delphine wird eine Flehende, und will durch ihre Bewegung wenigstens eine Regung von Mitleid in der einst so innig geliebten Frau erwecken. Gerade so war auch Frau von Stael; sie hätte in dem Herzen eines Freundes selbst die Erinnerung an sein Unrecht gegen sie vertilgen mögen, besorgt, der innere Vorwurf möge ihm seine Unbefangenheit rauben, ihm im freien Ergusse seiner Empfin-

dungen Zwang auflegen, und sein Glück, seinen Zauber stören.

Menschen, die ihr gleichgültig waren, verzieh sie Beleidigungen, ohne daran zu denken, und ohne daß es ihr eine großmüthige Aufopferung gekostet hätte. Sie sah in ihnen Nichts als Dinge, die blindlings dem Gesetze des eigenen Vortheils gehorchen. Die Undankbarkeit solcher Menschen hatte keinen nachtheiligen Einfluß auf ihr Glück, da sie es für zu unsinnig hielt, dieses Glück von denjenigen stören zu lassen, die es nicht befördern können. „Wie könnte man," sagt sie, „gegen Andere unwillig werden, als gegen diejenigen, die man liebt!" *)

So lange ihre Achtung gegen ihre Freunde nicht von Grund aus gestört war, konnte Frau von Stael alle Vergehungen ihrer Freunde ertragen; unerträglich aber war ihr die Besorgniß, sie nicht wiederzusehen, der Gedanke einer ewigen Trennung. Dieß war das Schreckbild, das sie verfolgte, dieß das Ungeheuer, dessen wechselnde Gestalten ihr stets neues Entsetzen einflößten; und als während ihrer Verbannung in Coppet auch ihre Umgebungen Gegenstände der Verfolgung zu werden anfingen, als es einsam und öde um sie zu werden schien, waren ihre Leiden dieser Art furchtbar. Alle Kräfte ihrer Seele verschworen sich, sie zu martern, und ihre, für jede nützliche Arbeit erstorbenen Geistesanlagen übten grausam gegen sie selber ihre Kraft. Auch in diesen schmerzlichen Augenblicken aber zeigte sie sich zuweilen sehr glänzend in der Unterhaltung. Frau Necker de Saussure war Anfangs fast erstaunt über diese Erscheinung, erkannte aber bei aufmerksamerer Prüfung den Seelenzustand ihrer Freundin. „Ich habe eine Sonate gespielt," sagte Frau von Stael. „Ich bin eine geübte Tonkünstlerin, die schwere Stellen spielt, ohne daran zu denken. Ich rede, ohne daß ich Antheil daran nehme, und habe keinen Augenblick aufgehört zu leiden." **)

---

*) Comment se fâcher contre d'autres que ceux qu'on aime!

**) C'est une Sonate que j'ai exécutée; je suis un musicien exercé qui joue la difficulté sans y songer. Je parle sans que je m'en mêle, et je n'ai pas un instant cessé de souffrir.

Von allen Trennungen aber war ihr keine so schmerzlich, als diejenige, welche die Folge einer zerrissenen Verbindung ist. Die Eigenliebe hatte so wenig Antheil an den Zuneigungen ihres Herzens, daß sie ihre alten Freunde lieber kaltsinnig und verwandelt sehen, als gar nicht wiedersehen wollte. Die Unmöglichkeit, worin sie sich fühlte, irgend ein Band zu zerreißen, gab, wie sie sagte, denjenigen, die ihr theuer waren, eine Art von Ueberlegenheit über sie. Die Gleichheit war, ihrer Meinung nach, gestört; man konnte ihr mit einem Bruche drohen, womit sie nie drohte, und auf diese Weise eine grausame Gewalt über sie auszuüben suchen. Ihre wahren Freunde waren ihr buchstäblich nothwendig, und waren es in höherm Grade, als sie selber glauben mochten. Sie sahen Frau von Stael stets mitten in einem zahlreichen Kreise, ihren Geist stets Funken sprühen, stets mit tausend verschiedenen Gegenständen sich beschäftigen, und glaubten, oder schienen zu glauben, daß sie sich unbemerkt zurückziehen könnten; aber es war nicht so, und aller Antheil, wovon sie dem Anscheine nach so lebhaft durchdrungen war, würde mit dem Glücke der Freundschaft verschwunden seyn. „Nie" — sagte sie oft mit Unrecht, aber mit einer innigen, schmerzlichen Ueberzeugung — „nie hat man mich so geliebt, wie ich liebe." *)

Unter vier Augen war ihre Unterhaltung einzig. Niemand hat sie wahrhaft gekannt, wer nicht in vertrauter Verbindung mit ihr lebte. Die schönsten Stellen in ihren Schriften, ihre beredtesten Aeußerungen im geselligen Kreise, hatten bei Weitem nicht so viel hinreißende Kraft, als Alles, was sie sagte, wenn sie nicht genöthigt war, sich nach der Stimmung verhandener Zuhörer zu richten, sondern auf ein einzelnes Instrument wirkte, das sie selber gestimmt hatte. Dann entfaltete ihr großer Geist seine Schwingen und nahm seinen freien Flug; dann sah sie sich nicht vor, und mehr Zeugin als Meisterin ihrer Begeisterung, übte sie einen unbegreiflichen Einfluß aus, den auch sie selber zu erleiden schien, einen Einfluß, für welchen, mochte er wohlthätig oder nachtheilig seyn, sie nicht verantwortlich war. Bald, wenn eine Anwandlung bitterer, beißender Laune sie beseelte, verdörrte sie durch einen Todeshauch alle Blüthen

*) Jamais je n'ai été aimée comme j'aime.

des Lebens, und das Herz in seinen Tiefen zerfleischend, zerstörte sie die Täuschungen der Gefühle und den Zauber der theuersten Verbindungen; bald überließ sie sich einer wunderbar eigenthümlichen Fröhlichkeit und zeigte die aufrichtige Anmuth und das Vertrauen eines unbefangenen Kindes, das sich von allen Dingen täuschen läßt; bald aber schwang sie sich höher, und gab sich der erhabenen Schwermuth des frommsinnigen Geistes hin, der in die Nichtigkeit des Erdenlebens dringt.

An der Seite ihrer unglücklichen Freunde aber zeigte sie das höchste Vermögen ihrer Seele. Hingerissen von einem lebhaften, tiefen Gefühle, schien sie Himmel und Erde zu durchfliegen, um Trost für die Leidenden zu finden. Nichts war sinnreicher, Nichts gütiger, als dasjenige, was sie ersann, um sie zu zerstreuen, um auf einen Augenblick die finstern Wolken der Traurigkeit zu erhellen; sie schien über die Zukunft zu walten, und ausdrücklich eine für die Leidenden zu schaffen, worin ihr freundschaftlicher Eifer für Alles Ersatz gab. Die Leiden der Einbildungskraft, die sie immer so wahr auffaßte, wurden durch Mittel gelindert, die so sonderbar als sie selber waren. Mit welcher Begierde sie zuhörte! Eine lebhafte Neugier, die Empfindungen aufrichtiger Menschen zu erfahren, verschmolz so auffallend mit ihrem zärtlichen Mitleid, daß man nie fürchten durfte, sie zu ermüden, wenn man ihr Leiden anvertraute. Man vergaß sie und sich; die Seelen verschmolzen, und sie hob auf eine Höhe, wo man über einer so weiten Unermeßlichkeit schwebte, daß Glück, Unglück, Vergangenheit, Gegenwart, das Schicksal Aller und das unsrige verschwanden. Ein feierliches Gefühl war an die Stelle aller andern getreten, und man glaubte das ehrwürdigste Schauspiel zu sehen, wo die Gottheit das Werk der Wiedergeburt der Schöpfung, durch das schreckliche aber heilsame Mittel des Schmerzes vollbringt. —

Um zu zeigen, wie Frau von Stael fremde Schmerzen fühlte, wie sie war, selbst zu einer Zeit, wo sie schon die Lebhaftigkeit der Jugend verloren hatte, führt Frau Necker einen Zug an, der sie selber betraf. Im Jahre 1816, sagt sie, als meine Seele noch durch den Verlust einer lieben Tochter zerrissen war, lebte ich in Nizza mit einer andern, gleichfalls sehr kranken Tochter. Es trat eine heftige Krisis ein, und während dieser entscheiden-

den Stunden waren meine Gefühle so schmerzlich, daß ich die Meinigen durch meine Briefe nicht erschrecken wollte, und Niemanden als Frau von Stael allein wagte ich mein Herz zu öffnen. Sie antwortete mir nicht über diesen Gegenstand, und da unser gewöhnlicher Briefwechsel fortgesetzt wurde, glaubte ich, jener Brief sey verloren gegangen, und es bekümmerte mich nicht, weil ich fürchtete, daß die Antwort, auch als ich schon beruhigt war, meine Bewegung erneuern würde. Einige Monate nachher wurde ich in diesem Gedanken völlig bestätigt. Wir hatten uns schon oft gesehen, ohne daß Frau von Stael meines Briefes erwähnt hatte, als sie eines Tages in Coppet mitten im Gespräche inne hielt. Ich sah sie an, und als sie blaß und unruhig war, fragte ich sie erschrocken, was ihr fehle. Sie zögerte so lange, daß ich sie nicht begriff. „Ihr Brief!" — rief sie endlich." „Kein Wort mehr davon, nie ein Wort davon!" Mit diesen Worten ging sie laut weinend aus dem Zimmer.

Nicht mit Stillschweigen darf, selbst in einer Uebersicht, die sich nicht als eine vollständige Lebensgeschichte der Frau von Stael ankündigt, ein so wichtiges Ereigniß, als ihre zweite Vermählung war, übergangen werden, und ein Umstand, der Erstaunen erregen mußte, fodert eine ausführlichere Erwähnung.

Ein junger Mann von guter Herkunft erregte lebhaften Antheil durch Alles, was man von seiner glänzenden Tapferkeit erzählte, und durch den Kontrast seines Alters mit seinem wankenden Gange, seiner Blässe, und der Schwachheit, worin er sich befand. Wunden, die er in Spanien erhalten, und deren Folgen ihm späterhin verderblich wurden, hatten ihn an die Pforten des Todes gebracht, und er war kränklich und leidend geblieben. Ein paar theilnehmende Worte, die Frau von Stael zu dem Unglücklichen sprach, hatten eine wundersame Wirkung. Es war etwas Himmlisches in ihrer Sprache. Frau von Tessé sagte: „Wenn ich Königin wäre, würde ich Frau von Stael befehlen, stets mit mir zu sprechen." Diese hinreißenden Töne gaben dem jungen Manne neues Leben; sein Kopf und sein Herz entbrannten; seine Wünsche kannten keine Gränzen, und er faßte sogleich die kühnsten Entwürfe. Ich werde sie so sehr lieben, sprach er früh zu einem seiner Freunde, daß sie mich am Ende heirathen soll. Ein sonderbares Wort,

das allerdings verschiedene Beweggründe eingeben konnten; aber die Begeisterung und unwandelbare Ergebenheit, die der junge Mann zeigte, nöthigten zu einer günstigen Deutung.

Die Umstände begünstigten diese hohen Ansprüche. Frau von Stael war höchst unglücklich und des Leidens müde; ihre mit hoher Schnellkraft begabte Seele strebte wieder empor und wollte nur Etwas haben, woran ihre Hoffnung sich aufrichten könnte. Als nun in dem Augenblicke, wo ihre Gefangenschaft immer enger wurde, und finstre Wolken von allen Seiten her sich über ihrem Haupte zusammenzogen, ein neuer Tag ihr zu leuchten begann, erstand das Glück in ihrem Herzen, wie aus seiner Asche, und der Traum ihres ganzen Lebens, Liebe in der Ehe, schien noch verwirklicht werden zu können. Man weiß, was eine solche Verbindung in ihren Augen war. Jene scherzenden Worte, die man oft wiederholt hat: „Ich werde meine Tochter zwingen, nach Neigung zu heirathen!" hatten eine ernstliche Bedeutung. Der Gedanke, selber eine Verbindung der Art zu knüpfen, war ihr nie ganz fremd gewesen. Wenn sie von der Zuflucht sprach, die sie einst in England zu finden hoffte, sagte sie zuweilen: „Zärtlichkeit, Glück und eine Stütze sind mir Bedürfniß, und wenn ich dort einen edlen Charakter finde, werde ich meine Freiheit opfern." Der edle Charakter fand sich plötzlich in ihrer Nähe. Sie hätte freilich eine Wahl treffen können, wo alle Verhältnisse gleicher gewesen wären; aber es ist ja eben der Nachtheil der Heirathen aus Neigung, daß man nicht wählt.

Die Verbindung machte sie aber allerdings glücklich. Sie hatte die hohe Seele des Herrn Rocca richtig beurtheilt, und fand bei ihm eine unbegränzte Zärtlichkeit, eine beharrliche Bewunderung ihrer Vorzüge, ritterliche Gesinnungen, und was ihr stets gefiel, eine von Natur dichterische Sprache, Einbildungskraft, selbst Talent, das er durch einige Schriften bewiesen hat, die Kunst des anmuthigen Scherzes, einen gewissen, kunstlos und überraschend sich äußernden Geist, der den ihrigen weckte, und Mannichfaltigkeit ins Leben brachte. Dazu gesellte sich innige Theilnahme an seinen Leiden und stets wiederkehrende Besorgnisse, welche ihre Bewegung wach erhielten und ihre Gedanken fesselten.

Sie würde freilich beſſer gethan haben, ihre Verbindung zu erklären; aber eine Schüchternheit, wovon der Muth, welcher ihr eigen war, ſie nicht befreite, und die Anhänglichkeit an einen Namen, den ſie berühmt gemacht hatte, hielten ſie zurück, und ſie bot hinterher ihren ganzen Geiſt auf, um den Schwierigkeiten ihrer Lage auszuweichen. Aber wäre es nicht beſſer geweſen, ſich nicht in dieſe Lage zu ſetzen? Muß es geſagt werden, daß Frau von Stael nicht in jeder Beziehung ein Beiſpiel geben kann? Sie ſelber würde es gern geſtanden haben; ſie hat es ihren Kindern geſagt, und deutet es auch in ihren Schriften an, ſo viel ihre ſtolze Seele, der das Bewußtſein ihrer Größe inwohnte, es ihr erlaubte. Sie war eine außerordentliche Erſcheinung auf Erden. Man vergißt bei ihr die Bedingungen, woran unſre Natur gebunden iſt, man vergißt, daß die geſellſchaftlichen Verhältniſſe nur mittelmäßige Fähigkeiten vorausſetzen, und daher ungemeine Geiſtesgaben mit den Einrichtungen des Lebens im Mißklang ſtehen. Noch außerordentlicher als Frau von Stael ſelber würde es geweſen ſeyn, wäre nur ihr hoher Geiſt allein das Ungemeine in ihrer Natur geweſen, und hätte ein ſo reges inneres Leben, die Quelle ihres Talents, ſich nur in ihrem Talente offenbaret.

Die glückliche Unvorſichtigkeit ihrer Sinnesart war ihr ſehr wohlthätig während der Dauer jener Verbindung. Als ſie ſich eine Zeitlang den ſchmerzlichſten Beſorgniſſen über Rocca's Geſundheitszuſtand hingegeben hatte, überredete ſie ſich ſchnell, daß ſein Leben nicht in Gefahr ſchwebe, und ſeine Leiden nur zufällig ſeien. Es blieb von ihrer Unruhe Nichts zurück, als eine ſtete, und bei einer ſo lebhaften Frau merkwürdige Aufmerkſamkeit auf Alles, was zu ſeiner Erhaltung erfoderlich war. Sie bot alle ihre Geiſteskräfte auf, ihm nützlich zu werden. Aber wer vermöchte zu ſchildern, was ſie in den Entſcheidungsaugenblicken ſeiner Krankheit gelitten! In Piſa, wo er dem Tode nahe war, verglich ſie ſich ſelbſt mit dem Marſchall Ney, der zu jener Zeit jeden Augenblick ſeinem Urtheil entgegen ſah. Die Geiſtesgaben, die ihr zugetheilt waren, ſchützten ſie nicht gegen Schmerz, aber jeder Schmerz gab ihrem Geiſte höhere Kraft, und ſo ſagte ſie ſpäterhin, ſie werde ein Buch ſchreiben unter

den Titel: Ein einziges Unglück im Leben, der Verlust eines geliebten Gegenstandes.

Dieß war das Unglück des jungen bedauernswürdigen Rocca. Dieses bedrohte Leben, dieses schwache Rohr, das auf einen Augenblick einem, dem Anscheine nach so kräftigen Leben zur Stütze gedient hatte, war doch weniger zerbrechlich als sie selber. Nicht lange aber überlebte er sie. Schmerz und Gleichgiltigkeit gegen sein Leben schnitten bald den kurzen Faden seines Daseyns ab. Er starb unter dem schönen Himmel des südlichen Frankreichs, wo er in seines Bruders Armen die letzten Seufzer aushauchte.

Geselliger Umgang.

Im Kreise ihrer gewöhnlichen Gesellschaft war Frau von Stael bezaubernd. Sie war so einfach in ihrem Benehmen, ja so scheinbar unbekümmert, daß es Jedem wohl in ihrer Nähe war, und Niemand Zwang fühlte. Große gesellschaftliche Kreise, förmliche Abhandlungen, vorbereitete Geistesausstellungen, gefielen ihr nicht; sie liebte überall das Unerwartete zu sehr, als daß sie nicht gern dem Zufalle viel überlassen hätte. Lebendige, leichte Bewegung herrschte um sie her. Immer beobachtend, schien sie doch nie zu prüfen, und da sie ihre Aufmerksamkeit mehr auf den Gegenstand der Unterhaltung, als auf die Art, wie jeder Antheil daran nahm, zu richten schien, so glaubte man nicht vor einem Richter zu stehen. Ihre Ueberlegenheit drückte daher Niemand, sie wollte, daß man sie unterhalte, nicht aber eine Prüfung vor ihr bestehe.

Anmuth war in allen ihren Bewegungen. Ihre Gesichtszüge waren zwar nicht ganz befriedigend für das Auge, aber sie zogen gleich Anfangs den Blick an, und hielten ihn fest, weil sie den seltenen Vorzug hatten, die Seele abzuspiegeln, und es erglänzte plötzlich darin eine Art von geistiger Schönheit. Der Wechsel ihrer Gedanken drückte sich um so treuer auf ihrem Gesichte aus, da, mit Ausnahme der herrlichen Augen, kein hervorspringender Zug dem Gesichte einen vorbestimmten Charakter gab. Man sah hier Nichts von jenem stehenden Ausdruck, der endlich unbedeutsam wird, und eine vor-

waltende Gemüthsregung schuf gleichsam auf der Stelle ihre Gesichtszüge. Im Zustande der Ruhe würden ihre Augenlider vielleicht ein wenig schwerfällig gewesen seyn, aber plötzlich erleuchtete der hohe Geist ihr Auge; ein edles Feuer entzündete ihren Blick und verkündete, wie der Blitz, den Donner ihrer Rede.

Es war weder in ihren Geberden, noch in ihren Zügen jene unruhige Beweglichkeit zu sehen, die ein so trügliches Bild von Geist ist. Eine Art von Trägheit war vielmehr in ihrem Aeußern sichtbar; aber ihr etwas starker Wuchs, ihre Stellungen, die in scharfen wohlgezeichneten Umrissen erschienen, gaben ihrer Rede eine große Kraft und besondere Festigkeit. Es war etwas Dramatisches in ihrem Wesen, und selbst ihr Anzug, zwar von aller Uebertreibung frei, doch eher malerisch, als üblich.

Frau von Stael trat mit ernstem feierlichen Gange in eine Gesellschaft. Bei einiger Schüchternheit, die ihr eigen war, mußte sie ernstlich ihre Kräfte sammeln, wenn sie öffentlich erscheinen sollte. In dieser Anwandlung von Verlegenheit konnte sie Anfangs Nichts unterscheiden, und erst, wenn sie nach und nach die Anwesenden erkannte, schien ihr Gesicht sich zu erleuchten. Alle Namen waren, wie man leicht sah, bei ihr in wohlwollendem Andenken, und bald zeigte sie durch jene freundlichen Worte, womit sie so freigebig war, daß sie sich der ausgezeichnetsten Handlungen und Eigenschaften jedes Einzelnen erinnerte. Ihre Lobsprüche kamen aus dem Herzen, und gingen zum Herzen, weil sie aufrichtig waren. Sie lobte, ohne zu schmeicheln; denn die Höflichkeit war, wie sie sagte, Nichts als die Kunst, zu wählen aus demjenigen, was man denkt.*) Ein scharfes Auge würde vielleicht in jedem Lobe die Gränze bemerkt haben, aber sie wünschte so aufrichtig, sich Andere zu verbinden, daß man nicht über ihre Ausdrücke mit ihr hadern mochte, und ihre Herzlichkeit befahl der Eigenliebe Stillschweigen.

Fast immer brachte Frau von Stael, wie sehr auch ihr Inneres leiden mochte, in die Gesellschaft jene Freiheit des Geistes, die allein den Genuß geselliger Unter-

*) La politesse n'est que l'art de choisir dans ce qu'on pense.

haltung möglich macht. Sie hing nicht hartnäckig an irgend einer vorgefaßten Meinung, was auch eine Ursache der Lebhaftigkeit und Klarheit ihrer Ansichten war. Die Regungen ihres Innern waren treue Abdrücke der Außendinge. Die Bilder der Außenwelt zeichneten sich in ihr, wie auf einer sehr glatten Leinwand ab, und der leichte Anstrich von Schwermuth, den der Grund hatte, hob ihre Farben. Jeder Gegenstand machte daher seinen vollen Eindruck auf sie, und der gesellige Umgang gab ihr eine wahre und unfehlbare Erleichterung.

Diese Erleichterung war ihr nothwendig. Der Erhaltungstrieb ihres Talents schützte sie vor Erstarrung. Ihr Gesundheitszustand, schwächer als man glaubte, foderte vielleicht den Reiz der Zerstreuung, denn der Gedanke an das Stillstehen des Daseins erregte ihr eine Art von Entsetzen. In ihrer Jugend war ihr die Einsamkeit unerträglich, und die schwermüthigen Regungen, die sie in ihren Werken so schön schildert, hatten für sie eine furchtbare Wahrheit. Erst in ihrer spätern Lebenszeit, als sie die von ihrer Einbildungskraft geschaffenen Ungeheuer entfernt zu halten wußte, konnte sie nach ihrem Ausdrucke, mit der Natur in Gesellschaft leben.

Die Langeweile, die unter Menschen, oder anderswo, eine Einsamkeit ist, wo man nicht einmal sich selber besitzt, war ihr höchst furchtbar. Es genügte ihr nicht, daß man geistreich war, man mußte auch lebendig seyn, und vielleicht machten geistreiche Menschen, die sich keine Mühe gaben, zur gesellschaftlichen Unterhaltung beizutragen, sie ein wenig unmuthiger, als mittelmäßige Köpfe. Es war ihr unausstehlich, ohne Antheil reden zu hören. „Wie kann man mir ansinnen, daß ich ihm zuhören soll," sagte sie, „wenn er sich nicht die Ehre anthut, sich selber zuzuhören?" *) Nachsichtiger war sie gegen gewisse Fehler des Charakters, als gegen einen verdorbenen, abgestumpften Geist, und einst sagte sie von einem selbstsüchtigen, ränkevollen Menschen: „Er spricht nur von sich selber, aber das macht mir keine Langeweile, weil ich wenig-

*) Comment veut-on que je l'écoute, quand il ne se fait pas l'honneur de s'écouter lui-même?

ſtens gewiß weiß, daß er an Allem, was er ſagt, Antheil nimmt." *)

Offene Fröhlichkeit war ihr immer willkommen, und hatte dieſe Fröhlichkeit nur Anſtand und Geſchmack — eine unumgängliche Bedingung bei Frau von Stael — ſo wollte ſie nie darüber rechten. Mit dem Gefühle, das diejenigen ihr einflößten, die ihr Unterhaltung gaben, war Rührung und lebhafte Dankbarkeit verſchmolzen. Ein witziges Wort, eine luſtige Geſchichte, waren für ſie kleine Wohlthaten, wovon ſie aus vollem Herzen ſprach, und jedem neuen Gaſte mußten die Züge wieder erzählt werden, die ſie beluſtigt hatten. Das Erweckende, das Eigenthümliche, die Regung der Einbildungskraft war es, was ihr vor Allem gefiel, was ihrem Geiſte Schwung und ihrem Genie Flügel gab. Die Mittelmäßigkeit, die nur Redensarten drechſelt, die lebendigen Vorrathskammern entlehnter Gedanken, die Meiſterwerke der Schlendrianserziehung, waren Nichts für ſie, und was ſie in ihrem Bücherſaale finden konnte, war ihr nicht unentbehrlich im Umgange. Sie verlangte nicht, daß Alle Alles vereinigen ſollten, und eine einzige ausgezeichnete Eigenſchaft galt ihr mehr, als ein Vorrath von mittelmäßigen, und da ſie in ſich ſelber die Ergänzung von demjenigen fand, was jedem mangelte, ſo verlangte ſie von Andern Nichts als gewiſſe vorſpringende Gedanken, die ſie mit ihren eigenen zu einem Ganzen verbinden konnte. „Man muß meiner Tochter das erſte Wort geben," ſagte Frau Necker, und vielleicht nicht mit Unrecht, aber für jeden Andern würde dieſes erſte Wort Nichts, oder etwas Ungereimtes geweſen ſeyn. Es war der Korb bei dem Akanthusblatte, der zur Erfindung des korinthiſchen Kapitäls Anlaß gab, es war die von der Feuchtigkeit ungleich geſchwärzte Mauer, die einem großen Maler Gegenſtände zu Gemälden darbot.

Aus dieſem Grunde bezauberten einige ausländiſche Schriftſteller ſie ſo ſehr. Lord Byron beſonders hatte unſchätzbaren Werth in ihren Augen. Er ſetzte ihre ganze Einbildungskraft in Bewegung, und die Gedanken dieſes Dichters wurden bei ihr die Keime zu neuen Schöpfungen. „Geſtehen Sie nur," ſagte Frau Necker de Sauſſure,

*) Il ne parle que de lui; mais cela ne m'ennuie pas, parce qu'au moins je suis sûre qu'il s'intéresse à ce qu'il dit.

„Ihr Richard Löwenherz wird ein Lara werden." — „Vielleicht," antwortete Frau von Stael lächelnd, „aber ich stehe Ihnen dafür, Niemand in der Welt soll's gewahr werden." Sie hat in der That auch nie nachgeahmt; aber unmerkliche Keime entwickelten sich in ihr zu eigenen Gestalten, und während sie sich immer durch fremden Geist bereicherte, hat sie doch stets nur ihren Geist gezeigt.

Selbst in rein geistiger Beziehung muß man ihre Neigungen von ihrer Achtung wohl unterscheiden. Den Werth richtiger Verhältnisse hat Niemand besser als Frau von Stael erkannt; Niemand in ernsten Dingen mehr Gewicht gelegt auf den ruhigen Verstand, der aus dem Gleichgewichte der Geisteskräfte entsteht. Hätte sie eine Schätzung machen müssen, so würde sie dem gründlichsten Geiste den höchsten Rang eingeräumt haben. Niemand hätte Ursache gehabt, sich über seine Nummer zu beklagen, aber nicht immer war die höchste Zahl ihr die nothwendigste.

Abgeschmacktheit ward sie freilich auf die Länge überdrüssig, und die Ungereimtheit ermüdete sie bald. Immer suchte und oft fand sie den Punkt, wo Einbildungskraft und gesunder Verstand freundlich zusammentreffen. „Die Thorheit kann poetisch seyn," sagte sie einst, „aber die Unvernunft ist es nicht." *)

Die Unvorsichtigkeiten im Reden, die Frau von Stael begangen haben kann, entstanden weit häufiger daher, daß sie sich langweilte, als daß sie sich hinreißen ließ. Zuweilen, wenn Nichts dem trägen Gange der Unterhaltung abhelfen zu können schien, brachte sie wohl die Gesellschaft in Aufstand, brach das Eis durch einen Gedankenblitz und machte die ernsthaften Gesichter bestürzt. In solchen Augenblicken konnte sie wohl auf kurze Zeit das Maß überschreiten, aber je belebter sie wurde, desto sicherer und fester ward ihr Schritt. War sie einmal im Gange, so gab es keine falsche Bewegung mehr. Mit Zuversicht auf ihre Kraft, begab sie sich mitten in die Gefahr, berührte im Vorbeigehen die schwierigsten Fragen, die kitzlichsten Punkte, und machte ihre Freunde für

*) La folie peut être poétique mais la déraison ne l'est pas.

ſie und die Gleichgiltigen für ſich ſelbſt beſorgt. Man wußte nicht, gegen wen das Feuer dieſer fliegenden Artillerie gerichtet ſeyn ſollte; man hörte die Kugeln um ſich pfeifen, und der Schrecken ging von Einem zu dem Andern; bald aber ward Jeder wieder beruhigt, denn die gewünſchte Einſchränkung und Ausnahme erſchien zur rechten Zeit; ein Lobſpruch erhob plötzlich denjenigen, der ſich für einen Angegriffenen hielt, und ſiegreich ging ſie aus den Schwierigkeiten hervor, die ſie um ſich her gehäuft hatte. Man fürchtete zugleich, während man ſich über ſie freute, wie bei dem Vergnügen, womit man einem Seiltänzer zuſieht.

Am glänzendſten aber erſchien ſie beim Streite. Ihre ungeſtümſte Heftigkeit war nie mit Erbitterung oder Verachtung gepaart. Keine Anmaßung, kein Spott, kein höhnender Ausfall konnte ihr vorgeworfen werden, und es war für ihren Gegner etwas Schmeichelndes ſelbſt in den Kräften, welche ſie gegen ihn aufzubieten für nöthig achtete. Entfuhr dieſem ein unpaſſender Ausdruck, ſo verwies ſie es ihm lebhaft, aber bald war ihm vergeben und ſie ging weiter. Sie ſah es gern, daß man alle Kräfte gegen ſie benutzte, und je fruchtbarer man ſich an Hülfsmitteln zeigte, deſto offenbarer ward allerdings ihre Ueberlegenheit. Sie hatte den ganzen Geiſt ihres Gegners und etwas darüber. War die Frage erſchöpft und wollte der Streit ſich in die Länge ſchleppen, ſo ſammelte ſie ihre ſiegreichſten Gründe, und ſtimmte gleichſam ein ſchmetterndes Finale an, wogegen kein Wort mehr vergönnt wurde. Die Entſcheidung war ſtets billig; ſie hatte den Beſiegten freigebig bedacht, und blieb zuletzt bei dem Punkte ſtehen, worin ſich alle Meinungen begegneten.

Dieſer Geſchmack an belebten Unterhaltungen erſtreckte ſich ſelbſt auf die Streitigkeiten, woran ſie nicht ſelber Antheil nahm. Man beluſtigte ſie, wenn man allerlei ſonderbare Meinungen mit Lebhaftigkeit verfocht, und Jeder machte ſich gern dieſes Vergnügen. Man ſchlug ſich aufs Aeußerſte in ihrer Geſellſchaft, verſetzte ſich einander gewaltige Hiebe, aber Niemand trug dem Andern etwas nach. Coppet war jener Saal Odins im ſcandinaviſchen Paradieſe, wo die erſchlagenen Helden ſchnell wieder auf den Beinen ſtanden und den Kampf von Neuem begannen.

Die Verſchiedenheit der Geiſter und Geſinnungen war für Frau von Stael der Gegenſtand einer ſteten Erforſchung, ſie hatte daher in der Geſellſchaft etwas ganz Anderes zu thun, als zu glänzen und zu gefallen, und war eben ſo ſehr eine Naturforſcherin, welche eine Gattung beobachtet, als eine Rednerin, die überzeugen will. Die Ziererei aber ſtörte ſie gänzlich in jener Forſchung und machte ſie völlig gleichgiltig gegen die menſchliche Rede. Dieſer Fehler, der alle hervorſpringenden Züge verwiſcht, und der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der ſittlichen Natur ein falſches, einförmiges Ideal unterſchiebt, machte ihr die größte Langeweile und ſetzte ſie eben ſo ſehr in Unmuth. „Man iſt nie," ſagte ſie, „mit gezierten Menſchen unter vier Augen; der angenommene Charakter tritt als Dritter hinzu, und er antwortet, wenn man ſich zu dem Andern wendet. — Die gezierten Menſchen ſind die einzigen, von welchen man Nichts lernen kann." *) Eben ſo ſehr war ihr Uebertreibung zuwider. „Setzt man hundert ſtatt zehn, ſo hat man darum nicht mehr Einbildungskraft" **) ſagte ſie. Aus demſelben Grunde waren ihr hohe Betheurungen des Gefühls verdächtig. „Alle natürlichen Gefühle ſind ſchamhaft!" ***) war einer ihrer Ausſprüche.

Man war bei Frau von Stael gleichſam zur Wahrheit gezwungen, nicht weil man, bei freimüthigen Aeußerungen, gegen die Gefahr, ſie zu kränken, geſichert geweſen wäre, ſondern weil das Gegentheil gar zu abgeſchmackt ausgeſehen hätte. Es war beſſer, mit ihr ſtreiten, als ſich vernichten, und nach ihrem eigenen Ausdrucke verlangte ſie vor allen Dingen, daß man Jemand ſey. Sie wollte überdieß um jeden Preis von Allem unterrichtet ſeyn; ſie hielt es für ein ſicheres Zei-

*) Il n'y a jamais de tête-à-tête avec les gens affectés; le personnage adopté arrive en tiers, et c'est celui-là qui répond quand on s'adresse à l'autre. — Les gens affectés sont les seuls avec lesquels il n'y ait rien à apprendre.

**) Quand on met cent au lieu de dix, on n'a pas plus d'imagination pour cela.

***) Tous les sentimens naturels ont leur pudeur.

chen des geistigen sowohl als sittlichen Verfalles, wenn sich Widerwille gegen die Wahrheit offenbart. „Ich wußte," sagte sie, „daß Bonaparte im Sinken war, als ich sah, daß er sich nicht mehr darum bekümmerte, Alles aus dem Grunde kennen zu lernen."

Sie selber gab in dieser Hinsicht zu kräftig den Ton an, als daß man ihn nicht auch hätte anstimmen müssen. Sie schrieb einst an ihre Tochter bei Gelegenheit irgend einer Streitigkeit: „Ich habe Unrecht, daß ich zu lebhaft die Wahrheit behaupte, aber die Wahrheit hat immer Gewalt über mich." *)

Dieser Hang zur Wahrheit war bei ihr auch eine Quelle der Nachsicht, da er der zu starken Anziehungskraft, welche der Geist auf sie hätte ausüben können, das Gleichgewicht hielt. Ueberall, wo sie nicht bloß Natürlichkeit des Ausdruckes, der eine angeborne Anmuth ist, sondern vielmehr ein wahres Gefühl, eine tiefe und innige Ueberzeugung fand, wurde Theilnahme in ihr aufgeregt. Eine Frau, die sich ganz ihren Kindern widmete, oder innig fromm war, ein Mann voll Ehrgefühl und Aufrichtigkeit, waren ihr bloß um dieser Eigenschaften willen angenehm; alle Kenntnisse, alle ausgedachten Erfahrungen hatten für sie Werth; der Kaufmann, der Geschäftsmann, kurz Jeder, der es verstand, mit seines Gleichen Verkehr zu treiben, und selbst wenn sie ihn mitten unter dem Volke fand, fesselte ihre Aufmerksamkeit und gab ihr Anregung zum Denken. Die Menschen hatten in ihren Augen verhältnißmäßig größern Werth, als sie sich unter einander beilegen. Sie fand selbst bei Menschen, die Jedermann langweilten, ihre Rechnung.

Frau von Stael war in ihrem Innern von der Gleichheit aller Menschen, als Kinder der Gottheit, überzeugt, und selbst bei dem Bewußtseyn ihres hohen Geistes hielt sie sich doch nie für höher als irgend Jemand. In ihren Streitreden mit Herrn Schlegel behauptete sie stets, es gebe keine wirkliche Verschiedenheit unter den Menschen, und Alles sey hier ausgeglichen. Sie wollte Nichts wissen von den eleusinischen Mysterien ausgezeichneter Menschen, Nichts von der Einweihung in vorgebliche Wahrheiten, die man dem Volke zu verbergen für

*) J'ai le tort de soutenir trop vivement le vrai, mais c'est toujours le vrai qui dispose de moi.

nützlich hält. Verächtliches Herabsehen auf andere Menschen war ihr daher zuwider, und sie sah darin nur das Zeichen einer verhehlten Geistesschwäche. „Ich würde die Meinung des Geringsten meiner Dienstboten nicht verschmähen, wenn ich auch nur das Mindeste in mir fände, was sie rechtfertigen könnte.“*)

Selbst in Ansehung der Verstandesgaben hielt sie die Vorzüge, wodurch ausgezeichnete Menschen sich über das Gewöhnliche erheben, für unbedeutend gegen dasjenige, was allen von der Natur wohl ausgestatteten Menschen gemein ist. Die Wirkung, welche das Talent immer hervorbringt, schien, ihrer Meinung nach, der Beweis für eine große Aehnlichkeit unter den Christen und für einen Allen gemeinsamen Reichthum zu seyn, gegen welchen einzelne Verschiedenheiten wenig bedeuten. „Wenn die Leute Dummköpfe sind,“ sagte sie, „so ist es immer ihre Schuld, und hätte ich Macht, ich würde alle Menschen Verstand zu haben nöthigen.“**)

Sie konnte es auch nicht leiden, daß man sich Andern darum überlegen glaubte, weil man von ihnen nicht begriffen wurde. Je mehr ihr Talent sich erhob, desto mehr hatte sich die Dunkelheit verloren, wovon früher ihre Schreibart nicht frei gewesen war; und sie durfte daher mit Recht sagen, je höher man sich erhebe, desto mehr Mittel finde man, über wichtige Gegenstände Licht zu verbreiten, und Faßlichkeit mit Tiefe zu verbinden.

Unterhaltungsgabe; politische Ansichten; witzige Antworten.

Der köstliche Frohsinn der Frau von Staël war es, wodurch es selbst den mittelmäßigsten Menschen so wohl

---

*) Je ne dédaignerois pas l'opinion du dernier de mes domestiques, si la moindre de mes impressions à moi tendoit à justifier la sienne.

**) Quand les gens sont bêtes, il y a toujours de leur faute; et si j'avois de la puissance, j'obligerois tout le monde à avoir de l'esprit.

in ihrer Nähe wurde; die Fröhlichkeit, das reizende Gebiet, wo Geister von allen Fähigkeiten sich begegnen, war ihr das Mittel des Verkehrs mit allen Menschen. Sie wußte durch eine freundliche Spötterei, deren Gegenstand sie selber gern zu werden wünschte, die Gleichheit herzustellen, und sie gestand ihren Freunden, sie habe im Auslande Nichts so sehr vermißt, als Menschen, die den Scherz verstehen. Spötterei war bei ihr ein Zeichen der Freundschaft, und ihr Ton war ein wenig trocken, wenn sie sagte: „I nun Sie, Sie haben nichts Lächerliches."

Es war ihr unangenehm, wenn man sich vor ihr fürchtete. Nie verlor sie die wohl verstandenen Vortheile der Eigenliebe irgend eines Menschen aus den Augen, und belohnte daher das Vertrauen, womit man sich ihr in die Arme warf. Jeder fand sich verschönert in dem lebendig gemalten Bildnisse, das sie von ihm entwarf, einem anziehenden und zugleich schmeichelnden Bildnisse, worin die Mängel zwar immer angedeutet, aber nicht ohne einigen Reiz waren.

Einer der Lieblingsgegenstände der Unterhaltung war für Frau von Stael die Vertheidigung der schönsten Naturgaben gegen die Anschwärzung, welcher sie zuweilen ausgesetzt sind. Sie konnte nicht leiden, daß man den Geist lästerte, und diesen Vorzug dem gesunden Verstande, und eben dadurch dem Glücke, nachtheilig schilderte. Sie nahm das Wort Geist stets in der umfassendsten Bedeutung, für die höchste Verstandeskraft, die deutlichste Ansicht aller Dinge, die Würdigung aller Beziehungen, und nach ihrer Meinung gehen alle, fälschlich dem Geiste zugeschriebenen Nachtheile von dem Punkte aus, wo Abnahme der Geisteskraft fühlbar ist. Sprach man von den Thorheiten irgend eines geistreichen Mannes, so war ihre Antwort: „Man gebe ihm nur noch mehr Geist und Alles wird verschwinden." *) Einer ihrer Freunde, ein Schwede, sagte eines Tages zu ihr: Was Sie auch behaupten mögen, die geistreichen Menschen haben doch viele Verkehrtheiten. „Das ist wahr," antwortete sie, „aber die Dummköpfe auch, wiewohl es nicht der Mühe werth ist, darauf zu

*) Donnez-lui plus d'esprit encore, et tout cela disparaîtra.

achten." *) — „Die Thorheiten geiſtreicher Menſchen," ſagte ſie bei einer andern Gelegenheit, „ſind das Guthaben der mittelmäßigen Köpfe." **)

Sie übernahm auf gleiche Weiſe die Vertheidigung der Einbildungskraft, der Schönheit, der Jugend, und die erworbenen Fähigkeiten, ſelbſt diejenigen, welche aus gewiſſen Vorurtheilen ſtammen, fanden in ihr eine Fürſprecherin. Reichthum und Glanz der Herkunft hatten auch einigen Werth in ihren Augen. Jene kleinlichen Grübeleien, Erzeugniſſe des Neides und Tröſtungen der Mittelmäßigkeit, jene Trugſchlüſſe, wodurch man zu beweiſen ſucht, daß Glücksgüter keine Güter ſind, Alles dieß gefiel ihr nicht, und ſie fand mehr wahre Größe darin, Entbehrungen zu ertragen, als ſie zu leugnen.

Alles dieß zielt auf den Tod, ſagte ſie, wenn ſie von jener negativen Philoſophie ſprach, welche den ſchönſten Gütern, wie den unſchuldigſten Genüſſen entſagt, aus Furcht, daß man eines Tages durch ihren Mißbrauch oder durch ihren Verluſt zu leiden habe. Ein genialiſcher Gedanke wird, nach ihrem Ausſpruche, entſtellt und ſchaal, wenn man die großen Züge der geiſtigen Natur verwiſcht. Sie preiſet die chriſtliche Sittenlehre, weil nach den Anſichten des Chriſtenthums Derjenige, welcher der Welt abgeſtorben iſt, ein neues Leben beginnt, ein unſterbliches Leben im Innern des Herzens.

Im Allgemeinen faßte Frau von Stael immer den einfachen, den beſtimmten Sinn jeder Frage, wie es vorzugsweiſe ein Kind oder ein Wilder thun würde. Man konnte ſie durch Behauptung wunderlicher Sätze wohl beluſtigen, aber ſie nahm faſt immer die Partei des geſunden Verſtandes. Sie konnte einmal nicht anders als nach Ueberzeugung reden, und glaubte für's Andre, daß weit mehr wahrer Geiſt bei der Vertheidigung der Wahrheit als des Irrthums gezeigt werden könne, denn es iſt ja nicht durchaus nöthig, die Sache der Vernunft mit

---

*) Les gens d'esprit, quoique vous prétendiez, ont bien des travers. — C'est vrai, mais malheureusement, les bêtes en ont aussi, quoiqu'il ne vaille pas la peine d'y faire attention.

**) Les sottises des gens d'esprit sont les revenans-bon des gens médiocres.

abgedroschenen Gründen zu führen. Eben darum, weil Frau von Stael die Vernunft auf ihrer Seite hat, wird ihr Ruhm künftig wachsen. Je mehr die Menschen mit ihren wahren Vortheilen sich beschäftigen werden, desto mehr muß die Paradorensucht aus der Mode kommen.

Da die geistige Thätigkeit für Frau von Stael Bedürfniß und Grundsatz war, so mußte sie, begreiflicher Weise, während ihrer Verbannung sehr leiden. Aber sie konnte ja, wird man sagen, ihren Geist in der Einsamkeit üben, und wer verstand dieß besser als sie? Sich mit allgemeinen Ideen zu beschäftigen, während das Schicksal Aller der Entscheidung entgegen sieht, das war ja eine Kraftanstrengung, deren sie sich fähig gezeigt hat. In ihrer Jugend besonders aber war das Lernen für sie kein hinlängliches Schutzmittel gegen den Kummer, von ihren Freunden getrennt zu leben, und gleich ihrem Vater der ewige Gegenstand einer ungerechten Behandlung zu seyn, kein Schutzmittel gegen den Schmerz, Frankreichs Schicksal in der Gewalt der Willkühr zu sehen. Sie liebte Frankreich leidenschaftlich. „Ich habe einen nagenden Kummer über dieses Frankreich, das ich mehr als je liebe," schrieb sie einst, und sagte zu einer andern Zeit: „Ich fühle deutlich, daß ich nicht ohne Frankreich leben könnte. Zu der Zeit, wo es ihr noch vergönnt war, innerhalb des französischen Gebietes zu leben, war es eine Freude für sie, den heimischen Ton der Sprache in den kleinsten Städten zu hören, und der Gedanke, in Frankreich zu leben, machte ihr den langweiligsten Aufenthalt erträglich. Aber freilich war vorzüglich Paris ihr Vaterland. „Zeigt mir doch die Straße Bac!" antwortete sie einst Denjenigen, welche sie auffoderten, den herrlichen Anblick des Genfersees und seiner Ufer zu bewundern. „Ich möchte in Paris leben," sagte sie, „und sollte ich nur hundert Louisd'or jährlich haben und im vierten Stockwerke wohnen." Im Jahre 1806, wo sie vier Tage heimlich in Paris war, machte es ihr das größte Vergnügen, während der Nacht zu Fuße umher zu wandern, und die Straßen im Mondscheine zu sehen. „Ich habe," schrieb sie, „eine Beständigkeit im Herzen und eine Unbeständigkeit im Geiste, für welche das Land geschaffen ist, wo die Bilder unaufhörlich wechseln, und wo meine alten Freunde wohnen."

Als sie aber dieses so sehr ersehnte Vaterland wieder gefunden hatte, setzte sie sich dennoch von Neuem freiwillig der Verbannung aus, da sie ihr letztes Werk im Jahre 1815 schrieb, und vor dem 5ten September überzeugt war, daß sie es nicht herausgeben könnte, ohne Frankreich zu verlassen; aber diese Ueberzeugung machte sie nicht wankend.

Die politischen Meinungen der Frau von Stael waren so ganz mit ihrem Charakter übereinstimmend, daß, bei dieser Gesinnung, kaum eine andere Lehre die ihrige seyn konnte. Die Verehrung, womit sie der Freiheit huldigte, war zugleich römisch und christlich. Sie hatte jenen stolzen Schwung, jenen Haß gegen die Willkühr, wodurch die Alten sich auszeichneten, und fühlte ein wahrhaft evangelisches Mitleid gegen die Unglücklichen aus den geringeren Volksklassen. Sie wollte denjenigen, welche am meisten durch die gesellschaftliche Einrichtung leiden, nicht nur Erleichterung, sondern ihnen auch in ihren eigenen Augen höhere Würde geben. Als zu diesem doppelten Antriebe die lebhaftesten Regungen ihres Herzens sich gesellten, als Alles, was sie im Reiche der Gedanken bewunderte, was sie unter den Menschen liebte, sie auf dieselbe Bahn führte, war es nicht zu verwundern, daß die freisinnigen Ansichten gleichsam in ihr Blut übergingen. Sie ist daher auch stets mit geübteren Kräften in das Gebiet der Politik zurück gekehrt, wenn sie ihre Geistesgaben an Gegenständen anderer Art hatte versuchen müssen.

Zu einer Zeit, wo es kaum erlaubt war, Romane zu schreiben, und wo Frau von Stael sich gänzlich in das Gebiet der schönen Redekünste zurückzuziehen schien, waren doch die großen Angelegenheiten der Menschheit mittelbarer Weise der Gegenstand ihrer Unterhaltung. Bonaparte errieth dieß wohl, und eine innere Stimme schien ihm zu sagen, daß jedes Wort der Frau von Stael ihm nachtheilig seyn müsse. „Sie spricht weder von Staatssachen, noch von mir, wie man behauptet," sagte er, „aber ich weiß nicht, wie es kommt, man liebt mich immer weniger, wenn man sie gesehen hat. Sie gibt den Köpfen eine Richtung, die mir nicht ansteht." Dieß ist die wahre Ursache der Verbannung, die er über sie verhängte, wozu noch der von ihm unabhängige, und

folglich ihm unangenehme Beifall kam, den Frau von Stael in Paris gewann.

Sie hat ihre politischen Meinungen allerdings mit großer Lebhaftigkeit verfochten, und dennoch hatte ihre Heftigkeit nichts Feindseliges. Wenn sie irgend ein schmerzliches Gefühl unsanft berührt hatte, merkte sie es augenblicklich, weil immer in ihrem Herzen eine Stimmung war, worin sie mit ihrem Gegner gleich empfand. So rührte sie der Gedanke an die Vergangenheit, an die Verehrung der Väter, und Alles was zu einer Religion gehörte, bewegte ihr Herz. Jene glänzende Schöpfung eines rohen Zeitalters, der Geist des Ritterthums, worin einst Alles, was die sittliche Natur Edles und Großes hatte, mitten unter der allgemeinen Auflösung Zuflucht gefunden zu haben schien, dieser Geist gefiel ihr besonders, und Englands Beispiel bewies ihr, daß er mit der Freiheit vereinbar ist. Große Namen waren für sie eine lebende Geschichte, und sprachen zu ihrer Einbildungskraft. Jene Menschen, denen man so ungern ihre Erinnerungen verzeihen will, jene Menschen, deren Rückwünsche gerecht sind, wenn auch nicht ihre Ansprüche, und deren Unglück man bedauern kann, ohne ihren Sieg zu wünschen, jene Menschen und ihr Schicksal haben stets die Seele der Frau von Stael nicht wenig beschäftigt. Sie konnte nicht vergessen, daß sie unter dem alten Adel ihre ersten Freunde gehabt, und unter ihnen ihre ersten schönen Tage glänzen gesehen hatte. Zugleich mit ihrem Vater der Gegenstand der ewigen Empfindlichkeit jener Menschen, mußte sie die ganze Ungerechtigkeit, und zuweilen die ganze stolze Rauhheit derselben empfunden haben, ehe sie das Mitgefühl bekämpfen konnte, das sie zu ihnen zog. Frau von Stael konnte allerdings weder durch ihre Grundsätze, noch durch Erwägung ihres Vortheils bestimmt werden, der Sache jener Menschen den Sieg zu wünschen, aber der Gedanke an die Leiden derselben war ihrem Herzen sehr peinlich. Man weiß, was sie gethan hat, um den Unglücklichen nützlich zu werden, und um ihnen nützlich zu werden, legte sie so großen Werth darauf, dieselben zu überzeugen. Sie sah den Gang der Dinge, die unwiderstehliche Kraft der Ereignisse, und schien ihnen zuzurufen: Vermeidet einen fruchtlosen Kampf, oder ihr werdet euch zerschellen, wenn ihr gegen die eiserne Nothwendigkeit anrennt, denn also wol-

len es das Zeitalter, die Zukunft und das Verhängniß. Um Gotteswillen, macht der vorschreitenden Zeit Platz, und laßt euch nicht zermalmen unter den Rädern ihres Wagens.

Merkwürdig ist es, daß sie, die im Streite ohne Schonung war und in demselben die empfindlichste Stelle berührte, selbst Diejenigen, welche eine unbestimmte Vorstellung von ihr feindselig gestimmt hatte, immer mit sich aussöhnte, wenn sie mit ihnen zusammen kam. Man konnte im Kampfe schmerzliche Wunden empfangen haben, aber immer ging man geheilt davon, oder wenigstens hatte sie einen Verband auf die Wunde gelegt.

„Sie wollen also meinen Untergang, oder meine Entehrung?" sagte zu ihr in der Schweiz ein Ausgewanderter, der an der Gränze fechten wollte. „Nein," antwortete sie, „ich will Ihre Niederlage und Ihren Ruhm; ich will, daß Sie, den Tod ausgenommen, gleich Hector, der Held eines besiegten Heeres werden."

Mit Antheil sah man, wie sie gegen die Mitstreiter für ihre eigene Sache sich wendete, wenn dieselben ihre Meinungen durch tadelhafte Mittel vertheidigten, oder gegen den Geist der Güte anstießen, die bei ihr eine natürliche Regung war. Ihr Wahrheitssinn führte sie zur Gerechtigkeit und eben dadurch auch zur Mäßigung. Ein Mensch, der unter mehr als einer Staatsverwaltung gedient hatte, sagte zu ihr nach der Schlacht von Waterloo: Bonaparte habe weder Talent, noch Muth. „Das heißt doch das französische Volk und Europa zu tief herab setzen," antwortete sie, „wenn man behauptet, daß beide funfzehn Jahre lang einem Dummkopfe und einer Memme gehorcht haben." *)

Uebertreibung in den Meinungen und Heftigkeit des Sinnes vermochten nie etwas bei Frau von Stael. Ging man in irgend einem Punkte zu einem Aeußersten, so wendete sie sich gern zu dem gerade Entgegengesetzten über, und wenn sie je von der geraden Linie abzuschweifen schien, so lag eben darin der Grund. So konnte Unduldsamkeit in Glaubenssachen ihr den Schein des Un-

*) C'est aussi par trop rabaisser la nation françoise et l'Europe, que de prétendre qu'elles aient obéi quinze ans à une bête et à un poltron.

glaubens geben; wo die Willkühr verehrt wurde, schien sie eine Demokratin zu seyn; wo der ungebundene Geist der Gleichmacher waltete, eine Aristokratin; aber diese Schwankungen erschütterten den Grund nicht, und waren nur die Wirkung eines großen Gegengewichts, das sie auf die Seite werfen zu müssen glaubte, wo die Vernunft es erfoderte.

Frau von Stael war weit entfernt von dem Gedanken, daß man sich wegen Meinungen hassen könne, und antwortete daher auf die heftigsten Angriffe, ohne eine feindliche Absicht dabei zu argwohnen. Wenn sie aber plötzlich einen wahrhaft bösen Willen entdeckte, kam eben diese Frau, die sonst so schnell im Antworten war, ganz aus der Fassung und war nicht mehr sie selbst. In ihrer Jugend zerfloß sie zuweilen in Thränen, wenn sie Bosheit fand, und obgleich späterhin ihr Stolz ihr mehr Gewalt über sich selbst gab, so setzte der Haß sie doch stets in Erstaunen und in eine Art von Betäubung. „Ich habe kein Talent mehr bei bösen Menschen," sagte sie, „und gebe ihnen bloß einen moralischen Faustschlag, wenn ich anders es kann." *). Sie erkannte in Menschen, die nur zu kränken suchen, nicht mehr ihres Gleichen, und wollte mit einer entfremdeten, grausamen Gattung nichts mehr zu thun haben. Immer fand man die Frau in ihr wieder, weil Zuneigung ihr ein Bedürfniß war.

Als sie im Jahre 1803 zum ersten Mal verbannt wurde, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich habe beim Uebergange über den Rhein viel an meine Freunde gedacht; aber ich weiß nicht, ob das Andenken an Diejenigen, die mich hassen, mir vor die Seele gekommen ist. Ich habe den Haß, wenn ich sein Opfer gewesen war, immer als eine Art von außerordentlichem und vorübergehendem Unfalle betrachtet. Ich glaube nur daran, wenn ich seine Wirkungen sehe, so wenig begreife ich seine Natur. Wenn ich einem Feinde begegne, möchte ich ihm immer sagen: Hassest Du mich denn im Ernste? Weißt Du denn nicht, daß in meinem Herzen kein bitteres Gefühl ist?"

Sie war Zeugin einer so heftigen Umwälzung ge-

*) Je n'ai plus de talent avec les méchans, et je leur donne simplement un coup de poing moral, si tant est que je le puisse.

wesen, aber dennoch sagte sie sehr oft, sie könne Erbitterung und Rache nicht begreifen, und nie hat man gehört, daß sie irgend Jemand ein wahres Uebel gewünscht hätte. Sie vergaß alle Verschiedenheit der Meinungen bei den Opfern der Gewaltherrscher in Frankreich. „Mein Haus," sagte sie, „ist das Spital der Ueberwundenen." — „Es ist gleichsam," sagte sie bei einer andern Gelegenheit, „ein physischer Genuß, ungerechter Gewalt zu widerstehen!" *)

In ihrer letzten Lebenszeit gab Frau von Stael politischen Erörterungen vielleicht zu viel Platz bei ihrer Unterhaltung, und darüber beklagte sich Herr Schlegel so bitter. Innig überzeugt, daß die öffentlichen Einrichtungen dem menschlichen Charakter vollendete Ausbildung geben, glaubte sie, daß alles Schöne und Große die Wirkung einer guten Staatsverfassung sey. „Mit Staatsangelegenheiten sich beschäftigen, ist Religion, Moral und Dichtkunst zugleich!" sagte sie. **)

Es mögen hier einige Aeußerungen der Frau von Stael über Staatsangelegenheiten einen Platz finden, welche, wenn auch nicht alle an sich bedeutend, doch wenigstens Charakterzüge sind. — Als sie im Jahre 1814 in England war, glaubte man ihr über die Einnahme von Paris Glück wünschen zu müssen, da ihre Verbannung dadurch aufgehoben wurde. „Aber sagen Sie mir doch," erwiederte sie, „worüber wünschen Sie mir denn Glück? Daß ich in Verzweiflung bin?" ***) — Seit der Schlacht bei Leipzig fing sie an, um Frankreich schmerzlich bekümmert zu werden.

Im Jahre 1815, als Bonaparte schon in Lyon war, sagte eine Anhängerin seiner Partei zu Frau von Stael: „Der Kaiser weiß, wie großmüthig Sie sich gegen ihn während seines Unglücks betragen haben." — „Ich hoffe," antwortete sie, „er weiß auch, wie sehr ich ihn verabscheue."

*) Il y a comme une jouissance physique dans la résistance à un pouvoir injuste.

**) S'occuper de politique est religion, morale et poésie, tout ensemble.

***) De quoi me faites-vous votre compliment, je vous prie? de ce que je suis au désespoir?

Während der hundert Tage sagte sie: „Wenn man alle hochtrabenden Redensarten, die im vorigen Winter gegen die Revolution aufgebracht wurden, angeworben hätte, so würde man am 20. März viele Soldaten gehabt haben."

Im Jahre 1816 sagte Herr Canning im Gesellschaftssaale des Oberkammerherrn in den Tuilerien zu Frau von Stael: „Man täusche sich doch nun nicht mehr, Frankreich ist uns unterworfen und wir haben die Franzosen besiegt." — „Ja," antwortete sie, „weil die Engländer Europa und die Kosaken bei sich halten. Aber sprechen wir uns unter vier Augen, so wollen wir sehen." *) Zu einer andern Zeit sagte sie zu Canning: „Man hintergeht das englische Volk; es weiß nicht, daß man es braucht, um andre Völker der Freiheit zu berauben, die es selbst besitzt, und die Unduldsamkeit gegen seine Glaubensgenossen in Schutz zu nehmen. Wenn es dieß wüßte, es würde diejenigen verläugnen, die seinen Namen mißbrauchen." **)

Frankreichs Besetzung durch fremde Heere verursachte ihr einen bittern Schmerz. Sie wollte Paris im Jahre 1817 verlassen, fest entschlossen, erst nach dem Abzuge der Verbündeten zurück zu kehren. „Man muß," schrieb sie an ihren Schwiegersohn, den Herzog von Broglie, „sich sehr glücklich im Kreise theurer Angehörigen fühlen, wenn man es ertragen soll, Frankreich den Fremden gegenüber zu sehen." — „Frankreich," sagte sie zu einer andern Zeit, „muß den Todten spielen, so lange es von den Fremden besetzt ist. Unabhängigkeit ist das Erste, dann mag man an die Freiheit denken." ***)

„Die Partei der Minister," äußerte sie einst, „sieht

---

*) Oui parce que vous aviez avec vous l'Europe et les Cosaques; mais accordez-nous le tête-à-tête et nous verrons.

**) On trompe le peuple anglais; il ne sait pas qu'on l'emploie à priver les autres peuples de la liberté qu'il possède, à protéger l'intolérance envers ses frères en religion; s'il le savoit, il renieroit ceux, qui abusent de son nom.

***) Il faut que la France fasse le mort pendant tout le temps qu'elle sera occupée par les étrangers. L'indépendance d'abord, on songera ensuite à la liberté.

die Menschheit von der prosaischen Seite, die Opposition sieht die poetische Seite. Darum habe ich mich stets zu den letzten Meinungen hingezogen gefühlt." *)

Eines Tages behauptete Jemand, es sey unmöglich, daß die Minister sich auf den Gebrauch vollkommen rechtmäßiger Mittel beschränkten. „Wer Genie hat," antwortete sie, „würde nie der Unsittlichkeit bedürfen, und wer kein Genie hat, sollte schwierige Stellen nicht annehmen." **) Im Jahre 1816 sagte sie von dem damaligen Ministerium: „Ich liebe es nicht, aber ich ziehe es vor. Es ist eine Schranke von Baumwollenzeuch gegen die Rückkehr alter Mißbräuche, aber doch immer eine Schranke." — Bei Gelegenheit zahlreicher Adelsertheilungen sagte sie: „Man sollte einmal für allemal Frankreich zum Marquis machen."

Sie legte zwar nicht viel Werth auf Calembourgs, aber sie hat mit ihrer gewöhnlichen Schnelligkeit doch auch einige Witzspiele der Art gemacht. Als sie einst mit einer vornehmen Frau in Frankreich über den Negerhandel sprach, sagte diese: „Wie, Sie nehmen also viel Antheil an dem Grafen von Limonade und dem Marquis von Marmelade?" — „Warum nicht eben so viel als am Herzoge von Bouillon?" antwortete Frau von Stael.

Bonaparte ließ ihr im Jahre 1815 sagen, sie müsse nach Paris zurück kehren, weil man sie bei den Verfassungsarbeiten brauche. Sie weigerte sich mit den Worten: „Er hat die Konstitution und mich zwölf Jahre lang entbehren können, und auch jetzt liebt er keine von uns beiden." ***) Als aber um eben diese Zeit einige Franzosen über Coppet kamen, die sich zu dem Heere der Verbündeten begeben wollten, suchte sie dieselben von ih-

*) Le parti ministériel voit le côté prosaïque de l'humanité, et l'opposition le côté poétique. Voilà pourquoi j'ai toujours eu du penchant pour ce dernier genre d'opinions.

**) Avec du génie on n'auroit jamais besoin d'immoralité, et sans génie, il ne faut pas accepter des places difficiles.

***) Il s'est bien passé de constitution et de moi pendant douze ans, et à présent même, il ne nous aime guère plus l'une que l'autre.

rem Vorhaben abzubringen, da sie es nicht billigte, daß man die Unabhängigkeit des Vaterlandes in Gefahr setzte, und wäre es auch in der Absicht geschehen, die Freiheit zu erobern.

Sie war schon sehr krank, als die Handschrift von St. Helena so großes Aufsehen in Frankreich erregte. So schwach sie war, sie ließ sich das Buch von ihren Kindern vorlesen und beurtheilte es mit ihrer ganzen Geisteskraft. „Die Chaldäer," sprach sie, „beteten die Schlange an, und so machen es die Bonapartisten mit dieser Handschrift von St. Helena. Aber ich bin weit entfernt, ihre Bewunderung zu theilen. Ich finde hier nichts als den Stil der Noten im Moniteur, und wenn ich je besser werde, denke ich die Schrift aus dem Grunde widerlegen zu können."

Noch eine allgemeine Bemerkung über den Eindruck, den die Unterhaltung der Frau von Stael machte. Abgesehen von den politischen Urtheilen, über welche man noch nicht ganz einstimmig seyn kann, ist ihr Einfluß zuverlässig immer heilsam gewesen. Nicht nur jedes, in Beziehung auf Religion und Sittlichkeit tadelhafte, Wort traf der Donner ihres raschen Unwillens, sondern es konnte auch nichts Zweifelhaftes und Zweideutiges in den Gefühlen vor ihren Blicken bestehen. Man schien, wenigstens auf einen Augenblick, alles Eitle, Kindische, Selbstsüchtige aufrichtig abzuschwören. Man mußte sich und Andern seine Beweggründe gestehen, und Jeder mußte jene Prüfung seiner eigenen Regungen vornehmen, die für zarte Gewissen stets so nützlich ist. Das Leben ward einfacher in der Gesellschaft der Frau von Stael; Pflicht, Ruhm, Zuneigung, Vergnügen, darauf beschränkte sich in ihren Augen Alles, und alle Vorwände zerfielen vor ihr in Nichts.

Nie brauchte sie, um auf Andre zu wirken, ein anderes Mittel, als die Eigenschaften, die sie besaßen. Sie faßte nie Jemanden bei unedlen Rücksichten, bei niedrigen, selbstsüchtigen Beweggründen; denn sie war überzeugt, daß in der Tiefe aller Herzen eine großmüthige Regung wohnt, an welche man sich wenden muß. In dieser Hinsicht unterschied sie sich vielleicht von ihrem Vater, der die Einzelnen ziemlich gering schätzte, aber eine hohe Meinung von der Menschheit überhaupt hatte. Frau von Stael sprach mit den Völkern von den Angelegenheiten

derſelben, und mit den Einzelnen von den Tugenden, die ſie beſaßen, und beide verſtanden ſie beſſer.

Hierin lag ohne Zweifel eine der Urſachen der ungemeinen Zärtlichkeit, welche ſie ihren Umgebungen einflößte. Ihre Kinder, ihre Dienſtboten, die Armen, welche ſie unterſtützte, Alle fühlten an der Seite der Frau von Stael ihr Leben veredelt. Sie verſchaffte Jeglichem ungekannte Genüſſe, und da ſie jeder edlen Anſtrengung einen höhern Grad von Zuneigung als Belohnung anzubieten ſchien, ſo verſchmolz das wohlthätige Gefühl der Selbſtachtung mit dem Glücke, von ihr geliebt zu werden.

Lebensweiſe. Geſchäftsbehandlung. Studien. Briefwechſel. Geſellſchaftstheater.

Es dauerte lange, ehe Frau von Stael es über ſich gewinnen konnte, ihre Zeit regelmäßig anzuwenden. Seit ſie aber ſich gezwungen ſah, in der Abgeſchiedenheit zu leben, fühlte ſie den großen Werth einer verſtändigen Eintheilung der Geſchäfte; denn ſie fand darin nicht nur ein Mittel mehr zu arbeiten, ſondern ſie hatte auch die Bemerkung gemacht, daß in einem an Begebenheiten armen Leben das einförmige Tagewerk die zu große Thätigkeit der Seele gleichſam einwiegt und einſchläfert.

Sie befolgte jedoch das Geſetz, welches ſie ſich aufgelegt hatte, nicht mit rauher Strenge, und hatte nichts weniger als eine hartnäckige Gewohnheit angenommen. Nirgend folgte ſie blinder Gewalt, und ſo oft die Umſtände es verlangten, konnte ſie plötzlich ihre Lebensweiſe ändern. Wenig abhängig von körperlichen Bedürfniſſen und unbekannt mit Niedergeſchlagenheit und Muthloſigkeit, ward ſie nie des Handelns noch des Denkens müde. Froſt, Hitze und Wechſel der Jahreszeiten übten keinen Einfluß auf ſie aus. So ſehr ihr geiſtige Regſamkeit Bedürfniß war, ſo wenig war ihr körperliche Bewegung nöthig. Sie glaubte daher wenig an Nervenſchwäche, und kleinliche Sorgfalt für die Geſundheit war ihr verächtlich. „Ich hätte," ſagte ſie einſt, „krank ſeyn können, ſo gut als eine Andre, wenn ich nicht die phyſiſche Natur überwunden hätte." Aber leider behält man gegen dieſe Natur nie das letzte Wort.

Sie widmete die Morgenſtunden den Geſchäften,

nämlich der Sorge für ihr Vermögen und dem Studiren, den Abend aber der Gesellschaft oder dem Briefschreiben. Wir betrachten sie in einigen dieser Beziehungen. Ungeachtet ihrer Freigebigkeit und der edlen Zugänglichkeit ihres Gemüthes, herrschte große Ordnung in ihrem Hauswesen und der Verwaltung ihrer Güter, und stets nahm ihr Vermögen zu, so lange sie es verwaltete. Sie war nicht gut auf Diejenigen zu sprechen, die ihr wenig Beurtheilung zutrauten, weil sie so herrlichen Geist hatte, und da es oft geschehen war, daß ihre Schuldner ihr geradezu, als etwas ganz Einfaches, das sich bei einer so ausgezeichneten Frau von selbst verstände, angekündigt hatten, daß sie ihre Verbindlichkeit nicht abtragen würden, so war sie über diese Art von Huldigung nicht wenig unmuthig. Sie meinte, der Geist sey zu Allem gut, und würde sich selbst nicht viel davon zugetraut haben, wenn sie nicht verstanden hätte, ihr Erbe zu bewahren. Sie war wohl nicht ganz unempfänglich gegen Bekümmernisse um ihr Vermögen, und leicht würde ihre Einbildungskraft ihr Leiden dieser Art bereitet haben. Während der Revolution befürchtete sie oft, zu Grunde gerichtet zu werden, aber der Gedanke, ihre Kinder durch ihre Arbeit zu ernähren, hielt sie aufrecht, und sie machte genaue Berechnungen darüber. Später foderte sie ihren Sohn auf, mit beharrlichem Eifer an der Wiedererlangung ihres Vermögens zu arbeiten, aber in allen ihren Ermahnungen zeigte sie Würde und Weisheit. „Aengstige Dich nicht," schrieb sie ihm, „wenn Deine Bemühungen mißlingen. Thue, was Du mußt, mag's dann werden wie's kann. Alles, was nicht das Herz trifft, läßt das Leben frei."

Ein Minister Bonaparte's ließ ihr sagen, der Kaiser wolle sie bezahlen,*) wenn sie ihn liebte. „Ich wußte wohl," antwortete sie, „daß man, um seine Renten zu erheben, ein Lebenszeugniß beibringen muß, aber nicht, daß eine Liebeserklarung nothwendig sey." **)

*) Frau von Stael hatte von ihrem Vater eine Schuldfoderung von 2 Mill. Franken an den Staat geerbt, deren Bezahlung sie lange vergebens nachgesucht hatte. Erst Ludwig XVIII. löfete diese Verbindlichkeit. Obige Stelle scheint sich auf diesen Anspruch zu beziehen. D. Ueb.

**) Je savois bien que pour recevoir ses rentes il falloit

Bei der Sorge für ihre Vermögensangelegenheiten war das Wesentliche für Frau von Stael, daß sie sich nichts vorzuwerfen haben wollte. Ueberflüssige Ausgaben waren ihr daher zuwider, und so gern sie etwas für das Vergnügen that, so wenig bewilligte sie der Eitelkeit. Eines Tages wollte man es ihr zum Schimpfe anrechnen, daß man in ihrem Zimmer in Coppet keine Decke, sondern die nackten Balken sähe. „Die Balken sieht man?" sagte sie. „Ich habe das noch nicht bemerkt. Erlauben Sie mir, daß ich dieses Jahr, wo es so viele Unglückliche gibt, nur da meinen Einfällen nachsehe, wo ich etwas gewahr werde."

Der einzige Aufwand, worauf sie etwas hielt, war darauf gerichtet, ihre Freunde bei sich aufzunehmen, und Menschen, die sie kennen zu lernen wünschte, zu bewirthen. „Ich habe einen Koch angenommen," sagte sie, „der mit der Eilpost reiset, und gerade das brauche ich, um in ganz Europa Mahlzeiten zu geben, sobald ich ausgestiegen bin."

Frau von Stael war ungemein angenehm und naiv, wenn sie den Eindruck schilderte, den Alles auf sie machte, was den gewöhnlichen Lebensverkehr betraf. Die kleinen Listen der Untergebenen, die ihnen eigene Art von Geist, die Schlauheit der Landleute, Alles dieß beobachtete sie mit Vergnügen. Mit kindischer Freude suchte sie allerlei kleine Umstände der Art auf, und glaubte sich eine herrliche Sammlung gemacht zu haben, wenn sie irgend ein neues Papier darin niedergelegt hatte.

Ihre Art zu arbeiten war einstimmig mit allem Uebrigen, und ihr schriftstellerischer Beruf machte sie nicht im geringsten pedantisch. Studiren und Schreiben war für sie ein nothwendiges Hilfsmittel, ein Mittel, ihre bewegte Seele zu beruhigen und zugleich wieder aufzufrischen, und ihren Geist auf seiner wahren Höhe zu halten. Der Weg und das Ziel paßten für ihre Bestimmung, und dennoch mußten sich ihre Freunde stets vorwerfen, sie von ihren Beschäftigungen abzuhalten, weil sie dieselben stets willkommen hieß. Man hat kein Beispiel, daß sie in dem Augenblicke, wo sie mit allem Feuer,

---

un certificat de vie; mais je ne savois pas qu'il fallût une déclaration d'amour.

mit allem Eifer schrieb, je etwas Anders als Freude verrathen hätte, wenn sie Menschen kommen sah, die ihr theuer waren.

Seit ihrer zartesten Jugend hatte sie die Gewohnheit angenommen, Unterbrechungen sich freundlich gefallen zu lassen. Da ihr Vater seiner Frau alle schriftstellerischen Arbeiten untersagt hatte, weil er besorgte, durch den Gedanken, daß er sie beim Eintritte in ihr Zimmer stören könne, einen lästigen Zwang zu fühlen, so hatte seine Tochter, die sich einem solchen Verbote nicht aussetzen wollte, sich gewöhnt, gleichsam im Fluge zu schreiben, und ihrem Vater, der sie immer aufrecht stehen, oder auf die Ecke des Kaminsimses sich lehnen sah, konnte es nicht in den Sinn kommen, daß er sie in einer ernstlichen Arbeit unterbreche. Sie achtete diese kleine Schwachheit ihres Vaters so sehr, daß sie erst lange nach seinem Tode eine Einrichtung zum Schreiben in ihrem Zimmer hatte. Als ihre Corinna so großes Aufsehen im Auslande machte, sagte sie zu Frau Necker de Saussüre: „Ich hätte wohl Lust, einen großen Tisch zu haben, mich däucht, ich habe nun das Recht dazu."

Wer sich mit einer so abgebrochenen Art zu arbeiten vertragen wollte, mußte ein sich so lebhaft nach Freundschaft sehnendes Herz haben, als Frau von Stael, und so viel Geistesgegenwart als sie. Nichts leichter für sie, als sich nach Belieben wieder in ihren Gedankengang zu finden. Es war in dem Feuer, womit sie arbeitete, Nichts, was vom Zufalle abhängig gewesen wäre, und jeden Augenblick würde sie im Stande gewesen seyn, ihre beredtesten Seiten niederzuschreiben. Man bemerkte bei ihr die doppelte Eigenschaft, einen Gegenstand nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und doch auch nicht zu sehr dafür eingenommen zu seyn. Oft lenkte sie die Unterhaltung auf den Gegenstand der Arbeit, die sie unternommen hatte, um die Wirkung ihrer eigenen Ideen zu erproben, und die Gedanken Anderer zu sammeln; aber dieß geschah, ohne daß man es gewahr wurde, oft ohne ausdrückliche Absicht von ihrer Seite, sondern weil sie laut mit ihren Freunden dachte.

Ich habe nie begreifen können, sagt Frau Necker de Saussüre, woher sie die Zeit genommen, um die Entwürfe zu ihren Werken zu erwägen, und ihre ganze Lebensweise beweiset sogar, daß sie keinen Augenblick aus-

drücklich dem Nachdenken weihte. Sie theilte mir stets den Plan zu ihrem nächsten Werke mit, den wir dann umständlich erörterten. Eines Tages sagte ich ihr in Genf: Aber wann können Sie an diesen Entwurf gedacht haben, da Sie den ganzen Tag thätig sind, oder sprechen? „In meiner Sänfte!" antwortete sie lachend. Nie aber war sie länger als fünf Minuten in dieser Sänfte, und hatte dennoch den Titel und den Inhalt jedes Abschnittes bestimmt.

Es gab daher wenige Augenblicke in ihrem Leben, wo sie die Arbeit ganz aufgegeben hätte. Ihre Geisteskraft beherrschte meist immer ihren Schmerz, und da stets eine Beziehung zwischen dem, was sie schrieb, und dem Gegenstande ihrer Schmerzen war, so konnte sie noch schreiben, selbst in Augenblicken, wo das Leben ihr nicht hinlängliche Zerstreuung gab. „Ich begreife Nichts von Allem, was ich lese," sagte sie, „und ich muß schreiben."

So gern aber ihr Geist mit Entwürfen zu Schriften sich beschäftigte, so schnell vergaß sie ihre frühern Werke. „Wenn eine Schrift gedruckt ist," sagte sie, „so bekümmere ich mich nicht mehr darum, und lasse sie sich durchhelfen, so gut sie kann." Mit Ausnahme der Delphine, welche sie sorgfältig prüfte, weil man sie über den moralischen Eindruck des Werkes in Unruhe gesetzt hatte, hat sie wohl keines ihrer Werke wieder gelesen, ja sie dachte so wenig daran, daß sie nach und nach alle vergaß. Führte man ihr einige Stellen daraus an, so antwortete sie ganz erstaunt: „In der That, hab' ich das geschrieben? Ich bin ganz bezaubert davon, es ist herrlich." Eines Tages hatten zwei ihrer Freunde den Abschnitt über die Liebe in ihrer Schrift über die Leidenschaften bloß in so fern umgeändert, daß sie die göttliche Liebe statt der irdischen setzten. Als man ihr nun diesen Abschnitt vorlas, hörte sie bis zu Ende mit großer Aufmerksamkeit zu, immer entzückt, immer begierig, den Verfasser kennen zu lernen.

Ihre Abneigung, auf alte Gedanken und frühere Geistesarbeiten zurückzukommen, hatte einigen Antheil an der Großherzigkeit, womit sie es verschmähte, auf irgend eine Beurtheilung zu antworten. Man würde sie durch die Drohung, alle ihre bereits herausgegebenen Schriften zu zerstören, gar nicht erschreckt haben. War das Ora-

kel einmal gegeben, so hätte sie, wie die Sibylle, die Eichenblätter gern vom Winde verwehen lassen.

Sie hatte überhaupt mehr das Bedürfniß zu schreiben, als etwas bekannt zu machen. Sehr geduldig ertrug sie die Wegnahme ihrer Schrift über Deutschland, und als man ihr sagte, der General Savary lasse die ganze Auflage zerstampfen, um Pappe daraus zu machen, antwortete sie: „Wenn er mir doch wenigstens diese Pappe zu Haubenschachteln schickte!"

Nie machte sich ein Schriftsteller weniger aus seinem Ruhme, nie war einer weniger berauscht von dem Beifalle. Bei allen Genüssen, die ihrer Eigenliebe bereitet wurden, blickte sie stets traurig auf ihr sonstiges Loos zurück und schien von jenem Vergnügen zu sagen: Ist's denn weiter nichts als das?

Keineswegs aber bemerkte man bei ihr die Ziererei, ihren Ruhm ablehnen, oder ihre Ansprüche auf diesen Ruhm aufgeben zu wollen. Sie hatte das Bewußtseyn ihrer Ueberlegenheit, und sagte oft in Beziehung auf diesen oder jenen Schriftsteller: „Er ist nicht meines Gleichen, und ringen wir je mit einander, so soll er hinkend aus dem Kampfe gehen." Als sie noch sehr jung war, in einer Zeit, wo man ihre Kräfte mehr ahnete, als Beweise dafür hatte, sah ich sie oft so hoch mit ihren Hoffnungen fliegen, daß ich bezweifelte, ob es ihr gelingen werde, sie zu erfüllen. Man konnte sich zuweilen über gewisse wenig übliche Redensarten wundern, die sie ganz unbefangen aussprach: „Bei allem Geiste, den ich habe, bei meinem Talente, meinem Ruhme" u. s. w. Sie theilte ihren Freunden oft die Lobsprüche mit, die man ihr in Briefen gab; aber es war eine ungemeine Gutmüthigkeit in ihrer Eigenliebe. Nicht immer war diese Eigenliebe da, und wenn sie da war, sagte sie ganz offenherzig: Hier bin ich. Ganz unerträglich bei der Eigenliebe ist es, wenn man sie plötzlich statt des Gefühles, oder würdiger Gesinnung findet. Gibt sie sich aber unbefangen für das, was sie ist, und zeigt sie sich weder in verächtlicher Behandlung, noch in Anmaßung gegen Andre, so ist sie nicht herrschend in der Seele.

Die Regungen der Eigenliebe waren überdieß nur von kurzer Dauer bei Frau von Stael. Lobsprüche machten ihr Vergnügen, aber bald sah man bei ihr einen neuen Blitz des Talents oder des Gefühls leuchten. Ei-

nen Beweis, daß ihre Eigenliebe nichts Herbes hatte, kann man auch darin finden, daß, nach ihrer oft wiederholten Versicherung, die Lobsprüche ihr stets mehr Freude gemacht, als je tadelnde Aeußerungen ihr Bekümmerniß verursacht haben.

Man hat die Briefe der Frau von Stael sehr gerühmt, weil man darin ein schwaches Bild von ihr fand. Sie hatte jedoch wohl nicht, wie Frau von Sevigné, ein eigenes Talent zum Briefstil, eines jener himmlischen Geschenke, die von den Geistesgaben unabhängig zu seyn scheinen. Ihre Briefe glichen an Feuer und Kraft keineswegs ihrer Unterredung; sie ließ darin nicht mehr Geist sehen, als sie sich nicht enthalten konnte, zu zeigen, und das war allerdings viel. Es herrschte darin ein großer Zauber des Gefühles, und ein sanfter Anstrich von Traurigkeit, der abwechselnd zu Vorzügen und zu Fehlern führte. Sie sah überdieß die Briefe nur als unentbehrliche Mittel der Mittheilung an und betrachtete sie nie aus dem literarischen Gesichtspunkte. „Seit ich's darauf angelegt habe, durch meine Bücher zur Berühmtheit zu gelangen, habe ich keine Sorgfalt mehr auf meine Briefe gewendet," sagte sie. Oft wählte sie zum Briefschreiben sogar die Zeit, wo sie Gesellschaft hatte, und schrieb mitten in der Unterhaltung.

Nach den Briefen an ihren Vater, sind die merkwürdigsten diejenigen, die sie an ihre Vertrauten schrieb. Sehr ausgezeichnet waren auch die Briefe, die sie im Augenblicke der Bekümmerniß, des Unwillens, oder des Schmerzes hinwarf. Von einem mächtigen Gefühle hingerissen, füllte sie dann viele Seiten, die durch die bewundernswürdigste Beredtsamkeit glänzten. Nicht gleiches Lob aber sollen die Briefe verdienen, die sie bei der Regung einer flüchtigen Begeisterung, oder ohne von einer wahren Bewegung ergriffen zu seyn, schrieb. Nicht immer war sie in solchen Briefen frei von einiger Uebertreibung und man erkennt darin zuweilen das Talent des Romanschreibers, der einen augenblicklichen Eindruck, oder eine eingebildete Voraussetzung benutzt, um Wirkung hervor zu bringen, und dem Reize blendender Farben nicht zu widerstehen vermag. So brachte die Regung einer schwachen und flüchtigen Theilnahme sie zu idealischen Gefühlen, und sie schwärmte über die Empfindungen, die sie hätte haben können. Oft sagte sie selber, wenn sie

die Feder in der Hand habe, werde ihr Kopf warm, und sie erzählte, wie sie einst in ihrem vierzehnten Jahre, als sie im Auftrag ihrer Mutter an einen alten Hausfreund schreiben sollte, sich so lebhafter und leidenschaftlicher Ausdrücke bediente, daß sie den Brief dreimal von Neuem anfangen mußte, ehe die Darstellung so ruhig war, daß man ihn absenden konnte.

Frau von Stael kannte den besten Theil der europäischen Literatur, ohne daß sie je einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit dem Studiren gewidmet hätte. Sie las schnell, ohne oberflächlich zu lesen, und nie hat sie etwas Anziehendes übergangen, nie auf Unnützes eine Minute gewendet. Sie urtheilte mit ihrem Genie, wenn man so sagen darf; ein sehr sicherer Takt zeigte ihr bald den Geist, die Gesinnung und die geheime Absicht eines Schriftstellers, und sie bediente sich nachher dieser Kenntniß, um das Werk zu würdigen. Nie konnte ein Vorzug in der Ausführung sie mit Zwecken und Gefühlen, die in sittlicher Hinsicht zweideutig waren, oder mit Unfruchtbarkeit der Ideen versöhnen, und stets schätzte sie den Schriftsteller nach den Eigenschaften, die er als Mensch zeigte. Da der Stil, nach ihrer Ansicht, die eigenthümliche Farbe jedes Darstellers hat, so las sie die fremden Schriftsteller immer in der Ursprache, und sie hatte den Muth, noch im Alter die Sprachen zu lernen, worin man sie in ihrer Jugend nicht unterrichtet hatte. Sie legte sehr großen Werth auf diese Studien, da sie fand, daß sich dem denkenden Geiste neue Bahnen öffnen, wenn er eine andre Sprache wählt. Sprachen erlernen und beurtheilen, war, nach ihrer Meinung, die heilsamste Geistesübung, und das einzige Mittel, den Charakter der Völker kennen zu lernen. Sie führte gern die Worte des alten Dichters Ennius an, welcher sagte, er habe drei Seelen, weil er drei Sprachen verstehe.

Eines Tages fragte man sie, welches Buch sie wählen würde, wenn sie dazu verurtheilt seyn sollte, nur ein einziges zu besitzen. Sie nahm die Bibel und die christliche Sittenlehre ihres Vaters zuförderst aus, und sagte dann, sie werde unter den Denkern Bacon wählen, den sie für den unerschöpflichsten hielt.

Im Gebiete der schönen Redekünste sah sie nur auf Dasjenige, was Wirkung machte. Die besiegte Schwierigkeit war in ihren Augen Nichts; sie verlangte Schön-

heit, aber alles Schöne rührte sie. Sehr empfänglich für den Zauber der Töne, wiederholte sie mit Entzücken wohllautende Worte und Sätze; manche Liederverse erweckten ihr ein von der Bedeutung ganz unabhängiges Vergnügen, und wenn sie dieselben pomphaft hergesagt hatte, rief sie aus: „Das ist dichterisch! Und gerade das gefällt mir darin, daß hier gar keine Idee ist.“ Sie machte sich in dieser Hinsicht mit vieler Anmuth über sich selber lustig, und sagte, sie habe nie, ohne Thränen zu vergießen, den Vers hören können:

Votre nom? — Moncassin. — Votre pays? — La Franco.
Ihr heißet? — Moncassin. — Aus welchem Land? — Franzose.

So war das Vergnügen, das die Literatur und selbst der gesellige Verkehr ihr gab, für sie, was es für sonst Niemand war; in Allem, was sie empfand, war Rührung und so zu sagen Talent. Eine Musik, ein Tanz, überraschten sie, eine schlechte Orgel in der Straße setzte sie in Entzücken. Einst als sie Fräulein Bigottini eine Menuet tanzen sah, war sie bezaubert und sagte zu ihrer Tochter: „Während dieser Augenblicke wünschte ich die Herstellung der alten Zeit.“

Werke der Einbildungskraft aber setzten sie vor allen Dingen in ein unbeschreibliches Entzücken. Sie war in dieser Hinsicht für außerordentlich lebhafte Eindrücke empfänglich, und wenn sie irgend eine neue Entdeckung in diesem Fache gemacht hatte, sprach sie unaufhörlich davon. Die Stellen, die ihr aufgefallen waren, mußte sie allen ihren Freunden mittheilen, und ihre Freude brachte alle ihre Umgebungen in Bewegung. René, *) die Episode von der Velleda in den Märterern, **) die Begräbnißscene im Antiquar ***) und die ersten Gedichte von Lord Byron ergriffen sie unaussprechlich und gaben ihr auf einige Zeit neues Leben.

Diese lebhafte Empfänglichkeit der Seele gab ihr in der Literatur ein sehr sicheres Gefühl, weil sie sich überzeugt hielt, daß dasjenige, was sie nicht rührte, nicht wahrhaft schön war. „Das ist gut,“ sagte sie zuweilen von manchen Stücken: „aber es ergreift nicht, es macht

*) **) Beide von Chateaubriand.
***) The Antiquary vom Verfasser des Waverley.

keinen Eindruck. Man kann mir glauben, wenn ich über die Wirkung meine Bemerkungen mittheile, denn ich bin ein Volk durch die Einbildungskraft. *) Nie hat sie auch über das künftige Schicksal einer Schrift sich geirrt. Die Rathschläge, die sie den Gelehrten gab, waren immer merkwürdig, weil sie bald die Hülfsmittel eines Schriftstellers, bald die für einen Gegenstand passende Behandlungsart, bald die Stimmung eines Volkes oder Publikums auf das Genaueste kannte. Sie äußerte sich gegen die Schriftsteller mit jener kräftigen Freimüthigkeit, wozu ihre Ueberlegenheit, ihr Geschlecht und vor allen Dingen der lebhafte Antheil, den sie an dem Gelingen derselben nahm, ihr ein Recht gaben. Zuweilen mag wohl eine empfindliche Eigenliebe durch ihre Bemerkungen sich verletzt gefühlt haben; aber sie fühlte jegliches Verdienst so lebhaft, daß sie diejenigen, welche sie durch ihre Aufrichtigkeit einen Augenblick betrübt hatte, hoffnungsvoll entließ, und nicht selten hat sie den Keim einer unbewußt schlummernden Geistesanlage entdeckt und gepflegt. Nichts entflammt so sehr zum Wetteifer als ihre Ermunterungen, und wenn ihre Freunde sich in die Rennbahn wagten, welche Lebhaftigkeit, welcher Diensteifer, welcher innige Wunsch, daß sie ihr Talent, ihren Gegenstand, selbst ihre unbedeutendsten Gedanken aufs Beste benutzen möchten! Ging sie die Werke ihrer Freunde prüfend mit ihnen durch, so war für ihre Geduld kein Umstand zu geringe. Sie stach die kleinsten Fehler gegen die Zierlichkeit und Bestimmtheit der Darstellung auf, und oft zeigte sie dabei so viel Scharfsinn und eine so freisinnige Einbildungskraft, daß diese Erörterungen selbst für einen Dritten höchst anziehend waren.

Ihr Umgang und ihre Unterredungen haben den ausgezeichneten Menschen, die in ihrer Nähe lebten, nicht nur Gelegenheit zu bedeutender Geistesentwickelung gegeben, sondern ihr Rath ist ihnen auch in einzelnen Fällen von dem größten Nutzen gewesen, und es wird wohl nicht einer von ihnen zu behaupten wagen, daß er

*) Cela est bien, mais cela n'est pas prenant, cela n'est pas impressif. On peut m'en croire dans mes observations sur l'effet, parce que je suis peuple par l'imagination.

ohne sie die Höhe hätte erreichen können, wozu er sich später erhoben.

Unter den schönen Künsten, war ihr durch Gewohnheit keine so sehr zum Bedürfnisse geworden, als die Tonkunst. Selbst Tonkünstlerin, und mit einer schönen Stimme von großem Umfange begabt, hörte sie nicht eher auf, ihre glückliche Anlage auszuüben, bis ihre Kinder im Stande waren, ihr die Zerstreuung zu verschaffen, die sie von der Harmonie verlangte. Sie wollte hier zugleich Beruhigung und Begeisterung finden, Vergessen der Wirklichkeit und Ahnung eines andern Daseyns. Diese Kunst, die unsern Geist bewegt, ohne Hülfe der Gedanken, und zärtliche Regungen weckt, ohne Rührungen zu benutzen, hatte für Frau von Stael einen Reiz, den nichts anders ihr zu ersetzen vermochte. Nicht alle Musik aber gefiel ihr, und nur Stücke, wo Silbentanz und Sangweise sich auszeichneten, konnten Eindruck auf sie machen. Die gelehrte, die geistreiche Musik sagte ihr Nichts, und als Frau Necker de Saussure einst die Bemerkung machte, daß gewisse lebhaft anregende Stücke von hoher Eigenthümlichkeit, deren man so häufig bei Haydn findet, beinahe eben so als Geist auf uns wirken, antwortete Frau von Stael: „Ich sähe es doch lieber, wenn dieser Geist gesprochen wäre.“ *) Alles was sie nicht rührte, machte sie unmuthig, wie eine getäuschte Hoffnung, aber zuweilen sah man sie auch in unbegreifliche Entzückungen gerathen. Einst zerfloß sie in Thränen, als sie die Romanze der Maria Stuart von Blasinstrumenten spielen hörte, und da lebhafte Eindrücke ihren Schöpfergeist anregten, so empfing sie, während sie rührende oder erhabene Weisen vernahm, gleichsam vom Himmel herab die Gedanken zu ihren schönsten Dichtungen.

Unter allen gesellschaftlichen Unterhaltungen aber erweckte ihr keine so lebhaften Antheil als Darstellungen auf der Bühne. Ohne von dem Genusse zu reden, den einer Frau von so viel Gefühl und so regsamer Einbildungskraft die dramatischen Meisterwerke, von den größten Künstlern dargestellt, gewähren mußten, soll hier nur von dem Vergnügen gesprochen werden, das sie als Darstellerin in dem Verein von Freunden fand, die sie

*) J'aimerois mieux que cet esprit fût parlé.

ſelber für dieſe Kunſtleiſtungen gebildet hatte. Beſonders im Trauerſpiele aufzutreten, eine göttliche Sprache redend tiefe Bewegung zu erwecken, und ſich dergeſtalt in Einklang zu ſetzen mit einer zahlreichen Verſammlung, daß ein Blick, eine Gebehrde, eine Biegung der Stimme ins Innere aller Herzen dringt, das war, nach Frau von Stael, eine Entwickelung des geiſtigen Daſeyns, ein hoher, das Mitgefühl erweckender Genuß, den Nichts zu ſchildern vermöge.

Sie brachte unſtreitig eine große Wirkung hervor. Die Begeiſterung, wovon ſie ergriffen war, gab ihren Zügen einen auffallenden und erhabenen Ausdruck; ihre blendend weißen Arme, ihre edeln und anmuthigen Gebehrden, ihre maleriſchen Stellungen, und vor Allen ihr Blick, ihr abwechſelnd finſterer, durchdringender und immer natürlicher Blick, gaben der ganzen Geſtalt eine Schönheit, die der Kunſt verwandt war, und wie der tragiſche Dichter ſie ſich gewünſcht haben würde. Ihre wohllautende, biegſame Stimme füllte den Saal und nie ward die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer kräftiger gefeſſelt. Sie beſaß freilich nicht eigentliche Künſtlergaben, aber ihr Spiel war geiſtreich und rührend im höchſten Grade; ſie preßte Thränen aus und die Wahrheit ihres Ausdruckes bewegte das Herz in ſeinen Tiefen. Alle ihre Mitſpieler wurden von ihr kräftig angeregt; ein etwas verſchiedenartig geſtalteter Verein ward unter ihrem Einfluſſe in Einklang geſetzt, und ſo wie ſie bei der Unterhaltung aus allen Mitſprechenden geiſtreiche Menſchen machte, ſo verwandelte ſie auf ihrer kleinen Bühne alle ihre Freunde in Helden.

Ihr Spiel war verſchieden bei jeder Vorſtellung, da ſie nach der Eingebung des Augenblickes ihre Rolle ſprach, und leicht in Gefahr, die Darſtellung zu verfehlen, wenn die Wirkung voraus geſehen wurde, machte ſie ſich das Vergnügen, die Erwartung abwechſelnd zu täuſchen und zu übertreffen. So ſtellte ſie zuweilen berühmte Stellen in Schatten, die man für einen Prüfſtein des Talents hält, und hob dann wieder irgend einen andern bis dahin wenig bemerkten Ausdruck ſo glänzend hervor, daß man ihn erhaben fand. Jeden Augenblick vom Herkommen der Bühne abweichend, fand ſie Mittel, das mit Eigenthümlichkeit auszudrücken, was Jedermann auswendig weiß.

Im Trauerspiele stellte sie mit starker Bewegung dar, und konnte z. B. in der Zaire ihr Kreuz nie abreißen, ohne es zu zerbrechen. Diese Bewegung wirkte jedoch nicht störend in den Augen der Zuschauer, schien ihr nur höhern Schwung zu geben, nicht aber sie in Verwirrung zu setzen; sie behielt bei allen Vorfällen auf der Bühne vollkommene Geistesgegenwart und verlor nie die Fähigkeit, sich selber und Andere zu leiten. Nichts aber war anziehender, als sie im Lustspiele zu sehen; ihr ganzes Feuer, ihre ganze Fröhlichkeit zeigten sich in ihrem Spiele; besonders belustigten sie die Zofenrollen, und es war schon etwas Komisches in dem von ihr wie von Jedermann empfundenen Gegensatze zwischen den kleinen Ränken und eigennützigen Listen der Rolle und der Hoheit der Gedanken und Gefühle der Schauspielerin.

Der Kunstvollendung ihrer Darstellung war es vielleicht nachtheilig, daß sie sich selber zu sehr in allen ihren Rollen zeigte. Sie versetzte ihre Charaktere in sich, statt umgekehrt sich in ihre Charaktere zu versetzen, und es ist zu verwundern, wie sie Charaktere, die dem ihrigen völlig entgegengesetzt waren, in allen Abstufungen darzustellen vermochte, und doch immer Frau von Stael in ihrer ganzen Eigenheit blieb; aber so war sie in ihren Schriften, wie im Umgange, immer wechselnd, und immer sie selbst.

Manche Rollen konnte sie nie recht auffassen; wenn z. B. ein Charakter sie an ein gewisses Ideal erinnerte, womit sie sich lange beschäftigt hatte, so führte sie ihn auf dieses Ideal zurück, ohne die Verschiedenheiten zu beachten. So mißlang ihr stets der Charakter der Nina, sie mochte ihn auf der Bühne oder in Schriften darstellen. Sie ahmte immer nur den dichterischen Wahnsinn nach und stellte eine Sappho oder eine Corinna dar. Die wahre Narrheit, den gestörten Zusammenhang der Gedanken, konnte sie nie fassen, und es war in ihrem Kopfe zu wohl bestellt, als daß sie solche Abweichungen hätte begreifen können.

Frau Necker de Saussure erzählt bei dieser Gelegenheit einen Zug, der Frau von Stael lebendig schildert. Während des Aufenthaltes der Frau von Stael auf dem Landgute ihrer Freundin wollte man Sprüchwörterspiele aufführen. Es wurde ein Entwurf von Marmontel, unter dem Titel: der Schwätzer, gewählt. Eine vornehme, aber kränkliche Frau will sich für einen alten

Krieger verwenden, der um ein Jahrgeld anhält, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er ihr seine Angelegenheit in wenigen Worten auseinandersetzen solle. Der Schwätzer, dem man seinen Vortrag vorher eingelernt hatte, ergießt sich in einem solchen Wortschwalle, daß seine Beschützerin die Geduld verliert und Nichts mehr von ihm hören will. Frau von Stael stellte die vornehme Frau vor. Anfangs spielte sie ihre Rolle sehr gut; sie stellte die kränkliche Abspannung, die Langeweile, den Unmuth und die steigende Ungeduld vortrefflich dar; als nun aber der Augenblick kam, den alten Krieger zu betrüben, konnte sie sich unmöglich dazu entschließen. Er hatte von seiner Frau und seinen Kindern gesprochen; er war im Grunde der beste Mensch von der Welt, und es war zu hart, ihn abzuweisen. Sie trat plötzlich aus ihrer Rolle, und die epigrammatische Spitze des Stückes gänzlich verfehlend, sagte sie ihm mit wahrer Rührung, er werde ein andermal besser thun, nicht so viel zu schwatzen, aber für dießmal wollte sie sich seiner Sache annehmen. So war Frau von Stael in der That. Sie konnte nie irgend jemand absichtlich betrüben, und sie, die so leicht ungeduldig wurde, fühlte nie die mindeste Langeweile, sobald es darauf ankam, Andern nützlich zu werden.

Von der lebhaften und anziehenden Munterkeit, wodurch Frau von Stael die Unterhaltung belebte, findet man nur zerstreute Spuren in ihren Schriften, und es ist daher desto merkwürdiger, jene Fröhlichkeit in den kleinen Lustspielen wiederzufinden, die sie für ihr Gesellschaftstheater schrieb. Diese Stücke waren voll Eigenthümlichkeit, und die Lieblingsansichten der Verfasserin zeigten sich hier in der lustigsten Verkleidung.

Bald war es eine bürgerliche Corinna, eine Signora Fantastici, Tonkünstlerin, Schauspielerin, Dichterin, die in einer kleinen schweizerischen Stadt ankommt, wo seit 200 Jahren Jedermann an jedem Tage dasselbe gethan hat. Zuerst verdreht sie einem Sohne vom Hause den Kopf, darauf dem andern, dann dem Vater, endlich der Mutter, und zuletzt dem Polizeibeamten, der sie verhaften soll, und führt Alle zusammen nach Italien. Bald ist es ein Geck, der das Bildniß seiner Geliebten gegen zwei Nachbildungen seines eigenen vertauscht, der einer geistvollen, liebreizenden Frau entsagt, weil sie ihn in der Welt verdunkelt, und endlich um eine Andere von

sehr bescheidenem Verdienste wirbt, worin er aber am Ende leider Nichts als eine Gliederpuppe findet.

Von allen diesen Stücken ist keines so kräftig komisch, als ein Lustspiel, dem eigentlich keine bestimmte Idee zum Grunde liegt: der Hauptmann Kernadec. Das Salz eines solchen Scherzes würde in einem Auszuge verfliegen, und der Hauptgedanke nur unwahrscheinlich sich zeigen; überall aber, wo das Stück von guten Darstellern gegeben wird, kann man den Eindruck beurtheilen, den es ursprünglich auf der Bühne machte. Zu einigen ernsthaften Schauspielen nahm Frau von Stael den Stoff aus der Bibel oder aus der Sage. Ohne die rührende Schönheit ihrer Sprache, ohne die Hoheit, die Aufrichtigkeit ihrer Gefühle, hätte sie nicht die Ueberzeugung haben können, daß es ihr gelingen werde, eine Gesellschaft, welche Vergnügen erwartete, in eine fromme Stimmung zu versetzen, und wäre sie gegen die Gleichgiltigkeit oder die Bedenklichkeiten ihrer Richter nicht gesichert gewesen. Diese Schwierigkeit war vielleicht desto größer, da die Zuschauer sie ahneten, und dennoch hat sie stets darüber gesiegt. Sie war innig ergriffen; es war so viel Sanftmuth in ihrem Benehmen, und wenn, wie gewöhnlich, bei der Darstellung ihrer Rollen eine gewisse dunkle Beziehung auf sich selbst durchschimmerte, verrieth sie so viel bescheidene, edle Aufrichtigkeit, daß man gleich bei ihrem ersten Auftreten bewegt war. Diese Mutter, diese Kinder, die Hauptrollen jener Stücke, rührten uns in vielfacher Hinsicht, und eine Folge entzückender Gemälde, die Frau von Stael mit Kunst herbeizuführen verstand, verbreitete einen mächtigen Zauber über das Ganze. Unter andern sah man in dem Drama: Hagar in der Wüste, eine Folge von Stellungen und Gruppirungen, die den größten Künstler hätten begeistern können.

Eines jener Schauspiele, das durch die alterthümliche und morgenländische Farbe der Sprache vielleicht das vorzüglichste war, die Sunamitin, gab der Frau von Stael zu einer merkwürdigen Charakterentwickelung Anlaß, und bewies, wie sehr ihr Talent auf sie selber rückwirken konnte. Sie wollte die mütterliche Eitelkeit in einer Frau schildern, welche vom Himmel das unerwartete Glück, Mutter zu werden, erlangt hatte, aber sich der glänzenden Gaben, womit ihre Tochter ausgestattet war, zu lebhaft erfreute, als daß sie sich hätte

entschließen können, ihr Kind, nach ihrem Gelübde, dem Herrn zu weihen. Eine sehr ergreifende Scene schilderte die Bestrafung der Sunamitin. Zu einer Zeit, welche für diese Mutter besonders heilig hätte seyn sollen, hatte sie ein Fest bereitet, wo ihre Tochter glänzen sollte. Schon hatte die Jungfrau ihre schöne Stimme hören lassen, schon zeigte sie ihren Liebreiz im Tanze, als sie plötzlich ohnmächtig, wie von einem tödtlichen Streiche getroffen, mitten unter ihren Gespielen niedersank. Diese Situation, deren kräftigen Eindruck Frau von Stael vielleicht selbst nicht geahnet hatte, ergriff sie so lebhaft, daß sie am nächsten Tage, als ihre Tochter, welche die Rolle der Jungfrau gespielt hatte, von einer leichten Unpäßlichkeit befallen wurde, in die lebhafteste Unruhe gerieth, und glaubte, sich das Schicksal der Sunamitin zugezogen zu haben.

Jene flüchtigen Erzeugnisse können beweisen, in welchem hohen Grade Frau von Stael es verstand, auf der Bühne Wirkung hervor zu bringen, eine Gabe, die schwer zu erklären ist, weil sie von keiner genau zu würdigenden Eigenschaft abhängig zu seyn scheint, und ohne Zweifel in einer besondern Stimmung der Einbildungskraft ihren Grund hat. Ihre Stücke machten immer mehr Eindruck bei der Probe, als beim Lesen, und bei der Vorstellung mehr als der Probe; je zahlreicher die Versammlung war, desto stärker und auffallender die Wirkung. Auf gleiche Weise haben ihre Werke nach dem Drucke auf ihre Freunde einen tiefern Eindruck gemacht als in der Handschrift, und je weiter sie verbreitet wurden, desto mehr gewannen sie in den Augen ihrer ersten Richter. Frau von Stael verstand die Kunst, sich der Geister im Großen zu bemächtigen, und hatte die Gabe, auf die Massen zu wirken.

Wenn man bedenkt, welchen Anspruch Frau von Stael auf dauernden Ruhm hatte, so kann man sich wundern, daß sie an theatralischen Vorstellungen so ungemein lebhaften Antheil genommen; aber sie fand eben hier, was ihr bei jedem Beifalle das Angenehmste war, die Gewohnheit, sich Andern zu verständigen, und das Vergnügen, gewisse Saiten in der Tiefe des Herzens stark ertönen zu lassen. Mehr verlangte sie nicht zum Ruhme. In den Blicken ihrer Zeitgenossen las sie gern die Verkündigung des Ranges, den künftige Jahrhun-

derte ihr zugeſtehen ſollten, und ſie genoß den gegenwärtigen Augenblick, als hätte ſie die Unſterblichkeit nicht gehofft.

Wirkungen der Zeit.

Ein geiſtvoller Schwede, dem wir eine Schilderung der Frau von Stael verdanken, Brinkmann, ſagt, jedes Jahr ihres Lebens ſey beſſer als das vorhergehende geweſen, ſo wie jedes ſpätere Werk immer durch Schreibart und Darſtellung vor ſeinen Vorgängern ſich auszeichnete. Es muß daher, da die bisher geſammelten Züge meiſt nur ihrer Jugend angehören, hier auch noch von den Veränderungen die Rede ſeyn, die ſich nach und nach bei Frau von Stael bildeten.

Sie wurde in ihrem ganzen Weſen natürlicher, je älter ſie ward. Mit der aufrichtigen Geſinnung, die ſie ſtets hatte, verband ſich immer mehr Wahrheit des Ausdruckes. Es gibt Gemüther, die ſich in der erſten Lebenszeit offener zeigen, und andere, die gleichſam in die glänzenden Nebel ihrer Täuſchungen gehüllt ſind. Frau von Stael war mehr ſie ſelbſt, je älter ſie wurde, ſey es, wie ſie ſelbſt ſagte, daß der erworbene Beifall ſie ermunterte, offen zu zeigen, was ſie ſelber ihre Seltſamkeiten nannte; ſey es, daß ſie ſich von gewiſſen romanhaften Formen frei machte, die ihre wahre Eigenthümlichkeit verhüllten. Es war vielleicht eine Zeit, wo ſie Leben, Tod, Schwermuth, leidenſchaftliche Hingebung, zu häufig im Munde führte, als aber ihre Redensarten nicht nur in den Geſellſchaftsſälen, ſondern ſelbſt in den Vorzimmern gleichſam anſteckend zu werden drohten, ward es ihr höchſt zuwider. Sie brauchte nur die Ziererei ihrer Nachahmer zu ſehen, um ſtets von Allem geheilt zu werden, was ſie lächerlich hätte machen können. „Ich wandle in Holzſchuhen auf der Erde," ſagte ſie, „wenn man mich zwingen will, in den Wolken zu leben." *)

Als ſie ſich nicht mehr auf den Standpunkt der Jugend ſtellte, die zwar glänzend ſeyn kann, aber darum doch nicht die weiteſte Ausſicht gewährt, erkannte ſie,

---

*) Je marche avec des sabots sur la terre quand on veut me forcer à vivre dans les nuages.

daß schwärmerische Gefühle nicht so gut für das Leben taugen, als sie geglaubt hatte, und sie wurde einstimmiger mit andern Menschen. Das menschliche Geschlecht hatte sie schon lange in zwei Klassen getheilt, in gefühlvolle Wesen, wozu sie selber gehörte, und in kalte, die ihr ziemlich gleichgiltig waren. Wie Pygmalions Marmorbild, schien sie nach und nach von Allem, was sie erblickte, zu sagen: das bin ich — das bin ich nicht — das bin ich wieder! Als sie im Leben vorrückte, sagte sie häufiger von allen Regungen wackerer Gemüther: das bin ich!

Sie verdankte es ihrer stets wachsenden Beurtheilungskraft, daß sie die wahren Güter des Lebens immer besser würdigen lernte. Sie verlor Nichts von ihrem Mitleid, aber Viel von ihrer zu großen Achtung gegen das Unglück. Selber glücklicher, lernte sie das Daseyn mehr als eine Wohlthat betrachten. „Wenn ich auch nicht ein künftiges Leben hoffte," sagte sie, „so würde ich doch Gott dafür danken, daß ich gelebt, daß ich meinen Vater gekannt und geliebt habe." *)

Aus demselben Grunde fürchtete sie weniger die Einsamkeit, und wußte sowohl die Schönheiten der Natur als die Uebung des Geistes besser zu genießen. „Wenn ich kein ungewöhnliches Unglück zu tragen habe," sagte sie zu ihrem Sohne, ihn zum Lernen ermunternd, „fühle ich keine Pein, bis um fünf Uhr Abends, wo meine Arbeitszeit zu Ende geht." Sie wiederholte oft, was Horne Tooke in hohem Alter zu Lord Erskine sagte: „Wenn Sie mir zehn Jahre Leben im Kerker mit Federn und Büchern verschafft hätten, so würde ich's Ihnen Dank wissen."

Frau von Stael scheint mit den zunehmenden Jahren keinen wirklichen Verlust erlitten zu haben. Sie war in ihrer Jugend eine bewundernswürdige Stegreifdichterin gewesen, aber nie hat sie aufgehört, den Stoff, welchen sie stets durch Forschen und Beobachten sammelte, als Dichterin zu benutzen; der Kreis ihrer Gedanken ward immer weiter; mehrere neue Welten erschienen nach und nach vor ihren Blicken und die Früchte ihrer allmähligen Entdeckungen waren ihre Geisteswerke. So schuf die Kenntniß von den Qualen, welche die öf-

*) Quand je n'aurois pas l'espérance d'une vie à venir, je rendrois encore grâce à dieu d'avoir vécu, d'avoir connu et aimé mon père.

sentliche Meinung zufügt, ihre Delphine; die Bekanntschaft mit Natur und Kunst Corinna; als sie die metaphysischen Ideen und den Idealismus kennen lernte, schrieb sie ihr Buch über Deutschland, und mit dem politischen und gesellschaftlichen Zustande Englands bekannt, ihr letztes Werk. Jedes Ereigniß hatte in ihrem Geiste etwas Ausgemachtes zurück gelassen, jedes Gefühl ihr eine Lehre gegeben. Die ewige Jugend des Genies behauptete ihre Rechte, während sie sich mit den Früchten der Jahre bereicherte.

Die Zeit hatte noch Schätze für sie in Verwahrung. „Ich glaube," — schrieb sie in Beziehung auf ihr Gedicht Richard Löwenherz — „ich werde ein schönes Gemälde von den Wirkungen der Einbildungskraft im reifern Alter liefern, in dem Alter, wo die Gegenstände, die sich bald verdunkeln sollen, noch von dem Purpurlichte der sinkenden Sonne erleuchtet werden."

Besonders aber bemerkte man bei Frau von Stael, je weiter sie vorwärts im Leben kam, eine größere Zurückhaltung und ein abgemesseneres Benehmen. Es hatte ihr zuweilen Unannehmlichkeiten gebracht, daß sie unbedeutenden Menschen das Recht gegeben, sie zu kränken, und darum wurde späterhin ihr Vertrauen weniger zugänglich. Manche Menschen meinten freilich, sie habe an Annehmlichkeit verloren, aber sie war nichts weniger als kalt geworden, und nur weil sie lebhafte Regungen fürchtete und vermeiden wollte, ließ sie an die Stelle ihrer ehemaligen edlen Hingebung jene Würde treten, welche Andere in einer gewissen Entfernung zu halten weiß. Sie wollte den Kreis ihrer Lieben nicht mehr erweitern und suchte nicht mehr neue Zuneigungen einzuflößen. „Es ist stets," hatte sie einst gesagt, „ein wenig Gefallsucht in den Diensten, welche die Frauen leisten, weil sie dadurch Liebe zu gewinnen suchen." *) Am Ende ihres Lebens verlangte sie kaum Dankbarkeit, und das Vergnügen, Gutes zu thun, genügte ihr. „Die Pforte meines Herzens ist verschlossen!" sagte sie, doch sie irrte sich darin. Nie ward irgend etwas Treffliches ihrem Gefühle gleichgiltig; aber es war für ihre alten

*) Il y a toujours un peu de coquetterie dans les services que rendent les femmes, puis qu'elles cherchent ainsi à se faire aimer.

Freunde ein süßer Gedanke, in dem Herzen der verehrten Frau durch jene Schranken von der ganzen Welt geschieden zu seyn.

Mit den Jahren gewann das Gründliche immer mehr die Oberhand bei Frau von Stael, und auch das Gründliche bei Andern erhielt höhern Werth in ihren Augen. Statt des Schwärmerischen stieg das Sittliche bei ihr im Preise; ihre Achtung gegen Naturgaben ging auf die erworbenen Tugenden über: Muth und Ergebung gewannen die Bewunderung, welche sie sonst den starken Regungen des Gefühls geweiht hatte. Sie selber ward ruhiger, und wenn nicht wirkliche Leiden sie drückten, schuf sie sich keine eingebildeten. Die Regungen ihres Innern konnten sich in prächtigen Wogen erheben, aber kein Sturm ihr Herz bewegen.

Auch im Innern ihres Hauses fand man sie anziehender, und mehr mit Andern theilnehmend beschäftigt. Sie zeigte sich vorsichtiger und weniger zerstreut, wenn sie dem Antriebe ihrer Güte, ihrer Großmuth folgte. Ihre abgemessenern Worte waren bedeutender, ihre Lobsprüche gaben mehr Vergnügen, als sie gerechter schmeichelten. Weniger unwiderstehlich hingerissen vom Strome ihrer Gedanken und ihrer Begeisterung, folgte sie freier dem Verlangen, zu überzeugen oder zu gefallen, und was sie an Lebhaftigkeit verloren, ward durch Tiefe und Einklang in ihrem Wesen ersetzt. Ihr bleicheres Gesicht war vielleicht noch rührender, und der glänzende Strahl des Genies vielleicht noch auffallender bei der Niedergeschlagenheit, die man in ihren Zügen las. Und wer weiß, setzt Frau Necker hinzu, ob nicht einige Vorläufer des Sturmes, der bald gegen ihr Leben sich richten sollte, einige Zeichen, welche wir zu deuten uns fürchteten, in der letzten Zeit selbst ihren unbedeutendsten Worten einen höhern Werth gaben, und den großen, feierlichen Eindruck verstärkten, den sie auf uns machte.

In einem weitern Kreise, bei fremden Völkern z. B., hat sie nie so tiefen Eindruck gemacht, als in ihren letzten Lebensjahren. In Paris zeigte sie die größte Mäßigung und Klugheit. Die große Sache der Freiheit stets verfechtend, rieth sie, in den Angelegenheiten der innern Verwaltung, den Fremden gegenüber, alle Schonung zu beobachten, welche Frankreichs Lage foderte. Sie schloß sich an die würdigsten und redlichsten Freunde der

gemäßigten Monarchie, und hat in politischer Hinsicht, wie man versichert, viel Gutes bewirkt. Man hörte sie mit großer Ehrerbietung. Ihre Vorhersagungen waren so oft durch die Ereignisse gerechtfertigt worden, daß Erfahrung zu seyn schien, was man für höhere Eingebung gehalten. Selbst gewisser, daß sie überzeugen werde, und daß sie fortan weder verkannt, noch verleumdet werden könne, sprach sie mit entscheidenderem Tone.

Frau von Stael hatte allerdings Selbstvertrauen, das aber fern von allem Dünkel war. Sie flößte um so mehr Ehrerbietung ein, da sie nicht in ihrem eigenen Namen sprach, sondern gleichsam als die Dolmetscherin der ewigen Gesetze der Gerechtigkeit auftrat. Man sah nicht die große Rednerin, welche sich freut, ihren Geist darzulegen; man sah die Verkünderin tief empfundener Wahrheiten, und die Bewunderung, die sie erweckte, verlor sich gleichsam in der Aufmerksamkeit, welche die behandelte Frage erregte. Es war nicht mehr die Rede von ihr selber; es war die Rede von demjenigen, was für Jeden das Wichtigste war, und es war die Sache der Menschen, von deren theuersten Angelegenheiten sie sprach, ihr zuzuhören. Sie hat mit den kräftigsten Farben die Gegenwart und ihre unvermeidlichen Folgen geschildert; sie hat die Volksklassen und die Völker einander, die Bedürfnisse und die Gefühle Aller einem Jeden erklärt. Man fühlte, daß sie Wahrheit verkündete, und daß die Erfahrung mit Härte wiederholen werde, was man von ihr zu lernen sich weigerte.

Selbst die Fürsten haben sie aus diesem Grunde mit lebhafter Theilnahme, und oft nicht ohne Bewegung gehört. Wenn sie mit der übernatürlichen Gewalt, welche die Gemüther ergriff, zeigte, wie die Fügungen der Vorsehung, die sie enthüllte, eine Masse von Elend erleichtert hatten; wenn sie die heilige Sache ihres Vaterlandes und der Menschheit führte, ward man von ihr hingerissen, gerührt und erschüttert. So wuchs stets der Ruf der Frau von Stael, ihr Ruhm, schon so groß in Frankreich, wurde durch die Begeisterung fremder Völker von Neuem dahin gebracht, und ohne die Zeugen des Eindruckes, den sie hervorbrachte, in Erstaunen zu setzen, durfte man sagen, ihre Beredtsamkeit habe den Rückzug von 300,000 fremden Kriegern und die Befreiung ihres Vaterlandes beschleunigt.

Zu den wohlthätigen Wirkungen, welche die Zeit auf Frau von Stael gehabt hat, muß man auch die immer größere Festigkeit rechnen, welche die religiösen Ideen in ihrem Gemüthe erhielten, und ihre immer mehr befestigte Gewohnheit, dieselben auf das wirkliche Leben anzuwenden. Ihre Bedenklichkeiten, deren Gegenstand immer die Folgen ihrer Handlungen gewesen waren, wendeten sich mehr auf die Beweggründe. Das Gebet, ein Bedürfniß für ihre Gefühle, setzte sie stets mit der Quelle aller Trefflichkeit in Verbindung und erfüllte ihr Herz mit reinem Lichte. „So oft ich allein bin, bete ich," sagte sie zu ihren Kindern. „Es gibt keine Trennung für fromme Gemüther," schrieb sie aus Schweden an Frau Necker, in Beziehung auf den Herrn von Montmorency, „weil sie sich im Gebete wiederfinden." *) Immer findet man in ihren Briefen die Bitte, für sie und ihre Kinder zu beten.

Frau von Stael hielt das Bestreben des Menschen, in das Geheimniß des Weltalls dringen zu wollen, für Stolz, und von der höhern Metaphysik redend, sagte sie: „Das Vaterunser ist mir lieber als alles dieß." In ihren langen schlaflosen Nächten wiederholte sie immer dieses Gebet, um sich zu beruhigen. Seufzer und gewisse Ausrufungen, woran sie sich gewöhnt hatte, waren bei ihr fromme Erhebungen, und in jenen Worten, die ihr oft entfuhren: „Das arme Menschengeschlecht! Ach, was ist's mit uns? O Leben! Leben!" drückte sich ein frommes Gefühl aus.

Eine Wirkung ihrer Frömmigkeit war auch jene tiefe, oft ausgesprochene Ueberzeugung, daß die göttliche Gerechtigkeit schon auf Erden ihr Amt verwalte. „Das Leben," sagte sie zu ihrer Tochter, „gleicht den Gobelin-Tapeten. Du kannst das Gewebe nicht unterscheiden, wenn du die rechte Seite ansiehst, aber auf der linken Seite erkennst du alle Fäden. Das Geheimniß des Daseyns ist die Beziehung zwischen unsern Fehlern und unsern Leiden. Alles, was ich mir je habe zu Schulden kommen lassen, ist auch die Ursache eines Unglückes geworden." **)

*) Il n'y a point d'absences pour les êtres religieux, parcequ'ils se retrouvent dans le sentiment de la prière.

**) La vie ressemble à ces tapisseries de Gobelins dont vous ne discernez pas le tissu, quand vous les voyez du beau côté, mais dont on découvre tous les fils en

Sonderbar könnte es scheinen, daß sie diese Idee einer Vergeltung mehr auf das gegenwärtige Leben, als auf das künftige anwandte. „Die katholischen Schriftsteller," schrieb sie, „machen stets Gebrauch von der Hölle. Ich wage es nicht, einen solchen Glauben zu richten, aber ich habe nie gefunden, daß er besser mache." In kummervollen Augenblicken las sie jedoch oft Fenelon's Schriften, bei welchem sie eine bewundernswürdige Kenntniß der Seelenleiden fand. Das Werk von der Nachahmung Christi, das ihr Anfangs nicht gefallen hatte, war in ihrer letzten Lebenszeit auch eine Trostquelle für sie.

Frau von Stael hatte eine kindliche Verehrung gegen die christliche Religion, sagte Brinkmann. Sie selber brauchte in ihrem letzten Werke die erhabenen Worte: Der Unglaube zermalmt den Menschen — und an einer andern Stelle: Die Religion ist das Leben der Seele.

Im Jahre 1815, als sie stets mit Unmuth gegen die Unduldsamkeit und die Ausschweifungen des Schwärmerwahnes sprach, fürchtete Frau Necker, die Religion selbst habe durch den Mißbrauch, den man von dem heiligen Namen derselben machte, in der Meinung ihrer Freundin gelitten, und sie äußerte ihre Besorgniß. „Ich betheure Ihnen, dem ist nicht also," antwortete Frau von Stael; „Mitleid ist mit meinem Unwillen verbunden, und es geht keine Viertelstunde vorüber, ja weniger könnt' ich sagen, wo nicht der Gedanke an die Gottheit meinem Herzen nahe wäre."

Doch, setzt Frau Necker de Saussüre hinzu, man muß sich mit bescheidener Mäßigung ausdrücken, wenn man von den frommen Gesinnungen geliebter Freunde spricht. Um der Welt willen muß man es thun, da viele Menschen von den Herzen der Frommen übermenschliche Tugenden zu fodern sich berechtigt glauben, aber noch mehr, wenn man an den erhabenen Gegenstand jener Gesinnungen denkt. Erheben wir unsre Blicke zu dem höchsten Wesen, so können wir keinen Sterblichen loben. Gott allein ist groß — dieses schöne Wort, das bei Ludwigs XIV. Bahre laut wurde, kann auch an dem Grabe derjenigen ausgesprochen werden, die durch

---

regardant l'autre face. Le mystère de l'existence, c'est le rapport de nos fautes avec nos peines. Je n'ai jamais eu un tort qu'il n'ait été la cause d'un malheur.

den Geiſt geherrſcht haben. Frau von Stael ſprach mit beſcheidenem Mißtrauen von ihrer Frömmigkeit. Sie zeigte nirgend Stolz, aber in religiöſer Beziehung war ſie wahrhaft demüthig. Das Gefühl ihrer Ueberlegenheit verließ ſie ſowohl vor jenen Menſchen, welchen Gott, als ſeinen Geweihten, wunderbares Licht mitgetheilt, als vor jenen Gemüthern voll ſtiller Einfalt, die ſein Feuer gereinigt hat. Sie glaubte nur auf dem Wege, aber nicht am Ziele zu ſeyn, und obgleich die Religion hienieden weder Vollkommenheit, noch Glück gewähren kann, ſo fand ſie darum nicht weniger das einzige Mittel darin, beide zu erreichen.

Letzte Krankheit.

In der ſchmerzlichen Prüfung, welche Frau von Stael, während ſie mehrere Monate lang litt, zu beſtehen hatte, blieb ihr Charakter unverändert, und wenn ſie auch zuweilen, wie ſehr natürlich, die Empfänglichkeit ihrer Seele für moraliſchen Schmerz bewährte, ſo gingen doch ihre Klagen nie in Murren über, und nie empörte ſie ſich gegen die Vorſehung. Mitten unter den ſchrecklichen Kämpfen, die bei Leiden dieſer Art ſo ſchnell von dem Körper auf die Seele übergehen, verläugnete ſich ihre unwandelbare Sanftmuth nicht einen Augenblick. Sie war bis zu ihrem letzten Athemzuge ſanft, zutraulich wie ein armes Kind, und innig dankbar gegen Alle, die ſie umgaben, gegen Fräulein Randall, die unvergleichliche Freundin, deren Sorgfalt ſo rührend, als ihre Anhänglichkeit innig war. Stets übte ſie die Tugenden aus, wodurch ſie ſich auszeichnete, und ſelbſt in ihren leidenvollſten Tagen war ſie beſchäftigt, Andern zu dienen. Am Tage nach ihrem Tode ward vom Könige die Begnadigung eines Verurtheilten bewilligt, welche ſie während ihrer Krankheit nachgeſucht hatte, und ſo that ſie Gutes ſelbſt noch nach ihrem Tode.

Auch auf ihrem Krankenbette ſagte ſie einige jener anziehenden Worte, die ſo ganz das Gepräge ihrer Eigenheit hatten. „Ich bin immer dieſelbe geweſen," ſprach ſie zu Chateaubriand: „lebhaft und traurig; ich habe Gott, und meinen Vater, und die Freiheit geliebt." Als ſie Fontenelle's Worte: „Ich bin Franzoſe, achtzig Jahre alt, und habe nie die kleinſte Tugend lächerlich gemacht," anführte, ſetzte ſie hinzu: „Das kann ich von dem geringſten Schmerze ſagen."

Allerdings ward ihr die Trennung von Kindern und Freunden ungemein schwer. Der Stoicismus, oder jene Art von schwärmerischer Stimmung, die das Herz gegen die Schmerzen der Trennung unempfindlich machen kann, lag nicht in ihrem Wesen. Besonders schmerzlich war ihr das Scheiden von ihrer Tochter. „Bei solchem Herzensglücke," sagte sie, „ist es traurig, das Leben zu verlassen." *) — „Es würde mir sehr leid thun," sprach sie zu einer andern Zeit, „wenn zwischen mir und Albertine" — ihrer Tochter, der Herzogin von Broglie — „in einer andern Welt kein Band mehr wäre." Aber wenn sie auch ungern vom Leben schied, so erschrak sie doch nicht vor dem Tode. Sie konnte die letzten Todesschmerzen wohl fürchten, und eine Einbildungskraft, wie die ihrige, konnte vor dem, uns Allen schrecklichen Gedanken der körperlichen Auflösung sich entsetzen, aber moralisch betrachtet, hatte der Tod für sie keine Schrecken. Sie behielt so viel Gemüthsruhe, daß Herr Schlegel aufschreiben sollte, was sie von den Regungen ihres Innern ihm vorsagen wollte. Immer war ihr Gedanke hoffnungsvoll auf ihren Vater und auf die Unsterblichkeit gerichtet. „Mein Vater erwartet mich am andern Ufer," waren ihre Worte. Sie sah ihren Vater bei Gott und konnte in Gott selbst nur einen Vater sehen. Diese beiden Gedanken waren in ihrer Seele verschmolzen, und von beiden unzertrennlich war der Gedanke eines gütigen Beschützers. Eines Tages, als sie wie aus einem Traume erwachte, sagte sie: „Ich glaube zu wissen, was der Uebergang vom Leben zum Tode ist, und ich bin überzeugt, Gottes Güte macht ihn uns leicht. Unsre Gedanken verwirren sich und der Schmerz ist nicht sehr lebhaft." **)

Ihr Vertrauen ward nicht getäuscht; still waren ihre letzten Augenblicke. Lange vorher, ehe sie entschlummerte, war der große Kampf geendet, und sanft entschwebte ihre Seele.

So war das Ende der Frau von Stael, und nie vielleicht war ein Genie so sehr, als sie, für liebende Gefühle empfänglich.

*) Avec une telle fortune de coeur, il est triste de quitter la vie.

**) Je crois savoir ce que c'est que le passage de la vie à la mort, et je suis sure que la bonté de Dieu nous l'adoucit. Nos idées se troublent, et la souffrance n'est pas très-vive.

Wir ſtehen hier ſtill, um ihren Gedankengang aus dem religiöſen Geſichtspunkte zu betrachten, dem einzigen, der uns erlaubt, das Geſchick eines Menſchen als Ganzes und in ſeinen Beziehungen zu dem allgemeinen Looſe der Menſchheit aufzufaſſen. Iſt es anziehend für den Sittenlehrer, den Einfluß des Lebens zu kennen, und zu wiſſen, welchen Eindruck in einem hellen Geiſte die ziemlich regelmäßig wechſelnden Ereigniſſe des Lebens zurückgelaſſen haben, ſo wird eine ſolche Prüfung nie belehrender ſeyn, als wenn Frau von Stael der Gegenſtand derſelben iſt. Sie war zu begierig nach Glück, zu feurig in allen ihren Wünſchen, als daß ſie Unfällen hätte entgehen und dem Wechſel des Schickſals ausweichen können; jedes Ereigniß machte einen tiefen Eindruck auf ein ſehr empfängliches Herz, und ließ eine Lehre in einem ſcharf beobachtenden Geiſte zurück. Das Leben hat alſo kräftig auf ſie gewirkt, und ſie hat aus dem Leben ſelbſt allen Unterricht geſchöpft, den es zu geben vermag.

Aber was iſt dieſer Unterricht? Waltet eine wohlthätige Abſicht in der allgemeinen Einrichtung menſchlicher Schickſale? Frau von Stael war davon überzeugt. Sie wollte ein Buch ſchreiben unter dem Titel: Die Erziehung des Herzens durch das Leben. Schon allein der Vorſatz, ein ſolches Buch zu ſchreiben, beweiſet, daß ſie das Gefühl einer fortdauernden Veredlung hatte.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die Erziehung, die ſie dem Leben verdankte. Begabt mit der empfänglichſten Seele, in einem Alter, wo die ganze beſeelte Schöpfung dem Rufe zur Erhöhung der Fähigkeiten zu folgen ſcheint, erweitert und übt ſie unaufhörlich ihren Geiſt. Freundſchaft und Kindesliebe haben bei ihr eine ſchwärmeriſche Stimmung. Die erſten frommen Regungen empfängt ſie auch als ein Gefühl und vielleicht als die Quelle der erhabenſten Empfindungen. Die Jugend kommt, das Alter, wo die Vernunft ſich in Zweifeln regt und zugleich die Begeiſterung ihre Flügel hebt, wo das Herz Alles, der Geiſt Nichts glaubt, wo die Unterſuchung aller Fragen zur Verwerfung aller Urtheile führt, und wo ſehr oft bei einem rauhen Stoicismus der Grundſätze die Sophismen der Leidenſchaften Nichts vermögen. Der Einfluß dieſer Lebenszeit und eines mit ihr einſtimmigen Zeitalters mag bei Frau von Stael merklich ſeyn; aber der Gedanke an die Gottheit iſt unverändert in ih-

rem Herzen geblieben, und eine frühzeitige Beobachtungsgabe führt bald zu dem großen Ergebnisse, daß die Leidenschaften nicht glücklich machen. Sie erklärt alle irdischen Gefühle für gefährlich, und bei dem Schiffbruche ihrer Hoffnungen sieht sie kein sicheres Rettungsmittel, als Mildthätigkeit und Ergebung, zwei ganz christliche Tugenden, welchen sie unter andern Namen huldigt. Späterhin richtet sie ihren forschenden Blick auf die Geschichte und die Werke des menschlichen Geistes; sie erstaunt über ihre Entdeckungen, und das Christenthum erscheint ihr in seiner wahren Gestalt. Der große Einfluß, und noch mehr die Schönheit desselben, erwecken ihre Ueberraschung. Sie fühlt, daß nur eine geheime Uebereinstimmung mit dem Herzen, und mit allem, was gut und groß in unserer Natur ist, jene Wirkungen erklären kann, und allmählig bereitet sie sich, eine der Menschheit heilsame Lehre als ein göttliches Gesetz anzunehmen. Was die Erfahrung ihr von dem Beistande und dem innigen Troste sagt, die das Gebet verleiht, befestigt sie in dieser Stimmung; aber der Schmerz sollte ihre ganze Seele wiedergebären und ihr Herz dem Christenthume öffnen.

Wenn wir erwägen, daß eben diese Bahn, die Frau von Stael so glänzend in einem höhern Gebiete durchlief, unzählige Menschen, jeder in dem ihm angewiesenen Kreise, wandeln; wenn wir sehen, wie nach dem Looſe fast jedes Menschen erst die Täuschungen der Leidenschaften kommen, dann die betrogenen Hoffnungen, dann jene Beobachtung der Einzelnen und der Welt, welche uns die Vortheile der Religion für die Sittlichkeit, für den Frieden und die Eintracht im häuslichen Kreise, fühlbar macht; endlich die im reifern Alter unvermeidlichen Schmerzen, jene mit den stolzen Regungen der Jugend nicht mehr verbundenen Schmerzen, jene Schmerzen, wo das Herz, das nicht mehr die Kraft hat, sich zu zerstreuen, aber noch Kraft zu leiden, nur allein die Stimme zu hören vermag, welche ein anderes Leben verspricht; — wenn wir das Ganze dieser Anordnung betrachten, so werden wir zu dem Gedanken geleitet, daß sie darauf berechnet sey, das Herz der Gewalt der Religion zu unterwerfen, und daß jenes Wesen, der Anfang und das Ende, der Ursprung und das Ziel, uns nur darum einen Augenblick auf den Strom des Lebens geworfen habe, weil der Lauf der Wellen uns endlich zu ihm zurückbringen muß.

Frau von Stael hat viel Gutes für ihre Zeitgenossen gewirkt, aber abgesehen von dem Beistande aller Art, den sie den Unglücklichen geleistet, von dem Vergnügen und der Belehrung, die man ihrem Umgange und ihren Schriften verdankt, soll hier nur auf den Nutzen hingedeutet werden, den sie der heiligen Sache der Religion geleistet hat. Vielleicht gerade darum that sie dieß, da sie ihre Absicht, jene Sache zu verfechten, nicht offen bekannte, aber eine tiefe Ueberzeugung, ein inniges mächtiges Gefühl sich unwillkührlich in ihren Schriften offenbarten.

Da sie nun keine Absicht ankündigte, so konnte auch der Unglaube sich nicht im Voraus gegen sie waffnen. Immer zeigte sie sich voll Sanftmuth und Einfalt. Sie sprach nicht, wie ein Schriftgelehrter, nicht wie ein strenger Prediger, aber sie zog eine neue Ueberredungskraft aus demjenigen, was sie gekannt, aus demjenigen, was sie geliebt hatte, aus Allem, was Herz und Geist erfreuen kann, und sprach zu den Weltleuten, zu den Staatsmännern, zu den Gelehrten: Alle Angelegenheiten, die eure Theilnahme erregen, haben auch mich beschäftigt, aber ich habe gefühlt, daß es nichts Großes und Dauerndes gibt ohne die Religion. Nur sie allein ist eine Stütze der gesellschaftlichen Verhältnisse, nur sie allein ist es im Unglücke, und selbst das Talent entbehrt ohne sie der höhern Eingebung. Wer sich nie zum Himmel aufschwang, hat den schöpferischen Funken nicht geraubt, und wird selbst nicht einmal den Schatten von Unsterblichkeit erlangen, den der Ruhm gibt.

Ein Genie, wie Frau von Stael, ist der einzig mögliche Glaubensprediger in einer Welt, wo Gelehrte vernünfteln und dem Leichtsinnigen Alles verächtlich ist. Ohne in das Innere des Tempels zu treten, stellte sie sich in den Vorhof, wo sie das Vorspiel anstimmte zu den heiligen Gesängen vor dem Volke mit heidnischen Herzen, das den Musen Weihrauch streut und die Propheten steinigt. Aber sie sprach vorzugsweise zu gefühlvollen Seelen. Wie der große Apostel, der zu Athen einen Altar, einer unbekannten Gottheit geweiht, gefunden hatte, sprach sie zu den zärtlichen, begeisterten Seelen: Der unbekannte Gott, den ihr anbetet, ist derselbe, den ich euch verkündige.

Zeitgenossen.

Fünften Bandes

Dritte Abtheilung.

Die französischen Staatsminister unserer Tage.

Einleitung.
I. Decazes.
II. Richelieu.
III. Dessolles.
IV. de Serre.
V. Siméon.
VI. Pasquier.
VII. Louis.
VIII. Roy.
IX. St. Cyr.
X. Latour-Maubourg.
XI. Portal.
Schlußwort.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die französischen Staatsminister.

Einleitung.

Die Regierung einer constitutionellen Monarchie soll das Organ der Einheit seyn zwischen dem Throne und der Nation. Sie muß also das Grundgesetz, welches beide verbindet, die Constitution, oder die Charte, zur Seele der ganzen Verwaltung machen. Dieß gelingt dem Ministerium, welches die Regierung darstellt, aber nur dann, wenn es, selbst durchdrungen von jener Nothwendigkeit, auf der einen Seite die Ueberzeugung des Monarchen befestigt, daß die Handhabung der Charte das einzige Steuerruder sey, um das Staatsschiff durch die entgegengesetzten Strömungen der verschiedenen Partei-Meinungen hindurch zu führen, und auf der andern das Vertrauen der Mehrheit der Volksvertreter in beiden Kammern, und das der Nation zu gewinnen und zu behaupten suchet, damit die von ihm genommenen Maßregeln, aus dem Gesichtspunkte der Charte betrachtet, die Zustimmung der Erfahrung erhalten, und ungeachtet allen Widerspruchs, dennoch zuletzt den Beifall der öffentlichen Meinung verdienen. Dort ist es daher nöthig, den Einfluß der Hofpartei, wenn es eine gibt, die anticonstitutionell gesinnt ist, auf das Gemüth des

Königs, zu entfernen; hier ist es nöthig, — vorausgesetzt, daß die Minister persönlich den Ruf der Erfahrung, der Talente und constitutioneller Grundsätze haben, — in die Kammern durch ein weises Wahlgesetz vorzüglich solche Männer zu bringen, welche im Geiste der constitutionell gesinnten Mehrheit des Volks, aus der Mitte der redlichsten, einsichtsvollsten und unabhängigsten Männer desselben gewählt worden sind.

Diese Wahl ist in Frankreich bis jetzt noch nicht auf eine im Sinne der Constitution und des Ministeriums völlig befriedigende, d. h. die Ultras beider entgegengesetzten Parteien, der Royalisten und der Liberalen, durch die Mehrheit aller redlichen Bürger beschränkende Art, ausgefallen. Denn es haben sich in den Kammern drei Parteien gebildet, die durch ein dreifaches, oft nur persönliches Interesse bewegt, die bleibende Richtung der Stimmen-Mehrheit noch immer sehr zweifelhaft machen. Einige folgen nämlich dem Einflusse der Anhänger der alten Formen vor 1789, zu denen die sogenannte Hofpartei gehört; Andre lassen sich durch die Furcht, daß die Charte nicht ganz zur Vollziehung kommen möchte, auf die Seite kämpfender Volkstribunen hinziehen; beide verwerfen jedes Ministerium, das nicht einem von ihnen ausschließend sich hingibt; noch Andre endlich stehen mitten inne, das reine Interesse der Charte und der Nation ins Auge fassend, aber auch sie bekämpfen oft mit Eigensinn die Vorschläge der Minister, wenn ihre strenge Theorie das Zeitgemäße gewisser Maßregeln nicht einsehen kann.*)

*) Eine gründliche Geschichte der Parteien in Frankreich seit der Restauration enthält des ehemaligen Volksrepräsentanten Bailleul (Vf. des Exam. crit. des mém. de M. de Staël) neuestes Werk: Situation de la France, considérée sous les rapports politiques, religieux, administratifs, financiers, commerciaux. Paris 1819. Er beweist u. a., daß die

Bei dieſen getheilten Anſichten, können die Miniſter nur durch ſiegende Beredſamkeit, durch die in die Augen ſpringende Richtigkeit und Nothwendigkeit ihrer Vorſchläge die Stimmen-Mehrheit gewinnen. Ueberall alſo, wo ſie ihres Sieges nicht gewiß ſind, ſuchen ſie durch vorhergehende vertrauliche Berathungen mit den einflußreichſten Mitgliedern der Kammern, die Anſichten und die Kräfte der Parteien, welche ſie zu bekämpfen haben könnten, zu erforſchen, und gewiſſermaßen wohl gar Verträge abzuſchließen, indem ſie Nachgeben von ihrer Seite mit dem Nachgeben von der andern auszugleichen ſuchen.

Wahrlich, eine ſehr unbequeme Stellung für Männer, die redlich geſinnt, das Gute nur wollen und die Lage der Dinge aus ihrem Standpunkte gewiß oft richtiger überſehen, als ſelbſt die geiſtvollſten und aufgeklärteſten Deputirten, welche bald vom Argwohn des Mißtrauens, bald vom Vorurtheil einer ſich unterdrückt glaubenden Kaſte, bald von der ſtrengen Unfehlbarkeit gewiſſer Anſichten, ohne den Ueberblick der Geſchäfts-Erfahrung zu haben, in ihren Urtheilen über die Regierung geleitet werden!

Es konnte nicht fehlen, daß der vortreffliche König, welcher mit eben ſo viel Einſicht als Redlichkeit, nur ſein Wort, die Charte, beobachtet und dadurch das Glück der Nation befördert ſehen will, und der dabei von den leidenſchaftlichen Anhängern des *nicht wiederherzuſtellenden Syſtems*, oft in ſeinem Gemüthe beunruhigt wird, bald dem Geiſte ſeines Miniſte-

---

Ultraroyaliſten den Namen Royaliſten nicht verdienen; denn ihre Abſicht gehe nur dahin, ſich Anſehen, Macht, Privilegien und Geld zu verſchaffen, nicht wegen des Königthums, ſondern für ſich.

riums, bald dem Geiste der Kammern sein Vertrauen entziehen mußte.

Daher in jenem Falle der öftere Wechsel seines Ministeriums; in diesem der mehrmals wiederholte Versuch von Ausnahmegesetzen und von Abänderungen des Wahlgesetzes.

Die Geschichte der Mitglieder des französischen Ministeriums hängt also genau zusammen mit der Geschichte der Regierung überhaupt, und insbesondre mit der gesetzlichen Feststellung der Wahlformen.

Wir müssen daher beide verbinden.

Um die einzelnen Veränderungen in dem Ministerium Ludwigs XVIII., welche den jedesmaligen Wechsel in dem System der Regierung bezeichnen, wie diese mitten zwischen den entgegengesetzten Forderungen der Ultras und der Liberalen, bald mehr, bald weniger die Bahn der Constitution im Auge behielt, jetzt zu den Royalisten, dann zu den Liberalen sich hinneigte, und daher bald von diesen, bald von jenen heftigen Widerspruch in den Kammern erfuhr, mit einem Blicke zu übersehen, stehe hier das Verzeichniß der verschiedenen Ministerien Ludwigs XVIII.

Das erste bestand, durch den Drang der Zeitumstände gebildet, vom Juli bis zum 25. Sept. 1815, aus dem Fürsten Talleyrand, als Präsidenten, dem Herzog von Otranto (Fouché), dem Marschall Gouvion St. Cyr, dem Baron Pasquier und dem Baron Louis.

Das zweite, seit dem 25. Sept. 1815 bis zum 24. Dec. 1818, war im Sinne des Royalismus zusammengesetzt. An der Spitze desselben stand der Herzog von Richelieu; die übrigen Minister waren der Herzog

von Feltre, der Graf Decazes, der Graf Corvetto, der Graf Vaublanc, der Graf Barbé Marbois und der Vicomte Dübouchage. Im Mai 1816 trat an Vaublancs Stelle, als Miniſter des Innern, der Präſident der Deputirten-Kammer, Lainé, und 1817 erſetzte Pasquier den Grafen Barbé Marbois im Juſtizminiſterio. Später trat der Herzog von Feltre als Kriegsminiſter ab, und der Marſchall Gouvion St. Cyr wurde ſein Nachfolger; auch wich der Seeminiſter Dübouchage dem Grafen Molé. Jetzt fing das Miniſterium an, ſich zu ſpalten; der eine Theil neigte ſich mehr zu den Anſichten der Royaliſten, der andere mehr zu denen der Liberalen hin. Im December 1818 trat noch der Deputirte Roy als Finanzminiſter an Corvetto's Stelle. Dieſer wurde aber ſchon den 29. Dec. 1818 zugleich mit dem Herzog von Richelieu, dem Seeminiſter Molé, dem Juſtizminiſter Pasquier und dem Miniſter des Innern, Lainé, wieder entlaſſen.

Das dritte Miniſterium, vom 29. Dec. 1818 bis zum 19. Nov. 1819., beſtand aus den beiden Miniſtern des vorigen: Decazes und St. Cyr, welchen der Marquis Deſſolles, de Serre, Louis und Portal an die Seite traten.

Am 19. November 1819 mußten Deſſolles, St. Cyr und Louis die Portefeuilles wieder abgeben, und in das gegenwärtige vierte Miniſterium traten ein: Pasquier, der Marquis von Latour-Maubourg und Roy. Decazes, ſeit 1815 ſich erhaltend, wurde als Präſident des Miniſter-Conſeils, Premierminiſter. Allein dieſer bisher vom Könige ſo begünſtigte Miniſter erhielt ſchon am 20. Febr. 1820 die verlangte Entlaſſung. An ſeine Stelle trat der Herzog von Richelieu.

So entſtand am 20. Febr. 1820 das fünfte Miniſterium. An der Spitze deſſelben befindet ſich als

Präsident der Herzog von Richelieu, welcher zwar Staatssecretär ist, aber mit diesem Posten die Leitung keines besondern Departements verbindet. Denn Baron Pasquier hat das auswärtige Departement behalten; an die Stelle des Ministers Decazes, im Innern, ist der bisherige Unter-Staatssecretär im Ministerium der Justiz, Graf Siméon, getreten. Die übrigen Minister, Latour-Maubourg, Roy, Portal und de Serre, sind geblieben; die Stelle des letztern aber, der sich krank zu Nizza befindet, vertritt der den 21. Febr. zum Unter-Staatssecretär im Justizministerium erhobene Graf Portalis, Pair von Frankreich. Noch wurde ein neues Departement der (bisher mit dem des Innern vereinigten) Polizei und der Departemental-Administration geschaffen, dem der Baron Mounier (ein Sohn des 1789 berühmt gewordenen Mitglieds der ersten National-Versammlung) — Pair von Frankreich — vorgesetzt ist, welcher in Polizei-Angelegenheiten unmittelbar mit dem Könige arbeitet. Endlich ward an Mirbel's Stelle der Staatsrath, Baron Capelle, zum Generalsecretär des Ministeriums des Innern ernannt.

Man zählt also jetzt neunzehn Minister, von welchen Talleyrand, Fouché, Feltre, Decazes, Corvetto, Vaublanc, Barbé Marbois, Dübouchage, Lainé, Molé, Dessolles, de Serre, Portal und Latour-Maubourg einmal, Richelieu, Gouvion St. Cyr, Louis und Roy zweimal, und Pasquier dreimal die Portefeuilles führten.

Die wichtigsten Einrichtungen, welche, um die Stellung des französischen Ministeriums zu beurtheilen, in der Geschichte der neueren französischen Gesetzgebung die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen, betreffen die

Bestimmungen über die, durch die Charte anerkannte, persönliche- und Preßfreiheit, die Finanzverwaltung oder das jährliche Budget, das Heerwesen, insbesondere das sogenannte Recrutirungsgesetz, das Recht der Petitionen, und hauptsächlich die Wahlformen, oder das Wahlgesetz, welches mit einem neuen Municipal- und Departementalgesetz verbunden, die Organisation des Innern vollenden soll.

Zur näheren Verständniß des wichtigsten unter allen, des Wahlgesetzes, von dessen Abänderung oder Beibehaltung die Fortdauer oder die Auflösung des gegenwärtigen Ministeriums — wenigstens nach dem von Decazes (am 15. Febr.) und dann von Siméon (am 17. April 1820) der Kammer übergebenen Entwurfe desselben — abzuhängen scheint, ist es nöthig, sich an Folgendes zu erinnern.

Die Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 löste die aristokratische Deputirten-Kammer von 1815 auf, in welcher die Ultras (Privilegirten) die große Mehrheit hatten. Darauf ging das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817, als dessen eigentlicher Verfasser Royer-Collard (ein strenger Doctrinair) angesehen wird, nicht ohne heftigen Widerspruch der Ultras, durch. Es wurde von der Nation mit Enthusiasmus aufgenommen, weil die darin festgesetzte Wahlart der Partei der alten Privilegirten niemals wieder die Herrschaft in der Deputirten-Kammer verschaffen konnte. Es war nämlich auf zwei Grundsätze von hoher Wichtigkeit gestützt, auf die unmittelbare directe Wahl, als Element des politischen Lebens, und auf die Wahlen durch die Mittel-Classen, als Element der Ruhe und der Stetigkeit. Dabei wurden die späterhin als unzweckmäßig angegriffenen Verfügungen der Charte, die partielle Erneuerung, die kleine Zahl und das Alter der Deputirten betreffend, beibehalten. Die

Ultras beabsichtigten daher nichts so sehr, als den Umsturz des Wahlgesetzes, welchen auch die Partei des Exministers Lainé wollte, aber Decazes widersetzte sich. Nach langem Kampfe unterlag die Partei der Anhänger des altmonarchischen oder des Feudalsystems, und die Liberalen siegten.

Dieses so sehr angefochtene Wahlgesetz ist nichts weniger als demokratisch, da nach demselben von 29 Millionen Franzosen nur 110,000 bei den Deputirten-Wahlen concurriren können. Man muß nämlich, um stimmfähig zu seyn, 30 Jahre alt seyn und jährlich wenigstens 300 Franken directe Abgaben entrichten. Das ist sechsmal mehr als das ganze Einkommen, welches in Großbritannien bei einem Freeholder erfordert wird, um bei den Parlamentswahlen mitzustimmen. Ungeachtet nun die Stimmfähigkeit bei den Deputirten-Wahlen in Frankreich ein gewisses Vermögen voraussetzt, so war dennoch in dieser Classe des wohlhabenden Mittelstandes die Nationalmeinung so wenig dem System der Ultras günstig, daß bei den Wahlen jedes Jahres, indem jährlich ein Fünftheil aus der Deputirten-Kammer austritt, gewöhnlich Liberale neu erwählt wurden, wodurch die Ultras immer mehr Stellen verloren.*)

---

*) Nach der Bibl. historique 1820, sitzen von 257 Gliedern der Deputirten-Kammer 109 links, 92 rechts und 56 in der Mitte, so daß 129 Stimmen die Mehrheit ausmachen. Wie sehr aber die Zahl der links Sitzenden, der Liberalen, zugenommen, kann man daraus sehen, daß ihrer im Jahre 1816 nur sieben waren, im J. 1817 fünf und zwanzig, und im J. 1818, fünf und achtzig. Im J. 1819 stieg ihre Zahl bis auf 109. In der eigentlich linken Seite bildet bekanntlich jetzt die Réunion Lafitte, und im linken Centrum die Réunion Ternaux den Kern. Die Gesammtheit der liberalen Pairs versammelt sich gewöhnlich beim General Grafen Maison und beim Her-

Indeß sind auch liberalgesinnte Männer, z. B. der Baron v. Staël, (s. dessen Schrift sur le renouvellement intégral de la chambre des députés. Paris 1819.) der Meinung, daß das Wahlgesetz mangelhaft sey, und daß es, unbeschadet der Charte, abgeändert werden könne; denn man müsse zwischen den Grundartikeln und den reglementarischen Artikeln der Charte unterscheiden. Jene müßten unverletzlich seyn, diese könnten ohne alle Schwierigkeit verändert werden. Uebrigens vertheidigte er die liberalen Institutionen mit Feuer und Nachdruck, gestand aber ein, daß Frankreich an der Schwelle einer unvermeidlichen Krisis stehe: denn, sagte er: „Unsere Freiheit ist ohne alle Garantie!“ —

Je mehr nun das Ministerium fürchten mußte, durch die zunehmende Stärke der Partei der Liberalen über die Grenzen der Mäßigung und Besonnenheit hinausgeführt zu werden, und dadurch sowohl die Ultras nebst der Hofpartei, als auch die strengen Theoretiker (Doctrinaires) zu Feinden zu bekommen, ja zuletzt selbst von der Kammer der Deputirten abhängig zu werden, um so fester beschloß die Mehrheit des Ministerraths, die Wahlformen auf die Art abzuändern, daß die Wahl der Deputirten mehr als bisher unter dem Einflusse der Regierung und der Aristokratie stünde. Der Justizminister de Serre, welcher sich gleich anfangs beim Vorschlage des Wahlgesetzes, gegen dessen Charakterlosigkeit erklärt hatte, unterstützte diesen Plan mit seiner ganzen Beredtsamkeit.

Allein die öffentliche Meinung war nicht so leicht gewonnen. Denn als die Rede des Königs bei Eröffnung

---

zog von Choiseul. — Barthelemy's Antrag vom 20. Febr. 1819, das Wahlgesetz aufzuheben, wird weiter unten in dem Leben von Decazes erwähnt werden.

der Kammer 1819, den 29. November, die Besorgniß, daß das Wahlgesetz abgeändert werden sollte, zu bestätigen schien, so machten geistvolle Schriftsteller von der liberalen Partei auf die Gefahren aufmerksam, welche eintreten würden, wenn man den ruhigen Gang der immer tiefer Wurzel schlagenden constitutionellen Regierung und die damit zufriedne Mehrheit der Nation auf einmal durch neue Versuche und Aenderungen zu Gunsten eines kleinen Haufens von ehemals Privilegirten stören wolle.

Der erste war Benjamin Constant, Deputirter des Sarthe-Departements, in seiner Schrift: De l'état de la France et des bruits qui circulent. (Par. 1819.) Er warnte insbesondre den Minister Decazes, sich der Faction nicht wieder hinzugeben, die ihm 1815 zu Kopfe gewachsen sey, und die er damals nicht anders als durch die königliche Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 habe in Zaum halten können.

Hierauf erklärte sich Herr de Salvandy, Verfasser der geschätzten Vues politiques, mit großer Freimüthigkeit gegen die Plane des Ministeriums, in der Schrift; Dangers de la situation présente. (Paris im December 1819.)

Gleichen Beifall fand bei der öffentlichen Meinung die zu derselben Zeit erschienene Schrift des geistvollen und durch mehrere philosophische Schriften bekannten Deputirten des Finisterre-Departements, Keratry: Réflexions soumises au Roi et aux Chambres sur le moment présent. Er hielt die Deputirten-Kammer in keinem Falle für berechtigt, sich mit Veränderungen in der Charte zu beschäftigen. Das jetzige Wahlgesetz verleihe zwar nur dem $\frac{1}{10}$ Theil der Totalität der Eigenthümer das Wahlrecht; allein die übrigen $\frac{9}{10}$ seyen damit zufrieden, weil sie ihre Interessen durch jene Wähler hinreichend gesichert glaubten.

Dieſe Unantaſtbarkeit der Charte behauptete gegen Hrn. von Staël auch der Deputirte des Cher-Departements, Devaux, in ſeinem Essai sur la revision de la Charte (Par. 1820.). Die Charte ſey ein Grundgeſetz, war ſeine Anſicht, das die Deputirten heilig achten, nicht zergliedern ſollten, da ſie als Mitglieder der geſetzgebenden Gewalt daſſelbe aufrecht zu halten geſchworen hätten. Auch der König könne es nicht abändern, da er nach demſelben nicht mehr die geſetzgebende Gewalt allein beſitze. Die Art und Weiſe einer Reviſion der Charte müſſe daher erſt für die Zukunft organiſirt werden, ehe man die Reviſion ſelbſt beſchließen dürfe. Noch fügte er die ſehr gegründete Bemerkung hinzu: durch die Leichtigkeit, mit der man ſtets durch ein permanentes berathſchlagendes Corps die Conſtitution habe modificiren können, ſey dem Kaiſer Napoleon der Weg zur abſoluten Gewalt gebahnt worden.*)

Allein de Serre ließ ſich durch dieß alles nicht irre machen; nur Decazes fing an zu ſchwanken. Doch blieb auch er, wie wir weiter unten zeigen werden, bey ſeinem Entſchluſſe ſtehn, den Kammern einen Entwurf zu einem neuen Wahlgeſetze vorzulegen.

Nach vielen Beſprechungen mit den angeſehenſten Deputirten und mehrmaligen Abänderungen des erſten Entwurfs, brachte er endlich, den 15. Febr. 1820, das neue Wahlgeſetz als Vorſchlag in die Deputirten-Kammer; und zugleich ein neues Cenſurgeſetz und ein Geſetz in Betreff der perſönlichen Freiheit. Auf beide werden wir weiter unten zurückkommen.

---

*) Auch gehört hierher die Schrift des Grafen Lanjuinais, Pair von Frankreich: Examen du Système de M. Flaugergues, établissant la dictature du Roi et des chambres, ou leur pouvoir de changer la constitution sans observer aucunes formes spéciales.

Doch auch jener Entwurf des neuen Wahlgesetzes mißfiel den Liberalen, und selbst mehreren Wortführern des Centrums und der rechten Seite. (Vergl. Appel à la raison publique, ou des dangers qui nous ménacent, par Mr. *Haken.*) Sie sahen darin nur ein Mittel, durch welches die Minister ihren Amtseinfluß auf die Deputirten vermehren wollten. Zwar läugneten die Unbefangenen nicht, daß das bisherige Gesetz einige Mängel habe; allein sie bewiesen, daß dasselbe in keinem Falle zu demokratisch sey. Was aber die meisten für das bisherige Wahlgesetz bestimmt, ist der unläugbare Grund, daß es dem Mittelstande im Vermögen und Industriebesitz in allen Ständen gleiche Rechte mit den reichen Individuen derselben in Hinsicht der politischen Befugnisse gibt.

Dagegen glaubten die Royalisten, daß, weil die beiden noch folgenden Deputirten-Reihen, die künftig zu wählende vierte und fünfte, nach allem Anschein aus republikanisch gesinnten Männern bestehen würden, so sey zur Erhaltung des Thrones eine Unterstützung aus der Corporation der reichsten Gutsbesitzer von 172 Mitgliedern in der Deputirten-Kammer höchst nothwendig. Darum begünstigt jener Entwurf vom 15. Febr. den reichen Provinzialadel, welcher meistens aus alten, nicht emigrirten Familien besteht, und der mit mehr Eifer und Kraft, als der ärmere Hofadel, die Verfassung umzustoßen streben würde. Fast allgemein sah man daher diesen neuen Entwurf des Wahlgesetzes nur als ein Mittel an, um jene Aristokratie des Adels und des Gütereichthums unter die Wähler zu bringen, wodurch eine Oligarchie des Reichthums im Grundeigenthum nicht bloß in der Classe der Departements-, sondern auch in der der Arrondissementswähler begründet werden könnte, indem die Minister hoffen dürften, ein nicht zu zahlreiches Wahlherrencorps leichter zu lenken, als ein jetzt aus 80,000 unabhängigen Wahlherren bestehendes Na-

tionalcorps. Da der Entwurf nun noch überdieß den 36. Art. der Charte aufhob, nach welchem jedes Departement dieſelbe Anzahl Deputirte wie früherhin, in die Kammer ſchicken ſoll, ſo fand er ſehr bedeutenden Widerſpruch; und man erwartete ſchon im März, daß die Miniſter ihn zurücknehmen und abermals abgeändert der Kammer aufs neue vorlegen würden.

Dieß geſchah auch wirklich den 17. Apr. 1820. Als nämlich die Regierung ſah, daß die von der Deputirten-Kammer zur Prüfung des Decazes'ſchen Entwurfs ernannte Commiſſion, deren Vorſitzender Royer-Collard war, unter der ſich jedoch kein Deputirter von der ultraroyaliſtiſchen Partei befand, obgleich in ihren Anſichten getheilt, dennoch nach der Meinung von ſieben Mitgliedern auf unbedingte Verwerfung (nur zwey Mitglieder, Lainé, der an der Abfaſſung des Entwurfs Theil genommen, und Bourdeau, erklärten ſich für die Annahme) des Decazes'ſchen Wahlgeſetzes antragen würde, ſo entſchloß ſich das Miniſterium, den ganzen Entwurf zurückzunehmen. Hierzu trug noch Folgendes viel bei. Es war in der Zwiſchenzeit eine Verbindung zwiſchen der bisherigen Oppoſition der rechten Seite und dem Centrum zu Stande gekommen, und die angeſehenſten Mitglieder jener Seite erklärten unbefangen, daß ſie das von Decazes vorgelegte Project unmöglich unterſtützen könnten, ſondern in mehreren ſeiner weſentlichſten Verfügungen angreifen müßten. Alſo war bei dem entſchiedenen Widerwillen der linken Seite und des ganzen linken Centrums gegen den Wahlentwurf des Miniſters Decazes, deſſen Schickſal leicht vorauszuſehn. An der Abfaſſung des neuen, am 17. April der Kammer unter heftigen Stürmen über die Zuläſſigkeit der Zurücknahme eines ſchon der Prüfung unterliegenden Entwurfs, vorgelegten Wahlgeſetzes ſollen die beiden vorzüglichſten Gegner von Decazes: Lainé und Herr von Villele,

einer der ausgezeichnetsten Royalisten, großen Antheil gehabt haben.

Nach der von dem Minister Siméon gegebenen Erläuterung dieses Entwurfs, soll dadurch den Ränken und geheimen Einwirkungen bei den Wahlen der Deputirten entgegen gewirkt werden, daher das System der Arrondissements-Wahlcollegien und der Candidatur als Hauptpunkte in den neuen Entwurf aufgenommen worden sind. Es hebt nämlich die directen Wahlen des Wahlgesetzes von 1817 auf, und verschafft dadurch den größeren Eigenthümern vorzugsweise denjenigen Einfluß auf die Wahlen, den bisher die Mittelklasse hatte. Jeder Bezirk eines Departements soll künftig sein eigenes Wahlcollegium haben, und so viele Candidaten vorschlagen, als das Departement Deputirte zu ernennen hat. Aus diesen Candidaten sollen die größern Eigenthümer, welche das Departements-Wahlcollegium bilden, (ein Fünftheil derjenigen, die bisher Mitglieder der Wahlcollegien waren) die Deputirten ernennen. Dieser neue Entwurf ist im Sinne der rechten Seite, deren Organ Villele, des rechten Centrums, dessen Organ Lainé ist, und der ministeriellen Deputirten abgefaßt.

So viel zur Kenntniß des Streitpunktes, welcher in der neuesten Geschichte des französischen Ministeriums überall hervortritt, und ohne dessen nähere Bezeichnung man die politische Stellung der einzelnen Männer, die dieses Ministerium gebildet haben und zum Theil noch bilden, — zu deren Leben wir jetzt übergehen, — nicht verstehen würde.

Im Allgemeinen aber können wir die Aufgabe des französischen Ministeriums nicht kürzer und treffender bezeichnen, als mit den eigenen Worten des Herzogs Decazes. Das Ministerium muß aus eigenem Antriebe dahin arbeiten, das „Königthum zu nationalisiren und die Nation zu royalisiren."

H.

Elie Herzog Decazes,

Pair von Frankreich und Staatsminister, ernannt zum französischen Botschafter in London.

Elie Decazes ward am 28sten September 1780 in St. Martin en Laye bei Libourne im Gironde-Departement geboren. Der Adel seiner Familie ist von nicht älterem Datum als 1595, wo Raymond Decazes das Diplom von Heinrich dem Vierten erhielt.

Den Anfang seiner Studien machte Elie Decazes auf dem College zu Vendôme, und setzte sie fort in der polytechnischen Schule zu Paris, in einer Zeit, die durch die Revolutionsstürme noch sehr unruhig war. Unmittelbar darauf ward er beim Hofstaate Ludwig Buonaparte's angestellt. Den Weg, welchen damals junge Männer, die sich der Magistratur oder Verwaltung widmeten, gewöhnlich einschlugen, Auscultant im Staatsrathe zu werden, wählte er nicht. Die Größe seines diplomatischen Talents, die er vom Anfange seiner ministeriellen Thätigkeit an unaufhörlich und in den wichtigsten Discussionen der französischen Kammern bewährt hat, verdankt er, wie es scheint, einzig der Natur. Zum Staatsmanne geboren, bildete er sich dazu schnell aus, ohne vielen Unterrichts zu bedürfen.

Im J. 1805 heirathete er eine Tochter des Grafen Müraire, ersten Präsidenten des Cassations-Gerichtshofes, verlor sie aber schon ein Jahr darauf durch den

Tod.*) Er war Secrétaire des Commandemens im Conseil des Hauses der Lätizia Buonaparte, Mutter des Kaisers. Ihrem und seines Schwiegervaters Einflusse verdankte er seine Anstellung beim Tribunale erster Instanz im Seine-Departement.

Im December 1809 ward er Beisitzer des Pariser Appellations-Gerichtshofes, und als solcher hat er bei drei Assisen in Paris den Vorsitz gehabt. Um dieselbe Zeit ward er in des Königs von Holland, Louis Buonaparte, Conseil berufen. Diesem bewährte er sich, bei der häufigen Entzweiung mit seinem Bruder, dem Kaiser, die zuweilen einen sehr ernsthaften Charakter annahm, und einst den Kaiser zu dem Entschlusse brachte, seinen Bruder verhaften zu lassen, als einen sehr nützlichen und mit Wärme sich seiner annehmenden Freund, verscherzte aber darüber des Kaisers Gunst. Er war bereits bei diesem in völlige Ungnade gefallen, als im J. 1814 Napoleon selbst entthront und der Thron den Bourbons wiedergegeben ward. Mit diesem Ereignisse beginnt des Herzogs Decazes Glanzepoche. Er erregte Aufmerksamkeit durch die Energie, mit welcher er die königliche Sache verfocht, durch seinen Eifer für die Anerkennung Ludwig des Achtzehnten.

Als im März 1815 die schreckenverbreitende Nachricht von Buonaparte's Landung bei Cannes nach Paris kam, stellte sich Decazes an die Spitze einer Compagnie königlicher Freiwilligen. So wenig wie eine andere konnte diese Truppe sich Lorbeeren erringen; die Verwirrung des Schreckens hatte, wie bekannt, alle Anstalten verkehrt machen lassen, und Buonaparte nahete mit Blitzesschnelle den Mauern der Hauptstadt.

Als durch Buonaparte's Ankunft in Fontainebleau der König genöthigt worden war, in der Nacht vom 19ten zum 20sten März die Hauptstadt zu verlassen, versammelte Decazes am frühen Morgen seine

*) Vor einigen Jahren vermählte er sich wieder mit der Tochter des Grafen St. Aulaire, und wurde dadurch mit dem Fürsten Talleyrand verwandt.

Garden in den Höfen des Bibliothekgebäudes auf der Straße Richelieu, und las ihnen die Proclamation vor, in welcher der König von der Nation Abschied nahm, worauf sie aus einander gingen. Furchtlos blieb er in Paris, und wohnte sogar am 25. März der Sitzung des königlichen Gerichtshofes bei, wo alle Kammern sich versammelt hatten, um zur Aufnahme des an Seguier's Stelle erwählten ersten Präsidenten, Gilbert de Voisins, zu schreiten. Man stimmte in dieser Sitzung für eine Dankadresse an Buonaparte, und feiges Streben nach der Gunst des Siegers charakterisirte überhaupt diese Versammlung. Decazes widersetzte sich nicht nur der Aufnahme des neu erwählten Präsidenten, sondern hatte auch den Muth, zu sagen: er sehe in Buonaparte nur einen Usurpator. Ein Mitglied rief aus: „Bedürfen wir wohl eines andern Beweises „von Buonaparte's Legitimität, als die Geschwindigkeit „seines Marsches? Wer sonst, als ein legitimer Sou„verän, hätte den Weg von Cannes nach Paris in 20 „Tagen zurücklegen können?" — Decazes antwortete: „Da höre ich zum ersten Mal, daß man die Legitimität sich durch Rennen erwirbt!"*)

Noch an demselben Tage traf Buonaparte in Paris ein. Alsbald erging an Decazes der Befehl, sich vierzig Lieuen weit von der Hauptstadt zu entfernen. Er flüchtete in den Schooß seiner Familie, nach Libourne, in den mittäglichen Provinzen der Monarchie. Als hier im Junius die Herzogin von Angoulême sich viele Mühe gab, im Volke neuen Enthusiasmus für die Bourbons anzufachen, that auch Decazes zu diesem Zwecke, was er vermochte.

Einige Tage vor der zweiten Rückkehr des Königs begab er sich wieder nach Paris. Schon am 7ten Julius ward er an Courtin's Stelle auf Fouché's Vorschlag zum Polizei-Präfekten der Hauptstadt ernannt. Sofort ließ er die Befehle ergehen, welche die Repräsentanten-

*) „Je n'avais pas entendu dire encore que la légitimité fut le prix de la course!"

Kammer auflöß'ten. Von diesem Tage an erhielt er nun unaufhörlich die unzweideutigsten Beweise vom Vertrauen des Königs. In den Staatsrath ward er ebenfalls berufen.

Als Polizeipräfekt beschränkte er gleich in den ersten Tagen auf eine sehr seltsame Weise die Preßfreiheit. Die französischen Tageblätter waren voll allzutreuer und beweglicher Schilderungen des Druckes, mit welchem das Daseyn der fremden Truppen auf der Nation laste. Den fremden Generalen mißfielen diese Jeremiaden, in denen zumal das französische Selbstgefühl oft ziemlich den Ton annahm, als seufze man jetzt unter der Geißel roher Barbaren. Auf Verlangen des Gouverneurs von Paris, Müffling, verbot Decazes den Journal- und Zeitungsredactoren alles Schreiben über das Daseyn der fremden Truppen, sowohl im Guten als im Bösen, unbedingt. Indeß, weislich vermied er, das Verbot in seinem Namen zu geben, und kein Franzose konnte den Verdacht hegen, er sey solcher Willkühr fähig.*) Im Gegentheil, man hegte eine günstige Meinung von ihm im Punkte der Preßfreiheit. Uebrigens hatte Decazes an mancher strengen Maßregel, durch welche die erste Zeit nach der zweiten Restauration der königlichen Regierung ausgezeichnet ist, nicht unbedeutenden Antheil. Er hielt das erste Verhör mit den beiden berühmten Unglücklichen, Labédoyère und Ney, als sie, durch seine Veranstaltung verhaftet, jener am 13ten Julius, dieser in den ersten Tagen des August, nach Paris gebracht worden waren.

Von den Wahlmännern des Seine-Departements ward Decazes um dieselbe Zeit zum Mitgliede der

---

*) Das Verbot enthielt folgendes, in's Journal général unterm 13. Jul. 1815 eingerückte Circular:

„S. Exc. le gouverneur de Paris (baron de Müffling) se plaint que les journaux s'occupent toujours des armées alliées." Il demande qu'il soit enjoint aux journalistes de n'en parler ni en bien ni en mal; il demande en outre que cette injonction soit faite aujourd'hui même. Je m'empresse en conséquence de vous faire connaître les intentions de S. Exc. et vous recommande expressement de vous y conformer sans réserve.

Deputirten-Kammer erwählt, und im September erhielt er, nach des Herzogs von Otranto Abgange, welche der Entlassung des ganzen Talleyrand'schen Ministeriums nur wenige Tage vorausging, auf des Herzogs von Richelieu Vorschlag, und von den Royalisten, besonders den Polignacs, dem Hofe empfohlen, den General-Polizeidirektor-Posten. Von nun an waren die Augen von Europa auf ihn gerichtet.*)

Am 18ten October (1815) legte er der Deputirten-Kammer den Entwurf des Gesetzes vor, durch welches der Polizeiminister und seine Agenten autorisirt werden sollten, jeden Menschen, gegen welchen Anzeigen von Vergehungen gegen des Königs Person und Gewalt, gegen die königliche Familie oder gegen die Sicherheit des Staats, (les individus prévenus de délits contre la personne u. s. w.) daseyen, zu verhaften und gefangen zu halten. Die Liberalen empörte ein solches Gesetz. Decazes selbst erklärte sich in seiner Darlegung der Beweggründe darüber folgendermaßen: „Dieses Gesetz hat zum Zwecke, der Wirksamkeit der mit der „Obhut über die geheiligten Interessen der Gesellschaft, „die Sicherheit des Staats und des Throns beauftragten Gewalt allen Nachdruck zu geben, welcher ihr nöthig ist, um jenen Menschen, — deren Herz den Gewissensbissen fremd ist, deren Herz durch Begnadigung

*) Es ist bekannt, daß die Royalisten der Kammer von 1815 allein den Herzog Decazes aus Staatsruder gebracht, unterstützt und fortgehoben haben, bis Er, vielleicht befürchtend, durch Einen von ihnen — man nannte den Herzog von Polignac — ersetzt zu werden, sich von ihnen trennte, dadurch mit ihnen (wie weiter unten erzählt wird) in die höchste Spannung gerieth, und endlich in die giftigsten Streitigkeiten verwickelt ward. Am furchtbarsten machte sich dem Minister Decazes der Baron von Vitrolles, welcher durchaus nichts zur Erhebung Decazes beigetragen hatte. Decazes wandte daher, zuletzt mit Erfolg, Alles an, um ihn zu entfernen, und Vitrolles mußte endlich bei der sogenannten Canuel'schen Conspiration (Siehe Conv. Lex. 5. A. den Art. Lyon) das Staatsministerium verlassen. Noch jetzt ist der Baron von Vitrolles in den Augen der Liberalen, seines Geistes und seiner Gewandtheit wegen, ihr furchtbarster Feind, und sie glauben, daß ihm große Mittel, um gegen die neue Ordnung des Staats Verbindungen zu bilden und zu lenken, zu Gebote stehen.

„nicht erweicht wird, welche man durch Gnädigseyn be„leidigt, welche Nichts versöhnen kann, weil es Her„zensbosheit giebt, welche nicht versöhnt werden kann „und nicht versöhnt werden will, welche, weil die Justiz „durch ihre zwar heilsamen, aber schwerfälligen Formalitä„ten zu ohnmächtig gemacht wird zum Verhindern und „leider nur allzuoft sogar zum Einhaltthun, und weil „diese Menschen, in der Finsterniß schleichend, ihre Mit„schuldigen, die von ihnen selbst zu Schlachtopfern ge„macht werden, nur durch verborgene, oft sogar ihren „eigenen Agenten verborgene Springfedern leiten, — außer „dem Bereich des Arms der Gerechtigkeit sind, die Ma„chinationen ihrer Bosheit zu vereiteln und sie an Be„gehung ihrer Attentate zu hindern!“*) —

Als am 23sten October gegen diesen Gesetzvorschlag Einwürfe gemacht wurden, die vorzüglich die Ausdehnung des Verhaftungs-Befugnisses auf eine so große Menge von Unterbeamten, denen es ertheilt werden sollte, zum Gegenstande hatten, beantwortete sie Decazes mit folgenden Worten: „Die Macht des Königs würde „nicht von hinreichend schneller Wirksamkeit seyn, wenn „Se. Majestät nicht unmittelbar durch ihre Minister han„delte. Wir haben im Monat März ein nur „allzu niederschlagendes Beispiel erlebt. „Nicht Verdächtige soll unser Arm erreichen, son„dern Solche, gegen welche Anzeigen da sind. „Es gilt ja nur bloß die Frage, den Ministern das Recht „des Verhaftbeschlusses zu geben; denn über ihre Ver„antwortlichkeit könnt ihr ganz beruhigt seyn durch ihren „Eifer für das Gute, für die Nationalehre und für das

*) „Cette loi a pour objet de donner à l'action de l'autorité chargée de veiller aux intérêts les plus sacrés de la société, la sûreté de l'Etat et du trône toute la force qui lui est nécessaire pour déjouer les trames coupables et prévenir les attentats de ces hommes étrangers aux remords, que le pardon ne peut attendrir, que la clémence offense, que rien ne peut rassurer, parce qu'il est des consciences qui ne sauraient et qui ne veulent pas être rassurées; que la justice ne peut atteindre, parceque ses formes salutaires, mais lentes, la rendent impuissante pour prévenir et trop souvent même pour réprimer, et qu'enveloppés dans l'ombre ils ne dirigent leurs complices, qui souvent sont leurs victimes, que par des ressorts cachés, souvent inconnus à leurs agents mêmes.“

„Heil des Königs.“ *) Auf dieſe Erklärung ward in derſelben Sitzung noch mit einer großen Stimmenmehrheit der Vorſchlag angenommen, und am 25ſten legte Decazes das Geſetz der Kammer der Pairs vor, welche es mit einer Stimmenmehrheit von 128 gegen 19 annahm, obgleich der allgemein geachtete Lanjuinais ſtark dagegen geſprochen und geſagt hatte, daß es ganz mit dem Verdächtigen-Geſetze (loi des suspects) zu vergleichen ſey und er darin hinſichtlich ſeiner Wirkungen Nichts finde, was mit der Suspenſion der Habeas corpus-Akte bei den Engländern und der Formel Caveant Consules bei den Römern verglichen werden könne.

Was in den Augen der Lanjuinaisſchen Partei dieſes Geſetz Gehäſſiges hatte, ſuchte Decazes ihm noch zu benehmen durch ein am 30ſten November an die Präfekten erlaſſenes Umlaufsſchreiben, worin es unter Andern hieß: „Dieſe außerordentliche Maßregel wird „bei einer weiſen Befolgung die Ruhe des Staats ſichern. „Sie würde ihn in Unruhe ſtürzen, wenn die Beamten „anſtatt mit einer gerechten Strenge, mit Willkühr ſchal„teten, wenn ſie ſich zu den unfreien Werkzeugen der „Privatleidenſchaften oder des blinden Argwohns mach„ten. Kein Bürger darf auf bloßen Verdacht, auf ein „vages Denunciren ſeiner Freiheit beraubt werden! — „Die Achtung, welche man für die Perſonenfreiheit haben „muß, macht es euch zur Pflicht, in dieſem Theile eurer „Functionen ſtets mit der gewiſſenhafteſten Umſicht eure „Schritte abzumeſſen. Die Regierung, welche von der „außerordentlichen Gewalt, mit welcher ſie momentan „bekleidet iſt, nur im Intereſſe des Staats Gebrauch „machen will, muß in der Unparteilichkeit der Präfekten „und in der Schnelligkeit ihrer Berichte die Gewährlei„ſtung ihrer Verantwortlichkeit finden, ſo wie alle Unter-

*) „La puissance du Roi ne serait point assez rapide, si S. M. n'agissait immédiatement par ses ministres; nous en avons eu au mois de mars un trop funeste exemple. Ce ne sont point des auspecta, ce sont des prévenus que nous voulons atteindre. C'est le droit de détention qu'il s'agit de conférer aux ministres, rassurés que vous êtes d'ailleurs, sur leur responsabilité par le sentiment du bien, de l'honneur national et du salut du Roi.“

„thanen Seiner Maj., so wie alle friedliebenden Men„schen darin die Gewähr finden müssen für ihre Ruhe „und für den ihnen gebührenden Schutz!“

Durch solche Umlaufsschreiben mißfiel Decazes jedoch den meisten übrigen Ministern und der Majorität in der Kammer, welche aus sogenannten ultraroyalistischen Mitgliedern bestand. Die übrigen Minister waren: Richelieu, Barbé-Marbois, Vaublanc, Dübouchage, Clarke, Corvetto. Der Geist, welcher die meisten von diesen beseelte, war zuverlässig kein liberaler, und in der Kammer sprachen in jener Zeit die Ultras ihre Meinung ganz unverholen aus. Ihr verfolgungssüchtiger, unversöhnlicher Haß gegen die Feinde des Erbadels verschmähete es schon so sehr, sich zu verlarven, daß er zuweilen in Drohungen ausbrach. So sehr die von Decazes vorgeschlagenen und auf seinen Vorschlag durchgesetzten rigoristischen Maßregeln in ihrem Geiste und ihrem Interesse waren, eben so sehr scheinen die mildernden, anders modifizirenden Circulare und geheimen Instructionen des Ministers sie erbittert zu haben. Diese intolerante Majorität der Kammer beschuldigte ihn, die Wirkung ihrer eigenen Gesetze habe er, durch die Auslegung, die er ihnen gegeben, durch die Modificationen, mit welchen er seinen Polizei-Agenten bei der Befolgung derselben selbst wieder die Hände band, vernichtet. Mehrere Male ward er sehr heftig in der Kammer angeklagt, sogar der Treulosigkeit.

Auf eine merkwürdige Art that sich dieser Argwohn der Ultras gegen ihn kund, als am 21. Dezember 1815 Lavallette aus seinem Kerker entflohn war. In der Sitzung am 23. und am 24. Dezember wurden Decazes und der Justizminister Barbé-Marbois in der Deputirtenkammer als verdächtig angegriffen, diese Flucht selbst befördert zu haben. Man trug schon darauf an, sie zu Aufschlüssen über diese Begebenheit zu nöthigen. Von diesem Augenblicke an nahm die Spannung zwischen Decazes und den ultraroyalistischen Tonangebern in der Deputirtenkammer stets zu. Decazes setzte dem sich gegen ihn erhebenden Sturme einen festen Widerstand und das Vertrauen des Königs entgegen, welches er jetzt in seinem ganzen Umfange besaß. Es scheint, dem Kö-

nige gingen bereits die Augen auf, und es ward ihm allmählich klar, daß gerade die lauteſten unter jenen Schreiern, welche ſich gern das Anſehen der Wiederherſteller des Throns und ſeiner feſteſten Stützen gegeben hätten, nur für ihre Vorrechte begeiſtert und für etwas Anderes ſich zu begeiſtern unfähig waren.

Unverholen brach der Unwille gegen Decazes auf's Neue in der Sitzung am 3. Januar 1816 aus. Bei den Diskuſſionen über das ſogenannte Amneſtie-Geſetz ließ De Bouville in einer gallſüchtigen, Haß und Verfolgungsſucht athmenden Rede von ſeinem Eifer ſich zu den Worten hinreißen: „Die Miniſter ſchwa„tzen uns vor von beſchränkenden politi„ſchen Umſtänden; andere unterhalten uns „mit dürren Theorieen; und wir, wir ſpre„chen im Namen der Ehre!“ *) Auf dieſe Worte, in welchen ſich charakteriſch die Ungeduld jener Partei ausſprach, die kein Zögern mehr ertrug, gab Decazes in edler Entrüſtung die raſche Antwort: „Und die „Miniſter reden auch im Namen der Ehre, „denn ſie reden im Namen des Königs! „Sie reden im Namen der Nation, denn ſie „reden im Namen des Königs! Sie reden „im Namen der Vernunft, denn ſie reden „im Namen des Königs!“ **) — Die ganze Sitzung war ſtürmiſch, aber Decazes wußte in ihr die rigoriſtiſchen und terroriſtiſchen Grundſätze, welche die Ultra's gern zu politiſchen Dogmen erhoben geſehen hätten, und welche die Mehrheit in der Kammer als Beweis ſeiner royaliſtiſchen Geſinnung, die ſie ihm unaufhörlich abſprach, von ihm foderte, zu mildern, ſelbſt indem er ſich die Miene gab, als füge er ſich ganz dem

*) „Les ministres nous parlent de circonstances politiques; d'autres nous entretiennent de froides théories; et nous, nous parlons au nom de l'honneur!“

**) „Et les ministres aussi parlent au nom de l'honneur, car ils parlent au nom du Roi; ils parlent au nom de la nation, car ils parlent au nom du Roi; ils parlent au nom de la raison, car ils parlent au nom du Roi!“

Drange der Umstände. Er bestritt die vorgeschlagenen Verbesserungen des Gesetzes, nannte es vollkommen übereinstimmend mit der öffentlichen Meinung, mit welcher auch wieder die Wünsche des Königs ganz im Einklang seyen, und stellte als Grundsatz auf, über Amnestie, über ein so ganz ausschließend von der königlichen Prärogative abhängendes Recht, müsse sich die Diskussion der Kammer von den Wünschen des Königs engere Grenzen setzen lassen, als bei irgend einer anderen Diskussion über Gesetzvorschläge nöthig sey. Er schloß mit den Worten: „Man hat uns Schrecken machen wollen, mit der Verantwortlichkeit, welche dieß Gesetz uns auferlegen wird. Gern nehmen wir diese ganze Verantwortlichkeit auf uns! Wir rufen sie auf unser Haupt, welches wir stets dem Dienste des Königs zu opfern bereit sind, und welches stets nur von seinen Feinden sich bedrohet glauben wird!“

Als am 7. Januar das Amnestie-Gesetz abermals der Gegenstand langer Diskussionen war, schlug der Deputirte de Trinquelague, ein Ultra, den man für einen der hitzigsten unter jenen Fanatikern hält, welche zu den Protestanten-Verfolgungen in Nimes und im Garde-Departement angespornt haben, als Verbesserung jenes Gesetzes vor, daß die Amnestie ausgedehnt werde auf alle an Privatpersonen begangenen Verbrechen, wenn sie begangen worden auf Anlaß jenes Kampfes, zu dem die Rückkehr des Usurpators nöthigte. Die Verwerfung dieses Vorschlags, mit dessen Annahme die zahlreichen Raubmörder und Straßenräuber der mittäglichen Provinzen straflos geworden wären, bewirkte Decazes sogleich, indem er mit beredter Wärme ausrief: „On vous a parlé des réprésailles exercées par les victimes des partisans de l'usurpateur. Ah, Messieurs pouvez-vous croire, qu'il se soit trouvé des assassins, des brigands sous les bannières royales? Repoussez cette horrible supposition! S'il s'en trouvait dans les rangs des défenseurs du trône, il faudrait les désavouer!“

Am 27. Januar 1816 ward Decazes in den Grafenstand erhoben. Dieser Beweis des fortwährenden

Vertrauens, mit welchem der König ihn ehrte, scheint den Haß, mit welchem die Mitglieder der Majorität in der Kammer ihn verfolgten, und so hartnäckig verfolgten, daß man es nur aus einer sehr großen Verschiedenheit der Gesinnungen und der Absichten erklären kann, noch gesteigert zu haben. Unaufhörlich ward er von der Tribüne angegriffen.

Im geheimen Ausschusse am 22. März 1816 trat de Kergorlay mit der Anklage gegen ihn auf, daß er in den Journalen und Tagesblättern ein systematisches Verleumden und Verrufen der royalistischen und religiösen Grundsätze organisire, zu welchen die Kammer sich bekenne. Diese Anklage ward erneuert in der Diskussion über das Budget von 1816 vom Grafen de la Bourdonnaye, einem der bittersten von Decazes Feinden, welcher sich verpflichtet zu glauben scheint, wenigstens Ein Mal jährlich den Minister irgend eines schwarzen Verbrechens anzuklagen. De la Bourdonnaye wollte ganz genau wissen, daß die Zeitschriften Journal général, Journal des Maires, und Annales politiques von Decazes Aufmunterung durch Prämien erhielten, wozu er sich den Fonds durch eine neulich auf die sämmtlichen Zeitschriften gelegte neue Abgabe von einem Centime für das Blatt bilde. Gegen diese grobe Beschuldigung erhoben sich zu des Ministers Vertheidigung Lizot und de Puymaurin. Der letztere versicherte, die erwähnte neue Abgabe von den Zeitschriften habe eine ganz andere Bestimmung: sie werde vom Könige ausschließend zu Gratificationen und Geschenken für würdige Gelehrte und hommes de lettres verwendet; namentlich führte er als einen der Belohnten den bekannten Herrn de Bonald an. *)

*) Dieß schien nun freilich den satyrischen Köpfen in Paris eine sehr schlechte Anwendung des Geldes, eine weit schlechtere noch, als wenn wirklich jene Beschuldigung die Wahrheit gewesen wäre. Denn jenem in Wolken sich hüllenden und hartnäckig den liberalen Ideen unzugänglich bleibenden Schriftsteller hat das französische Publikum bis jetzt noch durchaus nicht so viel Geschmack abgewonnen, daß es nicht erstaunen sollte, ihn für seine Werke sogar vom König belohnt zu sehen. Frau von Staël sagte von ihm, wie Frau Necker de Saussüre (Notice sur le caractère etc. S. CCCIX)

Indeß traten jetzt, da Decazes mit den Ultras ganz zerfallen war, die Do...inaires auf seine Seite, und bereiteten durch ihre Systeme die Gesetzesvorschläge vor, durch welche die Verwaltung seines Ministeriums so wichtig geworden ist. Man weiß, wie großen Antheil Decazes an der Ordonnanz vom 5. September 1816, (wodurch die ultraroyalistische Kammer aufgelöset und eine neue zusammen gerufen wurde) und an dem darauf folgenden Wahlengesetze vom 5. Februar 1817 (das die Wahlen zu der Deputirten-Kammer, unmittelbar von allen Eigenthümern, die 300 Franken direkte Contribution zahlten, ausgehen ließ) genommen, zu welchem er den Entwurf schon weit früher vorgelegt hatte. Nachdem die vorgeschlagenen Verbesserungen desselben, in welchen er die Tendenz sah, dem Entwurfe der Minister einen andern unterzuschieben, und einen Eingriff in das Recht des Königs zu thun, schon am 9. April bestritten hatte, erfolgte endlich die Promulgation.

Jene so berühmt gewordene Ordonnanz vom 5. September 1816 kann als die Beendigung der Periode der strengen Maßregeln, welche die antiministerielle Partei in Frankreich mit dem Namen des royalistischen Terrorismus zu bezeichnen pflegt, angesehen werden, wenigstens als die gesetzliche Beendigung derselben. Denn als fernere Aeußerungen dieses Terrorismus wurden von der ebengenannten Partei auch jene, in die Zeit kurz vor und nach der Publication der Ordonnanz fallenden Unthaten angesehen, die in Lyon verübt wurden und ungeahndet blieben.

Zu den nichtigen Phantomen von gefährlichen Verschwörungen, mit welchen man damals eine Zeitlang die Nation schreckte, und welche die Liberalen als arglistiges Truggewebe des royalistischen Terrorismus betrachteten, gehört vorzüglich der in die Periode von Decazes Verwaltung fallende Prozeß, welcher unter dem Namen der affaire des patriotes de 1816 sehr bekannt ist, und durch welchen drei Unvorsichtige, die für ihre Albernheit, wie es scheint, hart genug gebüßt hätten, wenn sie einige Zeit eingesperrt worden wären, auf eine sehr qualvolle Weise ihr Leben auf dem Schaffotte enden mußten.

---

versichert: „C'est le philosophe de l'anti-philosophie, mais cela ne peut pas mener loin!“

Diese sehr ungefährlichen und höchst unbedeutenden Menschen, von denen Einer ein Familienvater von ehrbarem Wandel und fleißiger Handwerker, und Einer ein noch sehr junger Mann war, dessen Geist eine enthusiastische Richtung genommen hatte, der aber eine bewundernswürdige Stärke der Seele verrieth, wurden auf eine höchstseltsame Weise von Polizei-Offizianten in ihr Garn gelockt. Man veranlaßte sie zu allerhand Plaudereien, man exaltirte sie, man brachte sie durch sehr gewöhnliche Mittel in Wärme, so daß sie unbefangen heraussagten, woraus von Verräthern Gift gesaugt werden konnte, und sich vergaßen bis zu leidenschaftlichen Ausbrüchen, in welchen sie die Gegenstände ihres Hasses nannten. Treuherzig theilten sie endlich einen Plan mit, der zu albern war, als daß er unter die Kategorie der gefährlichen gebracht werden konnte, der aber auch für diese drei Menschen von einer wahren Unmöglichkeit der Ausführung war, wegen der ihnen gänzlich fehlenden Mittel dazu. An den Rand des Abgrunds, der sie endlich verschlang, waren diese Menschen recht Schritt für Schritt künstlich hingeführt worden. Wenigstens war im besseren Theile der Nation fast nur Eine Stimme darüber, daß jene Hinrichtung zu den Abscheulichkeiten gehöre, die an die ärgsten Gräuel der Jakobinerperiode erinnerten, und diese Indignation sprach sich laut genug in den französischen Tagesblättern aus. Da an der Spitze der Polizei Decazes stand, so trug natürlich auch diese Begebenheit dazu bei, daß er durch bittere Ausfälle der Schriftsteller von der freisinnigen Partei in ein gehässiges Licht gestellt ward, da man annahm, daß recht geflissentlich Polizei-Werkzeuge und Spione von ihm gebraucht würden, um dergleichen Phantome zu schaffen, nach welchen rigoristische Maßregeln gutgeheißen werden müßten. Indeß sind alle diese Beschuldigungen offenbar viel zu unbegründet, als daß man sie beim Urtheile über Decazes Gesinnung und Tendenz sehr beachten dürfte. Man hat keinen Grund, ihn der Gefühllosigkeit fähig zu glauben, wo es Erreichung selbstsüchtiger Zwecke gilt, obgleich ein Labédoyère und Ney bei ihm keine Gnade und Barmherzigkeit fanden, und ihr Tod in seinen Augen wohlverdient war.

So hatte Decazes bei den Ultraroyalisten sowohl als bei den Liberalen das Vertrauen verloren, als die

Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 erschien. Indem diese Maßregeln dem politischen Einflusse der ersten Partei, die man nicht mit Unrecht weiße Jacobiner nannte, Grenzen setzte, gewann sie dem Ministerium den Beifall des großen Mehrtheils der Nation. Ja selbst die antiministerielle Partei hat es dankbar anerkannt, daß jene Ordonnanz sehr zweckmäßige, sehr richtige Anordnungen enthält, ob sie gleich behauptete, daß mit der durch sie geschehenen Verminderung der Zahl der Deputirten in die Rechte der Nation empfindlich eingegriffen worden sey, weil diese Zahl weit unter den Bedürfnissen der Nation, auch durchaus in keinem richtigen Verhältnisse zu Frankreichs Bevölkerung stehe, und, verglichen mit der englischen Volksrepräsentation (trotz den Unvollkommenheiten auch dieser,), noch mehr aber verglichen mit der der vereinigten Staaten, gleichsam nur noch als das Skelett einer Volksrepräsentation erscheine. Die vereinigten Staaten haben allerdings, dieß wird allgemein anerkannt, den Ländern, welche das Repräsentativsystem bei sich Eingang finden lassen wollen, mit einem Muster vorgeleuchtet, dessen Nachahmung nur geringe Modificationen noch nöthig macht, wie sie sich aus der Verschiedenheit der Verhältnisse, der Sitten und der geographischen Lage ergeben.

Nachdem die Ordonnanz vom 5ten September 1816 promulgirt war, richtete Decazes abermals ein besondre Instructionen darüber enthaltendes Umlaufsschreiben an die Präfekten. „Was die Convocation betrifft," „heißt es darin, „so sey es fern, daß man gehässiges „Ausschließen sich erlaube, und illegale Anwendungen der „Anordungen der hohen Polizei zu Entfernung derjenigen „Personen, welche durch das Gesetz zum Votiren auf„gefodert sind. Man sey auf Alles beständig aufmerk„sam, aber man lasse völlige Freiheit. Man enthalte „sich willkührlicher Ausdehnung auf die durch die Or„donnanz autorisirten Hinzufügungen, und welche fähig „wäre, die Wirkung einer Vorsichtsmaßregel, welche „die Klugheit gebietet, aufzuheben. Hinsichtlich der „Wahlen sey es Regel: das, was der König will, „müssen seine Mandatarien auch wollen. Zwei verschie„dene Gattungen von Interessen giebt es nicht im Staate, „und um die Parteien, welche nicht bestehen können, ohne die

„Existenz des Staats verschwinden zu machen, daß auch „kein Schatten von ihnen übrig bleibe, dazu bedarf es „nur Deputirter, welche den Willen haben, gleichen „Schritt zu halten mit dem Könige, mit der Charte, mit „der Nation, deren Wohl und Wehe gewissermaßen in „ihre Hände gelegt ist. Die Deputirten, welche sich be„harrlich von diesen tutelarischen Grundsätzen entfernt „haben, können demnach unmöglich von der lokalen Be„hörde gewählt werden, sich einflußreich machen dürfen, „und eine Gunst beim Publikum erlangen, welche zum „Nachtheil des Gemeinwohls ausschlüge. Keine Gnade „und Barmherzigkeit dem Uebelwollen, welches sich kund „gibt durch ostensible Handlungen, welches strafbaren „Hoffnungen sich hingibt und sie laut werden läßt, wel„ches in einem großen politischen und Gerechtigkeits„Akte eine günstige Gelegenheit zu Unruhstiftung und Un„fug zu finden glaubt. Das Gesetz vom 29sten October „bleibt in seiner ganzen Kraft, aber nicht, daß Miß„brauch davon gemacht werde. Die Dispositionen des„selben anzuwenden, ist eben darum einsichtsvollen Ver„waltern aufgetragen worden, daß man sich seiner zu „rechter Zeit mit Sachkenntniß bediene, und von ihnen „über ihre Operationen genaue Berichtserstattungen er„halte. Sie werden sich der öffentlichen Bekanntmachung „jener aufs Eindruckmachen berechneten und immer „durch den Styl der Uebertreibung sich auszeichnenden „Correspondenzen widersetzen, welche unter dem Deck„mantel des Royalismus ans Tageslicht zu fördern die „geheimen Gesellschaften im Besitze sind. In der Ordon„nanz des Königs werden sie nur seinen Willen, die Be„dürfnisse des Staats und die Charte erblicken. Wo sie „schwanken, werden sie sich an die Minister wenden. „Auf unumwundene Fragen werden sie nicht minder un„umwundene Antworten erhalten. Ein Geleitetwerden „von andern Personen würde sie nur verwirren können. „Ihr Amt ist von Wichtigkeit, aber die Verwaltung ist „leicht u. s. w.“ —

Am 28sten November 1816 erschien abermals auf der Tribüne, mit neuen Denunciationen gegen den Graf Decazes bewaffnet, der Graf de la Bourdonnaye, und dann Corbière, Deputirter des Isle- und Vilaine-Departements. Sie klagten ihn eines Attentats gegen

die Personenfreiheit und die Eigenthumsfreiheit an, die Petition der Tochter eines gewissen Robert unterstützend, welchen der Minister ohne alle Formalitäten verhaften lassen und noch gefangen hielt. Labourdonnaye verlangte, daß der Minister vor die Kammer geladen werde, um offizielle Mittheilungen über diesen Gewaltstreich zu machen. Da er bereits sogenannte offiziöse dem Präsidenten der Petitionen-Commission gemacht hatte, so gab die Kammer den Bescheid, man könne sich damit begnügen, und schritt zur Tagesordnung. Robert war ein Advocat in Rouen, ein unruhiger Mensch, der, wie er selbst gestand, während der Revolution schon alle Rollen gespielt hatte, seit den großen Ereignissen der Jahre 1814 und 1815 aber einen Drang in sich fühlte, die eines Polizeispions allen andern vorzuziehen, zumal da er auch in ihr nicht ganz Neuling war. Er war Redacteur einer verachteten Zeitschrift, die auf den schlechteren Kaffeehäusern in Paris cirkulirte, Fidèle ami du Roi genannt. Dann hatte er sich auch die Miene gegeben, ein Entdecker von Factionen zu seyn, glaubte allerhand Intriguen zu durchschauen, machte den Unglückspropheten, der die Monarchie in Gefahr sah, aus Empfindlichkeit, weil die Censur ihn verfolgte, ob er gleich den Invektiven, welche den Inhalt seines Journals ausmachten, den Deckmantel royalistischen Eifers gab; kurz er war unverkennbar eins der schlechteren Subjekte, für welches Theilnahme zu erregen, nur bei denen möglich war, die von seinem früheren Leben nichts wußten. Labourdonnaye und Corbière unterzogen sich diesem leidigen Geschäfte aus Haß gegen den Minister dennoch, und da die Anklage allerdings sehr gravirend war, und die Liberalen die Verfahrungsart des Ministers durchaus mißbilligten, so erregte die Sache Aufsehen. Die legalen Formen waren offenbar in der Person dieses Robert verletzt, und welch ein unwürdiges Subjekt er auch sonst seyn mochte, man behauptete, ein solches Verfahren erinnere an die Zeit der lettres de cachet. Am 7ten December lenkte Decazes die Aufmerksamkeit der Kammer selbst wieder auf Labourdonnayes und Corbières Anklage, und entschuldigte sein Verfahren vor ihr mit der räthselhaften Aeußerung, was den Verhafteten und seinen Sohn gravire, sey von solcher Wichtigkeit, „daß seine

Pflicht ihm vorschreibe, ein Stillschweigen zu beobachten, welches ihr eigenes Bewußtseyn ihm Dank wissen dürfte (que son devoir lui prescrivait de garder un silence, dont leur conscience devait lui savoir gré.)." Robert hörte inzwischen in seinem Gefängnisse nicht auf, über den Gewaltstreich des Ministers zu schreien, und verlangte, daß man ihm förmlich den Prozeß mache.

In derselben Sitzung legte Graf Decazes der Kammer drei Entwürfe vor. Nach dem ersten sollte künftig alle Büchercensur vor dem Drucke der Bücher aufgehoben seyn. Er gab an, welche Formen zu beobachten seyen bei Wegnahme solcher Schriften, die nach dem Erscheinen im Drucke als gefährlich anerkannt würden. Nach dem zweiten Entwurfe sollten an dem ziemlich verhaßten Gesetze vom 29. October 1815 über die Suspension der Personenfreiheit beträchtliche Abänderungen gemacht werden. In sehr gemäßigten und klaren Worten gab er der Kammer die Beweggründe an, warum die Regierung immer noch nicht die Wirkung dieses Gesetzes aufhören lasse. Im dritten Entwurfe schlug er vor, daß die Erscheinung der Tagesblätter und Journale bis zum 18ten Januar 1818 noch unter Autorisirung des Königs geschehen möge. Er sprach dabei seine Ansicht so aus: „daß in diesem Augenblicke die unbeschränkte Freiheit der Tagesblätter gefährlich werden könne in Hinsicht auf die dermalige Lage Frankreichs, daß sie aber, wenn man sie aus dem Gesichtspunkte von Frankreichs äußerer Lage betrachte, wirklich verderbenbringend, furchtbar, sogar unmöglich seyn würde."

Dieser dritte Entwurf fand einen sehr strengen Beurtheiler an dem bekannten Schriftsteller Fiévée im sechsten Hefte seiner Correspondance politique, deren freie Circulation selbst ein Beweis war, daß die Autoren schon die Freiheit zu genießen anfingen, welche man den Journalisten noch nicht vergönnte.

Am 18ten Januar 1817 unternahm Decazes auf der Tribüne eine Selbstvertheidigung gegen die mannichfachen Angriffe, die auf ihn bei den bisherigen Dis-

cussionen gemacht worden waren. Er nahm einen sehr hohen Ton an, und warf, wie seine Gewohnheit war, einige jener politischen Paradoxen hin, welche zwar aus dem Munde eines hochbegünstigten Ministers, der im Staate nur den Monarchen sieht, welchem er dient, nicht sehr befremden können, welche aber die vernünftigen Freiheitsfreunde stets mit Indignation zurückweisen werden. Bitter und vornehm äußerte er sich über seinen Hauptgegner Labourdonnaye, und stolz auf das Vertrauen des Königs erklärte er, daß es ihm nie einfallen werde, sich zu einer Apologie der Rechtfertigung herabzulassen. Ohne es mit ausdrücklichen Worten zu sagen, gab er doch deutlich genug zu verstehen, seine Meinung sey, wenn auch das, was den Ministern am Vertrauen der Nation und ihrer Repräsentanten (Decazes deutete hier mit der Hand auf die rechte Seite hin) fehle, nicht vollkommen durch das Vertrauen des Monarchen ersetzt werde, so gebe dennoch das letztere ihnen so unbestreitbare Ansprüche auf das erstere, daß, wenn die Nation es durchaus versagen wolle, nur der böse Wille davon der Grund seyn könne. Er ging hierauf über zu der Polizei-Institution, die er mit siegender Beredtsamkeit vertheidigte. Jeder Einsichtsvolle mußte mit ihm darüber einverstanden seyn, daß nicht in der Institution sondern nur in ihrem Mißbrauche das Gehässige liege, daß die eigentliche Polizei nichts Anderes sey als die Ordnung selbst. Diese Verständigen erkannten aber auch, daß die Ordnung nicht darin bestehe, mit spähenden Inquisitor-Blicken das Innere der häuslichen Oekonomien auszuforschen, und mit Erwählung aller Mittel ohne Unterschied sich überall einzudrängen bis ins innerste Asyl der Familien; noch darin, daß man mit dem Schreckbild gewisser Conspirationen einschüchtere, die ihr Daseyn oft bloß in der lügnerischen Angeberei strafbarer Menschen aus dem Pöbel haben, und mit denen meist kein anderer Zweck erreicht wird, als den Elenden, die sie erdichten oder doch vergrößern, Wichtigkeit zu geben; ferner nicht darin, daß eine Menge von Exceptionsgesetzen gegeben werden, deren nothwendige und durch die Erfahrung bewiesene Folge ist, daß der Staat mit Angebern bevölkert wird, und daß allzusehr jene Bande zerrissen werden, welche die eigentliche Stärke des Staats ausmachen, alle Kinder der Familie in einem und dem-

selben Interesse vereinigend. Alle diese letzteren Vorwürfe aber trafen allerdings, nach der Ansicht der liberalen Partei in Frankreich, Decazes Verwaltung als Polizeiminister.

Die Häupter der Majorität in der Kammer von 1815 — 1816 verlangten damals, daß die Polizei aufhöre, ein besonderes ministerielles Departement zu bilden, und daß sie vielmehr unter eine gewisse Anzahl von Functionärs getheilt werde. Diese Vortheile einer solchen Theilung hatten aber in jener, wie es schien noch unruhig bewegten, Zeit nicht einleuchten wollen.

In den Kammern, welche auf die von 1815 — 1816 gefolgt sind, ist der ministerielle Gang des Grafen Decazes derselbe geblieben, und doch hat man eine große Verschiedenheit darin wahrzunehmen geglaubt. Allein, da die Zeiten und der Geist der Versammlung sich geändert haben, so sind freilich Concessionen, die in der ersten Kammer von Seiten der Minister nur freiwillige gewesen wären, in der zweiten und noch mehr in der dritten Kammer gezwungene geworden und dieß schien hauptsächlich den Gang des Ministers seitdem der Nation mehr zu empfehlen.

Die Ordonnanz vom 5. September 1816, das Wahlen- und das Rekrutirungsgesetz hatten indeß die Erbitterung der Ultras aufs höchste gesteigert, und es schien, diese Faction habe sich verschworen *), die Grafen Decazes und Gouvion St. Cyr aus dem Conseil des Königs durch Kabalen zu vertreiben, da die beiden Minister mit unbesiegbarer Standhaf-

*) Dieß beweist die von Decazes im J. 1818 entdeckte sogenannte weiße Verschwörung, welche gegen die Person Ludwigs und die von ihm gegebene Charte gerichtet gewesen seyn soll. Ein völliges Licht ist über diese Conspiration blauche der Ultraroyalisten nicht verbreitet, da die Regierung für gut fand, die Untersuchungsacten geheim zu halten, die ganze Sache niederzuschlagen und den Hauptschuldigen, den General Canuel, nebst den übrigen Theilnehmern nach einer längern Verhaftung, wieder in Freiheit zu setzen.

tigkeit sich weigerten in eine Zurücknahme oder auch nur Abänderung des Wahlen- und des Rekrutirungsgesetzes einzuwilligen, wie der Herzog von Richelieu und Lainé es verlangten, indem ersterer deßhalb mit den Alliirten (zu Aachen) förmliche Verpflichtungen eingegangen zu seyn behauptete. Decazes erklärte mit Festigkeit, daß er unmöglich für die öffentliche Ruhe einstehen könne, wenn man im geringsten nur von der Verfassungsurkunde, die mit jenen Gesetzen organisch zusammenhange, abweiche. Von nun an erhob sich unter den Ministern ein Kampf, der unaufhörlich es zu gegenseitigen höchst stürmischen Erklärungen kommen ließ. Endlich in den letzten Tagen des Decembers 1818 war es mit den Spaltungen unter ihnen bereits so weit gediehen, daß, als die verfolgende Partei im Conseil einst unverholen äußerte, „es sey möglich, daß Umstände einträ„ten, wo die Alliirten auf des Königs Wunsch geneigt „seyn würden, ihre Truppen wieder in Frankreich ein„rücken zu lassen," die beiden Minister Decazes und Gouvion St. Cyr sogleich aufstanden und sich aus dem Conseil entfernten.

Dieser Schritt, eben so kühn, als er edel, dem Geschehenen ganz angemessen und national war, hatte zwar die augenblickliche Entlassung dieser beiden Minister zur Folge; allein der König sah bald ein, daß er sein Ministerium nicht mit Ultras besetzen könnte. Da sich nun auch die Herren Roy und Molé bei dieser Gelegenheit auf die Seite des Herzogs von Richelieu geneigt hatten, so wurde das ganze bisherige Ministerium aufgelöst. Richelieu, Lainé, Roy und Molé traten den 24. December aus demselben; Decazes und St. Cyr aber traten in das neue wieder ein.

Werfen wir einen Blick auf diese Periode, in welcher Decazes die meiste Aufmerksamkeit erregte und dem liberalen Theile der Nation am verdächtigsten ward, so finden wir allerdings die Zahl der rigoristischen Maaßregeln, welche der Nation mißfallen mußten, und welche von ihm der Kammer vorgeschlagen worden waren, beträchtlich. Dennoch scheint es mehr, daß er nur die französische Nation und ihre damalige Lage nicht ganz richtig beurtheilte, als daß er in ihre Rechte eingreifen

wollte. Die Umlaufsschreiben, durch welche er die nur eben auf seinen Antrag gegebenen Gesetze anders modificirte, waren keineswegs im Geiste der Majorität der Kammer. Diese Umlaufsschreiben und geheimen Instructionen, welche er während seiner Verwaltung gab, scheinen zu beweisen, daß dem ärgsten Rigorismus, durch welchen er der Nation sich verhaßt machte, fast immer ein, mit dem Munde verschwiegenes, besseres und patriotischeres Gefühl zur Seite ging. Dürfte man ihn beurtheilen ohne unaufhörlich die Schwierigkeiten des Postens im Auge zu behalten, auf welchem er stand, müßte man nicht in jener berühmten Periode vom October 1815 bis zum September 1816 ihm wechselsweise für das Harte in seinen Worten aus dem Milden in seinen Werken und für das Harte in seinen Werken aus dem Milden in seinen Worten, die Apologie machen, so würde er freilich einem strengen Gericht zu überlassen seyn, dem Richterspruche jener strengen Meinung, welche bei einem Minister weder politische Umstände gelten läßt, (die doch das ganze Leben eines Staatsmanns begleiten) noch die persönlichen Verhältnisse, die ihn als Menschen beschränken, in Anschlag bringt, welche, den Staatsmann und den Menschen abgesondert betrachtend und von der Vergangenheit und der Zukunft isolirend, aus seinen guten Absichten und seinem bewiesenen Muthe kein Verdienst macht.

Selbst eine eigentlich bestimmte Meinung über jene Verwaltungsperiode Decazes zu haben, ist vor der Hand unmöglich, da die Divergenz der mit einander im Kampfe liegenden Leidenschaften immer noch fortdauert. So viel aber erkennt man doch deutlich: die Auswanderer von 1789 und die Faction, von welcher sie jüngst am Hofe und in den Kammern repräsentirt wurden, hatten ihm Haß geschworen; seine eigenen rigoristischen Gesetze milderte er durch Instructionen, und bewies dadurch hinreichend, daß er wider Willen mit dem Strome schwamm; er wollte diese Gesetze nicht streng befolgt wissen, und setzte sich dadurch den Schmähungen und den Denunciationen der auf der Tribüne erscheinenden Ultras aus; er verlangte Abänderungen der Gesetze, die er selbst ein Jahr zuvor hatte geben lassen. Endlich muß auch erwähnt werden, daß sehr viele seiner Handlungen im Privatleben, die bekannt geworden sind, seinen Cha-

rakter ehren,*) und im Urtheile über ihn mehr leiten müssen, als die Stimme der Leidenschaft und des Vorurtheils, von welcher Jeder, der auf einem Posten steht, wo die theuersten und unmittelbarsten Interessen der Gesellschaft sich so nahe an ihn drängen, über sich aburteln und den Stab brechen lassen muß. Sowohl die Ultras als die Demokraten verfolgten ihn mit Invektiven. Freilich scheint es, ein Minister, der damals die Regierung auf die einzig wahren Principe, die ihre Erhaltung sichern konnten, zurückzuführen wähnte, hatte nur drei Wege vor sich, die er einschlagen konnte. Entweder er mußte dem Sturme trotzen und des Geschreies keiner Gegenpartei achten, oder er mußte sein Amt niederlegen, oder er mußte als ein kluger Schiffer laviren. Das Erste war, wie die Dinge damals standen, für Decazes unmöglich; das Zweite vertrug sich nicht mit jenen wohlwollenden Absichten, die man ihm zutrauen muß, und die er geheim hielt, vielleicht auch nicht mit den Berechnungen seines Ehrgeizes. Er wählte also das Dritte, — was seine Gegner das Schaukelsystem, la bascule, nannten, — wobei neben minderer Gefahr mehr Hoffnung des Gelingens war. Das gesunde Urtheil des Königs, der entschlossen schien, das Gebäude seiner Regierung auf Vernichtung aller in die Extreme ausschweifenden Parteien zu gründen, war dabei sein mächtiger Beistand. Indeß der Plan war nicht von gleicher Leichtigkeit der Ausführung als Rühmlichkeit der Entwerfung, und so sah man

*) So bezeugte Benj. Constant selbst in einer Schrift (s. die Einleitung), daß er persönlich dem Herrn Decazes große Verbindlichkeiten habe. Er war nämlich auf die Proscriptionsliste vom Juli 1815 eingetragen; er kannte den Herrn Decazes nicht, und hatte nicht den mindesten Anspruch auf seine Gewogenheit. Decazes war beauftragt, ihm den willkürlichen Befehl zu eröffnen, und hörte Constants Einwendungen an, die jedoch weder in einem Widerrufe seiner Grundsätze, noch in einer Entschuldigung bestanden; denn Constant scheute sich nicht zu erklären, daß er in ähnlichen Umständen dasselbe thun würde, was er gethan hatte, um dazu beizutragen, die fremden Heere von Frankreich abzuwenden u. s. w. Decazes legte diese Vertheidigungsgründe dem Könige vor; der König erkannte das Gefühl eines Franzosen, und strich Constants Namen mit eigener Hand aus der Liste aus.

bald darauf, daß für das Heil des Throns dieselben Maximen despotischer Strenge geltend gemacht wurden, welche früher von den Revolutionärs für das Heil des Volks geltend gemacht worden waren.

Die geistreichsten Urtheiler über den Grafen Decazes in dieser Periode waren die Herausgeber der Minerve Française. Frau von Staël sagte 1816 vom Ministerium: Je ne l'aime pas, mais je le préfère. C'est une barrière de coton contre le retour des anciens abus, mais enfin c'est une barrière!

Jetzt öffnete sich für den beneideten und mächtigen Günstling des Königs eine erweiterte Bahn.

Der Polizeiminister Decazes hatte durch seinen Sieg über Richelieu, das liberal-constitutionelle System zum herrschenden erhoben. In diesem Sinne wurde das neue Ministerium zusammengesetzt. Der König ernannte durch die Ordonnanz vom 29. Dec. 1818, den Marquis Dessolles zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, und (was Decazes aus Klugheit damals nicht suchte, ob er gleich als der eigentliche Schöpfer des neuen Ministeriums betrachtet werden muß) zum Präsidenten des Minister-Conseils; de Serre wurde zum Siegelbewahrer und Justizminister; der Graf Decazes, an Lainé's Stelle, zum Minister des Innern; Baron Portal zum Marine- und Baron Louis zum Finanzminister ernannt. Der Marschall Gouvion St. Cyr blieb Kriegsminister. Merkwürdig ist die in derselben Ordonnanz angekündigte Aufhebung des Polizeiministeriums. Diese war, auf des Grafen Decazes Vorschlag, dem mehrmals geäußerten Verlangen der liberalen Partei gemäß, schon früher in dem Minister-Conseil beschlossen worden; sie sollte von jetzt an mit dem Ministerium des Innern vereinigt bleiben.

Das neue Ministerium fand in Frankreich im Allgemeinen Beifall. Decazes befestigte sich dadurch in dem Vertrauen des Königs, der ihm bereits mehrere Beweise seiner Erkenntlichkeit gegeben hatte. Im Jahr 1815 ward er in den Grafenstand erhoben, und den 7ten Januar 1818 zur Errichtung eines gräflichen Majorats

autorisirt. Durch die Ordonnanz vom 31. Jan. 1818 ernannte ihn der König zum Pair von Frankreich. Auch seine Vermählung im J. 1815 mit dem Fräulein von St. Aulaire, einer Verwandtin des Hauses Holstein-Glücksburg, hatte den Grafen Decazes in günstige und bedeutende Familienverhältnisse gebracht. Der König von Dänemark ertheilte ihm, in Rücksicht auf diese Verbindung, das holsteinische Indigenat, nebst dem Titel Herzog von Glücksburg; und die Herzogin von Angouleme hob die erstgeborene Tochter des Grafen Decazes aus der Taufe.

So im Besitz großer Glücksgüter, strebte Graf Decazes nach dem Ruhme, sich als Minister sowohl im Vertrauen des Königs zu behaupten, als auch die Mehrheit in den Kammern nicht zu verlieren; dabei suchte er noch die Prinzen und die Häupter der Ultras für sich zu gewinnen. Diese schwere widersprechende Aufgabe konnte ihm nur dann gelingen, wenn er den geraden constitutionellen Gang befolgte, und den Umtrieben der Ultras von beiden Parteien, der Liberalen wie der Royalisten, mit gleicher Festigkeit und Gewandtheit einen Damm entgegensetzte.

In dem Ministerium des Innern stand dem Grafen Decazes ein talentvoller Mann zur Seite, der Staatsrath Guizot. Dieser gehört zu den politischen Theoretikern, welche man Doctrinaires nennt. Er wurde unter der unmittelbaren Aufsicht von Decazes zum Generaldirector der am 6. Jan. 1819 verordneten Centraldirection der Communal- und Departemental-Verwaltung ernannt. Noch arbeiteten unter Decazes die Herren Mirbel, Duvergier und de Hauranne.

Am heftigsten sprachen sich im Drapeau blanc und im Conservateur die strengen Royalisten gegen Decazes und das System der Minister aus; daher erschien im Moniteur der berühmte Artikel gegen die Ultras vom 18. Februar 1819. Die bisherige liberalgesinnte Opposition aber zeigte seitdem weniger Widerstand gegen das Ministerium. Dieß war der Grund, weßhalb der abgegangene Minister Lainé, der sonst nicht mit den Ultras übereinstimmend dachte, unter die Fahnen von Villèle und

Corbière trat und seinen Platz in der Kammer auf der rechten Seite nahm.

Decazes wandte jetzt seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf eine neue Organisation des Staatsraths; hierauf errichtete er beim Ministerium des Innern ein besonderes Conseil für den Ackerbau und ein anderes zur Organisirung der Nationalgarden. Neun Departements erhielten neue Präfecten, die dem System der Regierung geneigt waren. Zugleich bewirkte er eine Milderung in den Maßregeln gegen die durch das Gesetz vom 18. Juni 1816 verbannten Régicides. Die Strafe wurde neun und zwanzig derselben (darunter Alquier, Cambacérès, Rabaut-Pommier, Poullain-Grandpré) ganz erlassen; andern, z. B. Tallien, Real, Laloi, Lamarque und Pelletier, wurde ein unbestimmter Aufschub der verfügten Strafe bewilligt. In der Folge erhielten auch Soult, Maret Herzog von Bassano, Savary Herzog von Rovigo, die Generale: Grouchy, die Brüder Lallemand, Drouet, Lefebvre-Desnouettes, Mouton, Arrighi, Hülin und mehrere andere Verbannte die Erlaubniß zur Rückkehr; andere, wie Lavalette, wurden begnadigt, oder, wie Drouet und Cambrone, gerichtet und freigesprochen; zuletzt im Februar 1820 auch General Gilly.

Unterdessen hatten die mit dem Geiste des neuen Cabinets sehr unzufriedenen Ultraroyalisten einen Plan entworfen, um den Liberalismus und die Minister zugleich mit dem Wahlgesetze zu stürzen. Von ihnen dazu überredet, schlug nämlich in der Pairskammer (den 20. Febr. 1819) der Marquis von Barthelemy die Aufhebung des Wahlgesetzes vom 5. Febr. 1817 vor. Ganz Frankreich gerieth dadurch in Unruhe, und lebhaft erhob sich dagegen der Graf Decazes in einer Rede, die man späterhin ihm als Beweis seines Abfalls von seinen eigenen Grundsätzen zum Vorwurf machte. Wie Decazes, so sprachen noch für das Wahlsystem Dessolles und mehrere Pairs, als Graf Lanjuinais, Clermont Tonnere, Graf Boissy d'Anglas, die Herzoge von Choiseul, Broglio, Larochefoucault u. A. m. Gleichwohl ward Barthelemy's Vorschlag von der Mehrheit in der Pairskammer (den 2. März) genehmigt. Die Minister bewogen daher

den König (den 5. März), ein und sechzig neue Pairs und bald darauf noch neun andere zu ernennen, unter welchen sich sämmtliche Marschälle und funfzehn ehemalige Pairs, die durch die Verordnung vom 24. Juli ausgeschlossen worden waren, (u. a. Suchet, Moncey, Lefebvre, Davoust, Jourdan, Mortier, der Herzog von Piacenza, der Herzog von Cadore, Graf Rapp, Graf Daru, Graf Chaptal) befanden. Hierdurch gewannen die Minister die Mehrheit in der Pairskammer, welche jetzt 278 Mitglieder, mithin zwanzig mehr als die Deputirten-Kammer, zählte. Da nun auch in der zweiten Kammer die Constitutionellen die Mehrheit ausmachten, welche den 23. März, auf des Grafen Beugnot, als Berichterstatters, Antrag, den Beschluß der Pairskammer wegen Veränderung des Wahlgesetzes verwarf, so war der Sieg des Ministeriums entschieden. Die Regierung bewirkte sogar die Aussetzung der Verhandlungen über den Gesetzentwurf, welcher die Verantwortlichkeit der Minister betraf; dafür ging sie auf Lafayette's Vorschlag ein, zur zweckmäßigeren und definitiven Organisirung der Nationalgarden eine Commission niederzusetzen; auch legte sie den Kammern die längst von der Nation erwarteten gesetzlichen Entwürfe zur Feststellung der Preßfreiheit vor (siehe de Serre), nach welchen, vom Mai 1819 an, der bisherige Censurzwang in Ansehung der Zeit- und Flugschriften ganz aufhörte, indem durch die Gesetze vom 17. Mai, vom 26. Mai und vom 9ten Juni 1819 den Mißbräuchen der Preßfreiheit vorgebeugt ward.

Einen Beweis von der Festigkeit, mit welcher jetzt das Ministerium die Ultras von beiden Theilen in Schranken hielt, gaben die Verhandlungen über die gänzliche Zurücknahme der Proscriptionsliste. Decazes und de Serre widersetzten sich mit Erfolg, und als der Deputirte Bignon die auffallende Aeußerung wagte, daß er im Besitze eines den Ministern furchtbaren Geheimnisses sey, so forderte ihn Decazes (d. 19. Jun.) mit Entschlossenheit auf, dieses Geheimniß zu enthüllen, oder gewärtig zu seyn, daß ihn jeder rechtliche Mann für einen Verläumder erklären werde. „Das Ministerium, setzte Decazes unter lautem Beifallrufen hinzu, will sich keiner gegründeten Klage entziehn, denn es hat keine zu fürchten; aber solche geheime Angriffe muß es fürchten, und

darf sie nicht dulden." Damit war Bignon, der eine ausweichende Antwort gab, zum Schweigen gebracht. Nachdem hierauf auch das Finanzgesetz mit einer großen Mehrheit durchgegangen war, schlossen beide Kammern ihre Sitzungen (den 17. Juli).

Unter dem, was Decazes in seiner jetzigen Verwaltung leistete, wo er drei Ministerien, das der Polizei, des Cultus und des Innern vereinigte, und in der That, ohne den Namen zu haben, erster Minister war, — muß vor allem die von ihm wieder veranstaltete öffentliche Ausstellung der Erzeugnisse des französischen Kunstfleißes in den Sälen des Louvre (im August 1819) genannt werden. Sie enthielt die überzeugendsten Proben von der Thätigkeit, mit welcher unter dem Schutze einer freien Verfassung die edelsten Kräfte Frankreichs zu einer vorher nie gesehenen Ausbildung sich erhoben hatten. Zugleich ward, auf Decazes Vorschlag, bei dem Ministerium des Innern ein allgemeiner Handels- und Manufacturrath errichtet. Eben so thätig war Decazes in dem mit dem Ministerium des Innern verbundenen Zweige des öffentlichen Unterrichts, dessen Leitung einer provisorischen Commission übertragen war. Indeß hatte der Minister auch hier mit zwei Parteien zu kämpfen; oder er stand vielmehr zwischen beiden als unbefangener Beobachter, und suchte eben so sehr die Wünsche der Nation, als die des Hofes und der Geistlichkeit zu berücksichtigen. Dieß war vorzüglich der Fall bei der Einrichtung der Elementarschulen. Bisher hatten die sogenannten Ignorantins (Frères de la doctrine chrétienne) den Primärschulen vorgestanden, und sich von der Oberaufsicht der Commission des öffentlichen Unterrichts unabhängig erhalten wollen. Decazes gab hierin zwar nicht nach; allein er nöthigte sie auch weiter nicht, von ihrer alten Lehrart abzugehen, welche die Geistlichkeit und der Hof als ein Beförderungsmittel der Moral und Religion in Schutz nahmen. Dagegen erklärte sich die Nation und die liberale Partei für die in Frankreich früher entstandene und jetzt aufs neue von England her dahin verpflanzte und weiter ausgebildete Methode des wechselseitigen Unterrichts, weil sie mehr geeignet sey, unter den großen Haufen des Volks Licht zu verbreiten. Der Minister beförderte daher einen rühmlichen Wetteifer unter

beiden Arten von Schulen, indem er beide schützte und in öffentlichen Sitzungen Preismedaillen an die verdientesten Lehrer, sowohl nach der alten als nach der neuen Methode, austheilen ließ. Doch gestattete er zugleich auch den Missionären der Jesuiten und andern Geistlichen, die vom Hofe begünstigt waren, auf die sogenannte Bekehrung des Volks oft mehr einzuwirken, als es mit der öffentlichen Ruhe sich vertrug. Sehr zweckmäßig ward bei den höheren Schulen (Collèges) im Jun. 1818 ein Lehrstuhl der Geschichte errichtet. Auch wurde in jedem Departement ein Gelehrter ernannt, um in demselben die Spuren der Vorzeit aufzusuchen und eine ausführliche Beschreibung aller schon bekannten und noch unbekannten Gegenstände einzusenden.*) Ein allgemeines Gesetz aber, das den öffentlichen Unterricht im ganzen Reiche ordnete, kam nicht zu Stande.

Decazes stieg jetzt in der Gunst des Königs immer höher; allein in der öffentlichen Meinung fing der beneidete Minister an zu sinken. Dieß zeigte sich bei den Wahlen zu der neuen Kammer der Deputirten im September 1819. Es wurden zwar wenige Ultras gewählt, aber auch viele von dem Minister empfohlene Candidaten mußten Anhängern von der liberalen Partei nachstehen. Am meisten erzürnte den Minister und den Hof, in dessen Gunst sich Decazes vorzüglich zu erhalten suchte, die Wahl des ehemaligen, in der Geschichte der Revolution als Jakobiner bekannten, Bischofs Gregoire zum Deputirten (des Isere-Departements).**) Auf der andern Seite ward die Nation durch den von der Regierung geduldeten Unfug, den die Missionarien an mehreren Orten mit ihrem fanatischen Bußeifer, z. B. in

*) Von den gesammelten Berichten aller Gelehrten, die zu dieser Arbeit den Auftrag erhalten haben, sieht man einem vortrefflichen Gesammtwerke entgegen. Unter andern eingegangenen Schriften wird ein Bericht des jüngeren Professors Schweighäuser aus Straßburg, über einige Alterthümer in den Vogesen, mit vielem Lobe erwähnt.

**) Bekanntlich ward die Rechtmäßigkeit seiner Erwählung nicht anerkannt, und er daher (den 6. Dec.) aus der Deputirtenkammer ausgeschlossen.

Brest, wo Decazes selbst die Mission genehmigt hatte, trieben, so wie durch die Ansiedelung der Jesuiten, zur Unzufriedenheit gereizt. Die Partei der Liberalen äußerte sich über alles mit großer Kühnheit, und beide Parteien entbrannten heftiger als je zu gegenseitigen Angriffen, als die Beschlüsse des deutschen Bundestages vom 20sten September 1819, auch in Frankreich von den Ultras mit Beifall der Regierung zur Nachahmung empfohlen, von den Liberalen aber als ein Manifest gegen freie und repräsentative Verfassungen heftig angegriffen wurden. Diese machten jetzt dem Minister Decazes aus seiner früheren Polizeiverwaltung, den telegraphischen Befehl an den General Donnadieu in Grenoble, in Ansehung der verhafteten Mitschuldigen an Didier's Verschwörung, — Faites les tuer sur le champ! — zum bittern Vorwurfe. Zwar erklärte sich das Regierungsblatt, der Moniteur, ganz im Geiste der Charte, „die Zeit der Ausnahmegesetze sey vorüber"; allein die Polizei fand doch für gut, die Gesellschaft der Freunde der Preßfreiheit, weil sie aus mehr als 20 Mitgliedern bestehe, und über politische Angelegenheiten spreche, (im December 1819) als gesetzwidrig aufzulösen. Die Spannung, welche zwischen den verschiedenen Parteien mehr immer zunahm, hatte auch in dem Ministerium eine Trennung zur Folge. Decazes besorgte, er habe den Liberalen zu viel Hoffnungen eingeräumt, und er selbst werde von ihnen abhängig seyn und überdieß sich nicht länger in dem Vertrauen des Königs gegen den Haß des Hofes und der Ultras erhalten können. Daher trennte er sich von den Doctrinaires und neigte sich wieder sichtlich, aber mit vergeblichen Bemühungen, zur rechten Seite hin. Sein Plan war, durch größere Befestigung der monarchischen Gewalt der weiteren Entwickelung der liberalen Institutionen, wohin vorzüglich eine neue, von der Nation gewünschte Municipal-Organisation gehörte,*) Einhalt zu thun. In dieser Ueberzeugung schlug er in dem Ministerrathe, von de Serre und Portal unterstützt, eine Abänderung des Wahlsystems vor; allein Dessolles, Gouvion St. Cyr und Louis erklärten dieselbe für unvereinbar mit der Auf-

*) Die Beamten und Magistrate der Städte sollten künftig erwählt und nicht mehr von der Krone ernannt werden.

rechterhaltung der Charte. Nun suchte Decazes den Herzog von Richelieu, dessen Ansichten er jetzt theilte, zu bewegen, daß er wieder als Präsident des Ministerraths seine vorige Stelle einnehmen möchte; allein Richelieu konnte sich nicht dazu entschließen. Der König ernannte daher den 19 November 1819, nachdem die drei Minister, Dessolles, Gouvion St. Cyr und Louis ihre Portefeuilles abgegeben hatten, und Pasquier, Latour-Maubourg, und Roy an deren Stelle getreten waren, den Grafen Decazes zum Präsidenten des Ministeriums.

Hierauf eröffnete der König die Kammern (den 29. Nov.) mit einer Rede, welche der Verbesserung einiger Reglementarformen der Charte, namentlich des Wahlgesetzes gedachte, und Mittel verlangte, um die öffentliche Freiheit vor der Zügellosigkeit zu retten und die Monarchie zu befestigen. *) Von diesem Augenblicke an erklärten sich die Wortführer beider Parteien lauter und heftiger als jemals wider den Principalminister Decazes. Die Ultras konnten ihm nicht vergeben, daß er den Grafen Clement de Ris, Freund von Sieyes, die Grafen Debelaye d'Agier, Fabre de l'Aude, Gassendi, Casabianca und Segur, und den Vicomte Valence, — ehemals Buonapartesche Pairs — wieder zu Pairs hatte ernennen, und so viele Verbannte zurückkommen lassen; auch haßten sie ihn als den Beförderer des Recrutirungs- und als den ersten Beschützer des Wahlgesetzes; die Liberalen aber machten ihm sein Schaukelsystem zum Vorwurf. „Um der Hofgunst willen nähere er sich abermals den Ultras, und wolle durch Ausnahmegesetze ihr Vertrauen gewinnen." — Sie verlangten sogar, daß man in der Adresse an den König sage, die Kammer werde die Charte und das Wahlgesetz stets aufrecht erhalten! Dagegen er-

*) Fondateur, sagte Ludwig XVIII, de cette charte, j'ai senti, s'il est une amélioration qu'exigent les destinées de mon peuple et de ma famille, et qui ne modifiéraient quelques formes réglémentaires de la charte que pour mieux assurer sa puissance et son action, il m'appartient de la proposer. — Dagegen sagte freilich die beunruhigte öffentliche Meinung: Toute infraction à la charte n'est qu'une transition au rétablissement des privilèges. —

kannte die Pairskammer in der ihrigen an, daß dem Stifter der Charte das Recht gebühre, alle Maßregeln vorzuschlagen, welche die fernere Entwickelung der constitutionellen Institutionen erfordere. In der Kammer der Deputirten setzte Decazes selbst den Angriffen der Ultras, namentlich denen des Herrn de la Bourdonnaye, die feste Erklärung entgegen, es sey der Entschluß des Ministeriums, sich allen opponirenden Factionen zu widersetzen. Auch behauptete er wirklich die Mehrheit, indem sich die rechte Seite mit dem Centrum vereinigte. Desto ungestümer kämpfte die linke Seite, die der Liberalen, für die Beachtung des Nationalwillens, der sich in einer großen Zahl von Petitionen ausgesprochen habe, daß die Wahlform des Gesetzes vom 5. Februar 1817, nicht abgeändert werden möchte. Sie verlangten in der stürmischen Sitzung vom 14. Januar 1820, daß der Antrag des ministeriellgesinnten Deputirten Mestadier, über jene Petitionen zur Tagesordnung zu gehen, verworfen würde. „Der Minister Decazes, sagten sie, habe ja selbst vor Kurzem noch die Petitionen zu Gunsten des Wahlgesetzes gebilligt, und für dasselbe gesprochen!" — Allein Decazes war schon zu weit im Sinne der königlichen Rede vorgeschritten, als daß er wieder hätte zurückgehen können. Er suchte daher vorzüglich das Centrum für die beabsichtigte Veränderung des Wahlsystems zu gewinnen; doch erlangte er nur die geringe Mehrheit von fünf Stimmen für die Verwerfung der Petitionen. Leichter wurde ihm dieser Sieg in der Pairskammer. Doch in dem Ministerium selbst herrschten über die Art der Abänderung verschiedene Ansichten. Decazes und de Serre wollten anfangs der Deputirten-Kammer eine fünfjährige Dauer geben, das Alter der wahlfähigen Deputirten auf 30 Jahre setzen und die Zahl derselben verdoppeln; hiernächst sollten die Wähler nach der Steuersumme in zwei Classen getheilt werden. Ueberdieß dachten die Minister auf die Wiedereinführung der Censur und auf ein Haftgesetz gegen Unruhstifter. Doch man konnte sich nicht vereinigen; de Serre wurde krank, und nahm im Januar 1820 Urlaub auf mehrere Monate. Aber auch nach seiner Abreise herrschten über den abermals abgeänderten Entwurf des Wahlgesetzes im Ministerium verschiedene Meinungen. Der Herzog von Richelieu, Lainé, und Abbé Montesquiou erklärten sich,

so wie Pasquier und Roy, gegen die Plane des Grafen Decazes, weil er sich in denselben zu sehr den Liberalen genähert hatte. Da nun die letzteren, insbesondre mehrere Mitglieder der Reunion Ternaux, mit welchen Decazes seit der Sitzung am 14. Januar unterhandelte, für die Bewilligung ihrer Stimmen dem Premierminister zu harte Bedingungen machten und sogar verlangten, daß alle drei Gesetzvorschläge — wegen der Wahlform, wegen der Censur und wegen der Verhaftung von Unruhstiftern — bei Seite gelegt würden, da insbesondre die Deputirten Royer-Collard, Beugnot, Camille-Jordan und A. sich nachdrücklich gegen jede Aenderung der Charte und des Wahlgesetzes erklärten, so sah sich Decazes, der in dieser Hinsicht schon Verbindlichkeiten gegen den Hof eingegangen war, gezwungen, sich von den Liberalen wegzuwenden und aufs neue den Ultras zu nähern, die ihm ihre Stimmen zusagten. Er besprach sich daher anfangs mit Herrn Lainé, der zum Centrum auf der rechten Seite gehörte, der aber auch, so einverstanden er übrigens mit einer Abänderung des Wahlgesetzes war, die Ideen des Ministers nicht gut hieß. Ja zu Ende Januars 1820 trat ein bedeutender Theil derjenigen Deputirten, die bisher die kräftigsten Vertheidiger der Regierung gewesen waren, von der Ministerialpartei zu der linken Seite; Männer, über deren Anhänglichkeit an den König, die Bourbons und an die Charte kein Zweifel obwaltet, wie Courvoisier, Becquey, Royer-Collard, Beugnot, Keratry, Ganilh, Ternaux, Delessert u. A. Alle widersetzten sich den neuen Ministerialprojekten, (sie sollen sogar die Entlassung der Minister Pasquier und Latour-Maubourg, für ihre fernere Unterstützung ministeriell-constitutioneller Maßregeln, verlangt haben,) und Decazes gerieth dadurch in nicht geringe Verlegenheit. Er entschloß sich also, nur einfache Formen im Wahlgesetze vorzuschlagen, um den Mißbräuchen vorzubeugen, wodurch Ränkeschmiede als Wähler, Wählbare und Deputirte sich vordrängten, und um allen Wahlberechtigten die Theilnahme an dem Wahlgeschäfte zu erleichtern.

Endlich kam der dreifache Gesetzentwurf zu Stande, wo bei der Ausarbeitung des wichtigsten derselben Decazes vorzüglich des Hrn. Mirbel, Generalsecretairs im

Ministerium des Innern, und des Staatsraths Mounier sich bedient hatte. Da geschah es, daß der Herzog von Berry, die einzige Hoffnung der Fortdauer des Hauses Bourbon, von einem politischen Fanatiker (d. 13. Febr.) ermordet wurde. Diese abscheuliche That setzte ganz Frankreich in Bestürzung, und regte den Kampf der Leidenschaften aufs neue auf. Die Ultras klagten öffentlich den Liberalismus an, daß er Schuld sey an diesem Verbrechen.

Decazes glaubte daher, daß, bei dieser allgemeinen Trauer, Maßregeln zur Sicherheit des Thrones leichter die Zustimmung der Kammern erhalten würden. Also übergab er am 15. Febr. 1820 der Deputirten-Kammer den neuen Gesetzentwurf, das Wahlsystem betreffend, nach welchem 430 Deputirte, und zwar 258 (die bisherige Zahl) von den Arrondissements-Wahlcollegien, und 172 von den Departemental-Wahlcollegien, und die Wähler der letztern von den Arrondissements-Wahlcollegien ernannt werden sollten. „Im Fall der Auflösung der Kammern, bestimmte der Entwurf, behalten die Deputirten fünf Jahre hindurch ihren Sitz, und die Erneuerung der Kammern beginnt erst nach der Auflösung des fünften Jahres!“ — Ein zweiter Gesetzentwurf, der aber nur bis zur nächsten Session gelten sollte, beschränkte die persönliche Freiheit. Jeder, eines Umtriebes (Machination) gegen die Person des Königs und gegen die Sicherheit des Staats oder die königliche Familie bezüchtigte, (prévenu) kann auf einen von drei Ministern gezeichneten Verhaftsbefehl verhaftet werden, ohne daß er den Gerichten überliefert werden muß. — Der dritte Entwurf, zur Beschränkung der Presse bei allen Zeitungen und periodischen Schriften politischen Inhalts durch eine Censurcommission, (bis zum 1. Jan. 1825) wurde von Decazes der Pairskammer vorgelegt (das Gesetz selbst, vom 31. März, hat die Preßfreiheit der Zeitungen nur bis zu Ende der dießjährigen Sitzungen der Kammern suspendirt).

Aber diese Ausnahmegesetze erbitterten die Liberalen, ohne die heftigen Ultras zu besänftigen. Von allen Seiten hörte man den Ruf, Decazes sey unfähig, an der Spitze des Ministeriums zu stehen. Ja die Wuth einer Partei, welche nicht vergessen hatte, was sie Decazes Verrath nannte (S. oben die Anm.), glaubte, nach Louvels That, sich nicht länger verstellen zu dürfen, und

ging in ihren Ausbrüchen so weit, daß Martainville im Drapeau blanc den Minister Decazes als Mitschuldigen der an dem Herzog von Berry begangenen Mordthat anklagte.*) Dasselbe that in der Deputirten-Kammer der Deputirte Clauzel de Coussergues, und vier Deputirte, Labourdonnaye, Cornet d'Incourt, Sallaberry und Castel-Bajac, unterschrieben diese Anklage des Verraths und der Gelderpressung (concussion), welche aber von der Kammer nur mit Unwillen als verläumderisch abgewiesen wurde. Eben so leidenschaftlich erklärte sich der Herzog von Fitzjames über den Minister Decazes, indem er glaubte, dieser habe in seinem Rundschreiben an die Präfecten, worin er sie (den 14. Febr.) aufforderte, jede Spur eines Zusammenhanges mit dem Verbrechen des Mörders Louvel aufzusuchen, diese That als eine Folge seiner Privatrache gegen den Herzog von Berry angesehen. Der Minister, Graf Siméon, gab hierüber der Pairskammer die nöthige Aufklärung, aus der man sah, daß der Herzog von Fitzjames getäuscht worden war. Auch führte späterhin der Marquis Lally-Tolendal in einer der letzten Sitzungen der Pairskammer im März, mit edelmüthiger Wärme die Vertheidigung des ungerecht verfolgten Ministers.

Gleichwohl beharrten die Royalisten bei ihrem System, es Decazes Schuld zu geben, daß er die nöthigen Maßregeln vernachlässigt habe, um über die Prinzen des königlichen Hauses zu wachen; sie behaupteten nämlich, der Herzog von Berry sey in Folge der politischen Dogmen des Liberalismus, deren Verbreitung Decazes geduldet habe, mörderisch angefallen worden. Indeß ergab sich aus allen Umständen, daß Louvel einzig aus blindem Hasse gegen die Bourbons, und als fanatischer Anhänger des Exkaisers, seit fünf Jahren das Verbrechen in sich selbst, ohne Mitschuldigen, ausgebrütet habe. Da nun auch die Liberalen über den Wahlentwurf

*) Decazes suchte hier zum ersten Male den Schutz der Gesetze gegen Verläumdung; allein sein Gesuch wegen Martainville's Bestrafung (vom 15. Febr.) ward in der Form, wie es angebracht war, abgewiesen.

und die beiden Ausnahmegesetze gegen Decazes aufgebracht waren, so konnte er weder von der rechten, noch von der linken Seite Unterstützung hoffen, und dieß um so weniger, da sich auch das linke Centrum gegen die Ausnahmegesetze erklärte. *)

Sein Austritt aus dem Ministerium ward also unvermeidlich. Nach einigen Nachrichten gab er selbst, schon am 18. Februar, seine Entlassung, und schlug den Herzog von Richelieu zu seinem Nachfolger vor. Nach andern hat die königliche Familie seine Entfernung verlangt, und zwar habe der Bruder des Königs — wie man sagte — bei dem Blute seines ermordeten Sohnes sie gefordert? Der König gab den 20. dieser Bitte nach, mit den Worten, daß er nur zwei Freunde habe, Herrn Decazes und den Herzog von Richelieu. Hierauf soll der Graf von Artois selbst zu dem letztern, der bisher den Ministerposten abgelehnt hatte, gegangen seyn und ihn denselben anzunehmen bewogen haben.

Nun erschienen, noch an demselben Tage, d. 20 Febr. 1820, unterzeichnet, drei königliche Beschlüsse. Durch den ersten erhob der König den Minister Grafen Decazes zum Beweise der königlichen Zufriedenheit mit seinem Diensteifer und seiner Treue unter den schwierigsten Umständen, für sich und seine Nachkommen nach Ordnung der Erstgeburt, in den Herzogsstand. Durch den zweiten bewilligte der König dem Herzog Decazes die von demselben seiner geschwächten Gesundheit wegen erbetene Entlassung, ernannte ihn aber zum Staatsminister und Mitgliede des geheimen Raths. Durch den dritten ertheilte ihm der König den Posten eines Botschafters am großbritannischen Hofe.

Der Herzog Decazes verließ Paris den 23. Februar, begab sich jedoch vorerst mit seiner Familie in seine Vaterstadt Libourne. Unterweges ward er in Versailles

*) Ueber das Schicksal der drei von Decazes herrührenden Gesetzentwürfe kommt unter Richelieu und Vasquier das Nöthige vor. Auch vergl. m. über das Wahlgesetz den Schluß der Einleitung.

von feindlichgesinnten Pöbel der Ultras bedroht; allein der König bewieß ihm fortdauernd die huldvollste Zuneigung. Er bewohnte seitdem im Genuß der ländlichen Ruhe, jedoch, wenn er ausfuhr, stets von einer Schutzwache begleitet, sein schönes Landgut le Gibeau bei Libourne. In den letzten Tagen des Aprils kehrte er nach Paris zurück, ohne jedoch noch nach London auf seinen Gesandtschaftsposten abzugehen.

Decazes besitzt nicht jene Charaktergröße, welche allein in der Gefahr die Umstände beherrscht, noch jene Kraft des Geistes und der Rede, welche die Meinung des Volks überwältigt. Er ist ein Mann von vielem Verstand und von angenehmem Umgang. Seine Formen sind liebenswürdig, und sein Aeußeres nimmt jedermann für ihn ein. Wenn er spricht, weiß er sich seines Zuhörers zu bemächtigen, ihn zu fesseln; oft ist es ihm gelungen, durch seine gesellschaftlichen Talente Personen zu gewinnen, die ihm zuvor abgeneigt waren. Er machte überdieß als Minister ein glänzendes Haus, sowohl zu Paris als auf seinem Landsitze Madrid bei Paris, wo er Männer von allen Parteien an seiner Tafel sah. Als Staatsmann besaß er weder die Tiefe der Gedanken eines Turgot, noch die Beredtsamkeit von de Serre, noch die List von Fouché. Da der Verstand bei ihm vorherrschend ist, so war es dieser großentheils, und weit mehr als die Tiefe und die Fernsicht seines politischen Blicks, der ihn in seiner schwierigen Laufbahn seit vier Jahren leitete. Seine Reden enthielten immer treffende Stellen, mehr glückliche als kühne Bewegungen; allein er besaß weder das Talent, in die Verhandlung einzudringen, noch die Freimüthigkeit in Gedanken und im Ausdruck, die de Serre auszeichneten. Uebrigens war bei Decazes der Hauptfehler, daß er nicht die gehörige Zeit hatte, sich zu unterrichten, bevor er ins Ministerium gelangte; erst hier ist seine politische Erziehung gemacht worden. Daraus erklärt sich sein bedauernswürdiges Schaukelsystem. Er vergaß, daß unter einer constitutionellen Regierung ein Minister der Mann des Gesetzes seyn soll. Uebrigens war er für Wahrheit zugänglich, und sein Verstand zeigte ihm häufig den falschen Gang, den er eingeschlagen und die Gefahren, womit er bedroht war. Einer solchen Ueberzeugung verdankte Frankreich

die Ordonnanz vom 5. Sept., das Wahlgesetz vom 5. Febr. 1817 und mehrere nützliche Einrichtungen. Allein diese Ueberzeugung hielt nicht Stand, und so sah man ihn beständig die Wirkung derjenigen Maßregeln, die er zuerst genommen hatte, wieder selbst schwächen. Dann öffnete ihm die aristokratische Partei die Arme; allein seine Neigung trennte ihn bald von einer Partei, die seinem Geschmack, seinen Ideen und seiner Erziehung fremd war. Denn Decazes gehört durch sein Alter, durch seine Meinungen und seine frühere Laufbahn dem neuen Frankreich an. Er ist der Mann seiner Zeit; aber er steht allein. Von einer Partei zur andern hin und herwankend, bei dem Unvermögen sich über alle zu erheben, ward er zuletzt von allen verlassen. Doch bleibt ihm das Verdienst des redlichen Wollens und der Treue gegen den König. Er ist minder groß als Richelieu und minder fein als Mazarin, aber gerechter als jener, uneigennütziger als dieser, und freisinniger als beide.

II.

Armand Düpleſſis Herzog von Richelieu,

Pair von Frankreich, Staatsminiſter und Präſident des Miniſterconſeils.

Armand Emanuel Joſeph Septimanie, Herzog von Fronſac und Herzog von Richelieu iſt der Enkel des Marſchalls dieſes Namens und der Sohn des Herzogs von Fronſac. Er beſitzt dieſe Titel, weil er von dem bekannten René Vignerot abſtammt, der eine Schweſter des Cardinals Richelieu heirathen ſollte.

Noch ſehr jung verließ er Frankreich und begab ſich mit Langeron und Roger Damas nach Rußland, wo ihn Katharina II. mit Auszeichnung aufnahm. Er hieß damals Düc de Chinon. Unter Suwarow lernte er den Kriegsdienſt; er that ſich 1789 bei der Belagerung von Ismail hervor und ſtieg in kurzer Zeit bis zu dem Grade eines Generallieutenants.

Im Jahr 1791 erhielt er von der Kaiſerin einen goldenen Degen und das St. Georgs-Kreuz der vierten Claſſe. Im folgenden Jahre machte er, in Auftrag der franzöſiſchen Prinzen, eine Reiſe nach Wien und Berlin, um die Geſinnungen dieſer Höfe kennen zu lernen. Er fand ſie der Sache des Hauſes Bourbon ſehr geneigt, und kehrte mit dieſer Nachricht nach Petersburg zurück. Darauf diente er unter den Fahnen der franzöſiſchen Prinzen, und wurde 1794 in England zu einem der ſechs Befehlshaber der in brittiſchem Solde ſtehenden Emi-

granten-Corps ernannt. Bei ſeiner Rückkehr nach Rußland hatte er von der argwöhniſchen und ſtürmiſch veränderlichen Denkart des Kaiſers Paul I. manches zu leiden; kaum war aber Alexander auf den Thron geſtiegen, als er von dieſem Monarchen mehrere Beweiſe ſeiner Huld und Zuneigung erhielt. Im Jahre 1801 begab er ſich nach Paris, um ſeine Ausſtreichung aus der Emigranten-Liſte zu bewirken. Buonaparte war nicht abgeneigt, dieß zu bewilligen; allein da er Männer von altem und berühmtem Namen in ſeine Nähe zu ziehen wünſchte, ſo machte er die Bedingung, der Herzog ſolle die ruſſiſchen Dienſte aufgeben. Richelieu konnte hierauf nicht eingehn, und reiſte ſogleich nach Petersburg ab. Im Jahr 1803 ernannte ihn Alexander zum Civil- und Militärgouverneur von Odeſſa und der Küſten-Provinz; eine Stelle, die ehemals, unter Katharina II., der Fürſt Potemkin mehr mit aſiatiſcher Willkür als mit weiſer Fürſorge verwaltet hatte. Richelieu machte von derſelben Gewalt einen edleren Gebrauch. Er wurde der Schöpfer einer blühenden Colonie. Die kleine, unbedeutende Stadt Odeſſa, welche damals kaum 4000 Einwohner zählte, erhob ſich bald zu einem wichtigen Handelsplatze, und hatte ſchon im Jahr 1805 über 20,000 Einwohner. Richelieu that nämlich allem Unterſchleife und jedem Gewaltmißbrauche Einhalt, er führte eine zweckmäßige Polizei ein, ordnete nützliche Anlagen und Gebäude an, ließ große Strecken Landes urbar machen, ſetzte thätige Verwaltungsbehörden aus den wackerſten Bürgern nieder, und zog durch geſellige Annehmlichkeiten, die er zu verbreiten wußte, eine Menge Fremde nach Odeſſa. An die Stelle finſterer und ungeſunder Häuſer traten bequeme und ſchöne Wohnungen, und auf der vorher wenig beſuchten Rhede entſtand ein geräumiger und ſicherer Hafen, in den jetzt die Schiffe aller Nationen einlaufen, und aus welchem man ſchon 1804 über 12 Millionen Rubel an Getreide ausführte. Dabei kam dem Herzog von Richelieu die Leichtigkeit ſehr zu Statten, mit welcher er viele Sprachen redet. Denn er war allen zugänglich und hörte jeden an, zu welcher Nation er auch gehören mochte. So ſahe und prüfte er alles mit eigenen Augen. Ungeachtet ſeine Gewalt unbeſchränkt war, und zwei bis drei Millionen Menſchen unter ſeinem Befehle ſtanden, ſo hat ihm dennoch nie

eine Handlung der Willkür und Tyrannei zum Vorwurf gemacht werden können.

Schon im Jahr 1813 bezeugte Alexander dem Herzog sein Verlangen, das Gouvernement Odessa und die neuen Einrichtungen daselbst, von denen er so viel vortheilhafte Berichte erhalten habe, zu sehen. Allein Richelieu, der noch manches erst vollenden wollte, bat den Monarchen, seine Reise aufzuschieben. Daher kam Alexander erst im J. 1818, als er die mittäglichen Provinzen seines Reichs bereiste, nach Odessa, wo er sich drei Tage aufhielt und von dem Anblicke des aufblühenden Wohlstandes dieser Gegend so ergriffen wurde, daß er dem Schöpfer dieser Anlagen das große Band des St. Andreas-Ordens mit einem huldvollen Schreiben überschickte.

Nach der Wiederherstellung des Hauses Bourbon kehrte der Herzog in sein Vaterland zurück. Er kam den 21. October 1814 in Paris an, von Ludwig XVIII. bereits den 4. Juni zum Pair von Frankreich ernannt. Sein Nachfolger im Gouvernement zu Odessa war anfangs der Herr von St. Priest, hierauf der Herr von Langeron. Aber auch in der Entfernung vergaß Richelieu seine geliebte Pflanzstadt nicht. Er sandte von Deutschland aus für den botanischen Garten zu Simferopol Bücher und wissenschaftliche Instrumente, und im J. 1816 eine Kiste mit 120 Obstreisern der edelsten Arten und mit 500 verschiedenen Samen aus dem königlichen Garten zu Paris.

Sein öffentliches Leben war seit dieser Zeit ganz der Sache Frankreichs und der Monarchie geweiht. Zur Zeit des 20. März 1815 befand er sich im Gefolge der königlichen Familie im Auslande, und kehrte mit ihr nach Paris zurück, wo er seine Stelle als erster Kammerherr (Premier Gentilhomme de la chambre du Roi) wieder antrat. Im Monat September ward er, nach dem Austritt des Fürsten Talleyrand aus dem Ministerium, zum Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsidenten des Ministerconseils ernannt. In dieser Eigenschaft schloß er den von Talleyrand laut getadelten Pariser Vertrag vom

20. Nov. 1815 mit den Alliirten ab. Er erklärte damals (den 25. November) der Kammer, daß die fremden Mächte anfangs und wiederholt auf noch härteren Bedingungen beſtanden hätten. Die Kammer ſchwieg zu dem, was unvermeidlich war, und die Nation hat in Folge dieſes Friedens (durch verkaufte Renten, aufgebrachte und fundirte Anleihen), alles zuſammen genommen, an Geldzahlungen über 4000 Mill. Franken oder 1000 Mill. Thaler zu entrichten gehabt.

Bitterer wurde der Herzog getadelt, daß er als Miniſter die Pairskammer gewiſſermaßen zur Rache gegen Ney aufrief, indem er ihr den 13. Nov. die Anklageacte des Marſchalls übergab, und zugleich dieſer richterlichen Behörde ein ſtrenges Verfahren in dieſem Proceſſe empfahl. „Die Kammer, ſagte Richelieu im Geiſte eines leidenſchaftlichen Ultra, zu den als Richtern verſammelten Pairs, iſt der Welt eine große Genugthuung (éclatante réparation) ſchuldig; ſie muß ſchnell erfolgen, denn es liegt daran, den Unwillen, der ſich von allen Seiten erhebt, zu beruhigen. Sie werden nicht zugeben, daß eine längere Strafloſigkeit neue Uebel erzeuge, größere vielleicht, als die, vor denen wir uns zu retten ſuchen. Die Miniſter des Königs ſind verpflichtet, Ihnen zu ſagen, daß der Beſchluß des Kriegsgerichts (welches ſich, um Ney zu richten, für incompetent erklärt hatte) ein Triumph für die Factionsmänner geweſen iſt. Es liegt daran, daß ihre Freude kurz ſey, damit ſie Ihnen nicht ſelbſt verderblich werde. Wir beſchwören Sie alſo, und im Namen des Königs fordern wir ſie auf, ſogleich den Marſchall Ney zu richten.“ — Mit etwas mehr Mäßigung drückte er ſich bei einer andern Gelegenheit aus, als er am 8. Dec. der Kammer der Deputirten den Entwurf eines Amneſtie-Geſetzes überreichte. „Während Einige, bemerkte er, dieſe Ordonnanz für unvollſtändig halten, finden Andere ſie hart und willkürlich. Wir erwidern allen beiden, daß nie, nach ſolchen Frevelthaten, eine mildere Maßregel genommen worden iſt. Es war weder gerecht noch weiſe, alle zu ſtrafen, die an einer ſo großen Rebellion (der Abfall an Napoleon vor und ſeit dem 20. März 1815) Theil genommen haben. Man mußte ſich darauf beſchränken, mehrere von den Schuldigen zu bezeichnen, und eine Art öffentlichen Geſchreis (une sorte de clameur publique) hat die Na-

men ausgesprochen, welche die Ordonnanz enthält. Vielleicht gibt es noch größere Verbrecher; doch, wenn die öffentliche Gerechtigkeit so viele Strafbare zu züchtigen hat, so müssen diejenigen, welche sie trifft, sich ihrem Schicksal unterwerfen und dadurch verdienen, daß die Gnade des Königs es einst wieder mildere." — Den 9. Januar 1816 legte Herr von Richelieu denselben Entwurf mit zwei von der Kammer der Deputirten gemachten, dasselbe noch mehr schärfenden Bestimmungen der Kammer der Pairs vor, die ihn annahm, so wie eine neue, von Richelieu vorgeschlagene Maßregel, nach welcher alle Régicides, die während der hundert Tage ein öffentliches Amt bekleidet hatten, für immer aus dem Königreiche verbannt wurden.

Nach demselben Plane, der allmählig die während der Revolution verschwundenen Einrichtungen wiederherzustellen suchte, wurde vom König auch das National-Institut in die ehemaligen vier besondern Akademien umgewandelt (21. März 1816) und der Herzog von Richelieu zum Mitgliede derselben ernannt; dann bestätigte der König (den 30. März) seine Erwählung als Mitglied der Akademie der schönen Künste, in welcher er an die Stelle des Herrn von Vaudreuil trat. Hierauf führte er (den 24. April) bei der feierlichen Versammlung, in welcher der Minister des Innern die vier Akademien in die Stelle des National-Instituts einwies, den Vorsitz. In der Folge (den 23. Sepeember 1818) ward er zum Präsidenten der französischen Akademie (Académie française) ernannt.

Sonst übte der Herzog auf die innern Angelegenheiten keinen unmittelbaren Einfluß aus; doch stimmte er, bei Gelegenheit des Recrutirungsgesetzes, in der Kammer der Deputirten (den 5. März 1818) dafür, daß bei der Bildung des Heeres die gezwungene Werbung neben der freiwilligen Statt finden sollte. Auch war er schon früher, bei seiner Mäßigung, der Ordonnanz vom 5. Sept. 1816 und dem Wahlgesetze wenigstens nicht entgegen. Indeß gelang es ihm nicht, mit dem vom Grafen Blacas in Rom mit Pius VII. abgeschlossenen Concordate vom 11. Juni 1817 durchzudringen. Die Nation mißbilligte laut diesen für die römische Curie zu günstigen kirchlichen Vertrag, und nöthigte die Minister, den

Staatsrath von Portalis nach Rom zu ſenden, um Abänderungen zu verlangen. — Im Allgemeinen kann man den Geiſt ſeines Miniſteriums, was die innere Verwaltung betrifft, ſo bezeichnen, daß es den Parteien geſchmeichelt hat, ohne ſie zu verſöhnen, daß es ſie bedroht, ohne ſie zu ſchrecken, und daß es, wie die Minerva ſich etwas ſtark ausdrückt, alle verfolgt und keine unterdrückt hat. Es ſchwankte in ſeiner Politik und beſaß daher nicht das volle Vertrauen der Nation, ſo ſehr ſie auch dem Charakter des Herzogs von Richelieu Gerechtigkeit wiederfahren ließ.

Wichtiger war ſein perſönliches Anſehn in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Von Rußland geachtet und von dem Kaiſer Alexander perſönlich geſchätzt, fand er bei den auswärtigen Mächten Vertrauen, und Rußland ſelbſt ſprach für Frankreich bei den übrigen Verbündeten. Daher gelang es ihm, in den Unterhandlungen über die Räumung des franzöſiſchen Gebiets und über die Herabſetzung der wider Erwarten ſehr großen Summe, die Frankreich nach dem Pariſer Tractate an die Unterthanen der verbündeten Mächte zu bezahlen hatte, Frankreichs Laſten beträchtlich und bald zu erleichtern. Es wurde nämlich von den Alliirten ſchon im Frühjahr 1817 ein Fünftheil des Beſatzungsheeres (30000 Mann) zurückgezogen. Da nun auch die auswärtigen Anleihen bei dem neu befeſtigten Staatscredit guten Fortgang hatten, ſo ſiegte Richeliens Diplomatik auf dem Congreſſe zu Aachen im October 1818. Das franzöſiſche Gebiet wurde, nach der Uebereinkunft vom 9. October, von den fremden Truppen noch im Laufe dieſes Jahres geräumt; die auf 1600 Mill. Fr. berechnete Summe der Privatforderungen wurde auf 1390 M. beſtimmt, und dann, weil Rußland und Wellington auf Richelieus Vorſtellungen Rückſicht nahmen, bis ungefähr auf ein Siebentheil (in Renten: 16 Mill. u. 40,000 Franken) herabgeſetzt. Auch die noch rückſtändige franzöſiſche Contributionsſumme war ſchon in Aachen von 280 Mill. auf 265 Mill. Fr. vermindert worden. Hierauf unterzeichnete Richelieu (zu Aachen den 12. Nov. 1818) den Beitritt Frankreichs als fünfte Macht zu dem Friedensbunde der europäiſchen Hauptmächte, und die berühmte Declaration vom 15. November deſſelben Jahres,

welche die Grundsätze des christlichen Völkerrechts als die Basis der europäischen Staatskunst anerkannte.

Allein hier in Aachen war es auch, wo er in Ansehung der innern Verwaltung Frankreichs die Ansicht faßte, daß die liberalen Institutionen eher beschränkt als noch mehr entwickelt werden müßten, weil außerdem das demokratische Princip über das monarchische die Oberhand gewinnen könnte. Er trat daher nach seiner Rückkehr entschieden auf die Seite der antiliberalen Partei, für welche sich auch der Minister des Innern, Lainé und der Minister Molé erklärten. Sie wollten das Wahlgesetz im Geiste der Ordonnanz vom 13. Juli 1813 auf eine die Aristokratie begünstigende Art abändern, so daß es zwei Wahlgrade künftig geben, die Zahl der Deputirten vermehrt und ihr Alter jünger angenommen werden sollte. Bei dem Widerspruche, den Decazes und Gouvion St. Cyr erhoben (vgl. das Leben von Decazes), behauptete Richelieu, mit den Alliirten förmliche Verpflichtungen in Ansehung der Beschränkung des demokratischen Systems eingegangen zu seyn. Darüber kam es zum Bruche. Jene beiden Minister verließen das Ministerium, und Richelieu dachte an die Bildung eines neuen Ministeriums. Weil aber die öffentliche Meinung fürchtete, daß dieses ganz aus Ultraroyalisten zusammengesetzt werden möchte, so entstand allgemeine Bestürzung. Die meisten Staatsräthe und Directoren der einzelnen Verwaltungszweige gaben ihre Entlassung. Die Mehrzahl der Deputirten-Kammer erklärte sich laut gegen das neue System; der Staatscredit fing an zu wanken, und die Renten fielen bedeutend. Auch das im Conseil der Minister von den Antiliberalen, mit Widerspruch von Decazes und St. Cyr, durchgesetzte Ausstreichen eines liberalen Deputirten, des Herrn Dupont vom Departement der Eure, aus der Liste der Präsidenten des Appellationshofes von Rouen, erbitterte gegen Richelieu und Lainé. Dieß alles bewog den König, Decazes einzuladen, das Portefeuille wieder anzunehmen. Als sich hierauf Richelieu mit ihm über die Bildung des neuen Ministeriums nicht vereinigen konnte, so gab der Herzog den 24. Dec. 1818 seine Entlassung; mit ihm schieden auch Lainé, Pasquier, Molé und Roy aus dem Ministerium. An Richelieus Stelle trat der Marquis **Desolles** (S. die folg. Biogr.).

Der König entließ den Herzog mit den Zeichen der höchſten Achtung, und in der Pairskammer machte der Graf von Lally Tolendal den Vorſchlag, dem Herzoge als eine Nationalbelohnung ein Majorat von 50000 Fr. jährlicher Einkünfte aus den Domänen des Staats zu bewilligen. Beide Kammern genehmigten den Vorſchlag, ob man gleich einiges dagegen bemerkte, vorzüglich, daß Majorate verfaßungswidrig wären, dem aber die rechte Seite widerſprach, ſo wie daß der Herzog keine Kinder habe, und große Güter beſitze Das letztere iſt nicht gegründet. Indeß erklärte Richelieu ſelbſt, daß er nicht wünſche, daß ſeinetwegen etwas zu den Laſten der Nation hinzugefügt würde. Als er endlich doch das Geſchenk anzunehmen ſich bewogen ſah, ſo beſtimmte er den ganzen Betrag den milden Stiftungen zu Bordeaux. *) Er begab ſich hierauf nach Courteil, dem Landgute ſeiner Schwiegermutter, und machte eine Reiſe durch das ſüdliche Frankreich in die Schweiz und Italien. Ludwig XVIII. belohnte den Herzog auch für ſeine Perſon. Er verlieh ihm das Oberhofamt eines Grand-Veneur de France (Oberjägermeiſter), und überdieß eine jährliche beſondre Dotation von 20,000 Fr.; auch ward ihm eine Wohnung im Hotel Choiſeul in der Straße St. Honoré eingerichtet. Nach ſeiner Rückkehr aus Italien und der Schweiz begab ſich der Herzog nach Spaa.

Als im November 1819 neue Spaltungen in dem Miniſterium über die Abänderung des Wahlgeſetzes entſtanden waren, ſuchte der Miniſter Decazes den Herzog von Richelieu, deſſen Anſichten er jetzt theilte, zu bewegen, daß er wieder ſeinen vorigen Platz als Präſident des Conſeils, erſter Miniſter und Staatsſecretär des Departements der auswärtigen Angelegenheiten eintreten möchte, allein vergebens; der Herzog antwortete: „Soldat ſo oft man will, aber nie General.“

Indeß hatte er ſeitdem öftere Unterredungen mit dem Könige, der ihm das alte Vertrauen fortwährend ſchenkte. Auch ward er von ihm zu ſeinem außerordent-

*) In Ermangelung eines rechtmäßigen Erben des Herzogs in gerader männlicher Linie fallen die zu dem Majorate beſtimmten Güter an den Staat zurück.

lichen Botschafter nach London ernannt, um Georg IV. Ludwigs Theilnahme an dem Tode seines Vaters zu bezeugen. Da sich endlich Decazes auf seinem hohen Posten nicht länger behaupten konnte, so trat der Herzog, (wie oben unter Decazes schon erzählt worden ist) den 20. Februar 1820 an dessen Stelle als Minister-Staatssecretär und Präsident des Ministerconseils, ohne mit diesem ersten Platze jedoch die Leitung des auswärtigen Departements wieder zu verbinden, welche der Baron Pasquier behielt. *)

Die Antiliberalen waren zwar mit der Ernennung des Herzogs von Richelieu zum Premierminister sehr zufrieden; allein sie sahen sich in ihrer Hoffnung getäuscht, daß der Exminister Lainé und die ultraroyalistischen Deputirten Villèle und Corbières in das Ministerium gerufen werden würden. Gleichwohl stimmten sie für die von Decazes am 15. Februar 1820 eingebrachten Gesetzesvorschläge, welche den bisherigen Rechtszustand in Ansehung der persönlichen- und der Censurfreiheit beschränken. Als beide, mit einigen milderen Bestimmungen, im März angenommen worden waren, erließ Richelieu als Principalminister den 4. April 1820 ein Circularschreiben, das als ein Actenstück von großer Wichtigkeit das System des gegenwärtigen Ministeriums bezeichnet. Er forderte nämlich darin die Präfecten, die Generalprocuratoren bei den Gerichten und die Divisions-Commandanten auf, die Gemüther wegen des Zwecks der beiden jetzt in Kraft getretenen Ausnahmegesetze vom 26. März und vom 1. April 1820, und wegen der vorgeschlagenen Veränderung des Wahlgesetzes zu beruhigen. Ungewöhnlich in seiner Form, ist dieses Rundschreiben noch merkwürdiger durch seinen Inhalt, indem es beweist, daß das Ministerium nicht allein die öffentliche Meinung wieder zu gewinnen sucht, sondern auch von der Bahn der Mäßigung nicht abzuweichen gedenkt, und keineswegs gesonnen ist, sich mit einer Partei zu vereinigen, gegen welche eine so allgemeine Abneigung herrscht. Auch im Moniteur sprach sich das Ministerium bestimmt

*) Siehe die Zusammensetzung des neuen Ministeriums in der Einleitung.

gegen die ehrgeizigen Plane der ultraroyaliſtiſchen Partei aus, und ſuchte die Nation in Anſehung der verbreiteten Beſorgniſſe, wenn dieſe Partei die Oberhand behalten würde, zu beruhigen.

Indeß mußte der Decazes'ſche Entwurf des neuen Wahlgeſetzes zurückgenommen werden. An deſſen Stelle trat am 17 April ein andrer, deſſen Schickſal noch nicht entſchieden iſt. (Vergleiche Pasquier, de Serre, und den Schluß der Einleitung.)

Iſt dieſe große Angelegenheit, welche Alles in Spannung erhält, beendigt, ſo erwartet und hofft der Mehrtheil der Nation von Richelieus Miniſterium Geſetzes-Vorſchläge in Beziehung auf die Aufhebung der Miſſionen und die Schließung der Seminarien der Jeſuiten, ſo wie, daß künftig nach dem Concordate von 1801, welches einſtweilen wieder als Reichsgeſetz anzuſehen iſt, die Ausübung des katholiſchen Cultus bloß im Innern der Kirche Statt haben kann. Man erwartet ferner eine umfaſſendere Organiſation des öffentlichen Unterrichtsſyſtems; eine zweckmäßigere Einrichtung des Inſtituts der Nationalgarden, vor Allem aber — worauf in dieſem Augenblicke die öffentliche Aufmerkſamkeit in Frankreich vorzüglich gerichtet iſt, — die endliche Unterdrückung des geheimen Widerſtandes, der, wie eine achtungswürdige Magiſtratsperſon, Madier de Montjan,*) der Kammer der Deputirten angezeigt hat, in der Mitte der Ultras planmäßig organiſirt und geleitet wird; man erwartet die Entlarvung einer Partei, welche den religiöſen und politiſchen Fanatismus im Süden, beſonders zu Nimes, — in jenem durch blutigen, zum Theil unbeſtraft gebliebenen Mord und wilde Plünderung befleckten Gard-Departement, — als Werkzeug für ihre geheimen Abſichten fortwährend und neuerlich erſt (Febr. 1820), bei Gelegenheit der Ermordung des Herzogs von

*) Er iſt Roth bei dem königl. Gerichtshofe in Nimes. Seine an die Kammer der Deputirten eingeſchickte Petition vom 23. März 1820 iſt vollſtändig mitgetheilt in den bei Lacretelle dem Aeltern zu Paris erſchienenen Lettres sur la situation de la France. Avril 1820, S. 43—62.

Berry, strafbar aufgereizt zu haben, beschuldigt worden ist.

Gelingt es dem Herzog, in Allem Maß und Ordnung zu befestigen, die Parteien zu zähmen, die Charte in jedem Theile der Verwaltung, als den Angelpunkt des öffentlichen Lebens, hinzustellen, und die durch Zeitumstände veranlaßten Ausnahmegesetze für immer überflüssig zu machen, so hat er mehr geleistet, als einst zu Odessa, und sein Name wird unsterblich seyn in den Jahrbüchern seines Vaterlandes.

III.

Jean Joseph Paul Augüstin Marquis Dessolles,

Pair von Frankreich, Generallieutenant, Ritter vom St. Ludwigsorden und Großkreuz der Ehrenlegion.

Graf Dessolles, der an die Spitze des neuen Ministeriums den 29. Dec. 1818 als Minister und Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten trat, ist geboren zu Auch, im Departement du Gers, am 3. Oct. 1768, und stammt aus einer angesehenen adeligen Familie in Gascogne. Er erhielt in dem väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Beim Ausbruche der Revolution stellte er sich unter die Fahne der Freiwilligen. Im Jahr 1792 stand er als Capitän beim ersten Bataillon der Legion des Montagnes, in der westlichen Pyrenäen-Armee. Im Jahr 1793 war er eine kurze Zeit außer Dienst, im October desselben Jahres aber kam er als General-Adjutant und Bataillons-Chef zu der unter Buonaparte's Befehlen stehenden italienischen Armee. Dieß blieb er bis zum J. 1797, in welchem er die Bedingungen des zu Leoben unterzeichneten Friedens nach Paris überbrachte. Am 31. Mai 1798 ward er Brigadegeneral. Nach der Einnahme des Veltlins, wo er bei mehreren glänzenden Gefechten, z. B. bei St. Marie gegen Laudon sich auszeichnete, ward er den 3. April 1799 zum Divisionsgeneral erhoben und ging unter Moreaus Befehlen nach Italien. Bei dem allgemeinen Rückzuge der französischen Armee von Italien

aber mußte er das Veltlin wieder räumen und sich an das von Scherer verlassene, jetzt von Moreau commandirte Heer anschließen. Mit letzterem machte er den Feldzug von 1799, und von da an datirt die Freundschaft, die beide so innig verband. In der berühmten Schlacht bei Novi zeichnete sich Dessolles vorzüglich aus. Darauf erhielt er gegen Ende des Jahres 1799 das Obercommando über alle Truppen in der liguriſchen Republik.

Als aber Moreau im Frühling 1800 den Oberbefehl über die Rheinarmee bekam, verlangte und erhielt er Dessolles zum Chef des großen Generalstabes. In diesem, für die französischen Waffen so glorreichen Feldzuge erwarb sich Dessolles einen großen und verdienten militärischen Ruf. Seine Berichte, worin sich besonders die auszeichnen, welche die Eröffnung des Feldzuges an den Ufern des Rheins, den von den Franzosen zu Offenburg über ein Corps Oestreicher erfochtenen Sieg und den Rheinübergang des Generals Lecourbe zwischen Schafhausen und Stein schildern, waren so gut abgefaßt, daß man sie noch jetzt in Frankreich als Muster aufstellt. Dessolles war der Freund von Moreau, der Vertraute seiner Plane und oft sein Rathgeber. In der Schlacht von Hohenlinden bewies der General Dessolles eben so viele Thätigkeit als Einsicht.

Als die Rheinarmee nach dem Frieden von Lüneville aufgelöst ward, begab sich Dessolles nach Paris. Hier vermählte er sich mit einer Tochter des Generals Dampierre, der an der Spitze der Nordarmee den 6. Mai 1793 unter den Mauern von Valenciennes durch eine Kanonenkugel getödtet worden war. — Buonaparte ernannte ihn im December zum Staatsrathe; er schlug die Stelle aus. Im J. 1803 beauftragte man ihn mit dem Commando einer Division im Hanöverschen, Anfangs unter Marschall Mortiers, dann unter des Prinzen von Pontecorvo Befehlen. Hier machte er sich durch seine Mäßigung, seine Uneigennützigkeit und sein schonendes Betragen allgemein beliebt. Von Hannover zurückberufen, lebte er in Paris, wo er nebst Macdonald und Lecourbe zu Moreaus Freunden gehörte. Da er sich für diesen berühmten Mann, zur Zeit seines Processes, mit Theilnahme ausgesprochen hatte, fiel er bei dem Ober-

consul in Ungnade. Er lehnte hierauf die ihm angebotene Stelle als Chef beim Generalstabe der Armee von Boulogne unter den Befehlen des Herzogs von Montebello ab, und zog sich auf ein Gut, das er in der Nähe von Auch besaß, zurück. Im J. 1808 erhielt er den Befehl, ein Commando in Spanien zu übernehmen. Dieß that er und zeichnete sich dort eben so sehr durch seine Tapferkeit (z. B. bei Toledo den 9. Aug. 1809), als durch seine Milde und Menschlichkeit aus, so daß er sich als Gouverneur der Provinzen Cordova, Sevilla und Jaen allgemeine Liebe erwarb. Nach erhaltener Erlaubniß der Rückkehr nach Frankreich lebte er hier von 1810 bis 1812 wieder als bloßer Privatmann. Der Kaiser schenkte ihm nie sein Zutrauen, weil er dessen Ansichten nicht theilte. Gleichwohl ernannte ihn derselbe zum Chef des Generalstabes beim Armeecorps, welches der Vicekönig von Italien anführte, und Dessolles machte den russischen Feldzug bis Smolensk mit. Allein da er die Expedition ins Innere von Rußland mißbilligte und deren nachtheilige Folgen voraussagte, so ging er, unter dem Vorwande nöthiger Herstellung seiner Gesundheit, nach Frankreich zurück und blieb in Paris, wo er mit Talleyrand in Verbindung stand, bis zum 31. März 1814, an welchem Tage er von der provisorischen Regierung das Obercommando über die Pariser Nationalgarde erhielt. Kaiser Alexander, welcher sich dahin erklärt hatte, daß er weit entfernt sey, der französischen Nation in der Wahl ihrer neuen Beherrscher Zwang anthun zu wollen, besprach sich mit den Mitgliedern der provisorischen Regierung und mit Dessolles über diesen Gegenstand. Schon hatte Talleyrand gegen die von Buonaparte, als Bedingung seiner Abdankung, verlangte Regentschaft der Kaiserin Marie Luise, eine Zeitlang gesprochen, als auch General Dessolles hervortrat, und sich gleichfalls auf das Entschiedenste gegen eine so gefahrdrohende Regentschaft und für die Wiederherstellung der Bourbons erklärte.

Zur Belohnung für einen so großen Dienst, welchen er der königlichen Familie geleistet hatte, ward er zum Oberbefehlshaber der Pariser Nationalgarde, zum Militär-Commandanten des Seine-Departements, und zum Chef des Generalstabes der von Monsieur, dem Bruder des Königs, befehligten Nationalgarde von Frankreich

ernannt. Auch trat er als Pair von Frankreich in die Kammer von 1814 ein, und Ludwig XVIII. erhob ihn zum Staatsminister. Alle diese Stellen bekleidete er bis zum März 1815. Als Buonaparte gelandet war, suchte er allenthalben durch kraftvolle Instructionen die Nationalgarde in Thätigkeit zu versetzen; allein die Zeit war zu kurz, um diesen Instructionen die gehörige Folge geben zu können. Während der hundert Tage lebte er zurückgezogen auf seinen Gütern, beschäftigte sich mit den Wissenschaften, und Buonaparte ließ ihn dort ungestört. Den 7. Julius 1815 trat er wieder als Pair in die neue Kammer ein, und übernahm das Commando der Pariser Nationalgarden; auch behielt er im Generalstabe der französischen Armee seine Stelle als Generallieutenant, und Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Mitgliede des Geheimen-Raths. Allein, da er weit entfernt war, sich der ultraroyalistischen Reaction anzuschließen und zu dem damals in Vorschlag gebrachten Epurationssystem mitzuwirken, so sah er schon im October desselben Jahres sich genöthigt, das Commando der Nationalgarden niederzulegen, welches hierauf dem Herzog von Reggio verliehen ward. Als Mitglied der Pairskammer zeichnete er sich auch jetzt durch sein constitutionelles Benehmen aus. Uebrigens lebte er auf seinen Gütern, bis bei der Bildung des neuen Ministeriums am Ende des Jahres 1818, der Posten des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, nebst dem Vorsitz im Rathe der Minister, mit ziemlich allgemeinem Beifall, ihm übertragen ward. Durch sein Minister-Diplom erhielt er zugleich die Marquis-Würde. Als Minister war Dessolles dem constitutionellen System streng ergeben, daher wollte er auch schlechterdings in keine Veränderung der Charte und des Wahlgesetzes willigen. Er überwarf sich deßhalb mit Decazes, und wurde am 17. November 1819 mit St. Cyr und Louis, seinen gleichgestimmten Collegen, entlassen. Doch besitzt er fortwährend das Vertrauen des Königs, der Freimüthigkeit schätzt, mit der ihm Dessolles mehrmals, auf seinen eignen Befehl, die Lage des Staats geschildert hat. Sein Nachfolger im Departement der auswärtigen Angelegenheiten wurde Baron Pasquier.

IV.

Hercüle de Serre,

Großsiegelbewahrer und Justizminister.

Hercüle de Serre (Deserre), geboren 1774 zu Metz, gehört zu einer nicht sehr bedeutenden lothringischen adeligen Familie. Bald nach dem Ausbruche der Revolution wanderte er 1791 mit einigen seiner Jugendfreunde aus und diente in Condés Armee. Hier nahm er an mehreren Feldzügen des ersten Revolutionskrieges Theil. In der Folge erhielt er die Erlaubniß, nach Frankreich zurückzukehren, und ließ sichs nun angelegen seyn, gründliche Kenntnisse in der Rechtswissenschaft zu erwerben. Er arbeitete eine Zeitlang bei einem Advocaten zu Metz, wurde in die Zahl der Sachwalter aufgenommen, und erhielt bald durch Talente, Beredtsamkeit und ungewöhnliche Kenntnisse in der Rechtsverwaltung einen verdienten Ruf. Später ernannte ihn Buonaparte zum Generaladvocaten beim Appellationshofe zu Metz, und bei der gerichtlichen Organisation in den eroberten Ländern, in den sogenannten hanseatischen Departements, zum ersten Präsidenten des Appellationshofes zu Hamburg, wo er sich durch Rechtlichkeit, Mäßigung und Thätigkeit Achtung erwarb. Vor Ende des Jahres 1813, noch ehe Hamburg blokirt wurde, kehrte er nach Frankreich zurück. Hier gab ihm der König 1814 die Stelle eines ersten Präsidenten beim Appellationshofe zu Kolmar. Als Buonaparte von Elba zurückkam, that de Serre alles Mögliche, um die Behörde, welcher er vorstand, zu bewegen, dem König treu zu bleiben. Da dieß ihm aber nicht gelang, so verließ er Kolmar, und

begab sich bald darauf zu dem Könige nach Gent. Nach der zweiten Restauration kehrte er auf seinen vorigen Posten nach Kolmar zurück. In derselben Zeit ernannte ihn das Oberrhein-Departement zum Deputirten bei der Kammer von 1815. Er schloß sich hier der Minorität an, und war einer der nachdrücklichsten Gegner der ultraroyalistischen Mehrheit dieser Versammlung, und wenn er gewöhnlich mit seinen Vorschlägen in derselben nicht durchdringen konnte, so gewann er desto mehr bei der unbefangenen Nation. Die Beharrlichkeit, mit welcher er die von der Kammer selbst vorgeschlagenen Abänderungen der Gesetzentwürfe bestritt, oder die der Regierung vertheidigte, machte bald das Ministerium auf ihn aufmerksam. Er war zuweilen sehr stark in seinen Ausdrücken. In der Sitzung am 20. März 1816 schloß er seine Expectoration über das Budget mit folgenden Worten: „Man klagt, daß die Minister nicht vorwärts „kommen, ich meines Orts erstaune, daß sie einen ein„zigen Schritt noch thun können! — Alles wird lenden„lahm, Jeder steht erschrocken still, wenn aus jeglichem „Schritte ihm eine Anklage erwachsen kann! Der Na„tionalcharakter wird verschroben, die Angeberei, diese „abscheuliche Pest, fängt an, Frankreich zu infiziren! „Endlich wär' es doch Zeit, daß ein Amtbekleiden nicht „mehr für ein Verbrechen gälte, und das Vertrauen des „Königs besitzen, nicht mehr für einen hinreichenden „Grund zu Argwohn!" — In der Sitzung am 22. April machte er sich in flammenden Worten Luft gegen den Bericht des Obscuranten de Kergorlay über den Klerus. Da er durch einige Stellen seiner Rede ein Murmeln veranlaßte, so schrie er: „man hebe die Freiheit der Discussion auf." Diese Worte verursachten eine erstaunliche Bewegung in der Kammer, und sie decidirte, der Redner sey zur Ordnung zurückzurufen.

Nach der Ordonnanz vom 5. September 1816 war de Serre Vorsitzender im Wahlmänner-Collegium des Oberrhein-Departements, welches für die neue Kammer ihn wieder erwählte. Als diese Versammlung zur Ernennung eines Präsidenten vorschritt, war de Serre einer von denen, welche die meisten Stimmen für sich hatten, und die Wahl des Königs fiel auf ihn, als Pasquier, welcher erst diese Stelle hatte, zum Justizminister erho-

ben ward. Von dieser Zeit an erschien de Serre weit seltener auf der Tribüne, und beschäftigte sich ganz mit den Pflichten seiner neuen Würde. Indeß trat er doch als Vertheidiger der beiden Gesetzentwürfe über die Wahlen und über die individuelle Freiheit auf. Bei Eröffnung der Sitzung von 1817 auf 1818 nahm er wieder seinen Sitz im Präsidenten-Lehnstuhle ein. Es wurde von allen Parteien anerkannt, daß er mit Würde, Talent und großer Unparteilichkeit diese wichtige Stelle bekleidete. Damals verkündigte er der Kammer, er werde einen Vorschlag ihrer Prüfung anheimgeben, mit welchem eine Supplirung des Regulativs der Kammer beabsichtigt werde. In der Sitzung am 15. November desselben Jahres machte er dann seine Eröffnungen darüber. Nach einigen einleitenden Abschweifungen sagte er, er wolle sich vorzüglich mit Beantwortung der Frage beschäftigen: „Haben die Regulative der Kammer aus ihren Gliedern „wirklich ein so gutes Gesetzgebungs-Werkzeug gemacht, „als es zu erwarten die Nation ein Recht hat?“ — Nun kam er auf die innere Disciplin der Kammer zu sprechen, und erörterte die mancherlei Fragen, welche die Petitionen, das Einschreiben für das Wortführen, zum Gegenstande haben. Als er auf die Mittel kam, wie den Uebelständen, durch welche der Gang der Deliberationen gehemmt wird, abzuhelfen sey, erklärte er sich, daß er das Zurückrufen zur Ordnung, das Censiren und das Erinnern an den Verbalproceß nicht für hinreichende Strafen anerkenne für den, der die Ordnung der Deliberationen störe oder seine Collegen insultire. Sich auf Beispiele, die er aus England und Frankreich entlehnte, stützend, schlug er Einkerkerung der lästigen Störer vor. Es entstand bei diesen Worten ein gewaltiges Geräusch, mehrere Deputirte sprachen ihren heftigen Tadel eines solchen Vorschlags aus, und er ward endlich auch mit einer großen Stimmenmehrheit verworfen. — Bei Eröffnung der Sitzung von 1818 auf 1819 ward ihm, auf Lainés Veranstaltung und durch dessen Einfluß, Ravez als Präsident vorgezogen; allein bald nachher (Ende Dec. 1818) ward er für diese Hintansetzung durch seine Erhebung zum Siegelbewahrer und Justizminister entschädigt. Als solcher zeichnete er sich vorzüglich durch seine beredte und rechtliche Vertheidigung der Gesetzvorschläge über die Presse aus. Er schloß sich bei dem Streite unter den

Ministern zuletzt an Decazes an, und behielt daher bei der Ministerial-Veränderung im November 1819 seine Stelle. Noch muß erwähnt werden, daß er es war, der als Justizminister der zweiten Kammer, den 28. Jan. 1819, den Entwurf zu einem Gesetze über die Verantwortlichkeit der Minister vorlegte, welchen man jedoch späterhin ausgesetzt hat; daß er es war, der gegen Barthelemys Vorschlag, das Wahlgesetz abzuändern, in der Kammer der Deputirten (im März 1819) am eindringendsten sprach, und der die Parteisucht der Ultras anklagte, daß die im J. 1815 im Süden begangenen Verbrechen unbestraft geblieben und Mörder von den Geschwornen freigesprochen worden wären, und daß er es war, der (den 22. März 1819) die drei wichtigen Gesetzentwürfe, die Preßfreiheit, die Preßvergehen und das gerichtliche Verfahren gegen Preßmißbrauch betreffend, den Kammern überbrachte, nach deren Annahme, im Mai 1819, die directe Censur der Tagesblätter aufhörte. Unter den übrigen Verhandlungen gab vorzüglich der Kampf in den Kammern über die, durch Petitionen und durch einen in der zweiten Kammer am 17. Mai 1819 gemachten Antrag, verlangte Rückkehr aller Verbannten dem Minister de Serre Gelegenheit, mit Würde und Nachdruck zu sprechen. Er stimmte für die Tagesordnung, und sprach in Ansehung der Königsmörder (den 17. Mai 1819) sein berühmtes Jamais (Niemals) aus, welches allem Streit ein Ende machte. Indeß rief die Gnade des Königs dennoch nachher mehrere Verbannte zurück. (Vgl. oben Decazes).

Durch dieß Alles hat sich de Serre in der Meinung der Nation, wie in der des Königs immer höher erhoben. Es ist dem Monarchen nicht entgangen, daß der Justizminister in der Deputirten-Kammer durch die Kraft und Bündigkeit seiner Vorträge sich ein Ansehn erworben hat, wie es nur ein brittischer Minister im Parlamente besitzt. De Serre selbst glaubte nun sich stark genug, um das Wahlgesetz von 1817, dessen Gegner er gleich anfangs gewesen war, das er aber gleichwohl im März 1819 gegen Barthelemys Vorschlag vertheidigt hatte, durch einen neuen Wahlplan zu bekämpfen. Er wollte nämlich das Wahlgesetz an das Municipalgesetz knüpfen, und über diese Einrichtung eine provincielle oder departe-

mentale Organisation aufrichten. Mit ihm arbeiteten an dem neuen Wahlgesetze mehrere Doctrinaires, vorzüglich der Herzog von Broglio, Hr. v. Staël, die H.H. Guizot und Barante. Allein sein Vorschlag wurde im Ministerrathe verworfen. Er selbst konnte zuletzt, bei zunehmender Kränklichkeit, an den Arbeiten keinen Theil mehr nehmen, und da ihm die Aerzte einen Aufenthalt in Nizza anriethen, so wollte er deßhalb im Jan. 1820 seine Entlassung nehmen; allein der König bewilligte ihm einen Urlaub auf mehrere Monate, um in Nizza seine Gesundheit wiederherzustellen. Unterdessen versah der zum Unterstaatssecretär im Justizdepartement ernannte Staatsrath, Graf Siméon, seine Stelle, und als dieser den 20. Febr. 1820 das Ministerium des Innern erhielt, wurde Graf Portalis zum Unterstaatssecretär im Justiz-Departement erhoben. Im Mai erwartete man de Serres Rückkunft.

De Serre ist Ritter des Ludwigsordens und der Ehrenlegion. Vor seiner Ernennung zum Minister war er Mitglied des Staatsraths und des Ausschusses für die Gesetzgebung.

V.

Joseph Jeremie Graf Siméon,

Pair von Frankreich und Minister des Innern seit dem 20. Februar 1820.

Joseph Jeremie, Baron Siméon, geboren zu Aix in der Provence den 30. Sept. 1759, war, als die Revolution ausbrach, Advocat zu Aix. Im J. 1795 trat er zuerst in das öffentliche Leben ein, als Deputirter der Rhone-Mündungen im Rathe der Fünfhundert. Hier vertheidigte er stets die Grundsätze der Mäßigung; so behauptete er in einer Rede am 9. November, bei Gelegenheit der Unruhen im Süden, daß alle Mordthaten daselbst von den auf Frerons Befehl in Freiheit gesetzten Terroristen theils veranlaßt, theils begangen worden wären. Da er nun überdieß schon früher, im J. 1794, als Procurator-Syndicus des Departements der Rhone-Mündungen des Föderalismus beschuldigt und geächtet worden war, weßhalb er sich nach Genua hatte flüchten müssen, so war dieß mit ein Grund, ihn (den 29. Jan. 1796) der Theilnahme an der Uebergabe Toulons an die Engländer anzuklagen; doch rechtfertigte er sich auf der Stelle. In demselben Jahre (im September) sprach er für die Heiligkeit des Eigenthumsrechts, und gab der Verwaltungsbehörde fortwährende Verletzungen desselben Schuld. Hierauf stimmte er (im Februar 1797) zu Gunsten der Preßfreiheit, indem er einige Maßregeln gegen die Mißbräuche derselben vorschlug. Auch widersetzte er sich (den 13. März) dem Vorschlage, daß die Wahlmänner Haß dem Königthume schwören sollten. Sodann

erhob er sich (im Juli) mit Nachdruck gegen die Clubs und nahm sich der flüchtigen Elsasser an. Seine Kenntnisse, seine Erfahrung und sein fester Charakter erwarben ihm Achtung; er schlug mehrere Angriffe durch seine Rechtlichkeit zurück. Der Rath ernannte ihn im Mai zu seinem Secretär und im August zum Präsidenten. Als solcher begab er sich am Morgen des 18. Fructidor, mit ungefähr dreißig seiner Amtsgenossen in den Sitzungssaal, ob dieser gleich von den Truppen des Directoriums umstellt war; und als die Soldaten eindrangen, das Bayonnet gegen die kleine Zahl muthvoller Männer gerichtet, erklärte Siméon öffentlich mit eben so viel Würde als Schmerz: „Die Constitution ist verletzt; die National-Repräsentation auf eine unwürdige Art beleidigt; ich erkläre die Versammlung für aufgelöst, so lange bis die Urheber eines so frevelhaften Unternehmens bestraft sind.“ Den folgenden Tag wurde er zur Deportation verurtheilt, was vorzüglich Salicetti bewirkte. Er rettete sich durch die Flucht, begab sich hierauf im Januar 1799 nach Oleron, von wo er im December durch die Consular-Regierung zurückberufen und zum Substituten bei dem Cassations-Tribunale ernannt ward. Den 28. April 1800 berief man ihn ins Tribunat. Auffallend war es, daß er (1801) im Namen desselben den Gesetzentwurf, die Special-Gerichtshöfe betreffend, vertheidigte; doch gab er zu, wie sehr diese Anstalt die persönliche Sicherheit gefährden könne, allein er hielt sie der öffentlichen Sicherheit wegen für dringend nothwendig, damit endlich einmal der offene Krieg der Räuber mit der bürgerlichen Gesellschaft aufhöre. Dann wirkte er thätig mit zu Verbesserung der Formen des gerichtlichen und des peinlichen Verfahrens; auch vertheidigte er 1802 den von der Regierung vorgelegten Entwurf des Civilcodex. Auf seinen Bericht vom 7. April über das Concordat von 1801 erfolgte die Annahme dieses Vertrags; eben so sprach er im Sinne der Regierung (den 28. April) für den neuen Unterrichtsplan. Den 11. Mai 1802 stimmte er für das lebenslängliche Consulat, und im Mai 1804 für Buonapartes erbliche Kaiserwürde. Der Kaiser ernannte ihn im folgenden Monate zum Staatsrathe, zum Commandanten der Ehrenlegion und zum Baron. Bei Gelegenheit der Verhaftung Georges und Pichegrüs hielt er eine Rede, in welcher er nach

großen Lobsprüchen auf den Kaiser der Vorsehung für die Erhaltung seines Lebens dankte. Dann erklärte er sich sehr stark über die Angeklagten und drohte die härtesten Strafen ihren heimlichen Beschützern. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er anfangs zum Mitgliede der das neue Königreich Westphalen organisirenden Regierungscommission, dann zum Justizminister des Königs Hieronymus ernannt, der ihn nachher in den Grafenstand erhob. Es ist bekannt, mit welcher strengen und unbestechlichen Ordnungsliebe er die französische Rechtspflege in Westphalen einführte und leitete. Mit dem berühmten Johannes von Müller, der Studiendirector des Königreichs war, stand er in freundschaftlicher Verbindung, und sprach an seinem Grabe (1809) Worte der Achtung mit edler Theilnahme aus. Im Jahr 1813 nahm er seine Entlassung, und hinterließ in Deutschland ein ruhmvolles Andenken.

Nach Buonapartes Fall im Jahr 1814, huldigte Baron Siméon sogleich der legitimen Regierung, und der König ernannte ihn zum Präfecten des Nord-Departements und zum Großoffizier der Ehrenlegion. Bei Napoleons Rückkehr im Jahr 1815 wählte ihn das Departement der Rhone-Mündungen zum Mitgliede der Deputirten-Kammer, und nach der Wiederkunft des Königs wählte ihn das Var-Departement. Hierauf ernannte ihn der König den 24. August 1815 zum Staatsrath für den gewöhnlichen Dienst in der Abtheilung der Gesetzgebung. Seitdem wurde er mehrmals beauftragt, die Gesetzvorschläge in beiden Kammern zu unterstützen. Im December 1815 nahm er an der Commission Antheil, welche das Gesetz wegen der Prevotalhöfe prüfte, und im folgenden Monate stimmte er für das Amnestie-Gesetz; übrigens hielt er sich im ganzen Laufe dieser Sitzung zu der Minorität. Den 13. December 1817 vertheidigte er als königl. Commissär das Gesetz über die Preßfreiheit, und bestritt die verschiedenen Zusätze, welche beide Kammern dabei in Vorschlag brachten. Darauf ward er im Februar 1818 mit der Vertheidigung des Recrutirungsgesetzes beauftragt.

Seine Talente und Geschäftserfahrung im Justizfache wurden immer mehr erprobt, und der König er-

nannte ihn, als de Serre im Januar 1820 krank wurde und nach Nizza seiner Gesundheit wegen, sich begeben mußte, zum Unterstaatssecretär im Justizministerium. Endlich trat er den 20. Februar 1820, an Decazes Stelle, als Minister an die Spitze der innern Verwaltung. Auf diesem Posten hat er bereits an den Verhandlungen über die von Decazes vorgelegten Ausnahmegesetze Theil genommen, und an die Stelle des Decaze'schen Wahlentwurfs einen neuen, am 17. April eingereicht und mit Gründen unterstützt. Die seit dem 3. April aber in Kraftgetretene neue Maßregel der Censur der Journale ward bis jetzt nicht mit der befürchteten Strenge gehandhabt. Allein da man die Instruction der Censoren nicht kennt, so scheint den Ministern hierin, so wie in Ansehung des die persönliche Freiheit beschränkenden Gesetzes vom 26. März 1820, die Macht eingeräumt zu seyn, nach Befinden der Umstände beide Gesetze im milderen oder im strengeren Sinne anzuwenden. Da die Dauer dieser Gesetze aber auf die Zeit der nächsten Session der Kammer beschränkt ist, so werden die Minister wohl nicht einen willkürlichen und strengen Gebrauch von der erlangten Gewalt machen.

VI.

Baron Etienne Denis Pasquier,

ehemals Siegelbewahrer und Justizminister, seit dem 19. Nov. 1819 (an Dessolles Stelle) Minister der auswärtigen Angelegenheiten.

Baron Pasquier, geb. zu Paris am 22. April 1767, ist ein Nachkomme des berühmten Etienne Pasquier, eines der gründlichsten Juristen und gelehrtesten Männer seiner Zeit. Sein Vater der im Jahr 1794 unter der Guillotine starb, war Mitglied des Pariser Parlaments, und hatte sich durch seine Berichtserstattung in der Sache des Grafen de Lally vorzüglich bekannt, aber auch Vielen verhaßt gemacht. Gleich ihm betrat der Sohn die Laufbahn der Magistratur und ward vor dem Ausbruche der Revolution Mitglied desselben Parlaments. Während der heftigen Stüme dieser großen Staatsumwälzung stand er in keinem Amte. Als die Ordnung durch Buonapartes glücklichen Aufschwung zur Oberherrschaft wiederhergestellt zu werden schien, blieb Pasquier nicht unbemerkt, und Buonaparte hob ihn nachdem er ihm insbesondere von Cambacérès kräftig empfohlen war, von Stufe zu Stufe empor, machte ihn 1810 zum Requetenmeister, dann zum Generalprokurator des conseil du scéau des titres, dann zum Baron und Mitglied der Ehrenlegion, und noch im October desselben Jahres zum Polizeipräfekten von Paris. Aus Dankbarkeit für so viele Wohlthaten ging Pasquier in der Schmeichlerrolle, die er bei Buonaparte spielte, leider nur zu weit.

Pasquier war Polizeipräfekt, als 1812 während Buonapartes Abwesenheit in Rußland, die sehr übelberechnete Conspiration des Generals Mallet ausbrach, über deren wahrer Quelle immer noch ein Schleier liegt *), deren Ausbruch aber kaum möglich gewesen wäre, wenn Pasquier nicht als Polizeipräfekt schon in eine gewisse Indolenz versunken gewesen, seitdem ungünstige Nachrichten aus Rußland kamen. Mallet ließ den Polizeipräfekten nebst dem Polizeiminister Savary fortschleppen und im Gefängniß la Force einsperren, wo sie nicht lange schmachten mußten, da nach einigen Augenblicken schon der unentschlossene Mallet selbst verhaftet war.

Pasquier blieb in den Functionen eines Polizeipräfekten bis zu den Ereignissen im März 1814. Der König ernannte ihn zum Staatsrath, dann zum Generaldirektor der Brücken- und Chausseen-Verwaltung, welchen Posten er nach Buonapartes Invasion 1815 verließ, da er es, man weiß nicht, ob aus Berechnungen des Ehrgeizes oder aus wahrer Anhänglichkeit an Ludwig XVIII, verschmähete, sich seinem, von ihm früher bewunderten, Wohlthäter wieder zu nähern. Er blieb während der hundert Tage ohne Amt, und ward nach der zweiten Rückkehr des Königs in die Hauptstadt, den 9. Juli zum Justizminister, Siegelbewahrer, Großkreuz der Ehrenlegion und Mitglied des königlichen geheimen Raths ernannt. Da das Seine-Departement ihn in dieser Periode zum Mitgliede der Deputirtenkammer erwählt hatte, so ward er im October Berichtserstatter der Commission des vierten Büreau, welches mit Untersuchung des Entwurfs zu einem Gesetze über das Aufruhrgeschrei (sur les cris séditieux) beauftragt war. Im Spätherbst (21. September) 1815 hatte er mit der gesammten Talleyrandschen Administration das Ministerium wieder verlassen, er hielt sich aber nichts destoweniger stets zur ministeriellen Partei (im Centrum). Auf

*) Einige halten die Mallet'sche Verschwörung nicht unwahrscheinlich für das Resultat der Machinationen der mit den verhafteten Royalisten verbundenen Philadelphen. S. Beil. z. Allgem. Zeit. N. 63. 1820.

der Rednerbühne zeichnete er sich um so mehr aus, da er das Talent hat, mit vieler Geläufigkeit zu improvisiren, und dabei vielseitige Kenntnisse besitzt.

Im Januar 1816 stimmte er für Annahme des Amnestiegesetzes ohne Verbesserungen, und ward im September zum commissarischen Richter für die Liquidationen der Foderungen von Unterthanen auswärtiger Mächte ernannt. Um dieselbe Zeit (im Herbst 1816) ward er vom Seine-Departement in die Deputirten-Kammer zurückberufen. So wie in der vorigen Sitzung trat Pasquier in der neuen als eifriger Vertheidiger der Projekte des Ministeriums auch, und ward gleichsam als einer der Strebepfeiler desselben betrachtet. Er ward unter den Candidaten der Präsidentschaft obenan mit vorgestellt, und die Wahl des Königs fiel auf ihn. Er verwaltete diesen wichtigen Posten bis zum 19. Januar 1817, wo der König zum zweiten Male ihn zum Siegelbewahrer und Justizminister ernannte, in welcher Stelle er Barbé-Marbois Nachfolger ward. Bei der Bildung eines neuen Ministeriums den 29. Dec. 1818 ward in diesen Functionen de Serre sein Nachfolger.

Mit Decazes blieb Pasquier stets in genauer Verbindung, und durch dessen Einfluß erhielt er, bei der letzten Ministerialveränderung, das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, (am 19. Nov. 1819) weil de Serre seinen Posten als Justizminister behalten wollte. Als hierauf der Kampf wegen des Wahlgesetzes und über die Zulässigkeit der Petitionen, die dessen Erhaltung betrafen, in der Kammer ausbrach, übernahm Pasquier die Vertheidigung des wegen Krankheit abwesenden Decazes (am 14. Jan. 1820), und schlug in Ansehung der Bittschriften die Tagesordnung vor, wobei ihn Lainé und mehrere Ultras unterstützten. Also siegte das Ministerium am 15. Januar, jedoch nur mit einer Mehrheit von fünf Stimmen. Doch wurde der Minister Pasquier wegen seiner nicht wohl abgewogenen Aeußerung, daß die Deputirten der letzteingetretenen Serie über die Mittel, durch welche sie in die Kammer gekommen, erröthen sollten, von dem General Demarçay hart angegriffen. Auch glaubt man von ihm, daß er vorzüglich das neue System der Minister vertheidige, nach welchem sie keinem

von der Regierung abhängigen Beamten, der zugleich Deputirter ist, gestatten wollen, mit der Opposition zu stimmen. Wenigstens hat er dasselbe vor zwei Jahren, als er Justizminister war, gegen den allgemein geschätzten Deputirten Dupont (von der Eure) in Anwendung gebracht. (Vergl. Richelieu.) Schon hat die Regierung dem Grafen Girardin seine Stelle als Präfect des Goldhügel-Departements aus demselben Grunde entzogen. Auch Laffite, zu dessen Reunion Girardin sich hielt, hat deßhalb seine Stelle als Gouverneur der Bank von Frankreich verloren, und ist durch den Herzog von Gaeta ersetzt worden. Dadurch wird es freilich dem Ministerium gelingen, noch einige Deputirte vom linken Centrum, welche öffentliche Aemter bekleiden, zu sich herüber zu ziehen und das Uebergewicht in der Session der Kammern zu behaupten.

VII.

Baron Louis,

Finanzminiſter bis zum 19. November 1819.

Der Baron Louis, früher weit bekannter unter dem Namen Abbé Louis, iſt geboren zu Toul um das Jahr 1755. Er trat in den geiſtlichen Stand, ohne jedoch eigentliche kirchliche Functionen zu verſehen. Einige Jahre vor der Revolution wurde er geiſtlicher Rath (conseiller clerc) beim Parlamente von Nancy. Stets hatte er ſich zu der Sache des Rechts und der Freiheit bekannt, um ſo entſchiedener trat er jetzt auf als ein Bekenner der reineren Grundſätze jener großen Staatsveränderung. Im Jahr 1788 erſchien er in der Provinzialverſammlung von Orleanais. Am 14 Juli 1790, dem Tage der erſten Föderation des franzöſiſchen Volks, war er bei der Meſſe, welche auf dem Marsfelde gehalten ward, Diaconus des Biſchofs von Autun, nachmaligen Fürſten Talleyrand. Abbé Louis bekannte ſich zu dem Syſtem der gemäßigten conſtitutionellen Partei; er konnte alſo an den Uebertreibungen der Jakobiner keinen Gefallen finden. Um dieſe Zeit beauftragte ihn Ludwig XVI, auf Talleyrands Empfehlung, mit verſchiedenen diplomatiſchen Sendungen, insbeſondere mit einer Unterhandlung in Schweden. Nachdem aber die Revolution vom 10. Auguſt in Frankreich das

Königthum aufgehoben hatte, sah er sich, zumal da er von der Zeit an, wo auf Entthronung des Königs hingearbeitet ward, sich nicht mehr auf der Seite der Republikaner gezeigt hatte, verfolgt, und floh nach England, wo er sich wissenschaftlich beschäftigte, und vorzüglich das Finanzsystem Pitts zu seinem Studium machte. Seit dem 18. Brümaire nach Frankreich zurückgekehrt, ward er als Chef der Liquidationsabtheilung im Kriegsministerium und dann als Divisionschef in der Kanzlei der Ehrenlegion angestellt; auch trat er als Requetenmeister in den Staatsrath. Im Jahr 1810 führte er den Vorsitz bei dem in Holland errichteten Liquidations-Rath. Unter dem Ministerium des Grafen Mollien erhielt er eine Verwalterstelle beim Fiskus, und zeigte sich für den Vortheil desselben sehr pflichteifrig. Im April 1814 erklärte er sich gleich anfangs für die Wiederherstellung der Bourbons. Damals übertrug ihm der Fürst Talleyrand, als Vorsitzender der provisorischen Regierung, das Portefeuille der Finanzen, welches ihm dann bei Ludwigs XVIII. Ankunft definitiv verliehen ward. Am 22. Juli desselben Jahres griff Baron Louis als Minister in seinem an die Deputirtenkammer erstatteten Berichte über die beiden Budgets von 1814 und 1815, die Buonapartesche Verwaltung sehr heftig an, ganz uneingedenk des überschwänglichen Lobes, welches er selbst ihr im Jahr 1813 ertheilt hatte. Hierdurch ward zwischen ihm und dem, sich an seiner Ehre angegriffen glaubenden, Herzog von Gaeta ein Flugschriften-Wechsel veranlaßt, der damals Aufsehen machte, von beiden Seiten aber zu viel Leidenschaftlichkeit der Ansichten verrieth, als daß die Streitenden die Leser für sich interessiren konnten.

Im finanziellen Theile seines Berichts schien Louis sich es gleichsam zum Gesetz gemacht zu haben, die Staatsschulden von einer so fürchterlichen Größe zu schildern, als es nur in seinen Kräften stand. Der ungültigen, ganz unwahren oder längst befriedigten Ansprüche führte er in seinem Budget so viele auf, daß man im Allgemeinen sehr unzufrieden mit ihm war. Die Ausgaben betrugen nach demselben eine Milliarde und vierhundert fünfundvierzig Millionen. Um sie zu bestreiten, schlug er vor, die Güter der Gemeinden und dreihunderttau-

send Hektaren dem Staate zugehörigen Waldes zu verkaufen, ferner das Ausgeben königlicher Bons auf Ordre, welche nach Verfluß von drei Jahren zahlbar seyn sollten zu jährlich 8 pro Cent Zinsen und mit unterpfändlicher Sicherheit auf den Ertrag von jenen Verkäufen. Dieses Projekt fanden viele Sachverständige sowohl dem Interesse des Staats als dem der Unterthanen sehr zuwider. Dennoch ging es in den Kammern durch, ohne daß viel dagegen eingewendet ward; desto stärker sprach sich mißbilligend die öffentliche Meinung darüber aus, und sehr achtbare Finanziers schrieben dagegen. Die beste Apologie dafür mußte man darin finden, daß am 20. März 1815 in den Kassen des Fiskus 58 Mill. Reserve waren, ohne welche Buonaparte sich wohl schwerlich nur einen Tag seines usurpatorischen Interregnums würde haben behaupten können. Auch gereicht es seiner Verwaltung zum Verdienste, daß er in dem schwierigsten Zeitpunkte Ordnung in die Finanzen brachte und daß er die Staatsgläubiger befriedigte.

Baron Louis folgte dem Könige nach Gent, und als letzterer im Juli in die Hauptstadt zurückgekehrt war, ward er wieder an Gaudins Stelle Finanzminister; allein schon im September desselben Jahres übergab er, bei der Auflösung der Talleyrandschen Administration, das Portefeuille dem Grafen Corvetto. Als Mitglied der Kammer, seit 1815 stets vom Wahlcollegium des Meurthe-Departements ernannt, stimmte er in ihr mit der Minorität, 1816 aber, nach Erscheinung der Ordonnanz vom 5. September fand man ihn bei der Majorität; doch spielte er im Ganzen keine bedeutende Rolle. Als am Schlusse des Jahres 1818 die Bildung eines neuen Ministeriums von der sich laut aussprechenden öffentlichen Meinung zu dringend gefodert ward, berief die königl. Ordonnanz vom 29. December den Baron Louis zum dritten Male in das Ministerium. In der Sitzung von 1818 — 1819 hat er vorgeschlagen, daß in jedem Departement Auxiliar-Bücher für das große Buch der Nationalschuld gehalten würden; ferner, daß die consolidirte Schuld um zweiundvierzig Millionen Renten vermehrt würde, für welche Vermehrung er jedoch keine hinreichenden Gründe angab. Zugleich hat er in dieser Sitzung (d. 16. März) definitiv das Finanzgesetz für 1819 vorgelegt,

in welchem er die Summe der Auflagen bis zu sieben hundert zwei und neunzig Millionen steigerte, und (den 16. Febr. 1819) das Deficit der vier Jahre von 1815 bis 1818 auf 108 Millionen berechnete. Sein Budget für 1818 hatte 1154 Mill. 649,500 Franken betragen! Das für 1819 forderte 889 Mill. 210,000 Fr. für das Staatsbedürfniß. Die Fehler seines Vorgängers, Corvetto, schienen von ihm keinesweges vermieden zu seyn; ja man wollte noch andere ihm eigenthümliche Irrthümer wahrnehmen. In der Sitzung von 1818 — 1819 geschah es übrigens zum ersten Male, daß die Minister ihre Budgets sich von den Kammern reduciren lassen mußten. Die Reduction hat sich im Jahr 1819 bis auf 19 Mill. 174000 Fr. (darunter 8 Mill. für die Armee) belaufen, und die Discussionen haben bewiesen, daß, wenn die Kammer noch strenger hätte untersuchen wollen, diese Summe noch weit beträchtlicher ausgefallen seyn würde. Nach neun Monaten schon wurde Baron Louis, wegen seiner Opposition gegen jede Modification in der Charte und im Wahlgesetz, am 17. Nov. 1819 aus dem Ministerium entfernt, in welchem er stets ein Vertheidiger des Creditsystems geblieben war, und daher den Curs der Renten zu heben gesucht hatte. Aus diesem Grunde warfen ihm seine Gegner vor, daß er das Interesse der Grundeigenthümer demjenigen der Bankiers und Speculanten nachgesetzt habe. In die Geschichte seiner Verwaltung gehört noch, daß die Regierung von der Kammer die Verlängerung des der Nation verhaßten Tabacks-Monopols bis zum 1. Jan. 1826 bewilligt erhielt.

Louis hat die Tribüne nur sehr selten bestiegen, und bloß als Mitglied mehrerer Commissionen, wo er sich genöthigt sah zu sprechen. Mehrere Male hat er sich auf eine ziemlich rauhe und ungestüme Weise gegen die Redner der Kammer ausgedrückt, welche Manier seinem brüsken Charakter am natürlichsten zu seyn scheint. Man hat von ihm einige gut abgefaßte Berichte, die er als Commissär der Regierung und als Minister erstattet hat. Auch wird ihm eine polemische Flugschrift, die einer andern von Gaudin entgegengesetzt war, zugeschrieben, unter dem Titel: l'Opinion d'un Créancier de l'Etat sur le budget et sur les observations et réflexions dont il a été l'objet. (1814.)

Gaudin antwortete darauf, die Duplik aber blieb aus. Im J. 1815 kaufte er sich ein großes Landgut bei Melün, das durch seine vielen Fabriken und große Weinniederlage bekannte Dorf und Schloß Bercy unweit Paris, an der Seine, von dem er beträchtliche Einkünfte zieht, und wo er sich sehr gern aufhält.

VIII.

Antoine Roy,

Finanz-Minister.

Er ward geboren zu Savigny in der Champagne am 5. März 1764, und in Paris erzogen, wo er die Rechte studirte. Er bestimmte sich 1785, beim Pariser Parlamente, dem Barreau, und glänzte bald durch seine Beredtsamkeit unter den Advocaten der Hauptstadt. Während der Revolution übernahm er häufig die Vertheidigung der wegen politischer Verbrechen angeklagten Personen, z. B. des unglücklichen dü Rosoy, den der außerordentliche Gerichtshof vom 17. August hinrichten ließ. Besonders thätig bewies er sich zu Gunsten der wegen ihrer Theilnahme an der Insurrection vom 13. Vendemiaire im J. III. der Republik den Gerichten übergebenen Pariser. Es gelang ihm, mehrere derselben vom Tode zu retten. Als das Revolutionstribunal die Generalpächter zum Tode verurtheilt hatte, faßte er im Namen ihrer Wittwen und Kinder eine große Menge von Schriften ab, welche in jener Zeit mit Begierde gelesen wurden. Uebrigens ließ er sich während der Revolutionsstürme durchaus nicht zu einem Hervortreten auf dem politischen Schauplatze verleiten, und blieb lieber in einer gefahrlosen Dunkelheit. Da er ein großes Vermögen besaß, so hatte er den größten Theil der Güter des Hauses Bouillon an sich zu bringen gewußt, und im Eure-Departement beträchtliche Manufacturen etablirt, auch in andere Handels-Speculationen sich eingelassen. Buonaparte, schon auf dem Gipfel seiner Macht, bekam

einmal Lust, die schönen Forsten in Navarra an sich zu reißen, deren Benutzung Roy rechtmäßig erworben hatte. Roy widersetzte sich einer solchen Beraubung energisch, und bewies in den bei dieser Gelegenheit dem Oberconsul überreichten Denkschriften, daß Muth ihm keinesweges fehle. „Nur vor wenigen Stunden erst," heißt es in einer seiner Schriften an den Oberconsul, „sagten Sie „den Franzosen, daß vorzüglich Türenne Ihnen für „einen der großen Männer gelte, auf welche Frankreich „stolz seyn kann. Seine Manen sind entzückt über die „Ehre, welche seinem Gedächtniß von Ihnen widerfährt. „Und jetzt könnten Sie einen Urenkel Türennes aus sei„nem Eigenthume jagen? — Ein anderer Monarch, wel„chem die Mitlebenden und die Nachkommen den Beinamen „des Großen bewilligt haben, kam auf den Gedan„ken, daß die Mühle von Sanskouci, weil sie mitten in „seinem Park lag, mit demselben vereinigt werden könne, „und seine Schmeichler hatten es ihm oft wiederholt. „Aber seine Macht beugte sich vor jenem erhabenen Wor„te: Es giebt noch Richter in Berlin!" — Buonaparte bemerkte recht gut, wie stark der Eindruck dieser Schriften auf die öffentliche Meinung war. Nichtsdestoweniger riß er Navarra an sich, und Roy mußte seine Wälder abtreten. Auch verlor sich des Kaisers üble Laune gegen ihn nie wieder. Bei der Zusammenberufung der Wahlcollegien im April 1815 widersetzte sich Roy, als er zum Secretär des Pariser Wahlcollegiums erwählt worden war, förmlich der Leistung des Eides der Treue für Napoleon, und strich Lucian Buonapartes Namen, weil er nicht französischer Bürger sey, aus dem Verzeichnisse der Mitglieder, und verließ dann die Versammlung, ohne ein Wort an Buonaparte gerichtet zu haben. Roy war der erste vom Collegium erwählte Repräsentant. Als die Kammer gebildet ward, erhielt er einige Stimmen für die Präsidentschaft. Am 6. Jun. widersetzte er sich den Folgerungen, die man aus dem 56sten Artikel des Senatusconsults vom zwölften Jahre der Republik machen wollte, um die Versammlung verbindlich zu machen, daß sie Buonaparten den Eid leiste. Dieser Widerstand erregte bei Buonaparte Besorgnisse, und durch einen fast drohenden Artikel, den er über die Repräsentanten-Kammer abfaßte und ins Journal du Commerce vom 8. Jun. einrücken ließ, wollte er den

Widerspenstigen einschüchtern. Er persiflirte ihn sogar durch den Titel: Roi de Navarre, den er ihm gab, als ironische Anspielung auf die Forsten in Navarra, aus welchen er ihn verscheucht hatte. Roy erkannte, wer die Feder geführt hatte, ward aber von diesem kaiserlichen Zorne nicht erschreckt, und sagte seine Meinung fortwährend mit demselben Freimuthe. Am 27. Juni sprach er zweimal von der Tribüne über Finanzgegenstände. Am 26. Juli ward er vom Könige zum Präsidenten des Wahlcollegiums vom Arrondissement Sceaux ernannt. Dieses wählte ihn zum Deputirten in der Kammer, wo er mit der Minorität stimmte und dieselbe körnige Beredtsamkeit, die seine Reden auszeichnete, als er gegen die Buonapartisten gesprochen hatte, nun gegen die Ultraroyalisten wandte. Denn das Vaterland ging ihm über Alles.

Nach der Ordonnanz vom 5. September 1816 ward er in die neue Kammer berufen, in welcher er mit der Majorität stimmte. Er ward ferner zum Mitgliede der Commission des Budget, dann zu ihrem Berichtserstatter über die Ausgaben erwählt. In dem Berichte, den er der Sitzung am 27. Januar 1817 vorlas, setzte er die Rechte der Volksrepräsentation im Punkte der Auflagen mit der überzeugendsten Klarheit und Schärfe auseinander.

Am 23. December 1817 erstattete er, als Organ der Commission, welche mit der Oberaufsicht über die Amortissements-Kasse beauftragt war, der Kammer einen durch Klarheit ausgezeichneten Bericht über die Lage derselben welcher an die Commission des Budgets abgegeben ward. Aufs Neue ward er in diesem Jahre zum Mitgliede der letztgenannten Commission und zu ihrem Berichtserstatter über die Ausgaben ernannt. Der Bericht,*) welchen er am 21. März 1818 vorlas, war sehr inhaltschwer und beschäftigte sich mit den allerwichtigsten Fragen, wofür man eben die Antwort suchte.

*) Auch Graf Beugnot hatte an der Abfassung des Berichts über das Budget Theil.

Er hatte einen so energischen Schluß, daß die ministeriellen Redner umsonst den Eindruck, den er gemacht hatte, zu schwächen suchten. „Mit Recht entsetzen wir uns," sagte er, „über die unaufhörliche Zunahme unse„rer Ausgaben! Alles rings um uns her hat sich um„gewandelt, und wir gehn unsern alten Schritt, als ob „Nichts umgewandelt sey! Die Resignation der Fran„zosen in der bisherigen Jammerzeit ist groß und be„wundernswürdig gewesen. Sie entsprang aus ihrer „Liebe zu ihrem König. Aber dann, wann diese Liebe „zu ihrem König bis zur Unwandelbarkeit befestigt ist, „sind alle ihre Hülfsquellen erschöpft, und wir sind es „euch schuldig, die traurige Wahrheit auszusprechen, „daß, wenn die außerordentlichen Lasten, welche der „Nation auferlegt werden, nicht mit diesem Jahre ganz „ihr Ende erreichen, euch die Feststellung des Budget „von 1819 eine Unmöglichkeit seyn wird!" — Während der langen Debatten, zu welchen dieser Bericht Anlaß gab, blieb Roy insbesondre bei Folgendem stehen: Er bewies nachdrücklich die Nothwendigkeit besserer Wirthschaft, und warum man schlechterdings sich aller Widersetzlichkeit gegen die Centralisirung der Pensionen enthalten müsse; auch bestand er auf der Foderung, daß die Minister künftig bei Eröffnung jeder Sitzung die Rechnungen des vorigen Jahres vorlegen sollten.

Als Graf Corvetto im December 1818 das Finanzministerium verließ, wurde Roy zu seinem Nachfolger ernannt. Er brachte die für die Staatsbedürfnisse, und zur Bezahlung der liquidirten Schulden an die fremden Staaten eröffnete beträchtliche Anleihe in einem Augenblick zu Stande. Allein er behielt das Portefeuille nur wenig Wochen, und verließ das Conseil den 29. December mit Lainé, Molé, Pasquier und Richelieu; doch wurde er, so wie Lainé und Molé, zum Staatsminister und Mitgliede des geheimen Raths ernannt. In der Sitzung der Kammer von 1818 auf 1819 hielt er sich zu Lainés Partei. Am 17. Nov. 1819 ernannte ihn der König zum zweiten Male zum Finanzminister. Als solcher legte er am Ende des Januars 1820 der Deputirten-Kammer das Budget für 1820 vor, nach welchem die Staatsausgabe 730 Mill. 712,750 Franken betrugen. Damit stand ein Gesetz über die Abrechnung der Nationalgüter

und die endliche Befreiung der Verkäufer, Vertauscher und Ueberlasser derselben in Verbindung, welches im Februar nebst einigen Zusätzen angenommen wurde.

Roy ist einer der reichsten Männer in ganz Frankreich. Dennoch hat er dem Sachwaltergeschäfte nie ganz entsagt, sondern ist für seine Freunde in vielen und wichtigen Prozessen als Anwalt aufgetreten. Er hat zwei Töchter, von denen die eine an den Grafen Lariboisfière, einen Sohn des bei Moskau gebliebenen Generals, die andere an den Maréchal de camp Marquis de Talhouet verheirathet ist.

So sehr übrigens Roy als Jurist und als beredt schreibender Sachwalter hervorstechendes Verdienst hat, und überhaupt zu den nützlichen Arbeiten des Kabinets von der Natur ganz geeignet ist, so ist er doch kein Redner, der auch auf der Tribüne glänzt. Organ und Körperberedtsamkeit fehlen ihm.

IX.

Graf L. Gouvion Saint Cyr,

Pair und Marschall von Frankreich, Minister-Staatssecretär im Kriegsdepartement und Staatsminister (bis zum 19. November 1819.)

Gouvion St. Cyr, aus einer adeligen, aber nicht begüterten Familie in der Champagne, ward den 13. April 1764 zu Toul geboren. Liebe zur Kunst bewog ihn, den Versuch zu machen, ob er sich als Maler auszeichnen könne. Schon sehr jung machte er zu diesem Behuf eine Reise nach Rom, studierte und arbeitete dort fleißig. Als er aber kurze Zeit vor dem Ausbruche der Revolution nach Frankreich zurückgekehrt war, schien ihm die militärische Laufbahn mehr Befriedigung seines Ehrgeizes zu versprechen, und er entschloß sich als Freiwilliger zu dienen, ward bald Offizier und rückte immer weiter. Im Jahr 1793 war er General-Adjutant bei der Moselarmee. Bei den zahlreichen, blutigen Gefechten, welche auf den wichtigen Punkten Esbach und Kaiserslautern zwischen den Franzosen und Preußen vorfielen, zeichnete er sich sehr aus. Der kommandirende französische General war ein noch ziemlich unerfahrner Militär, die Befehle wurden daher häufig von St. Cyr gegeben, und dieses Armeekorps, großen Theils aus jungen Freiwilligen bestehend, welche noch nie im Feuer gewesen waren, wäre vielleicht ohne ihn verloren gegangen. Bald darauf ward St. Cyr

Brigadegeneral. Als solcher zur Alpen-Armee geschickt, vertrieb er am 14. September 1793 die Piemonteser Truppen aus der Maurienne. Im folgenden Jahre zeichnete er sich durch einen kühnen Angriff auf die Ramasse aus, wo achtundzwanzig Kanonen und sechs hundert Gefangene in die Gewalt der Franzosen kamen. Im Jahr 1795 ward er bei der Rhein- und Mosel-Armee angestellt, wo er unter den Befehlen des General P. Moreau stand, der in seinem Hauptquartiere vor Luxemburg an einer Krankheit starb. Im November nahm er Zweibrücken wieder ein, welches die Truppen des Generals Clerfayt in ihre Gewalt bekommen hatten. Auch bei Ettingen that er sich hervor, und in den an den Nationalconvent erstatteten Berichten ward damals sein Name sehr oft und ehrenvoll genannt. Bei der Mainzer Blokade, mit welcher man bloß die Absicht hatte die Belagerung Luxemburgs zu decken, kommandirte er den Angriff des Centrums. Der österreichische General Clerfayt, der sich dieses Platzes nach einer Blokade von mehreren Monaten bemächtigt hatte, unternahm wiederholt heftige Angriffe auf die französischen Linien, welche vom Obergeneral Pichegrü, der schon damals für die Royalisten thätig war, durch die Absendung sehr starker Detaschements bedeutend geschwächt worden waren. St. Cyr setzte diesen Angriffen den kräftigsten Widerstand entgegen; da jedoch die Oesterreicher ihm an Zahl zu sehr überlegen waren, so machte er einen meisterhaften Rückzug auf die von Mainz vierzig Lieuen entfernten Linien der Queich, in fortwährendem Gefecht mit dem Feinde, dem er noch eine Menge Gefangene abnahm. Noch bekannter wurde Gouvion St. Cyr im Feldzuge von 1796, wo er unter dem Obergeneral Moreau das Armeecorps des Centrums befehligte, als Beaupuy unmittelbar nach dem Rheinübergang gefährlich verwundet worden war. Als einer von den vornehmsten Befehlshabern der Rheinarmee, nahm er an den Feldzügen in Schwaben und Baiern (1796 und 1800) den thätigsten Antheil. Im Jahr 1798 befand er sich bei der italienischen Armee unter Massena. Als Massena durch eine bei dieser Armee ausgebrochene Empörung gezwungen ward, Rom zu verlassen, übernahm St. Cyr das Obercommando. Strenge Maßregeln hatten die Gemüther erhitzt, aber er war von den unter ihm ste-

henden Generalen geliebt und von den Soldaten geachtet; die Dämpfung des Aufruhrs gelang daher seiner Unerschrockenheit und Klugheit bald, nachdem er die Haupturheber hatte verhaften lassen. Während seines Aufenthalts in Italien machte er eine Menge neuer Civil- und Polizei-Einrichtungen. Er befahl die Veräußerung der beweglichen Güter des Kirchenstaats, und regulirte die Verwaltung seiner unbeweglichen Nationalgüter. Durch eine andere Ordonnanz theilte er das Gebiet in zwei Militär-Divisionen, deren Hauptstädte Rom und Ancona waren. Diese von den Machthabern der französischen Republik anbefohlenen Veränderungen mußten den Freunden der päbstlichen Regierung mißfallen, und das Murren darüber ward laut; doch die ungemeine Liebe und Achtung, in welcher St. Cyr stand, brachte die Mißvergnügten bald zum Schweigen. Im Jahr 1799 ward er vom Directorium nebst mehreren andern Generälen entlassen, doch schon im folgenden Jahre abermals als Divisionsgeneral bei der Armee in Italien in Thätigkeit gesetzt. In dieser Zeit trieb er die Oesterreicher bis über die Marga zurück. Im Monat April desselben Jahres ging er zur Rheinarmee, die unter Moreaus Befehlen stand, bemächtigte sich Freiburgs und trug viel zum Siege von Hohenlinden bei. Indeß entzweite er sich damals, im Sommer 1800, mit Moreau, der ihm den Vorwurf machte, daß er nicht streng genug auf Disciplin hielte. Noch in demselben Jahre berief ihn der Oberconsul in den Staatsrath, und 1801 ward er Lucian Buonapartes Nachfolger als Gesandter am Hofe zu Madrid. Von diesem Posten ward er abgerufen und wieder nach Italien geschickt, wo er das Commando der Occupationsarmee im Königreiche Neapel übernehmen mußte. Er räumte Neapel nicht eher, als nachdem im September 1805 ein Neutralitätsvertrag geschlossen worden war. Im August 1804 ward er vom Oberconsul zum Generaloberſten der Küraſſire ernannt, und am 1. Februar 1805 erhielt er das große Kreuz der Ehrenlegion. Zu Ende desselben Jahres wieder unter Massena's Befehlen bei der italienischen Armee beschäftigt, machte er beim Rückzuge des Erzherzogs Carl ein von den Generälen Jellachich und Rohan befehligtes Corps von 6000 Oesterreichern zu Gefangenen, und rückte darauf, in Folge des nach der Schlacht von

Austerlitz abgeschlossenen Waffenstillstandes, in Venedig ein. Von hier begab er sich zur Armee, die unter Joseph Buonapartes Befehl zum zweiten Male das Königreich Neapel besetzen sollte. Nach Beendigung dieses Feldzuges und nach der Schlacht bei Jena 1806 berief man ihn zur großen Armee; 1807 ward er Generalgouverneur in Warschau. Nach dem Frieden von Tilsit ging er nach Spanien, und 1808 nahm er Rosas, Barcellona und Tarragona mit Sturm. Auch die Gefechte bei San Feliz, Equixola und Palamos machten seinem Muth und Talent Ehre. Im Jahr 1812 nahm er am Feldzuge gegen Rußland Theil, und zeichnete sich am 19. August im Gefechte bei Poloc aus. Als der Herzog von Reggio (Oudinot), welcher an der Dwina das zweite Armeecorps anführte, verwundet worden war, übernahm St. Cyr das Commando dieses Corps, und schon am nächstfolgenden Tage schlug er den General Wittgenstein, wofür er durch den Marschallsstab belohnt ward. Auf dem jammervollen Rückzuge von Moskau ward er von demselben russischen Generale angegriffen, setzte ihm aber einen so tapfern Widerstand entgegen, daß der Feind sich ruhig verhalten mußte. Wegen einer erhaltenen Schußwunde am Fuße übergab er das Commando seines Armeecorps dem General Legrand. Er übernahm es in der Folge wieder, und führte den Oberbefehl in Dresden über das an der Elbe bis Böhmen zurückgelassene französische Heer. Hier ward er von der großen Armee der Verbündeten angegriffen und auf den Mittelpunkt seiner Stellung, auf die Hauptstadt zurückgeworfen. Als hierauf Napoleon in Eilmärschen aus Schlesien ihm zu Hülfe gekommen war, zeichnete sich St. Cyr am 26. u. 27. Aug. 1813 in der Schlacht bei Dresden aus. In Folge späterer Ereignisse aber sah sich Napoleon in den ersten Tagen des Octobers gezwungen, mit der Hauptarmee bei Leipzig eine Stellung zu nehmen, und der Marschall St. Cyr blieb mit 30,000 Mann in Dresden zurück, um diesen wichtigen Punkt zu behaupten. Er ward aber bald von allen Seiten eingeschlossen, und ein feindlicher Heerhaufe von 16000 M. unter Tolstoi lagerte sich in der Nähe der Stadt, um den Zug des russischen Heeres unter Bennigsen nach Leipzig zu decken. St. Cyr schlug zwar den Feind am 17. October und nahm ihm 6 Feldstücke und gegen 400

Gefangene ab; allein die Russen und Oesterreicher drangen schon am 20. mit Uebermacht aufs neue vor. St. Cyr war jetzt in Dresden gänzlich abgeschnitten. Vergebens versuchte er am 6. November sich auf dem rechten Elbufer nach Torgau hin durchzuschlagen. Er übergab daher die Stadt mit Capitulation den 11. November und erhielt freien Abzug. Allein der Oberbefehlshaber, Fürst von Schwarzenberg weigerte sich, die Capitulation zu genehmigen, worauf der Marschall mit der Garnison kriegsgefangen nach Ungarn und Mähren sich begeben mußte.

Nach den großen Ereignissen, welche wieder einen Bourbon auf den französischen Thron riefen, kehrte St. Cyr nach Frankreich zurück, wo er beim Könige die huldreichste Aufnahme fand, und von ihm am 24. Sept. 1814 zum Pair von Frankreich und Commandeur des Ludwigsordens erhoben ward. Als im März des folgenden Jahres die Nachricht von Buonapartes Rückkehr von Elba nach Paris gekommen war, begleitete er Monsieur nach Lyon, in der Hoffnung, dem schnellen Vordringen des Usurpators einigen Widerstand entgegensetzen zu können. Von Lyon schlug er den Weg zum General Düpont ein, welcher königliche Truppen bei Orleans commandirte. Aber schon Tags zuvor war eine Insurrection bei den Truppen ausgebrochen, welche, durch Buonapartes kühnes Unternehmen aufs Neue für ihn begeistert, die weiße Kokarde unter die Füße getreten und die Nationalkokarde wieder aufgesteckt hatten. St Cyr verweigerte es diesen Truppen, Musterung über sie zu halten, so lange sie nicht die weiße Kokarde wieder aufgesteckt haben würden. Indeß, die Empörung der Truppen war nicht zu dämpfen; sie brach mit erneuerter Wuth aus, und ward so drohend, daß St. Cyr und Düpont sich durch eine schnelle Abreise retten mußten. Am folgenden Tage stürmte das erste Kürassierregiment mit Gewalt durch eins der Stadtthore, und marschirte mit einem Theile seiner Offiziere nach Paris, um dem Buonaparte'schen Heere sich anzuschließen. St. Cyr blieb der Sache des Königs unerschütterlich treu, und verschmähte es, an Napoleons neuem Hofe zu erscheinen. Er lebte als Privatmann zurückgezogen, bis Ludwig XVIII. wieder in Paris ein-

getroffen war. Dieser ernannte ihn sofort am 7. Juli zum Kriegsminister; doch schon gegen Ende September übergab St. Cyr, bei der Auflösung der Talleyrandschen Administration, das Portefeuille seines Ministeriums dem Herzoge von Feltre, (Clarke). Er selbst behielt den Titel eines Staatsministers. In dieselbe Zeit fiel auch seine Ernennung zum Mitgliede des Geheimenrathes und zum Gouverneur der fünften Militärdivision. Am 3. Mai erhielt er das große Kreuz des Ludwigsordens. Am 23. Juni 1817 trat er ins Ministerium zurück. Er nahm zuerst, als Dübouchages Nachfolger, den Seeministerposten an, damit der Herzog von Feltre, welchem man schonende Rücksichten noch schuldig zu seyn glaubte, nicht auf eine zu brüske Weise entfernt würde. Als aber kurze Zeit darauf des Herzogs von Feltre Abgang dem Publikum nicht mehr verschleiert ward, erhielt St. Cyr sogleich den Kriegsministerposten.

Um sich auf diesem Posten richtig zu benehmen, bedurfte St. Cyr aller seiner Klugheit und Geistesüberlegenheit. Die falschen Maßregeln und der gehässige leidenschaftliche Verfolgungsgeist seines Vorgängers waren nicht geeignet gewesen, bei der Armee Anhänglichkeit an die neue Regierung zu bewirken, die noch nicht ausgerottete alte Anhänglichkeit an Napoleon war vielmehr dadurch größer geworden. Umgeben von den Intriguen derer, die den alten Emigrantengrundsätzen treu blieben, und der sogenannten Ultras, mußte er seine Schritte sorgfältig abmessen, er mußte Einhelligkeit in die Armee zu bringen wissen. Indeß, nachdem sein Muth vielem heftigen Widerstande getrotzt und ihn endlich glücklich überwältigt hatte, verschaffte er seinem Entwurfe eines organischen Recrutirungsgesetzes den Sieg, dieses berühmten Gesetzes, welches für die Armee ganz dasselbe war, was für die Nation die Ordonnanz vom 5. Sept. und das Wahlengesetz waren. Durch dieses Gesetz, vom 6. März 1818, nach welchem jeder Bürger in der Armee zu allen Aemtern und Stellen gelangen kann,*) lud St. Cyr

*) Um das Verdienst von St. Cyr bei der Entwerfung und Ausführung des neuen Recrutirungsplanes zu würdigen, stehe hier Folgendes. Seit 1815 war die französische Armee

den Haß jener Faction noch weit mehr auf sich, und er theilte nun mit dem Grafen Decazes das Loos, recht

---

kaum noch der Schatten des alten Heeres. Die Reihen der Legionen bestanden fast bloß aus Officieren; die freiwillige Werbung füllte höchstens die Glieder der Auswahltruppen. So hart büßte jetzt der militärische Uebermuth des ersten Heeres in Europa! Da legte der Kriegsminister seinen Entwurf zur Wiederherstellung der Armee der zweiten Kammer vor (den 29. Nov. 1817). Das Heer sollte, sagte er, nur die Besatzungstruppen liefern, und den öffentlichen Schutz im Frieden sichern; keine drohende Stellung zum Angriff, nicht einmal zur Vertheidigung nach außen einnehmen. Der Staat habe Frieden und wolle ihn erhalten. Das Heer könne jetzt nur zu einer Stärke von 150,000 Mann gebracht werden. Dazu sey, wenn die freiwillige Anwerbung nicht hinreiche, eine auf Militärpflicht (Appel forcé ou obligé) gegründete Werbung erforderlich, mittelst welcher jedes Departement seine Legion vollzählig erhalten, und der Soldat in seiner heimathlichen Legion an Kriegszucht und Ehre sich gewöhnen müsse, wie der Bürger in seiner Familie an Ordnung und Sitte. Den Kern des stehenden Heeres sollen die geübteren, älteren und erprobten Krieger bilden, nicht aus der Masse der Bevölkerung genommen, sondern aus dem Heere selbst unter denen, deren Dienstzeit abgelaufen sey, ausgewählt, klein der Zahl nach, aber vortrefflich durch ihren militärischen Geist. Diese Legionaires vétérans, welche im Frieden nur innerhalb ihrer Militär-Division dienen sollten, würden zum Schutze des Vaterlandes und des Königs vollkommen hinreichen; nur für Zeiten außerordentlicher Gefahr bedürfe es großer Scharen Bewaffneter, und diese würde dann die Gefahr selbst herbeirufen; dazu bedürfe es im Frieden keiner Werbung, keiner Conscription! — Der König verleihe zwar die Officierstellen; er allein bestimme Lohn und Strafe; aber Se. Maj. wolle selbst eine Norm dafür aufstellen, damit nicht Vorgunst sein Urtheil irre leite, noch den Wetteifer ersticke. Der Soldat müsse daher seine Bahn klar übersehen und die Ueberzeugung haben: qu'il puisse arriver à tous les grades et à tous les emplois, sans autres limites que ses talens et ses services. Daher können auch Unterofficiere Lieutenantsstellen erhalten. Dieser Plan fand in der Prüfungscommission und in der Kammer lebhaften Widerspruch. (Die Debatten und das Gesetz selbst findet man ausführlich in Lesur's Annuaire historique ou histoire politique et littéraire de l'année 1818. Paris 1819. S. 54 — 101. und S. 413.). Endlich ward der Entwurf im Februar und März 1818 mit einigen veränderten Bestimmungen, in der Deputirtenkammer mit einer Mehrheit von 55 Stimmen, in der Kammer der Pairs mit einer Mehrheit von 74 Stimmen, angenommen. Alle Talente der Redner von der rechten und linken

eigentlich der Gegenstand ihrer Verfolgung zu seyn, die es darauf anlegte, sie aus dem geheimen Conseil des Königs zu vertreiben. Beide standen mit ihren Gesinnungen unter den übrigen Ministern ziemlich isolirt, und als einst, ganz im Geiste der Unduldsamkeit jener Faction, im Conseil die empörende Aeußerung hingeworfen ward, es sey möglich, daß selbst der König die Alliirten noch einmal darum bitten müsse, ihre Truppen wieder in Frankreich einrücken zu lassen, standen Decazes und St. Cyr entrüstet auf, und zogen sich sogleich zurück, von welchem kühnen Schritte die nächste Folge ihre Entlassung aus dem Ministerium war.

Indeß, wenn Ludwig XVIII. auf einige Augenblicke von den ihn umlagernden Ultras der rechte Gesichtspunkt verrückt werden konnte, so sprach doch die öffentliche Meinung sich nur zu stark aus, als daß er nicht hätte erkennen sollen, beide Männer seyen in seinem Ministerium unentbehrlich. Es währte daher nicht lange, so erhielten sie in der neuen Verwaltung ganz wieder den Einfluß, den sie in der vorigen gehabt hatten. St. Cyr fuhr jetzt fort, die Armee nach dem neuen Plane wiederherzustellen; zugleich verabschiedete er viele unfähige, aber den Bourbons ergebene Officiere, und stellte eine große Anzahl von Officieren der alten Buonaparteschen Armee wieder an. Dieß alles machte ihn den strengen Royalisten noch mehr verhaßt. Als er nun sich mit Decazes, wie dieser — neun Monate später — selbst eine Abänderung des Wahlgesetzes vorschlug, entzweite, weil er den Zeitpunkt dazu für ungünstig ansah, so erhielt er deßhalb, zum großen Bedauern des Heeres und des Mehrtheils der Nation, am 19. Nov. 1819, seine Entlassung. An seine Stelle trat der Marquis Latour-Maubourg.

Seite, wie von Seiten der Minister, hatten bei den Verhandlungen über dasselbe geglänzt. Es war, wie St. Cyr selbst sagte, ein in der Geschichte einziges Schauspiel, eine freie und constitutionelle Regierung das System ihrer Streitkräfte und ihres Heerwesens in Gegenwart der Heere Europas, die auf ihr Gebiete gelagert standen, prüfen und feststellen zu sehen. —

Die Staatsverwaltung des Marschalls Gouvion St. Cyr, als Kriegsminister, zeichnete sich insbesondre auch durch die Ordnung, Klarheit und Regelmäßigkeit aus, mit welcher sein Ausgabe-Budget stets abgefaßt war, was bei den Budgets der übrigen Minister weniger Statt gefunden haben soll. Das höhere Verdienst seiner Verwaltung um den Staat überhaupt läßt sich am treffendsten mit den Worten bezeichnen, mit welchen es der Deputirte, General Foy, in der Sitzung der Kammer am 14. April 1820, ohne Widerspruch zu erfahren, geschildert hat. „Unsere Arsenale, sagte der General, waren leer: Er hat sie gefüllt; unsere Grenzplätze fielen in Ruinen: Er hat sie wieder aufgerichtet, und unsere Vertheidigungsmittel erweitert. Statt eines Heeres hatten wir nur Cadres, mit einigen mißvergnügten Soldaten ausgefüllt: Er hat ein Nationalheer gebildet, hat es gelehrt, die Namen König und Vaterland mit einander auszusprechen; Er hat vom Könige ein Militär-Reglement erhalten, geeignet, Soldaten den constitutionellen Geist einzuflößen, der sie auf gleiche Art geschickt machen wird, die bürgerliche Freiheit, die Sicherheit des Thrones und Frankreichs politische Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Er versuchte es, die edelmüthigen Gesinnungen aller Epochen zu verschmelzen; und wird sein Werk fortgesetzt, so wird Frankreich, stark durch die Hülfsquellen, welche sein Recrutirungsgesetz, seine Nationalgarden und sein Veteranen-Corps ihm darbieten, feindlichen Angriffen mehr als den bloßen Schrei der Angst und des Schreckens entgegen setzen können. Das sind Gouvion St. Cyrs Ansprüche auf Frankreichs Achtung; sie werden ihm dereinst vielleicht auch die Gunst des Königs wieder erwerben."

Es ist allgemein anerkannt, daß Graf Gouvion de St. Cyr zu den besten Taktikern der französischen Armee gehört. Er verdankt den ungemeinen Schatz seiner Kenntnisse großen und entschiedenen Naturanlagen zum Militär neben vieljährigem rastlosem Studium.

X.

Marquis de Latour-Maubourg,

Pair von Frankreich, General der Cavallerie, Kriegsminister seit dem 19. Nov. 1819.

Marie Victor Fay, Marquis de Latour-Maubourg ist geboren den 10. Februar 1756. Seine Familie gehört zum ältesten Adel im Vivarais. Er trat schon in früher Jugend in den Militärdienst, und diente zu Anfang der Revolution in der königlichen Garde du Corps. In diesem Verhältniß befand er sich zu Versailles, und hatte seinen Posten am 5. Oct. 1789 im Schlosse, als der Pariser Pöbel in dasselbe eindrang, und die Königin ermorden wollte. Bei dieser Gelegenheit bewies er vielen Muth und große Ergebenheit für den König und dessen Familie.

Bald darauf nebst seinen Gefährten entlassen, blieb er im Schoße seiner Familie bis zum 10. Aug. 1792. Wenig Tage nach dem Sturze des Thrones verließ er Frankreich und lebte im Auslande. Er befand sich auf der Insel Malta, als sich Buonaparte derselben bemächtigte. Hier nahm er Kriegsdienste im französischen Heere, das er nach Aegypten begleitete, wo er in Klebers Generalstabe angestellt wurde. Von dieser Zeit (1798) an, zeichnete er sich in der französischen Armee durch Tapferkeit, Menschlichkeit und Uneigennützigkeit aus.

Nach seiner Rückkehr aus Aegypten ward er bei der italienischen und dann bei der großen Armee angestellt,

wo er ein Corps leichter Cavallerie commandirte. In der Schlacht von Austerlitz, in dem Feldzuge von 1807 und in der Schlacht bei Friedland, wo er zwei Wunden erhielt, leistete er wichtige Dienste. Hierauf zum Brigade-General ernannt, erhielt er im Jahr 1808 ein Commando in Spanien, wo er mehrere Jahre blieb. In den Kriegsberichten wurde seiner oft rühmlich gedacht. Auch hier bewies er jene Menschenliebe und Mäßigung, welche die Hauptzüge seines Characters sind. Im Jahr 1812 nahm er Theil an dem Zuge gegen Rußland, und zeichnete sich in der Schlacht an der Moskwa besonders aus. In der Schlacht bei Leipzig nahm ihm eine Kanonenkugel das eine Bein. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich wurde er vernachlässigt und blieb ohne Pension. Denn er sah seit lange, wohin Napoleons System Frankreich führen würde, und er war einer von den Generalen die deshalb ihre Besorgnisse offen zu erkennen gaben. Gleichwohl blieb er dem Kaiser Napoleon treu ergeben bis zu dessen Abdankung; alsdann hat er ihn aber auch gänzlich und ohne Rückhalt verlassen. Aufrichtig erklärte er sich für die neue Dynastie, mit der er sich vollkommen aussöhnte. Der König erhob ihn zum Pair und ertheilte ihm den Ludwigsorden (den 3. Mai 1816). Während der hundert Tage organisirte er einige Bataillone königlicher Freiwilliger, und gab Ludwig XVIII. mehrere Beweise von Anhänglichkeit. Zuletzt bekleidete er (seit dem Anfang des Jahres 1819) den wichtigen Posten eines französischen Bothschafters am englischen Hof, welchen der Marquis von Osmond niedergelegt hatte. Am 19. Nov. 1819 ernannte ihn der König zum Kriegsminister an St. Cyrs Stelle.

Latour-Maubourg hat stets in der Cavallerie gedient. Er wird allgemein für einen der würdigsten und tapfersten Officiere der alten Armee anerkannt. Sein Muth ist mit der größten Kaltblütigkeit, und seine Treue mit Festigkeit gepaart. Umstände haben keine Gewalt über ihn. Folgendes zeigt seine Sinnesart. Als man, nach der Schlacht bei Leipzig, ihm den Schenkel abnahm, zeigte er die größte Ruhe und sagte zu seinem Bedienten, der in Thränen zerfloß: „Weine nicht, zu deinem Vortheil schneidet man mir jetzt das Bein ab; denn künftig wirst du mir nur einen Stiefel zu wichsen haben.“ Sei-

nen Stelzfuß nennt er im Scherz nur sein illegitimes Bein.

Seine Anhänglichkeit an den König ist frei und ohne Rückhalt; man hält ihn für so ergeben, als es nur ein Emigrant seyn könnte. Da er nun auch bei der alten Armee in hoher Achtung stand, so hielt man ihn für geeignet, ein dem St. Cyrschen entgegengesetztes System in der Verwaltung des Heerwesens ohne die Armee zu erbittern, allmählig einzuführen. Schon hat er mehrere buonapartische, von St. Cyr angestellte Officiere aus dem Dienste entfernt, und die Garde des Königs wieder nach Paris kommen lassen. Da er übrigens auf die Ansichten des neuen Ministeriums ganz eingeht, so hat er eben so sehr das Vertrauen des Hofes gewonnen, als das der Nation und selbst eines Theiles des Heeres geschwächt. Indeß können auch die Liberalen diesem wackern Krieger, der rechtlich, uneigennützig und daher arm in allen Verhältnissen geblieben ist, keinen andern Vorwurf machen, als daß sie behaupten, er leiste ihnen keine Gewähr für seine constitutionellen Grundsätze. Von einem so festen Manne aber bedarf es wohl keiner andern Gewähr, als die sein früheres Leben bereits gegeben hat. *)

---

*) Sein jüngerer Bruder, Marie Charles Cesar Fay de Latour-Maubourg, hat ebenfalls einen in der neuen französischen Geschichte ausgezeichneten Namen. Er ist geboren den 22. Mai 1768, und war beim Ausbruche der französischen Revolution Oberster des Regiments von Soissons. Als Deputirter bei den Etats-généraux schloß er sich, einer der ersten Adelichen, an die Nationalversammlung an. Bei der Flucht des Königs (21. Juni 1791) ward er mit zu der Commission ernannt, welche den König in die Hauptstadt zurückführen sollte. Hierauf commandirte er unter Lafayette den Vortrab des Heeres, ward in Folge des 10. Aug. nebst Lafayette geächtet, und als er mit diesem General das Heer verließ, zugleich mit ihm von den östreichischen Vorposten arretirt, und blieb, so wie Lafayette, Staats- und Kriegsgefangener, bis beide 1797, nach dem Frieden zu Campo Formio ihre Freiheit erhielten. Hierauf ward er, unter dem Consulate, im Jan. 1801, Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und im März 1806, Mitglied des Senats. Er erhielt mehrmals den Auftrag, in den Provinzen die Nationalgarden zu organisiren, wobei er sich durch sein gemäßigtes

Benehmen die Achtung und die Dankbarkeit der Einwohner erwarb. Den 8. April 1814 erklärte er sich für die wiederhergestellte Dynastie, und ward den 4. Juni von Ludwig XVIII zum Pair ernannt. Während der hundert Tage entschloß er sich, jedoch erst den 2. Juni 1815, die Pairswürde auch aus Buonapartes Händen anzunehmen. Damals bewies er bei mehrern Anlässen festen Muth und Widerstand gegen willkürliche Maßregeln. Die provisorische Regierung ernannte ihn den 25. Juni zu einem der Friedens-Bevollmächtigten bei den verbündeten Monarchen. In der Folge verlor er durch die Ordonnanz vom 24. Juli 1815 seine Pairswürde, worauf er eine Zeitlang auf seinen Gütern zurückgezogen lebte; allein durch die Ordonnanz vom 5. März 1819 ist sie ihm wiedergegeben worden.

XI.

Baron Portal,

Seeminiſter.

Der Baron Portal, ein Proteſtant, geboren zu Montauban, iſt aus der Familie des berühmten Arztes Antoine Portal, erſten Leibarztes des Königs. Er widmete ſich der Handlung, kam nach Bordeaux, bildete dort ein eigenes, in Kurzem ſehr angeſehenes Haus, das den Küſtenhandel emſig betrieb. Er wurde von Napoleon, der gerne einen mit dem Seehandel praktiſch vertrauten Mann zu Rathe zog, Anfangs zum Requetenmeiſter und dann zum Staatsrath ernannt. Zugleich ward er Mitglied der Ehrenlegion. Im December 1813 erhielt er den Auftrag, in der eilften Militär-Diviſion den Senator Garnier nach Bordeaux zu begleiten, um denſelben in ſeinen die öffentliche Sicherheit bezweckenden Operationen zu unterſtützen. Der König ernannte ihn im Juni 1814 zum Requetenmeiſter, und ſpäter berief er ihn in den Staatsrath, wo ihm die Comité der Marine und der Kolonien angewieſen ward. Er folgte im März 1815 dem Könige nach Gent und kehrte mit ihm zurück. Die Wahlverſammlung vom Tarn und Garonne, die ſich in ſeiner Vaterſtadt Montauban verſammelte, ernannte ihn 1816 zum Mitglied der Deputirtenkammer; das Zutrauen ſeiner Mitbürger ward ihm aber-

mals im Herbſt 1818 zu Theil, als jenes Departement ſeine Repräſentanten zu erneuern hatte. Bei der großen Miniſterialveränderung vom 29. Dec. 1818 wurde er zum Marineminiſter ernannt, und war ſeitdem der treue Anhänger des Miniſters Decazes, mit dem er gemeinſchaftlich gegen Deſſolles, St. Cyr und Louis ſich erklärte. Er behielt daher die Leitung ſeines Departements bei der neuen Miniſter-Veränderung vom 19. Nov. 1819; womit aber die Antiliberalen ſehr unzufrieden waren.

Ein Schlußwort zu dieſen Biographien der franzöſiſchen Staatsminiſter der neueſten Zeit, in welchem auf die neueſten Ereigniſſe Rückſicht genommen wird, werden unſre Leſer am Schluſſe dieſes Heftes finden, worauf wir hier alſo verweiſen.

Marquis von Hastings.

Von

H — r.

Marquis von Haſtings,

Generalgouverneur und Oberfeldherr in Oſtindien. *)

Dieſer auch in Deutſchland unter dem Namen Moira **) längſt rühmlich bekannte Mann nimmt unſer ſeinen Zeitgenoſſen einen der erſten Plätze ein. Sein Geburtsadel, der an Alter, Rittertugenden, ausgezeichneten Würden, und weitläuftigen Beſitzungen keinem der erſten Geſchlechter in Europa nachſteht, iſt bey ihm wahre Zierde, denn er iſt verbunden mit anerkanntem Verdienſt, unbefleckter Rechtſchaffenheit, Geiſtesgröſſe, ſeltenen Feldherrntugenden, Staatsweisheit, der Freundſchaft ſeines Fürſten und der Bewunderung und Liebe der Gutdenkenden im brittiſchen Reiche.

Er wurde 1754 in Irland geboren. Sein Vater, Johann, war der erſte Graf Moira und dreimal verheirathet. Die letzte Gemahlin, Lady Eliſabeth Haſtings, älteſte Tochter des Grafen von Huntingdon, welche nach dem Tode ihres Bruders deſſen Vermögen und den Titel Baroness of Huntingdon erbte, war die Mutter unſeres Marquis. Sie ſtarb im Jahr 1808, lange verehrt als eine der vortrefflichſten und verſtändigſten Frauen ih-

*) (Frey und mit vielen Zuſätzen nach dem Memoir of the most noble Francis Marquis of Hastings K. G. and G. C. B. (d. i. knight of the garter, and grand Cross of the military order of the Bath) Governor general and Commander in Chief in India etc. etc. etc. London, Hatchard, 1819. 8vo Preis 3 Schill.)

**) S. Moira im Converſat. Lexicon.

rer Zeit. Sie hatte großen Einfluß auf ihren Sohn, welcher ihre Herzensgüte, ihren Verstand und ihre Seelenstärke erbte. Von seiner Jugend weiß man nicht viel mehr, als daß sehr glückliche Anlagen, durch sorgfältige Bildung angebaut, schon im Jünglinge zu den hohen Hoffnungen berechtigten, welche er nicht nur erfüllt, sondern übertroffen hat.

Lord Rawdon (denn unter diesem Namen fing er an 1771 seinem Vaterlande als Cadet im 15. Regimente zu dienen) trat zuerst auf im amerikanischen Kriege, diesem merkwürdigen Kampfe, aus welchem man die meisten wichtigen politischen Begebenheiten, die seit dreißig Jahren in Europa vorgefallen sind, herleiten kann. Die Feindseligkeiten mit den amerikanischen Colonien begannen 1775. Lord Rawdon war zwei Jahre vorher Lieutenant im fünften Infanterieregimente geworden. Die ersten ernsthaften Operationen fielen bei Boston vor. In der bedeutendsten, während des starken Widerstandes bei Bunker's Hill, kam das fünfte Regiment ins hitzigste Gefecht, und Lord Rawdon betrug sich dabei so brav, daß seine Oberen, besonders die Generale Burgoyne und Clinton nicht nur die von ihm bewiesene Geschicklichkeit sehr lobten *), sondern auch den hohen strategischen Rang voraus ahnten und sagten, zu welchen ihn besonders seine letzten Feldzüge in Nepaul und wider die Pindarren erhoben haben. General Burgoyne war ein Mann von feiner Beurtheilungskraft, dessen Kenntnisse sich weit über die damals übliche Officier-Bildung erstreckten. Auch General Clinton besaß viele Verdienste, war aber, im Ganzen genommen, unglücklich, so wie alle die, welche im amerikanischen Kriege einen hohen militairischen Posten bekleideten, weil die englische Regierung damals ihre Generale nicht nach Wunsche unterstützen konnte; das grundlose Geschrei der Opposition hielt sie davon ab.

*) Burgoyne, welcher zwar nicht selbst an der Schlacht Theil nahm, ihr aber in der Entfernung zusah, sagte in einem nach England geschriebenen Briefe: „Lord Rawdon has this day stamped his fame for life.“ (An diesem Tage hat Lord Rawdon seinen Ruhm auf das ganze Leben begründet.)

Lord Rawdon hatte eine ſolche Meinung von ſeinen Talenten erweckt, daß man ihm ſchon im erſten Kriegsjahre eine Compagnie im 63. Regimente gab; auch machte ihn Sir Henry Clinton zu ſeinem Feldadjutanten und legte einen ſo hohen Werth auf ſeine Geiſtesgegenwart und ſeinen Dienſteifer, daß er ihn unabläßig auf den gefährlichſten Stellen brauchte. Daher kam es, daß er 1778, wo er, obgleich nicht älter als vierundzwanzig Jahre, doch ſchon viele Erfahrung zu ſammeln Gelegenheit gehabt hatte, zum Generaladjutanten der brittiſchen Armeen in Amerika, mit Oberſtlieutenantsrang, ernannt wurde. Auf einem ſo wichtigen Poſten hatte er nun beſtändige Veranlaſſung ſich auszuzeichnen, und der ganzen Armee zu beweiſen, daß die Kriegskunſt zu den tiefſten Wiſſenſchaften gehöre, und ſtudirt werden müſſe, wie er ſelbſt mit Emſigkeit that. Im gedachten Jahre wurde der Krieg in die inneren Provinzen gewälzt, wo es ſo viele Treffen gab, als die Geſchicklichkeit der engliſchen Generale nur herbeyführen konnte; denn nicht allein Waſhington, ſondern auch alle übrige amerikaniſche Anführer von Bedeutung handelten nach dem Grundſatze des Fabius, ausgenommen wenn ſie an Streitkräften ſo überlegen waren, daß ſie nichts zu fürchten hatten. Bey allen dieſen Gelegenheiten, worunter einige von Wichtigkeit waren, that der Generaladjutant ſeine Pflicht zur Zufriedenheit des Heeres, vornehmlich zeigte er ſeine Talente bey dem Rückzuge des Oberbefehlshabers nordwärts, wo Lord Rawdon die Bewegungen der engliſchen Diviſionen leitete.

Während ſeines Aufenthalts in Philadelphia gelang es ihm, theils aus den arbeitenden Claſſen der Stadt, theils aus den Ueberläufern der amerikaniſchen Truppen ein ſtarkes Corps ſeiner tapfern Landsleute anzuwerben, welche er die irländiſchen Freywilligen nannte, und deren Unerſchrockenheit in der Folge weſentliche Dienſte leiſtete. Wie es kam, daß ſo viele gemeine Irländer ſich ſo weit von Hauſe hinweg begeben hatten, darüber war es nicht nöthig ſie alle zu befragen. Genug, es waren alle rüſtige Leute, aus denen bald tüchtige Soldaten wurden. Sie pflegten jedoch im Anfange häufig zu entlaufen. Als Lord Rawdon dieſen mißlichen Umſtand merkte, half er ihm dadurch ab, daß er es den Freywilligen überlies, die Ausreißer ſelbſt zu beſtrafen. Dies war ein weiſes Mittel, denn die Leute

fanden sich nicht wenig geschmeichelt. Er schien ihnen dadurch zu beweisen, daß er ihre Ehrliebe kenne, ein Zeugniß, wofür alle Menschen mehr oder weniger Sinn haben. Dem sey wie ihm wolle, und obwohl Niemand erwarten kann, daß ein solches zusammengerafftes Corps sich außer dem Dienste musterhaft betragen haben werde, so ist es doch gewiß, daß sie alle ihr Leben wie brave Krieger daran setzten. In Wahrheit, Lord Rawdon stellte sie dem Feinde so oft entgegen, daß fast keiner von diesen Freywilligen den Krieg überlebte.

In den südlichen nordamerikanischen Provinzen äußerte sich 1779 ein starker Revolutionsgeist, welcher im folgenden Jahre schon so überhand genommen hatte, daß sich die brittischen Truppen in Georgia und den beyden Carolinas kaum noch behaupten konnten. Der Feind hatte Charlestown in Südcarolina befestigt und verkündigte nun laut, daß er entschlossen sey, seine Unabhängigkeit sowohl in dieser Stadt, als in der Provinz zu vertheidigen. Dies nöthigte den brittischen Oberfeldherrn, an die Einnahme von Charlestown zu denken. In dieser Absicht segelte er aus Newyork mit einer ansehnlichen Truppenmacht. Unter den Officieren des Generalstabes befand sich auch Lord Rawdon, welcher um diese Zeit den Rang eines Brigadiers erhielt. Bei der Belagerung von Charlestown, welche gleich nach Ankunft der englischen Armee vor dieser Stadt anhub, unterschied sich Lord Rawdon wieder durch seinen Muth, aber noch weit mehr durch den Rath welchen er gab, und durch die praktische Anwendung der Kriegskenntnisse, welche er sich aus der Lesung bewährter Schriftsteller in diesem Fache selbst mitten unter den Unruhen des Feldzugs zu erwerben suchte. Charlstown wurde erobert. General Clinton bestrebte sich, die Ruhe in den Carolinas so viel als möglich zu sichern, kehrte dann nach Newyork zurück, und übergab, vor seinem Abmarsche, den Befehl der mittäglichen Armee an Lord Cornwallis. Von dieser Zeit an sah man in Nordamerika eigentlich weiter keine Kriegsthätigkeit, als in gedachter Gegend, wo die mittägliche Division den Feind beschäftigte. Als Lord Cornwallis dort commandirte, wurde der Feind überall geworfen, so oft er versuchte sich irgendwo zu halten, oder geschlagen. Aber man brauchte Cornwallis in Virginien. Auch auf seinem Marsche dorthin vertrieb er den Feind, wo

er dessen nur ansichtig werden konnte. Zur Deckung von Virginien ließ er den Lord Rawdon zurück. Dieser hatte hier einen harten Stand, weil er sich mit einer Handvoll Menschen gegen die wachsenden Haufen der Republikaner wehren mußte; indeß hat es selten eine kleine Zahl von Streitern gegeben, die mehr Wachsamkeit und Thätigkeit bewiesen hätte. Lord Cornwallis verjagte zwar Alles was ihm Widerstand thun wollte, rechts und links auf seinem Marsche; aber man erinnere sich nur an das Terrain in Amerika, wo es tausend Wege giebt, auf denen der Feind an einen Ort gelangen kann, zu welchem keine Landstraße führt. Solchemnach geschah es, daß kurz darauf Gates, der beste aller damaligen amerikanischen Generale, und Green, nebst andern von geringer Bedeutung, in den Carolinas erschienen, und den Lord Rawdon mit seiner „Wachtparade" zu vernichten suchten. Diesmal hatten sie sich verrechnet; sie hätten ihn und seine tapfere Rotte schon lange besser kennen sollen. Der Lord wurde vom Oberstlieutenant Tarleton und andern geschickten Anführern treulich unterstützt, und der Feind mußte überall weichen, wo sie ihn antrafen. Bald waren es vorzüglichere Manoeuvres, bald schnellere Märsche, bald Kriegslisten, die ihn zwangen über Flüsse zu setzen, über welche die europäischen Truppen ihm nicht folgen konnten, oder in Wälder zu flüchten, durch welche nur Eingebohrne dringen mochten. Alle Gelegenheiten anzuführen wo der junge Lord seine Pflicht that, wäre hier nicht ortgemäß; wie gewissenhaft er sie aber beobachtete, kann man daraus folgern, daß seine beständigen Anstrengungen im Felde, zu jeder Jahreszeit, meistens in der Nacht, und in einem Clima, das nur selten gemäßigt und dem daran nicht gewöhnten Europäer so schädlich ist, äußerst nachtheilig auf seine Gesundheit wirkten, welche so geschwächt wurde, daß er nach Europa zurück mußte. Sein Schiff begegnete einem französischen Caper, welcher es nahm, und ihn nach Frankreich führte. Wäre dies früher geschehen, so würde man es als ein Unglück betrachtet haben. Jetzt, da der Krieg schon so lange gedauert hatte, bedeutete der Vorfall wenig. In Frankreich war Lord Rawdons Name sehr bekannt, und weil man damals noch unter keiner gesitteten Nation das Völkerrecht aus den Augen gesetzt, und sich die Barbareyen erlaubt hatte, welche während der schrecklichen Revolution aufkamen, so ließ man Lord Rawdon bald auf

sein Ehrenwort nach England hinübergehen, wo ihn alle Stände gut empfingen. Jeder hatte hier von seinen Thaten oft gehört, und sie bewundert; und im Parlamente, wo die Meinungen über den Krieg selbst so getheilt waren, sprach man doch nie gegen Lord Rawdon. Der König und seine Minister ließen es nicht bei der bloßen Aeußerung ihrer Zufriedenheit bewenden, sondern suchten sie ihm thätig zu beweisen. Se. Maj. beehrte ihn daher unverzüglich mit einer brittischen Pairschaft, und machte ihn zu einem seiner Feldadjutanten. In wie fern er diese Belohnung verdiente, läßt sich besser beantworten, wenn man einen Blick auf die damalige Art Krieg zu führen wirft, welche bei weitem nicht so ausgebildet war, wie jetzt. Jeder hat von den großen Beschwerlichkeiten gehört, welche der französische Soldat während der Revolution erduldete, wo man weder rastete, noch Rast gestattete; und wo man anfing Tag und Nacht, Sommer und Winter die Kriegsoperationen fortzusetzen. So groß wie diese konnten zwar die Entbehrungen der englischen Heere in Amerika nicht seyn, aber sie waren doch bedeutend genug, vornehmlich in den Gegenden, wo Lord Rawdon zuletzt den Befehl hatte. Die Strapazen in Amerika fielen nicht, wie in den Niederlanden und am Rhein, alle Tage vor; aber doch oft genug, und in den Carolinas waren sie nicht selten kaum erträglich. Warum so viel und so freywillig gelitten, warum eine damals nicht sehr gewöhnliche Geschwindigkeit in den nöthigen Märschen betrachtet wurde, ist aus den Charactern der Anführer erklärlich. Dem Lord Cornwallis, einem zu seiner Zeit nicht zu verachtenden Feldherrn, lag die Ehre des Dienstes, und das Wohl des Vaterlandes sehr am Herzen: Lord Rawdon aber, und etliche andre Befehlshaber von Detaschements, theilten nicht nur mit ihm dieselben Bewegungsgründe, sondern waren auch noch junge feurige Männer, die emporstrebender, aus Gesundheitsfülle entquillender Muth beseelte, und eine löbliche Ehrliebe zur Auszeichnung anspornte, indeß sie niemals jene dem Heerführer so unentbehrliche Hoffnung verlies. Auch hatte das Beyspiel gewaltigen Einfluß auf sie. Deutschlands Held, der große Friedrich II., und eine lange Reihe von ihm gezogener Anführer waren damals in jedem Munde. Dies Vorbild hatten die jungen brittischen Generale in Amerika beständig vor Augen. Aber

das Syſtem der dortigen republikaniſchen Heerführer unterſchied ſich ſehr von dem welches Friedrich einführte. Waſhington mochte und durfte nicht an öfteres Fechten denken, ſondern mehr an Rückzug oder Flucht; er ſchonte das Blut ſeiner Leute, während dichte Wälder und undurchwatbare Flüſſe ſie faſt immer vor dem nachſetzenden Feinde ſchützten. Man darf Waſhington nicht in eine Reihe mit Fabius ſtellen. Der letztere hatte eine diſciplinirte Armee, aber Waſhingtons Heer litt nicht allein Mangel an guten Officieren, ſondern auch an Einübung und Erfahrung. Es iſt wahr, bei Yorktown hielt er dem Lord Cornwallis Stich; aber nicht eher, als bis ſeine Musketen ſich zu den brittiſchen wie vier zu eins verhielten, bis fremde Generale ihn mit ihrem Rathe unterſtützten, und bis ihm im Felde franzöſiſche Truppen und ein ſtarker franzöſiſcher Artillerie-Train beiſtanden. General Waſhington war, als Bürger und Soldat, in ſeiner Art zu denken und zu handeln, ein Mann von Glimpf und Mäßigung. In demjenigen Theile der Kriegskunſt, welcher lehrt dem Feinde Abbruch zu thun, ohne ſich im Felde mit ihm zu meſſen, war er Meiſter. Er erwarb ſich den Namen eines vorzüglichen Heerführers durch eine Art von Wunder, ohne je in einer förmlichen Schlacht commandirt zu haben. Alle europäiſchen Generale, die berühmt wurden, lieferten Schlachten, und zwar viele Jahre nach einander. Ein Schriftſteller hat richtig bemerkt, daß Waſhington ſich überall Verachtung zugezogen haben würde, anſtatt Ruhm zu erwerben, wenn der amerikaniſche Krieg anders ausgefallen wäre, und Leute von vieler Einſicht in England behaupten immer noch, daß dieſer Krieg einen andern Ausgang gehabt haben würde, wenn ſich die Bourbons nicht darein gemiſcht, ſondern die brittiſche Regierung ſich ſelbſt überlaſſen hätten. Im amerikaniſchen Kampfe war nicht viel Feldherrnruhm zu gewinnen, aber viel zu verlieren. Die Uebergabe der Truppen bei Yorktown war allerdings ein Ereigniß das man bei Beurtheilung der engliſchen Taktik zum Maßſtabe nahm. Lord Cornwallis war ein Soldat aus der alten Schule, und hielt daher mehr auf Methode und Regel, als man jetzt will gelten laſſen; dennoch beſaß er mehr Verſtand als Clinton, den General Waſhington zu Ende des Krieges gänzlich überliſtete und durch ſolche Kunſtgriffe außer Thätigkeit ſetzte, als

man in unsern Tagen wohl keinem Feldherrn mehr bieten dürfte. Wenn ein General jetzt eine solche Aufopferung wagen wollte, wie Cornwallis bei Yorktown, so würde er in Lebensgefahr gerathen; wenn aber ein Heerführer sich so hintergehen ließe, wie Clinton, so würde ihn ein Kriegsrecht zum Tode verurtheilen. Hätte indessen Lord Cornwallis damals auch ein weit größeres Heer, als das seinige war, an den Feind übergeben, so würde seine Ehre doch nicht darunter gelitten haben, weil die damaligen Minister unmöglich einen General anklagen konnten, den sie selbst ernannt hatten, und weil die Opposition, schadenfroh über die Verlegenheit der Minister bei dem Verluste der ganzen Armee (welche Trotz aller Hindernisse der Oppositionisten dennoch zusammengebracht und eingeschifft worden war) sich für überflüßig an den Ministern gerächt hielt und schwieg. Zu Ende des amerikanischen Krieges, wo sich dieser Vorfall zutrug, war die gegenwärtige Feld- und Seetaktik nur im Entstehen. In den englischen Heeren wenigstens waren die schnellen Bewegungen und die weiten Abweichungen von ehemaliger Gewohnheit, welche seit der französischen Revolution eingeführt sind, kaum bekannt. Wo es höchst nöthig gewesen wäre, auf der Stelle zu handeln, da pflegte man erst die Generale von ihren verschiedenen Standpunkten zusammen zu berufen, um Kriegsrath zu halten; und in Fällen, wo an dem Geheimhalten eines Plans außerordentlich viel lag, wurde er allen Generalen und den Officieren ihres Stabes ohne Rückhalt mitgetheilt. In unsern Tagen würde kein Heerführer so handeln. Wellington in Spanien ließ sich von seinen Absichten nie vor dem Augenblicke der Ausführung etwas merken, und der Oberfeldherr in Ostindien, von welchem hier die Rede ist, hielt die Entwürfe zu den großen Siegen, welche er vor kurzem dort erfocht, allezeit geheim.

Hätte man aber auch eine bessere Taktik im Kriege mit den Nordamerikanern befolgen wollen, so würde sie doch den englischen Anführern wegen des Mangels an Hülfsquellen unmöglich geworden seyn. Wie sollte ein General etwas Großes ausführen, wenn ihn die Opposition kurz hielt? wenn das Ober- und Unterhaus täglich von dem fürchterlichsten Geschrey über den Ruin des Landes durch die Armeekosten ertönte? Der Groß-

oheim des so eben verstorbenen Herzogs von Richmond war auch einer von diesen Unglücksprophéten. Unter andern parlamentarischen Klageliedern und Beschwerden, wurde auch Lord Rawdon, als er noch in Charlestown commandirte, von ihm öffentlich im Oberhause auf eine anzügliche Art angegriffen. Die Gelegenheit dazu war folgende. Haynes, ein Amerikaner der dem Könige den Huldigungseid geschworen hatte, machte bald nachher ein Corps Miliz vom königlichen Dienste abspenstig, und man betrat ihn auf dieser Verrätherey, gerade als er im Begriffe war, mit demselben zum Feinde überzugehen. Ein Kriegsrecht untersuchte die Sache, und erkannte ihm den verdienten Tod zu. Lord Rawdon, welcher täglich bemerken mußte, wie jeder Schritt, den die Engländer in Amerika thaten, mit falschen Farben vorgestellt wurde, suchte es unter der Hand dahin zu bringen, daß diese Strafe gemildert werden möchte. Seine Bemühungen blieben jedoch ohne Erfolg. Die Beweise der Treulosigkeit des Beschuldigten waren so klar, daß das Kriegsrecht an keine Aenderung des Urtheils denken konnte. Sollte man nicht vermuthen, daß Lord Rawdon's menschenfreundliche Bemühung ihm im Vaterlande, besonders bei den Parlamentsgliedern, zur Ehre gereicht haben würde? Ganz das Gegentheil. Wen Partheywuth einmal verblendet hat, der weiß auch die edelste Handlung zu verdrehen; um glauben zu können, wie weit dies geht, braucht man sich nur in England aufgehalten zu haben. Bey der Erbitterung der Opposition zu Hause, und der Republikaner in Amerika, war es dem Herzoge von Richmond also ein Leichtes, Lord Rawdon's Character, wegen des guten Wortes welches er für Haynes einlegte, in ein höchst zweideutiges Licht zu setzen. Sobald aber Lord Rawdon, kraft des englischen Pairschaftsrechtes, Sitz und Stimme im Oberhause nahm, machte er über die erwähnte Verläumdung einen Vortrag, erzählte den wahren Verlauf der Sache umständlich, und forderte Genugthuung. Die gekränkte Unschuld und die Macht der Wahrheit in dem Munde eines jungen Lords, der nicht nur so brav gefochten hatte, sondern auch als ein sehr edler Mann bekannt war, machte einen solchen Eindruck auf den Herzog von Richmond, daß er die ehrenrührigen Aeußerungen, welche er sich erlaubt hatte, öffentlich

im Oberhauſe wieder zurücknahm, und ſo einen peinlichen Schritt hinderte, der außerdem unvermeidlich war.

Durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden traf es ſich, daß Lord Rawdon nicht lange darauf, bey einer bedenklichen Gelegenheit, die damals Aufſehen machte, mit dem nachherigen Erben dieſes Herzogs von Richmond in Berührung kam, nämlich bei dem Duell des Obriſten Lenox (der unlängſt als Herzog von Richmond und Gouverneur von Canada dort ſtarb) mit Sr. K. H. dem Herzoge von York. Der Vorfall ereignete ſich zu der Zeit, da der König zum erſtenmale krank war, und wo die Regentſchaftsſache ſo großen Zwieſpalt im Staate, und bittre Partheykämpfe erregte. Der Herzog von York, noch jung, hielt damals den Miniſtern ſeines Vaters Widerpart, und beſuchte alſo auch die Geſellſchaften der Oppoſition. In einer derſelben kam die Rede auf das Boxen. General Tarleton und der Obriſt Lenox hielten ſich beyde für keine ſchlechten Fauſtkämpfer, und beſchloſſen ihre Fertigkeit in der Klopffechterey an einander zu verſuchen. Der General trug den Sieg davon. Man wünſchte ihm Glück zum Preiſe in einer ſo männlichen Geſchicklichkeit, und unter ſo fröhlichen, meiſtens jungen Leuten entbrach man ſich natürlich nicht des Spottes und der Witzeleyen auf Koſten des Ueberwundenen. Aber der Herzog von York ſagte etwas, das an einem andern Orte ausgemacht werden mußte. *) Nun wurde Lord Rawdon nicht etwa von den Nebenperſonen, ſondern gerade von den Vornehmſten unter den Anweſenden zum Sekundanten des Herzogs von York erleſen; ſie wollten, daß derſelbe Lord, welcher vom Herzoge von Richmond eine Erläuterung gefordert hatte, bey einer Ehrenſache, wo ſein Neffe Parthey war, mit aufs Recht ſehen ſollte. Lord Rawdon war damals, und iſt immer ein wahrer Freund der königlichen Prinzen geweſen, aber nichts wünſchte er weniger, als bey einer ſolchen Gelegenheit ſeine Achtung an den Tag zu legen; und

*) Die eigentlichen Worte, welche den Duell veranlaßten, waren folgende: That Colonel Lenox had heard words spoken to him at the Club at Daubigny's, to which no gentleman ought to have submitted.

er würde ohne Zweifel die Zumuthung abgelehnt haben, hätte nicht, wie es damals in den Zeitungen hieß, eine sehr hohe Person ihn aufgefordert, gegenwärtig zu seyn *). Der Duell, welcher den 26. Mai 1789 vorfiel, hatte keine ernsthafte Folgen. Die Kugel des Obristen streifte eine Locke des Herzogs von York, welcher durchaus nicht feuern wollte, es aber seinem Gegner frei stellte, noch einmal zu schießen. Die Sekundanten brachten es dahin, daß man sich verglich, und in der Folge wurden der Herzog von York und der Obrist Lenox herzliche Freunde **).

Lord Rawdon erhielt 1793 den Titel und die Güter seines Vaters, des Grafen von Moira. Schon vorher waren ihm die Besitzungen und der Familienname seines mütterlichen Oheims, des Grafen von Huntingdon, zugefallen. Im folgenden Jahre erbat sich seine Hülfe derselbe königliche Freund, dem er in der eben berührten Angelegenheit so nützlich gewesen war. Der Herzog von York sollte damals nebst den östreichischen Feldherren einen sehr ungleichen Kampf bestehen, auf welchen die Augen von ganz Europa gerichtet waren; und Lord Moira wurde im Spätsommer mit zehn tausend Mann, nach den Niederlanden befehliget, um Ostende zu besetzen, welches als Niederlage von Kriegsbedürfnissen zum Gebrauche der alliirten Armee sehr bequem gewesen seyn würde. Er landete in Ostende, verweilte aber nicht lange dort, um seiner Bestimmung näher zu kommen;

---

*) Had not the call for his attendance come from a very high quarter. Also war der Prinz von Wales selbst zugegen, der es verlangte. Es ist nämlich bekannt, daß die Opposition den Prinzen v. W. 1788, als der König zum erstenmale gemüthskrank wurde, zum Regenten mit aller Ausübung der königlichen Gewalt ernannt wissen wollte (welches aber Pitt nicht zuließ). Deswegen war die Verbindung des Pr. v. W. mit der Opposition enger als je.

**) Bald nach Beylegung dieser Ehrensache forderte den Obersten ein gewisser Swift, welcher hoffte sich durch einen Duell mit einem Manne von des Obersten Ansehen und Anwartschaft einen Namen zu machen. Sie schlugen sich auf Pistolen; Swift wurde durch den Leib geschossen. Von der Zeit an nahm man sich in Acht, dem Obersten etwas in den Weg zu legen.

ob er ſich gleich bey ſeiner Regierung vollkommen hätte rechtfertigen können, wenn er nicht weiter vorgedrungen wäre. Denn er fand die Alliirten in einer äußerſt bedenklichen Lage: ſie mußten ſich überall zurückziehen. Unter ſolchen Umſtänden ließ ſich Oſtende, ſelbſt bei den größten Anſtrengungen ſeiner kleinen Armee, nicht lange behaupten; und geſchah dies auch, ſo half es den Verbündeten doch nichts, da ſie genöthiget waren ſich nach dem Inneren des Feſtlandes zurückzuziehen; und endlich, wenn Moira ſchnell zu den Alliirten ſtieß, ſo konnte es ihnen leicht von beſonderem Nutzen ſeyn. Er entſchloß ſich alſo dazu. Der franzöſiſche General, welcher ihn hüten mußte, hatte Befehl, Moira's Diviſion anzugreifen, es ſey wo es wolle, und es möchte koſten was es wolle. Moira aber marſchirte ſo geſchwind und wußte den Feind durch ausgeſtreuete Gerüchte ſo gut zu täuſchen, daß dieſer ihm keine Hinderniſſe entgegen ſetzte, da Moira ſich zum Meiſter von Brügge machte und ſich dort ſo lange hielt, als es ihm gut dünkte. Ohne Verzug that er dem Grafen von Clairfait in Gent Vorſchub, warf den Feind zu Aleſt, und half dem Herzog von York den Feind bey Mecheln zurückdrängen. Unweit dieſer Stadt traf er Sr. K. H., und wurde, wie ſich denken läßt, mit Freuden empfangen.

Das treffliche Corps, welches Moira nach den Niederlanden führte, war eine Zeitlang in einem Lager in Hampſhire von ihm geübt worden. Es ſollte nämlich nebſt einem Emigrantencorps auf der franzöſiſchen Küſte gelandet werden, um die bereits in der Normandie und in Bretagne angeworbenen Royaliſten zu unterſtützen. Schon vor dem Zuge nach den Niederlanden hatte er eine Expedition mit Truppen dorthin unternommen; weil er aber fand, daß keine gehörigen Vorbereitungen zu gemeinſchaftlichen Operationen gemacht waren, ſo kehrte er weislich zurück, ohne eine Landung zu verſuchen.

Im Julius 1804 hatte er das Glück, ſich mit einer geiſtreichen und liebenswürdigen Frau, Lady Flora Maria Campbell, gebohrnen Gräfin Loudoun und Barone ß Machline, auf Loudoun caſtle in Ayrshire, aus einem der edelſten Geſchlechter Schottlands, zu vermählen: eine muſterhafte Ehe, die bis jetzt ſchon mit ſechs Kindern geſegnet iſt.

In dem Geburtslande seiner Gemahlin, welches nach dem amtlichen Namen Nordbritannien heißt, gab ihm auch sein König 1805 die Oberfeldherrnstelle. Als er nach Edinburg abging, wurde ein andrer verdienter Krieger, Lord Cathcart, nach Dublin geschickt, um den Oberbefehl in Irland zu übernehmen. Eroberungssucht hatte damals die Franzosen noch nicht jenseits der Pyrenäen geführt, und es gab nur wenig brittische Generale, denen man den Befehl großer Heere sicher hätte anvertrauen können. Zu diesen wenigen gehörten Lord Moira und Lord Cathcart. Das hat sich seitdem geändert. Man würde jetzt leicht zwanzig brittische Generale aufstellen können, denen der König und die Stimme der Nation eine Armee übergeben würden. Das Commando in Schottland war damals von großer Wichtigkeit, weil die Mißvergnügten dort der Ruhe droheten, und die Regierung genöthiget war, nicht nur die regulären Truppen, sondern auch die sogenannten Fencibles *) auf gefährlichere Posten zu senden. Lord Moira lernte bald die große Ehrliebe und Characterstärke der Schotten kennen, und wußte so gute Maßregeln zu nehmen, daß er sich bald an der Spitze zahlreicher Körper von Freywilligen befand, welche in der Nachbarschaft von Edinburg aus Personen der geachtetsten Classen bestanden.

Pitts Tod 1806 öffnete der Opposition die Thür des königlichen geheimen Rathes, und Graf Moira wurde auf diese Art ein Mitglied des Coalitionscabinets, welches auf eine kleine Zeit ans Ruder trat. Man hatte ihn immer zu den Whigs gerechnet, aber er gehörte zu den gemäßigten und constitutionellen; seine treue Ergebenheit gegen die königliche Familie und seine angelegentliche Mitwirkung beim Widerstande gegen Napoleons Anschläge auf Englands Unabhängigkeit lagen vor Augen. Er bekleidete in diesem Ministerium die Stelle eines Generalfeldzeugmeisters (master general of the ordnance), und als solcher leistete er wichtige Dienste im Arsenale zu Woolwich, wie im 13. Hefte der Zeitge-

*) Fencibles oder fencible regiments sind Truppen, welche nur auf eine bestimmte Zeit angeworben werden, und deren Dienste man zu einem bestimmten Zwecke braucht. Dies unterscheidet sie wesentlich von den regulären Feldtruppen, (the line) denen sie auch im Range nachstehen.

nossen S. 14. vorübergehend angeführt worden. Auch machte ihn der König in diesem Jahre zum Constable des Tower. Sein Rath in den Cabinetsversammlungen war immer von Belang. Er ließ sich nie von Partheysucht hinreißen. Das Wohl des Vaterlandes ging ihm über alle andere Rücksichten, und Mangel an Mäßigung hat man ihm nie Schuld gegeben. Als Cabinetsminister genoß er Vortheile, welche ihn seinen Amtsgenossen besonders theuer machten. Er stand in Gnade beym Könige; die Prinzen liebten ihn; die, welche nun die Opposition geworden waren, achteten ihn; und die Nation, im Ganzen genommen, hegte eine vorzügliche Meinung von ihm. Unabhängig von seinen Rathschlägen, war auch der Einfluß seines großen Rufs von nicht geringem Gewicht.

Im Parlamente sprach Lord Moira nicht selten, meistentheils nach dem Sinne der Opposition; immer aber wurde er mit großer Achtung angehört, weil er aus Ueberzeugung, nicht aus eigennützigen Absichten redete. Die Opposition war ungemein zufrieden mit seiner Darstellung des Zustandes der Nation 1796. Die Debatten über die Union Irlands mit Großbritannien, eine weise Maßregel, welche zur Festigkeit des Reichs viel beitrug, veranlaßte Lord Moira, sich darüber auf eine Art zu äußern, welche seinen alten Freunden in der Opposition nicht sehr angenehm war. Irland, wo er gebohren, war ihm von mehr Wichtigkeit, als die Gunst der streitenden Partheyen. Er richtete sich ganz nach den Meinungen seiner Landsleute. So lange die Maßregel in ganz Irland Unlust erregte, war auch er dagegen; sobald er aber zuverläßig in Erfahrung brachte, daß Aufwiegler persönlich und in Zeitungen sich alle Mühe gaben, die Union verhaßt zu machen; sobald das irländische Parlament die Vereinigung billigte, und das irische Volk im Ganzen sich derselben nicht abgeneigt bezeigte, empfahl er sie mit eben der Freymüthigkeit und Wärme, womit er sie vorher getadelt und zu hintertreiben gesucht hatte. Solchemnach erfüllte er zu gleicher Zeit die Pflicht eines unabhängigen Parlamentsgliedes, eines treu ergebenen Unterthans, und eines wahren Freundes von seinem Vaterlande.

In der ersten Sitzung des Reichsparlaments, wie es gleich nach der Union mit Irland genannt wurde,

schlug Lord Moira das Gesetz vor, welches seiner Menschenliebe so viel Ehre gemacht hat, und ihm noch jetzt den Segen vieler Menschen zu Wege bringt, nämlich die Acte zur Befreyung zahlungsunfähiger Schuldner, welche durchging. Bey manchen Rechtsgelehrten und bey gewissen Classen von Handelsleuten (besonders Tuch- und Kleiderhändlern) hat sie zwar viele Gegner gefunden; aber der Grundsatz, auf dem sie beruht, läßt sich gar wohl vertheidigen; denn es hat sich noch Niemand in den Schutz dieser Acte begeben, der im Stande gewesen wäre, seine Schulden zu bezahlen. Dies Gesetz, oder Acte, wie man in England gewöhnlich sagt, befiehlt, daß Jeder, der nicht über 1500 Pf. Sterl. Schulden gemacht, dem man keinen Betrug mit Grunde vorgeworfen, und der sich willig bewiesen hat, alle seine Effekten und Hypotheken zur Tilgung seiner Schulden herzugeben, nach förmlicher Untersuchung seiner Vermögensangelegenheiten, auf freien Fuß gestellt werden soll.

Lord Moira spricht bei allen öffentlichen Vorkommenheiten fertig, männlich und ungesucht. Er ist zu unterrichtet, als daß er weitschweifig werden sollte, und seinen Gegenstand hat er allezeit reiflich überdacht.

Den 11. Mai 1812 wurde Percival, damaliger Canzler der Schatzkammer, im Unterhause von einem Meuchelmörder erschossen, und es mußte ein neues Cabinet zusammengebracht werden. Diesen schweren Auftrag gab der Prinz Regent dem Lord Moira. Die ganze Unterhandlung ist wenigen ausführlich bekannt worden. Man weiß nur so viel mit Gewißheit, daß Lord Moira der Opposition großes Aergerniß gab, weil er als ehrlicher Mann und als wahrer Patriot das Beste des Landes und die Ehre seines Fürsten den Wünschen der Parthey vorzog. Der Prinz Regent handelte nach Moira's Rathe, und S. K. H. hat noch nicht Ursache gehabt, es zu bereuen. Die Opposition hatte nichts wider eine Coalition einzuwenden, wenn anders der Prinz Regent in gewissen Pnnkten nachgeben wollte. Aber Moira rieth S. K. H., wenn ihm seine Ehre und die Dauer des väterlichen Thrones lieb wären, sich nie zu einer solchen Nachgiebigkeit zu verstehen.*) Zum Beweise seiner Zu-

*) Andere behaupten dagegen, Lord Moira habe dem Pr. R. gerathen, bei seiner Unnachgiebigkeit im Hauptpunkte

freudenheit gab ihm der Prinz Regent den Hosenbandorden, den höchsten im brittischen Reiche, welcher, da ihn selbst Monarchen und andere regierende Herren tragen, nicht leicht ohne wichtige Bewegungsgründe ertheilt wird, und einen hohen Grad von Achtung auf der einen Seite, wie von Verdienst auf der andern voraussetzt.

Allerdings also hatte die Neigung des Prinz Regenten zu Lord Moira vielen Antheil daran, daß er ihn 1814 zum Generalgouverneur und Oberfeldherrn in Ostindien ernannte. Aber es wäre unbillig, nicht zugeben zu wollen, daß in Lord Moira's vorzüglicher Tüchtigkeit zu diesem Posten eine weit stärkere Ursache lag. Es ist bekannt, daß, als diese überaus wichtige Stelle besetzt werden sollte, der Prinz Regent, das ostindische Collegium (Board of Controul) und die Directoren der ostind. Comp. einmüthig für Lord Moira stimmten.

Man wird nicht leugnen, daß der Rang des brittischen Reichs in Europa größtentheils von dessen unermeßlichen Besitzungen in Ostindien abhängt. Eben so eingestanden ist es, daß sie nicht vom brittischen Reiche getrennt werden könnten, ohne die Sicherheit desselben zu gefährden. Andre Eroberungen der Engländer in fernen Weltgegenden mögen immerhin durch irgend ein Ereigniß abgeschnitten werden, die Macht des brittischen Staates in Europa ist mehr als hinreichend dessen Unabhängigkeit aufrecht zu erhalten. Wenn aber Ostindien *) wegfiele, dessen Verkehr mit dem Mutterlande so viele schätzbare Seeleute bildet, das so viele brittische Kauffahrer beschäftiget, und so große Reichthümer nach Albion sendet, so würde die Beherrscherin der Meere einen fürchterlichen Stoß erhalten. Die nordamerikanischen

nur so lange zu beharren, als des Königs Krankheit dauern würde. Dieser Hauptpunkt nämlich ist die sogenannte „katholische Emancipation." Der König hat allemal standhaft erklärt, daß diese Emancipation seinem Kronelde schnurstracks zuwider laufe; und der Prinz Regent ist, wie bekannt, bloß Reichsverweser für seinen Vater.

*) Man vergleiche im Convers. Lex. den Artikel Englisches Reich in Ostindien.

Colonien waren von zehnmal geringerem Werthe für das brittiſche Inſelreich als Hindoſtan jetzt iſt. Soll nun das Reich feſtſtehen, ſo muß es ſeinen glänzendſten Juwel in Aſien ſichern und zu dem Ende viele mit einander ein Widerſtreit verwickelte und ſehr zuſammengeſetzte Intereſſen zu vereinigen ſuchen. Dieſe Vereinigung, welche bekanntlich unlängſt beinahe vollkommen durch den Marquis von Haſtings bewirkt worden iſt, hat allezeit zu den ſchwierigſten Aufgaben der brittiſchen Staatsmänner gehört, und würde zuweilen ganz unmöglich werden, wenn der Schauplatz nicht von dem Sitze der Partheyen und der Neider alles politiſchen Verdienſtes ſo weit entfernt läge, daß die Meinungen und Unglücksweiſſagungen erbitterter Partheygänger meiſtens ſchon zu Schanden geworden ſind, ehe noch die Winde ſie über das Weltmeer wehen können. Dieſer Vortheil macht jedoch die Laſt der Amtspflichten des Oberregierers von Indien nicht leichter, und vermehrt die Verantwortlichkeit derer, die ihn zu einem Poſten auswählen, wo Talente vom erſten Range erfordert werden, um augenblicklich handeln zu können, ohne ſich erſt in England Raths erholen zu dürfen. So will man verſichern, daß einige von Moira's weiſeſten Einrichtungen und Maßregeln nicht von den höheren Behörden in England empfohlen waren; dennoch dürfte England weit lieber das Beyſpiel eines ſo kühnen Verfahrens entſchuldigen, als die dadurch erlangten Früchte hergeben wollen. Die in London wohnenden Directoren ſind freilich befugte Richter über das was vor fünf oder ſechs Monaten in Indien gethan werden ſollte, aber ſie ſind unmöglich im Stande vorauszuſagen, was ſein Beſtes mitten unter den Gefahren und Schwierigkeiten, die ſich über ein halbes Jahr hervorthun können, erheiſchen möchte.

Als daher 1814 der Prinz Regent an des verſtorbenen Lord Minto's Stelle einen Generalgouverneur für Oſtindien ernennen mußte, fügte es ſich glücklich, daß er keinen Augenblick anzuſtehen brauchte, wem er dieſen Poſten geben ſollte. Der Graf Moira vereinigte in ſich alle die höheren Erforderniſſe des Staatsmannes und des Feldherrn. Kaum wagte damals nur ein Einziger die Wahl zu tadeln. Jetzt aber, da ſeine Geſchicklichkeit in der Regierung eines ſo ungeheuren Landes erprobt iſt,

jetzt, wo treuloſe Nationen die Ueberlegenheit ſeiner Feldherrnkunſt und Staatsklugheit empfinden, und zu gleicher Zeit die Gerechtigkeit und Großmuth ſeiner ſchlüßlichen Anordnungen eingeſtehen, würde Niemand die Ernennung dieſes Lords tadeln können, ohne ſich dem Vorwurfe des Neides und der Unbefugtheit auszuſetzen. Die gute Meinung, welche man von ihm hegte, als er nach Oſtindien abging, hat ſich um vieles vermehrt. Sein tiefes Ehrgefühl, ſeine richtige Unterſcheidung des Wahren vom Falſchen ſind nicht vermindert, und ſein Nachdruck im Handeln zeichnet ihn noch immer aus. Die hohe Würde, womit er bekleidet iſt, hat auf ſein Betragen keinen nachtheiligen Einfluß gehabt. Sein Aeußeres deutet auf den alten erfahrnen Krieger, aber ſo bald er ſpricht, hört man den feinen Weltmann; er legt gern den gezwungenen Ton bei Seite, doch ohne ſich zu vergeſſen. Ein Generalgouverneur in Indien hat über das Mehr oder Weniger in der Aeußerung ſeines Anſehens ſehr zu wachen. Einerſeits muß er die nöthige Mäßigung beobachten, um die Achtung und das Wohlwollen des ſcharfſichtigen Europäers nicht zu verſcherzen; auf der andern darf er wider die Vorurtheile der Eingebohrnen, ſie mögen noch ſo ungereimt ſeyn, nicht verſtoßen, und dem hohen Begriffe nichts vergeben, welchen ſich der Hindu von den unermeßlichen Hülfsquellen der „Kumpunee Buhadoor“ und von der überſchwenglichen Herrlichkeit des brittiſchen Monarchen macht. In den meiſten andern Fällen kommt es bey der Behauptung des Anſehens nicht ſowohl auf die Art und Weiſe, als auf die Sache ſelbſt an; aber die Hindus ſind, wie alle halbrohe Völker, ihren alten Gebräuchen mehr als gewöhnlich zugethan, weil dieſe mit den myſtiſchen Ceremonien ihrer Religion zuſammen hängen.

Deſſen ungeachtet muß der Generalgouverneur während der pflichtmäßigen Verhandlungen mit Leuten von jeder Farbe und jeder Denkungsart immer darauf bedacht ſeyn, das Mittel zu halten, weil er da am ſicherſten geht. Unterſtützt von der Weisheit ſeiner Obern im Mutterlande entwaffnet er nur, tödtet nicht aus; er demüthigt, aber vertilgt nicht. Er vermeidet unnöthigen Koſtenaufwand, weil dieſer die Finanzen der Compagnie zu Grunde richten würde; aber er iſt eben ſo entfernt

von niedriger Sparsamkeit, weil diese dem Ansehen des Vaterlandes schaden würde. Seine Laufbahn liegt mitten inne zwischen kaufmännischer Genauigkeit und statthalterschem Pomp, so daß kein kluger Mann an der Verschwendung des Oberhauptes Aergerniß nehmen, und kein sinnlicher Hindu den Mangel an Pracht bedauern kann.

Obgleich, wie erinnert, wichtige Ursachen den Prinz Regenten vermochten, ihm eine Würde von solcher Bedeutung und Verantwortlichkeit anzuvertrauen, so konnte es Sr. K. H. doch nicht anders als angenehm seyn, daß er durch einen so einträglichen Posten seinem Freunde Gelegenheit verschaffte, sich aus den Verlegenheiten zu helfen, in welche den Lord Moira mehrere Vorfälle verwickelt hatten. Seine Vermögensumstände waren sehr zerrüttet, und zwar hauptsächlich wegen seiner unbegrenzten Wohlthätigkeit, theils gegen würdige, aus Nordamerika geflüchtete Engländer, theils gegen unglückliche französische Emigranten von hoher Geburt, die sich vor den Gräueln der Revolution nach England gerettet hatten. Viele wissen, wie der edle Moira sich selbst entblößte und verläugnete, um gänzlich hülflosen Familien beizuspringen, die Alles außer ihrer Ehre verloren hatten.

Lord Moira, welcher den 15. April 1815 in Calcutta ankam, war gerade so lange in Indien gewesen, als nöthig war, um seinen Wirkungskreis und den Umfang seiner Pflichten kennen zu lernen, als die Nepauler *) die allgemeine Ruhe unterbrachen. Es gab kein anderes Mittel, sie herzustellen, als den Krieg. Hier zeigte nun Moira die Geistesgegenwart, welche den großen Feldherrn unterscheidet. Er hatte es mit einem thätigen, schlauen Feinde zu thun, der durch ein von der Natur stark befestigtes Land begünstigt war. Nichts desto weniger schlug er ihn aus dem Felde und stellte den Frieden wieder her. In England kannte man die Gefahren dieses Krieges, über dessen unerwartet schnelle

*) S. das Convers. Lex. unter Nepaul.

und rühmliche Beendigung die Nation äußerſt froh war. Der Prinz Regent ergriff dieſe Gelegenheit mit Vergnügen, ihm ſeine Genugthuung dadurch an den Tag zu legen, daß er ihn zum Marquis von Haſtings*) erhob.

Kenner der feldherrlichen Obliegenheiten fanden in der Führung und glücklichen Beendigung des Nepauler Krieges viel zu loben; aber unendlich mehr Anlaß dazu erhielten ſie in dem Feldzuge gegen die Pindarren, eine äußerſt furchtbare und zahlreiche Räuberrotte. Es war nur ein Feldzug, und eben darin liegt die größte Ehre für den General. Der Marquis von Haſtings ergriff ſolche Maßregeln, daß es gar zu keinem förmlichen Kriege kam. Wie ganz anders würde der Ausgang unter der Leitung eines unmilitäriſchen oder langſamen und koſtenberechnenden Generalgouverneurs geweſen ſeyn!

Die Völker des engliſchen Oſtindiens ruheten in dem Schatten eines dauerhaft ſcheinenden Friedens. Die Officiere, welche natürlich bloß nach Beförderung trachteten, wünſchten nichts weniger, als einen Feldzug, weil ſie ihre Hoffnungen nicht auf das Spiel einer Schlacht ſetzen mochten; und die Reſidenten, welche in und bey den marattiſchen Staaten beglaubigt waren, bildeten ſich nicht ein, daß die Feindſeligkeiten ſo nahe wären, als ſie wirklich ausbrachen. Der Generalgouverneur, welcher die Größe der Gefahr allein ganz einſah, überraſchte das ungeheure Oſtindien, nicht etwa durch eine Kriegserklärung, ſondern durch den Befehl, daß die Heere der drei großen Präſidentſchaften plötzlich und zu gleicher Zeit aufbrechen ſollten. Der Generalgouverneur zog ſelbſt zu Felde; und dies war höchſt nothwendig. Wie groß die Gefahr war, läßt ſich, bis vollſtändigere Nachrichten von dieſem Feldzuge erſchei-

*) Mancher Leſer wegen wird erinnert, daß ein brittiſcher Marquis eine der höchſten Adelswürden iſt, die gleich nach der des Herzogs folgt, und nicht mit der eines franzöſiſchen Marquis auf eine Stufe geſtellt werden darf.

nen, aus folgender Schilderung eines Augenzeugen *) befriedigend ersehen.

„Die Pindarren", sagt Fitzclarence, „haben vermuthlich ihren Namen von einem alten indischen Worte, welches Raub bedeutet. Erst 1761 fangen sie an, in der Geschichte eine Figur zu machen. Sie standen damals den Maratten in der Schlacht von Panipat bey, wodurch dies Reich beinahe zerstört wurde. Als sich die Maratten wieder erholten, und vornehmlich als Scindiah und Holkar wieder emporkamen, wurden auch die Pindarren wieder mächtig. Dies war nicht zu verwundern, da sie alle abgedankte Soldaten aufzunehmen pflegten, welche, an Krieg und Raub lange gewöhnt, meistens zu liederlich geworden sind, als daß sie wieder zur Ruhe des bürgerlichen Lebens zurückkehren möchten. Das Land der Pindarren erstreckte sich hundert englische Meilen in die Länge, und war an manchen Stellen vierzig Meilen breit. Diese grausamen Räuber bestanden fast aus jeder Secte von Hindus und Mohammedanern in Ostindien. Sie nahmen jeden Schelm auf, welcher dadurch gleich ein Pindarrer wurde. Ganze Rei-

*) Siehe Journal of a Route across India through Egypt to England, in the latter end of the year 1817 and the beginning of 1818. By Lieut. Colonel Fitzclarence. Mit 19 Charten und Kupfern. London, Murray, 1819. 4to. Die Bezwingung der Maratten und der Sieg über die Pindarren waren so außerordentlich wichtige Begebenheiten, daß der Marquis von Hastings zwey seiner Generaladjutanten mit der Nachricht davon nach Europa abschickte. Einer machte die Reise, wie gewöhnlich, um das Vorgebürge der guten Hoffnung; und der andre, Fitzclarence, wurde über Land durch Egypten abgeschickt. In dem angeführten Werke beschreibt er seine Reise. (Die hier angezogene Stelle befindet sich schon, von demselben Einsender, in dem Intell. Bl. der Jenaischen Allg. Litt. Zeit. No. 52. Aug. 1819.) Ausführlichere Nachrichten von diesen wichtigen Vorfällen werden nicht ausbleiben. Wenn gegenwärtige Zeilen im Druck erscheinen, wird auch vermuthlich schon folgendes Werk die Presse verlassen haben: Narrative of the late political and military events in British India, under the administration of the Marquess of Hastings. By Henry T. Princep Esq. of the Honourable East India Company's civil service, Bengal. with maps, plans and views. 4to. London, Murray. 1820.

che brandſchatzten ſie. Wenn der Fluß Nerbuddah im November ſo ſeicht wurde, daß man hindurchwaten konnte, und gleich nach Einſammlung der Ernte, brachen ſie auf und plünderten Freunde und Feinde. Ihre Verwüſtungen erſtreckten ſich viele hundert Meilen weit von ihrer Heimath, wo ſie ihre Weiber und Kinder, von der Infanterie bewacht, zurückließen. Keine Reuterei in der Welt kann ſich ſo ſchnell bewegen, als die Pindarren zu thun pflegten. Da ſie weder Zelte noch Gepäck hatten, ſo konnten ſie, mäßig gerechnet, hundert engliſche Meilen in zwei Tagen marſchiren, 300 in einer Woche, und 500 in vierzehn Tagen. Schien es aber nöthig, ſo marſchirten ſie noch weit ſchneller. Nichts kann ſo treffend beſchreiben, wie ſehr man ihre unerhörten Grauſamkeiten fürchtete, als folgende Thatſache. Bei ihrem Einfalle in Guntoor mußte ein Dörfchen, Namens Ainavoll, die Annäherung derſelben befürchten. Die Einwohner wehrten ſich erſt tapfer; als aber aller Widerſtand vergeblich war; ſo machten ſie einen Joar, d. h. ſie zündeten ihre Wohnungen an, und verbrannten ſich ſammt ihren Weibern und Kindern. Solche hochherzige Beiſpiele der Selbſtaufopferung, und viele andre dringende Urſachen machten es dem Marquis von Haſtings zur Pflicht, eine ſolche Landplage zu vertilgen."

„Dies war unausführbar, wenn nicht die übrigen oſtindiſchen Fürſten wenigſtens in ſo fern gemeine Sache mit ihm machten, daß ſie den Räubern keinen Zufluchtsort geſtatteten, wie deswegen zu beſorgen war, weil die oſtindiſchen Mächte, aus Eiferſucht gegen die Engländer, dies Geſindel nicht nur nicht auszurotten ſuchten, ſondern ſich auch gelegentlich der Beihülfe deſſelben bedienten. Vor allem war es nothwendig, ſich der marattiſchen Mächte zu verſichern. Unter dieſen war Dowlut Rao Scindiah der bedeutendſte. Dieſen hatte man nicht, wie mehrere marattiſche Fürſten, vermögen können, eine Art von Beobachtungscorps in ſeine Staaten aufzunehmen, und die Engländer konnten nicht nur über keinen Theil ſeiner militäriſchen Macht gebieten, ſondern er hatte auch ein beträchtliches Heer, das ganz nach engliſcher Art diſciplinirt, von den Britten unabhängig, und mit einem großen Artillerietrain verſehen war. Der zuletzt

mit ihm abgeſchloſſene Vertrag erlaubte ihm zwar nicht, europäiſche Officiere in ſeinem Dienſte zu haben, und ſeine Truppen hatten ſeit einiger Zeit keine Uebung gegen furchtbare Feinde gehabt; aber es ſtand in ſeinem Dienſte der Obriſt Baptiſte, Sohn eines franzöſiſchen Officiers von einer Hindu-mutter, und etliche Armenier. Dazu hatten ſeine Truppen mehrere inländiſche Unruhen zu dämpfen gehabt, ſo daß ſie ihr militäriſches Anſehen und ihren ſoldatiſchen Muth nicht verloren. Scindiah hatte auch große Beſatzungen, und obſchon ſeine Einkünfte ſich auf eine anſehnliche Summe beliefen, ſo hielt man doch dafür, daß ſeine Schatzkammer wohl gefüllt ſey. Aus dieſen Gründen, und vornehmlich, weil er es nicht ertragen konnte, einer Verbindlichkeit unterworfen, oder gar von Jemand abhängig zu ſeyn, ſo betrachteten ihn alle Feinde der überlegenen engliſchen Macht als ihre Hauptſtütze. Er beſaß im Ganzen 16,000 Mann Cavallerie, und 18,000 Mann Fußvolk, nebſt 137 Feldſtücken, welche alle vortrefflich bedient waren. Bei alle dem wäre es zwar äußerſt gewagt geweſen, es mit den Engländern aufnehmen zu wollen; aber man konnte dennoch nicht wiſſen, was für Schritte ihm ſein Stolz eingeben dürfte, beſonders da er mit den übrigen oſtindiſchen Mächten in einen heimlichen ſehr verdächtigen Briefwechſel verwickelt war. Hätte er ſich mit dem Peiſchwa und den andern Fürſten wider die Engländer verbündet, ſo war vor der Hand an keine Ausrottung der Pindarren zu denken, und ein mühſamer, koſtſpieliger Kampf zu erwarten. Aber der Marquis von Haſtings nahm ſeine Maßregeln mit ſolcher Staatsklugheit, daß Scindiah bewogen wurde, ſich vom Peiſchwa zu trennen. Hierdurch ſtürzte der Hauptpfeiler, auf welchem der Bund der Maratten ruhete.“

Von dem Feldzuge ſelbſt, von den verſchiedenen Operationen welche der Marquis wider die Räuber und die Feinde der brittiſchen Macht unternahm, hier etwas aus dem angeführten Werke, oder aus öffentlichen Nachrichten mittheilen zu wollen, würde zweckwidrig ſeyn, weil ſolche Umſtände blos militäriſchen Leſern intereſſant ſind. Dem größeren Publikum wird es hinreichend ſeyn, das Reſultat angegeben zu haben.

Der Monat Julius 1818, wo Lord Hastings aus dem Kriege nach Calcutta zurückkehrte, war eine Epoche in der Geschichte seiner Statthalterschaft, denn die ostindische Compagnie hatte so eben die wichtigsten Vortheile erlangt, und Millionen von Menschen waren wieder in den Besitz der Sicherheit ihres Daseyns gekommen. Es konnte dem Generalgouverneur nicht an Glückwünschungen fehlen. Indeß war ihm vielleicht nichts angenehmer, als die Dankbarkeitsäußerungen der gemeinen Hindus, weil nicht herkömmliche Beobachtung des Anstandes sondern ihr Herz sie dazu aufmunterte. Viele von diesen hatten in beständiger schrecklicher Furcht vor den Pindarren gelebt: nun konnten sie auf einmal frey athmen und sich ruhig niederlegen. In England war man eben so sehr erstaunt über die geschwinde Zerstreuung der Pindarren als in Ostindien. Die Directoren der ostindischen Compagnie besorgten, daß ein langer Krieg, wozu es nur zu sehr das Ansehn hatte, die Schulden der Compagnie aufs neue vermehren würde. Die muthigsten unter ihnen trösteten sich damit, daß vermuthlich in zwei bis drei Jahren der Kampf zu Ende seyn werde. Das Publikum ahnete wenig gutes von einem Kriege mit einer so furchtbaren Räuberhorde. Desto wärmer und aufrichtiger war das Lob, welches man dem Marquis von Hastings zollte. Es mußte ihm wohl thun, daß der Thron das Beyspiel dazu gab. Der Lord Großkanzler von England sagte bey Eröffnung des Parlaments am 21. Januar 1819: „der Prinz Regent hat uns befohlen, Euch zu melden, daß die kriegerischen Unternehmungen des Generalgouverneurs von Ostindien ihm „blos durch die Pflicht der Selbstvertheidigung auferlegt „wurden, denn in dem daraus entspringenden Feldzuge waren die marattischen Fürsten allemal der angreifende Theil. „Dieser Zug brachte durch die Vorhersehung und Geschicklichkeit des Marquis von Hastings überall große Thaten und gute Erfolge hervor. Die Truppen Sr. Maj. „und die der ostindischen Compagnie, Landeskinder sowohl „als Europäer, wetteiferten mit einander, den Ruhm der „brittischen Waffen aufrecht zu erhalten.“ — Dann wurde in beyden Parlamentskammern sein Betragen gepriesen vom Lord Liverpool, vom Marquis von Landsdown, und vom Herzoge von Wellington. Was letzterer sagte, machte natürlich den größten Eindruck, nicht nur weil er

überhaupt am besten von Kriegsoperationen urtheilen konnte, sondern weil er selbst in Ostindien seine Feldherrnlaufbahn angefangen und die Hoffnungen erregt hatte, welche er in der Folge so glänzend erfüllte. Aber den meisten Eindruck machte die Auseinandersetzung seiner Dienste, welche der beredte Canning im Parlamente pflichtmäßig als Präsident des Board of Controul machte. Sie wurde von seinen Freunden und Feinden bewundert. Die Directoren der ostindischen Compagnie ließen es zwar auch nicht an artigen Worten fehlen, fügten aber einen, und zwar erblichen, Jahrgehalt von drei tausend Pfund Sterling hinzu, welcher, nach der Meinung Vieler, dem wackern Marquis nicht minder angenehm seyn konnte.

Unter denen, welche ihm dankten, waren auch die Einwohner von Calcutta. Die Antwort, welche ihnen der Marquis gab, ist in mehr als einer Rücksicht merkwürdig:

„In England", sagte er, „beschwert man sich oft über die Neigung des hiesigen Guberniums der ostindischen Compagnie, ihre bereits viel zu großen Ländereyen noch weiter auszudehnen. Man hat vergessen, daß eine Macht, die sich so sehr von allen andern unterscheidet, wie die brittische in Ostindien, beynahe gar nicht umhin kann, ihre Grenzen weiter hinauszusetzen, und daß dies einer von ihren unvermeidlichen Nachtheilen ist. Kann sich wohl Jemand einbilden, daß ihre Stärke nicht Eifersucht erregen, ihre Reichthümer nicht den Geiz wecken, und die Demüthigung der eingebohrnen Geschlechter, welche auf den Thronen saßen, als die ostindische Compagnie sich zuerst im Lande niederließ, nicht die rachsüchtigsten Anschläge erzeugen werde? Daß aber diese Triebfedern ihre Spannkraft verloren haben, bilden sich offenbar diejenigen ein, welche behaupten, die Vermehrung unsrer Besitzungen beweise die fortwirkende Eroberungssucht, welche von ihnen den Statthaltern der ostindischen Compagnie zur Last gelegt wird. Es mag wohl Fälle gegeben haben, obschon es mir nicht leicht seyn würde, sie ausfindig zu machen, wo entweder die Hoffnung, sich politische Ueberlegenheit zu verschaffen, oder die übereilte Besorgniß eines beschlossenen Angriffs, uns zu Feindseligkeiten ver-

leitet haben, die man außerdem wohl hätte vermeiden können; wer aber einen allgemeinen Blick auf unser ostindisches Reich wirft, wird finden, daß man uns immer von freien Stücken angegriffen hat, daß wir den ungereizten Feind überwunden, und die von ihm erkämpften Besitzungen behalten haben, nicht blos als eine gebührende Schadloshaltung für die Gefahr und den Kostenaufwand, welchen man uns aufzwang, sondern auch der Selbstvertheidigung wegen, wozu wir uns durch die Art der uns zugefügten Gewaltthätigkeit genöthigt fanden. Ueberlegen Sie nur die Schwierigkeit in welcher ich mich selbst neulich befand; sie wird Ihnen diese Nothwendigkeit am besten ins Licht setzen. Wäre es wohl rathsam gewesen, einen überwundenen verrätherischen Feind wieder zu Kräften kommen zu lassen, damit er uns aufs neue angreifen könnte? Und würden wir nicht eben so unweise handeln, wenn wir ihm alle seine Mittel wieder zurückgäben? Man kann einwenden, daß, wenn auch die Vermehrung unserer Besitzungen gerechtfertiget werden könnte, sie nichts desto weniger zu bedauern sey, weil eine Ausdehnung die Grenze uns mit neuen Feinden in Berührung bringt, unsre Streitkräfte vermindert, indem sie dieselben mehr vertheilt, Aussenposten zur Gefährdung unsrer Sicherheit unbedeckt läßt, und, was das mißlichste ist, daß ein größerer Umfang von Provinzen die militärischen Unkosten der ostindischen Compagnie furchtbar vermehrt."

„Dieß läßt sich aber befriedigend widerlegen. Allerdings hat sich die Macht der ostindischen Compagnie durch die letzten Kriegsvorfälle sehr ausgedehnt. Die Grenze ihres Reichs ist nun eigentlich der Indus: und wenn ich die Bedingungen erwäge, unter welchen dieß festgesetzt worden ist, danke ich dem Himmel, daß wir es so weit gebracht haben. Was finden wir zwischen Calcutta und dieser Grenze? Nur solche Staaten, die einerlei Interesse mit uns haben, oder doch nur eine verhältnißmäßig kleine Anzahl von Ortschaften, denen die Mittel benommen sind, sich mit uns zu messen. Die Marattenmacht ist gänzlich und unwiederbringlich zertrümmert. Weil Scindiah im Hafen blieb, als die Barken seiner Nachbarn dem Sturme trotzten und zu Grunde gingen, so besitzt er zwar sein Land unzerstückelt,

aber es iſt vereinſamt und ringsum abgeſchieden von Allen, die ihm Hülfe leiſten könnten. Seine Exiſtenz, wie er gewiß ſelbſt einſehen muß, beruht auf ſeinem freundſchaftlichem Verhältniſſe mit der brittiſchen Regierung und auf ſeiner Willigkeit, uns zu verpflichten. Er hat ſie uns bewieſen, und wir, unſrer Seits, haben und werden nie unterlaſſen, ihm aufrichtige Proben zu geben, wie gern wir in Frieden und Eintracht mit ihm leben möchten. Nährte er entgegengeſetzte Geſinnungen, ſo würde es uns nicht kümmern. Er iſt jetzt von Staaten umzingelt, welche von uns die Macht bekommen haben, ihm, ſogar ohne unſere Hülfe, die Spitze zu bieten, weil wir die meiſten Länder, welche Holkar an uns verlor, unter ſie vertheilt haben; und ihre politiſchen Anſichten können niemals dieſelben werden. Sie wiſſen, daß durch die Vertilgung der Pindarren Scindiahs Streitkräfte auf einmal einen gewaltigen Stoß erlitten haben. Wo ſind nun die Schaaren, deren einer Hälfte wir vergeblich nachſetzen, und uns auf dieſe Art aufreiben ſollten, indeß die andre beſtimmt war, uns in den Rücken zu fallen, und unſere Beſitzungen zu verwüſten? Fort, verſchwunden; große Haufen von ihnen wurden in vielen einzelnen Kämpfen erſchlagen, noch mehr wurden vom Landmanne ermordet, indem ſie, Pferde und Waffen im Stiche laſſend, um uns durch die Walddickichte zu entſchlüpfen, ſich in kleinen Truppen, als Reiſende, durchs Land zu ſtehlen ſuchten. Demnach bleiben nur ſolche Staaten übrig, die aus eigenem Antriebe uns flehentlich gebeten haben, daß wir ſie als Lehnspflichtige unter das brittiſche Banner aufnehmen möchten. Durch Eroberung haben wir unſer Gebiet nicht ausgedehnt, nein! wir haben nur die geſetzloſe Gewaltthätigkeit zu Boden getreten, welche jene Landſtriche ſo viele Jahre hindurch zum Schauplatze des unerhörteſten Jammers gemacht hatte. Es war nicht etwa Furcht vor unſrer Macht, welche die Rädſchpuhten*) zu dem dringenden Anſuchen bewog, ihre Staaten den unſrigen einzuverleiben. Bloß weil ſie deut-

*) In den Calcuttaer Zeitungen ſteht immer Rajpoot. Deutſche geographiſche Handbücher, z. B. das des Herrn Dr. Stein, nennen ſie Rasbuten.

lich einsahen, daß dem Elende, welches sie so lange erlitten hatten, nicht anders gesteuert werden konnte, als wenn sie unter gleichem Zepter mit uns ständen; bloß dieß vermochte sie, eine Verbindung mit uns so angelegentlich zu wünschen. Und diese ist unter solchen Bedingungen geschlossen, daß weder ihr Stolz beleidigt, noch ihren Sitten, Gebräuchen und Einrichtungen zu nahe getreten wird. Wir haben ausdrücklich erklärt, daß wir nicht befugt sind, uns in ihre innere Landesregierung zu mischen. Gegenseitige Unterstützung zu Felde ist natürlich ausbedungen; aber da in einem solchen Falle die größere Last auf unsern Schultern ruhen würde, so haben sich die zinsbaren Staaten ausdrücklich anheischig machen müssen, nicht die allgemeine Ruhe zu stören, und einander nicht mit Feindseligkeiten zu überziehen. Ihre Streitigkeiten und Anforderungen müßten hinführo der brittischen Regierung zur Entscheidung vorgelegt werden, ein Punkt, dessen Nützlichkeit sie gehörig zu würdigen wissen, und welchen sie daher gern eingegangen sind, weil sie nun nicht mehr bei jedem unbedeutenden Vorfalle, wo sie, von vaterländischen Vorurtheilen verblendet, glauben, ihre Ehre sey im Spiele, die Schlichtung dem Schwerte zu überlassen brauchen. Demnach entsprießt unsre erweiterte Macht lediglich aus dem Vertrauen der verschiedenen Staaten zu unserer Mäßigung, unsrer Rechtschaffenheit und unserem aufrichtigen Wunsche, ihre Wohlfahrt zu befördern. Aber, wirft man ein, dieser in politischer Hinsicht unläugbare Gewinn wird überwogen durch die Nachtheile ausgedehnter Truppenposten, und der aus Erweiterung der Behörden und Verwaltungen herfließenden Unkosten. Darauf antworte ich, daß man beym Wahrnehmen einer Vermehrung der Vertheidigungspunkte auch nicht vergessen sollte, dagegen die Verminderung der Mittel, uns zu schaden, in Anschlag zu bringen. Diese sind, wie ich dargethan habe, fast alle hinweggeräumt. Unsre veränderte Lage hat uns keinem Fürsten genähert, welcher wünschen könnte, oder welcher, wenn er es wünschte, im Stande wäre, uns zu behelligen. Alles, was innerhalb des Indus wohnt, ist uns zugethan. Der Indus würde eine Grenzwehr gegen jede Berührung seyn, wenn es jenseits einen Staat gäbe, dessen politisches Interesse dem unsrigen zuwider wäre. Sollten dergleichen in Zukunft zum Vorschein

kommen, so könne sicherlich kein Anlaß zur Uneinigkeit daher genommen werden, daß wir auf die Regierungen am Indus einen Einfluß haben; im Gegentheil wüßte ich nicht, was von Unternehmungen, welche etwa Staaten des jenseitigen Ufers gegen uns wagen wollten, stärker abrathen könnte, als der allgemein bekannte Umstand, daß alle von diesem Strome eingeschlossene Länder in der herzlichsten Verbindung mit uns stehen. Ich muß mich also sehr irren, wenn nicht der vermehrte Kostenaufwand des Heeres unbeträchtlich ausfallen wird, in Vergleichung mit den neuen großen Hülfsquellen die wir uns zu Bestreitung dieser Unkosten eröffnet haben. Hierin besteht unser Vortheil bei dieser Verbindung. Was gewinnen die Rädschpuht-Staaten dabei? Sie sind von einem Drucke befreyt, welcher niemals aufhörte, welcher sich durch fürchterliche Grausamkeiten äußerte, und überhaupt eine entsetzlichere Plage war, als alle andere Geißeln, welche die Menschheit je empfunden hat. Da, wo vorher nichts als Schrecken, nichts als Elend verbreitet war, erblickt man jetzt Sicherheit und Wohlstand, und zwar nicht etwa nur in einem mäßigen Bezirke, sondern (es mag stolz klingen, aber es ist wahr) wir haben Millionen Menschen beglückt. O! wie würden Sie sich freuen, wenn sie die Berichte läsen, welche ich erhalte, von den heißen Dankgefühlen, wovon die Einwohner durchdrungen sind über diese Aenderung in ihren Umständen! Sie lassen auch selbst nicht das Kleinste unsrer Commandos durch ihr Land gehen, ohne ihre Zufriedenheit mit dem lautesten Jubel zu verkündigen, welcher offenbar der reine Erguß ihres Herzens ist. Zahlreiche Menschenhaufen sind jetzt schon aus den Gebirgen und Dickichten, wo sie Jahre lang verborgen blieben, zurückgekehrt, und haben ihre ehemaligen, lange verlassenen Dörfer wieder in Besitz genommen. Der Pflugschaar zieht nun wieder Furchen in das Erdreich weit ausgedehnter Gegenden, welches seit vielen Jahren nur die Hufe der Räuberrosse zertreten hatten."

In dieser Rede ist nichts Uebertriebenes. Sie gewährt die wohlgegründete Hoffnung eines zunehmenden Wohlstandes im brittischen Ostindien. Den neugeschaffenen Mächten muß alles daran liegen, sich nicht mit England zu entzweien; und die heimlichen Feinde der

oſtindiſchen Compagnie ſind auf immer gedemüthigt. Wahrſcheinlich werden nun die Einkünfte der oſtindiſchen Compagnie ein großes Uebergewicht über die Koſten der Verwaltung haben. Die Regierung des Marquis von Haſtings wird in den Jahrbüchern der oſtindiſchen Compagnie und des brittiſchen Reichs allezeit als eine ſegensreiche und glänzende ausgezeichnet werden; und wenn er, dem allgemeinen Wunſche nach, noch einige Jahre dort verweilen ſollte, ſo darf man fernere und noch größere Verbeſſerungen erwarten, die dort und in England ſchon ſo lange bloß fromme Wünſche geweſen ſind.

Friedrich Karl von Strombeck.

Von

E — r.

Friedrich Karl von Strombeck.

Noch vor wenigen Menschenaltern schien es zu dem Elemente des Gelehrten, besonders des deutschen, zu gehören, nur für eine Scienz oder Wissenschaft zu leben, ihr allein den ganzen Fleiß, alle Anstrengung und Zeit zu widmen, und die übrigen Gebiete der geistigen Thätigkeit, wie ein fremdes Land, unbeachtet liegen zu lassen. Erst in neuerer Zeit ist die wissenschaftliche Bildung dahin gediehen, daß es, um auf den Beruf eines Gelehrten, im höheren Wortsinne, Anspruch machen zu dürfen, nicht genügt, Kenntniß eines Zweiges des Wissens zu haben; sondern man verlangt eine vielseitige Ausbildung und knüpft hieran Forderungen, die zwar zuweilen der Gründlichkeit nachtheilig, glänzende Oberflächlichkeit befördernd sind, aber auf der andern die Gesammtmasse der Wissenschaft mehr zum Gemeingute machen. Nur aus der Zusammenstellung vieler verschiedenartiger Kenntnisse und wissenschaftlicher Bestrebungen ergeben sich die ertragreichen Resultate, welche die Bildung des Menschengeschlechtes zu einem bessern Ziele leiten; nur auf diesem Wege erhält der aufmerksame Beobachter der Geschichte des Menschengeschlechts die beruhigende Bürgschaft, daß die geistigen Feinde des Erdenglückes, Vorurtheil und Lüge, nicht ihre Herrschaft wieder beginnen. In dem freien Elemente des wissenschaftlichen Lebens, welches kein Bannfluch zum Frohndienste der Zwingherrschaft herab zu würdigen vermag, ist das höchste Gut des menschlichen Geistes vor jeder drohenden Gefahr gesichert, und wenn wir dennoch das im Finstern schleichende Ungethüm seine verwundenden Krallen ausstrecken sehn, so ist dieses nicht mehr und nicht weniger, als die Erscheinung eines momentanen Gährungsprozesses, der zwar die Gesammtmasse trübt, aber den Unrath kräftig absondert und dann das geläuterte Produkt zu Tage fördert in schöner Reinheit, Klarheit und Herrlichkeit. —

So verweilt mit hoher Freude der Beobachter bei dem Bilde der Zeitgenossen, die durch vielseitige Kenntniß, geistige Regsamkeit und redliches Streben den allgemeinen Ruhm unserer Tage sichern wider den nur theilweise verschuldeten Tadel einer gerecht richtenden Nachwelt, damit dereinst das greisende Jahrhundert der Verirrungen des Knabenalters nicht zu streng angeklagt werde. — Nach diesem Gesichtspunkte haben alle biographischen Institute entscheidende Bedeutsamkeit, und so mag eine freundliche Aufnahme finden folgende biographische Skizze eines Mannes, der als Mensch, als öffentlicher Beamter, als Schriftsteller und als Gelehrter die Aufmerksamkeit der Mitlebenden und der Nachkommen verdient. —

Friedrich Karl von Strombeck, geboren zu Braunschweig den 16. September 1771, ist der Abkömmling eines uralten Stadtbraunschweigschen adlich-patricischen Geschlechtes. Reiche Besitzungen, Güter und Lehne waren schon seit mehreren Jahrhunderten bei dieser Familie, wie solches bis zum dreizehnten Jahrhundert hinaufreichende Urkunden beweisen. Es ist bekannt, wie manches adliche Geschlecht die sichere Grundlage des Familienwohls, seine Güter, einbüßte, indem es des Glanzes höhere Stufen im Hof- und Kriegsdienste zu erreichen strebte; diesen Abwegen des Wohlstandes entgingen die von Strombeck, indem sie in häuslicher Zurückgezogenheit, mehrentheils ohne öffentliche Dienste, daheim unter ihren Mitbürgern friedlich lebten, ihre ertragreichen Familienglüter verwalteten, billig behandelten ihre Pächter, Eingesessenen und Zinspflichtigen, und sich erfreuten eines anständigen Einkommens. Früher nahmen sie oft thätig Theil an den städtischen Angelegenheiten Braunschweigs, bis zu dem Zeitpunkte, wo die mit großen Rechten und Freiheiten begabte Stadt vom Herzoge Rudolph August 1671 erobert wurde. — Von nun an entzogen sie sich jedem öffentlichen Verhältnisse, und begnügten sich, als ruhige Bürger, als treue Unterthanen, als gute Familienväter ihren Lebenslauf zu führen. So lebte Christoph Georg von Strombeck, verheirathet mit eines angesehenen braunschweigschen Kaufmanns, Christoph Heinrich Häselers, Tochter, die, gleich ihrem Bruder, dem

berühmten Mathematiker, Johann Friedrich Häseler, Abte zu Amelunxborn, durch seltene Vorzüge des Geistes und Herzens sich eine Verehrung erwarb, welche in dem Andenken der Nachkommen fortlebt. In dieser glücklichen Ehe wurde, mit noch zwei Brüdern und vier Schwestern, von denen zwei in den frühern Jahren starben, Friedrich Karl von Strombeck geboren. Seine erste Bildung erhielt er, nächst der Zucht und Pflege der liebenden Mutter, in wissenschaftlicher Hinsicht auf einer musterhaft eingerichteten Schule, der des Braunschweigschen Waisenhauses; dann in den höheren Klassen des Martins-Gymnasiums. Schon in der zweiten, mehr noch in der ersten Klasse desselben wurde er von einer brennenden Liebe zu den alten Sprachen und zu der großen Welt der alten Literatur, der sichern Leiterin jeder höheren Geistesthätigkeit, beseelt. Bald hatte der fähige Knabe die Anfangsgründe der Grammatik und die zum Verständniß der alten Schriftsteller nothwendigen Worterklärungen gefaßt, bald hielt er im Gedächtnisse tausende von Versen aus den klassischen Dichtern fest, und bekundete seine Liebe zu diesem Gewinne, indem er schon früh versuchte, die herrlichen Gemälde nach ihren Originalsylbenmaßen in der Muttersprache nachzubilden. Das in diesem Streben sich entwickelnde schöne Feuer, wohlthätig erwärmend für das ganze Leben, verdankt er, bei der eigenen Empfänglichkeit, drein Lehrern, Wätterling, Sörgel und Bosse, welcher letztere Strombecks Liebe für die Kunst des Alterthums besonders im Privatunterrichte weckte, wo er mit seinem Schüler die Werke des Plinius las. Uebrigens gab sich der Jüngling seine literarische Erziehung selbst, obgleich sein Vater nichts am Unterrichte sparte; er selbst war allein derjenige, der die Vorschläge zur Art des Unterrichts that, der darüber entschied, wie lange ein solcher, oder das Verweilen in einer Klasse dauern sollte. Ein nicht trügendes Gefühl sagte ihm hierüber das Nöthige. Der gute Vater, der zwar wünschte, daß die Kinder etwas Tüchtiges lernen möchten, lebte größtentheils nur der Verwaltung seiner Familiengüter, und beschäftigte sich außerdem, allem Streben nach Aemtern abhold, mit einer recht ausgebreiteten Lektüre; die treue Mutter dagegen sorgte mit unbeschreiblicher, auf das herzlichste vergoltener, Zärtlichkeit für das äußere Wohl ihrer Kin-

der; aber eine leitende Aufsicht auf den eigentlichen Unterricht derselben lag außer ihrem redlich beachteten Wirkungskreise. —

So war der junge Strombeck mit seinem Fleiße zunächst sich selbst überlassen, und gewann durch diese Freiheit die Liebe zu den Wissenschaften, die nicht gefährdet wurde, in der Jugend durch die Verlockungen zu Zerstreuungen, im Mannesalter durch zeitraubende Geschäfte ausgebreiteter, öffentlicher Amtsverpflichtungen.

Wie jeder gutgeartete, aufstrebende Jüngling so gern das Band inniger Freundschaft mit dem Gleichgesinnten knüpft, und in dieser Vereinigung das höchste Lebensglück findet, so wurde in dieser Periode Strombeck fest mit einem Mitschüler verbunden; nur der Tod konnte diese traute Seelenvereinigung trennen. Wilhelm Hoyer, der Sohn eines Predigers zu Bortfeld bei Braunschweig, ein talentvoller, trefflicher Jüngling, war dieser Eine Freund im schönsten, edelsten Wortsinne. In einer spätern, vertrauten Mittheilung sagt der Ueberlebende von ihm: „Unsere Seelen waren für einander geschaffen. Er starb den 12. October 1804. Sein Tod hat eine schreckliche Leere in meinem Herzen verursacht. Der Gedanke an sie überfällt mich oft, und dann fühle ich es schmerzlich und tief — ich bin allein!“ —

In dem Jahre 1788 trat Strombeck in das Collegium Carolinum, eine berühmte Anstalt, damals in voller Blüthe, besucht von Jünglingen aus allen Ländern, dann im Strome der Zeit untergegangen, und jetzt wieder hervorgerufen zur neuen Uebernahme der großen Verpflichtung, die sie sich mit den stolzen Worten: Temporum reparatio! auferlegt. — Dort genoß er den Unterricht ausgezeichneter Männer, der unsterblichen Freunde Klopstocks, Gärtners und Eberts; ferner J. A. Schmidts, Eschenburgs, Lüders, Emperius u. s. f., alles in ihren Fächern Zierden unserer Literatur. Ihnen verdankt er viel, vorzüglich dem Erstgenannten, der des empfänglichen Zuhörers Aufmerksamkeit auf die Wichtigkeit des Vortrages lenkte. In dem, den Stylübungen gewidmeten Col-

legio wurde Strombeck zuerſt bekannt mit der wiſſenſchaftlichen Behandlung der Mutterſprache und zum Studium derſelben hingeleitet, da dort die eingereichten Aufſätze einer ſtrengen Kritik, die freilich nicht frei vom Pedantismus war, unterworfen wurden. Aber Gärtner's Rügen ſchreckten den Schüler nicht zurück, denn er wußte auch zu loben und aufzumuntern. Mit Vergnügen erinnert es ſich Strombeck noch immer, wie der Lehrer den von ihm gelieferten Fabeln, oder einer Elegie auf den Tod ſeiner Schweſter vieles Lob ertheilte. — Ein anderes Mal hatte Strombeck eine Erzählung im Geſchmacke der Tauſend und eine Nacht eingereicht, womit Gärtner zwar an ſich zufrieden war, aber dem jungen Dichter ſein Eigenthum nicht zuerkennen wollte, ſondern feſt behauptete: die Erzählung ſey irgend woher entlehnt, wahrſcheinlich aus dem Franzöſiſchen überſetzt. Da bemächtigte ſich des Jünglings ein Gemiſch von Stolz und Niedergeſchlagenheit, von Freude und Kummer. Wie konnte, wie ſollte er die ſtreitig gemachte Autorſchaft dem alten Manne beweiſen? — Je mehr er ſich von dem Muſendienſte und von der ſüßen Zauberei der Dichtkunſt angezogen fühlte, um ſo höher das Ziel, was er ſich ſteckte. Er bildete damals den Plan eines großen epiſchen Gedichtes, deſſen Gegenſtand nichts Geringeres war, als die Eroberung Conſtantinopels und die Zerſtörung des griechiſchen Reichs durch die Türken. Ein wahrhaft koloſſales Sujet, deſſen kühne Wahl ſchon den Dichterberuf verräth. Einige Geſänge wurden entworfen, und dann das große Unternehmen bei Seite gelegt: wie häufig der talentvolle Jüngling rüſtig hervortritt mit einem großen Plane, aber in Ausdauer und Fortbildung unwandelbare Liebe zu dem Geiſteskinde zu offenbaren, iſt erſt die Frucht des reiferen Mannesalters. Auch iſt es der Jugend eigen, daß ſie nur in dem Gräßlichen das Erhabene erblickt: ſo fehlte es jenem Verſuche nicht an Stellen, die, weil ſie das Gräßliche lebendig darſtellten, von dem jungen Dichter für erhaben gehalten wurden. —

Zu Michaelis 1789 bezog Strombeck die Univerſität Helmſtädt, nach ihrem Sitze und nach der Studentenzahl zu den kleineren gerechnet, aber ausgezeichnet durch viele große Lehrer, durch ein trauliches Familien-

verhältniß, in welchem diese mit ihren Zuhörern lebten, und durch die liebende Sorgfalt, mit der die Landesherren diese wissenschaftliche Anstalt pflegten. Ohne der Lieblingsbeschäftigung mit der klassischen Literatur und mit der Dichtkunst ungetreu zu werden, wandte nun Strombeck seinen ganzen Fleiß auf die Jurisprudenz, worin Oelze und Günther vorzüglich seine Lehrer waren. Er ward Mitglied der Herzogl. deutschen Gesellschaft, deren Direktor der Hofrath Wiedeburg war, und erhielt hierdurch Gelegenheit, sich fortwährend in schriftlichen Aufsätzen, vorzüglich über Gegenstände der alten Literatur, zu üben, wobei es zu nicht geringem Nutzen gereichte, daß der große Literator Bruns, in dessen Hause er wohnte und von dem er aufs freundschaftlichste behandelt wurde, ihm mit biederherziger Offenheit entgegen kam. Auch Henke, Remer, Schulze, (der Verf. des Aenesidemus) waren seine Lehrer, wie Beireis, der seine Liebe zum Studium der Natur, in allen ihren Erscheinungen, für immer entschied. — Zwei Jahre, bis Michaelis 1791, verweilte er auf jener Universität; dann ging er nach Göttingen, ausschließlich sich der Jurisprudenz widmend, in den Hörsälen Böhmers, Pütters, Waldecks, Claproths und Hugo's. Nachher hörte er auch bei Bürger ästhetische Vorlesungen, und benutzte den Unterricht Heyne's, der ihn fortwährend mit seiner Freundschaft beehrte, und davon noch am Ende seiner irdischen Laufbahn ein Zeugniß ablegte, indem er ihm am 1. März 1812 das Diplom eines auswärtigen Mitgliedes der Gesellschaft der Wissenschaften übersandte, mit folgenden, dem Tibull nachgebildeten Versen:

Martis Romani festae venere Kalendae.
(Saltem festae tibi, maxima Roma olim!)
Dicite, Pierides, quonam donatur honore,
Vester amor! nomen pagina juncta docet.—

Auch die italienische Sprache lernte St. zu Göttingen, welchen Musensitz er dann nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte verließ.

Kaum wenige Wochen im väterlichen Hause zurück, wurde er, angeregt auf einer Reise nach Dresden, von einer unwiderstehlichen Sehnsucht nach Italien ergriffen. Er wußte sich die nöthigen Hülfsmittel zu verschaffen, und reiste dann, unter dem Vorwande, Jena besuchen zu wollen, — nach Verona. Von Braunschweig bis dahin war er kaum vierzehn Tage unterwegs. Da er indeß von seinem Vater keine Erlaubniß zu dieser Reise hatte, so mußte er auf das Vergnügen, Rom und Neapel zu sehen, Verzicht leisten, und sich begnügen, Vicenza, Padua und Venedig (woselbst er sich, nicht ohne einige Verlegenheit, da die aus der Heimath erwarteten Briefe länger ausblieben, fast zwei Monate, den Junius und Julius 1793, aufhielt) besucht, und die daselbst befindlichen Denkwürdigkeiten der Kunst und des Alterthums, wenn auch zum Theil nur im Fluge, gesehen zu haben. Wie er aber das Talent hatte, selbst in der Beschränktheit der Zeit und der Hülfsmittel, die sich ihm darbietenden Schätze des klassischen Bodens zu benutzen, bekunden die in der deutschen Monatsschrift abgedruckten Briefe über Verona und Venedig. — Im Herbste 1793 kehrte dann Strombeck über das adriatische Meer, Istrien, Triest, Wien, Prag, Dresden und Leipzig nach Braunschweig, wo indeß die zärtliche Mutter schon die Vermittelung bei dem ernsteren Vater, der anfänglich mit der eigenwillig unternommenen Reise seines Sohnes sehr unzufrieden war, vollendet hatte; die aus der Heimath für ihn bestimmten Gelder, zur Fortsetzung der interessanten Reise, kamen, durch eine unglückliche Verzögerung, zu Venedig erst an, als Strombeck bereits sich auf der Rückreise befand. —

Nach der Heimkehr, bei glücklicher Muße, war St. mächtig aufgeregt; er lebte nur in der reizenden Welt Italiens und in großen Lebensplanen. Er verwendete seine Zeit, unter Leitung des Cavaliere Domenico di Gattinara (Verfassers des epischen Gedichtes: la Pace, vieler Opern und kleiner Poesien,), die italienische Sprache auf das Gründlichste zu studiren, in welche er mehrere Trauerspiele Schillers übersetzte. Er hatte es recht ernstlich im Sinne, nächstens Braunschweig wieder zu verlassen, um nach Griechenland und Constantinopel zu reisen. Im Orient hoffte er fürs erste

mit der Sprache Italiens sich zu behelfen. Zur Ausbildung dieses Planes hielt er bei dem preußischen Staatsminister, Grafen von Finkenstein, um eine Anstellung bei der Königl. Preuß. Gesandtschaft zu Constantinopel an; doch stellten sich der Erfüllung dieses Gesuches Schwierigkeiten entgegen. Jetzt, wie immer, rastlos thätig, bearbeitete St., während er mit Sehnsucht nach der Heimath Homers blickte, eine fast vollendete, nachher verloren gegangene Uebersetzung des Rinaldo Tasso's in Ottave-Rime; ferner übersetzte er die Kunst zu lieben Ovids, in das Versmaaß der Urschrift, der erste Versuch dieser Art, den er drucken ließ (Göttingen bei Dietrich 1795). Bald übertraf er ihn durch eine schon vollkommnere Uebersetzung der Remediorum amoris. —

Diese Studien gaben durch eine zufällige Verkettung der Umstände Veranlassung, daß Strombeck seinem bisherigen Streben entzogen und in neue, seinen Wünschen ganz fern liegende Verhältnisse versetzt wurde. Jene schriftstellerischen Ausstellungen waren durch den trefflichen Kabinetssecretair Petersen, einem Manne von edlem Charakter und großen Kenntnissen, dem Herzoge Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu Gesichte gekommen, und veranlaßten den für jedes sich auszeichnende Talent aufmerksamen Landesvater, den jungen Strombeck zu sich laden zu lassen. Bei dieser Audienz bot der Herzog, in aller persönlichen Anmuth, dem Jüngling seine Dienste an, und überließ es ihm, seine Wünsche in Hinsicht der Art der Anstellung zu erkennen zu geben. Das Reizende so günstiger Anerbietungen und Familienrücksichten bestimmten St., andern Lieblingsplanen, vielleicht nicht ohne Verleugnung, zu entsagen und um eine Anstellung in der herzogl. geheimen Kanzlei zu bitten, weil er glaubte, dort die vollständigste Kenntniß des Geschäftsganges erwerben und zugleich das in sich fühlende Bewußtseyn, wissenschaftliche Bildung und Fähigkeit geltend machen zu können. Doch dieser Antrag wurde nicht erfüllt; dagegen wurde er, auf eine ausgezeichnete Weise, (unter dem 2. April 1795) zum außerordentlichen Beisitzer des Hofgerichts zu Wolfenbüttel ernannt, und so auf den Beruf eines Geschäftsmannes hingeführt. Wie ernstlich

er auch noch vor Kurzem dahin strebte, als Philologe und Antiquar etwas Tüchtiges zu leisten; von jetzt an war er Jurist, und er war es um so mehr mit ganzer Seele, da es ihm allerdings schmeicheln mußte, im vier und zwanzigsten Lebensjahre eine Anstellung zu erhalten, die ihn zum Richter, (denn die herzogl. braunschweigschen Hofgerichts-Assessoren waren wirkliche Räthe und im Collegio stimmberechtigt, —) in dem obersten Landes-Justizcollegio erhob und einen nicht unbedeutenden Rang beilegte. Erst im Januar 1797 zog er nach Wolfenbüttel, da er in den ersten zwei Jahren seiner Anstellung nur zu den sogenannten Hofgerichtsdiäten sich dorthin begab. Lebte er auch, wie schon gesagt, jetzt vorzüglich der Jurisprudenz, so erübrigte er doch, durch sorgfältige Zeitbenutzung, die Mußestunden, in welcher er die metrische Uebersetzung des Tibulls (Götting. bei Dietrich 1799) vollendete, ein Werk, welchem der Beifall des Publikums und der kritischen Blätter bei der öffentlichen Erscheinung zusagte. Schon damals begann er auch die Uebersetzung des Properz, von welcher indeß nur ein Theil erschienen ist (Braunschweig 1803.) Heyne gab diesen Arbeiten entschiedenen Beifall, und munterte zur Fortsetzung derselben wiederholt auf, woran indeß die veränderten Zeitumstände hinderten.

Strombeck lieferte auch viele Beiträge in Uebersetzungen, Originalaufsätzen und Gedichten zu der Berliner Monatsschrift und andern damals vielgelesenen Journalen. Zu seiner Erholung machte er eine Reise nach Berlin, wo er mit den dortigen Gelehrten, besonders mit Nicolai und Biester, das Band näherer Bekanntschaft knüpfte. Daheim zu Wolfenbüttel waren ihm Trapp und Langer näher befreundet. Auch der dortige Director der Justizkanzlei, Cramer, ein Mann von den ausgezeichnetsten Verdiensten um die Justizpflege des braunschweigschen Landes, von dem die Besetzung jenes Collegium fast allein abhing, gehörte zu den vertrautern Freunden Strombecks. Jener hatte ihn bereits dem Herzoge zum wirklichen Mitgliede der Justizkanzlei vorgeschlagen, als er ganz unerwartet eine andere Vocation erhielt. Der Herzog nämlich hatte ihn, wahrscheinlich auf Anrathen seines geheimen Rathes, Mahnert, seiner Schwester, der Prinzessin Auguste Do-

rothea, Aebtissin von Gandersheim, zum Hof- und Abteirath vorgeschlagen. So trat Strombeck im Januar 1799 in die Dienste einer geistreichen und edlen Fürstin, die, mit großer wissenschaftlicher Bildung ausgestattet, von wahrer Frömmigkeit beseelt, zu den trefflichsten Frauen gehört, die je im Fürstenstande lebten.

Wenige Monate nachher, am 2. April 1799, verheirathete er sich mit des verstorbenen hannöverschen Oberforstmeisters von Bülow zweiter Tochter, Amalia. Hochbeglückt durch sie, in der schönen Vereinigung mit dem Gegenstande inniger Liebe, zog er völlig frei und selbstständig nun nach Gandersheim, wo er durch die zärtliche Sorgfalt der treuen Mutter bei dem Anfange seines Hauswesens sehr gut eingerichtet wurde. Schon früher verdankte er seinem Vater dort an dem Stifte eine Domicellar-Präbende. — Seine Geschäfte bestanden anfangs lediglich in der Verwaltung der abteilichen Justiz und in der Besorgung der ansehnlichen Lehnskammer-Geschäfte. Doch schon im nächsten Jahre wurde er der Geschäftsführer der Prinzessin für ihren gesammten Finanz- und Hofstaat. So zu ihr in dreifacher Beziehung stehend, als Justiz-, Finanz- und Hofbedienter, brachte er mit großer Mühe das seit vielen Jahren in Verwirrung gerathene abteiliche Archiv in Ordnung, vermehrte durch zweckmäßige Einrichtungen die abteilichen Einkünfte um bedeutende Summen, stellte den Einsturz drohende Gebäude her, nahm das Beste der Kirchen- und Schulanstalten wahr, sorgte für die Urbarmachung wüster Ländereien, legte ein Vorwerk, Augustenbau, an, und bekundete durch die regsamste Thätigkeit einen Mann, der sich in jedem Geschäfte leicht orientiren kann, der das als nützlich Erkannte verständig in Wirklichkeit zu setzen weiß. —

Bisher hatte die Aebtissin mit ihrer Mutter, der verwittweten Herzogin Philippine Charlotte, des großen Friedrichs Schwester, einen gemeinschaftlichen Hofstaat geführt; als letztere starb, mußte jene für ihre Hofhaltung neue Einrichtung treffen. Dieses, und die Vollziehung des Testamentes der verstorbenen Herzogin, bei der Strombeck mitwirkte, mach-

ten eine Veränderung seines Wohnorts nothwendig. Er zog wieder nach Braunschweig, und erhielt neue Beweise der Gewogenheit des regierenden Herzogs, indem ihn derselbe zum ordentlichen Hofgerichtsassessor, von der Curie der Ritterschaft, ernannte, da er bisher zu Gandersheim, neben seinen andern Aemtern, nur das eines außerordentlichen Beisitzers jenes Gerichtshofes bekleidet hatte. Nicht allein die Verhältnisse zu seiner Fürstin, auch seine Familienangelegenheiten machten Strombecks Gegenwart zu Braunschweig nothwendig. Im April 1801 war sein guter Vater im 73sten Jahre seines Lebensalters verstorben. Hierdurch wurde der Sohn, als der ältere seiner Geschwister, verpflichtet, sich der Verwaltung der Familiengüter und Besitzungen zu unterziehen. Mit Uneigennützigkeit und Treue besorgte er auch diese Geschäfte, und nahm von diesem Zeitpunkte an, unter mancherlei Wechsel des Schicksals, die Verpflichtungen eines Familienältesten, dessen Pflichten und Rechte übend, in Rath und That wahr. Seit der Rückkehr nach Braunschweig war er der tägliche Gesellschafter der geistreichen Prinzessin Auguste, oft in dem innern Zirkel der herzogl. braunschweig. Fürstenfamilie, welche sich durch liebenswürdige Humanität auszeichnete. Der Herzog selbst schenkte ihm das entschiedenste Zutrauen und unterhielt sich oft mit ihm, im vertrauten Kabinette, über wichtige Angelegenheiten, die keineswegs in Bezug mit Strombecks Dienstgeschäften standen. So lebte er geachtet und geehrt im Kreise gebildeter Menschen, vertrauter Freunde und geliebter Anverwandten. Er würde in diesem Zeitpunkte vielleicht gar nicht erinnert seyn an die Hinfälligkeit des Erdenlebens, hätte ihn nicht daheim, in seinem eigenen Hause, ein hartes Schicksal betroffen: er verlor von fünf geliebten Kindern zwei durch den Croup, eine bösartige Krankheit, die die Aerzte erst in den neuesten Zeiten zu bekämpfen gelernt haben. Auch einige Jahre später entriß ihm der Tod, auf gleiche Weise, noch ein drittes Kind. —

Bei vielen Geschäften und Zerstreuungen immer den wissenschaftlichen Studien treu, fand er Gelegenheit, sie auf den Reisen zu erweitern, zu denen er Zeit zu gewinnen wußte. So ging er 1803 nach Dresden, dann

nach Posen, welche Stadt er, halb verheert von einer schrecklichen Feuersbrunst, in dampfenden Ruinen fand. Hier besuchte er einen geliebten jüngeren Bruder, damals Rath bei der königlich preußischen Regierung daselbst *). — Die Rückreise machte er über Frankfurt an der Oder und Berlin. — Eine neue höchst interessante Reise 1805 über Mainz und Metz nach dem neugestalteten Paris; den Rückweg auf Straßburg, dem herrlichen Rheine entlang, über Frankfurt am Main. —

Doch des Glückes höchster Gipfel ist Mißgeschickes sicherer Verbote. Der 14. October 1806 erschien: Preußen fiel, und das nördliche Deutschland ward die Beute fremder Krieger, wie es den Staaten ewig ergeht, deren Machthaber des Zeitgeistes heilige Forderungen verkennen. — Das Unglück der Schlacht bei Jena und die Verwundung des greisen Feldherrn, trafen hart das offen dastehende braunschweigische Land. Strombecks Fürstin, die Prinzessin Auguste, bewußtlos in den schrecklichsten Krämpfen, vermogte für sich keinen Entschluß zu fassen, und doch beruhete auf dessen kluger Wahl ihre Existenz. In der Vernichtung ihres ganzen Daseyns, rief sie nur jammernd den Namen ihres Bruders aus. — Bereits am 18. October verließ sie in Strombecks Begleitung, noch ehe der verwundete,

*) Dieser Bruder, Friedrich Heinrich von Strombeck, geb. den 2. October 1773, wurde bald nachher, 1807, nach erfolgter Auflösung der dortigen preußischen Regierung, durch die Franzosen von Posen vertrieben, eilte, belebt von reiner Vaterlandsliebe, nach Königsberg, wo er dem Fürsten Staatskanzler und dem General Rüchel den Plan zu einer militärischen Operation von Kolberg auf Thorn vorlegte, der angenommen, dessen Ausführung aber durch die unglückliche Schlacht bei Friedland und durch den noch unglücklicheren Frieden von Tilsit verhindert wurde. Dann als Ausländer aus preußischem Dienst entlassen, stand er als Richter beim Civiltribunal in Zelle. Gegenwärtig ist er ein geachtetes Mitglied des Oberlandesgerichtes zu Halberstadt, als juristischer Schriftsteller bekannt durch sein Handbuch des westphälischen Civilprozesses (3 Thle. Hannover 1810) und durch schätzbare juristische, die preußische Gesetzgebung betreffende Abhandlungen, deren mehrere in den v. Kamptz'schen Jahrbüchern abgedruckt sind. —

des Augenlichts beraubte Herzog auf seinem Traglager dort anlangte, Braunschweig, und begab sich, wie ihre Schwägerin, die regierende Herzogin, Schwester des Königes von England, und deren Söhne, die Prinzen Georg und August, nach Rostock. — Strombeck mußte nun die Last öffentlicher Verhältnisse tragen, deren Freuden er bisher nur kennen gelernt hatte; er ließ daheim ein geliebtes Vaterland, Güter, Familie, Kinder und eine hochschwangere Gattin. — In Rostock fanden sich bald mehrere geflüchtete Fürsten ein; auch Alexanders Schwester, die Großfürstin von Rußland, an den Erbprinzen von Sachsen-Weimar vermählt, suchte dort ihre Zuflucht. Bald trieb das Vordringen der Armeen die Hülflosen über Wismar nach Lübeck, wo Strombeck am 4. November, mit seiner Fürstin noch anwesend, fast das Schicksal gehabt hätte, Augenzeuge der Schlacht, der Erstürmung und der Plünderung der Stadt zu seyn. — Sie rettete eine schnelle Flucht. — Der verwundete Herzog war über Zelle und Haarburg zu Ottensee bei Altona angelangt. Die herzogliche Familie begab sich also nach Altona. — Wer beschreibt die Gefühle, als hier Strombeck den verwundeten Fürsten, vor wenigen Tagen seines Vaterlandes Hoffnung, seines Zeitalters Stolz, im tiefsten Elende fand. Es war am 7. November. In einem Gartenhause zu Ottensee, unweit der Kirche, wo Klopstock, der unsterbliche Sänger deutscher Freiheit, ruht, lag, in einem Zimmer des zweiten Stocks, auf eben dem Tragbette, in welchem er von Braunschweig hierher gebracht war, der sterbende Krieger, mit geschwollenem, entstelltem Antlitz, der sonst so schön im Jünglingsglanze leuchtenden blauen Augen beraubt. In dumpfer Betäubung lag er da, von wenigen, jeden Laut scheuenden Dienern umgeben. Worte sprachen hier nicht, nur Thränen. — Der Greis selbst, nicht wie sonst im Kriegerschmuck, in der Tracht eines Kranken, ohne zu verrathen, ob er wache oder schlafe, brütete in Betäubung über sein Unglück. Für ihn hatten die Umstehenden nur Einen Wunsch, daß er bewußtlos daliege, was späterhin wahrscheinlich wurde, als nach erfolgtem Tode sich ergab, daß die Splitter des von dem Schusse verletzten Schädels tief in das Gehirn eingedrungen waren, und dort Eiterung verursacht

hatten. — Als St. die Jammerstätte verließ, begegnete ihm die Herzogin; sie wollte Worte des Trostes hören: welche konnte er ihr sagen? —

Hier in der traurigsten Lage, wo immer neue Unglücksbotschaften die noch blutenden Wunden aufrissen, bewährte gar bald die Prinzessin Auguste den über alle irdischen Schicksale erhabenen Werth eines wahrhaft frommen Gemüths. Eine heilige Ruhe verbreitete sich über ihr Daseyn; sie sprach mit religiöser Ergebung von dem nahen Tode ihres Bruders und entschied sich für Strombecks Rath, unmittelbar nach diesem Ereignisse wieder nach Braunschweig zu gehen. Um dazu das Nöthige vorzubereiten kehrte St. den 8. November nach Braunschweig zurück. Die Stadt war bereits von den Franzosen besetzt; der kaiserlich-französische Intendant Malraison verwaltete das Land. — Den 10. November starb der Herzog. — Die Aebtissin von Gandersheim, Prinzessin Auguste, ging nun nach Augustenburg, auf der dänischen Insel Alsen gelegen, zu ihrer Verwandtin, der Herzogin von Augustenburg, Schwester des Königes von Dänemark, wo sie mit einer, unter so hoch stehenden Personen vielleicht seltenen Herzlichkeit und Gastfreundschaft aufgenommen wurde. Indeß unterhandelte für sie zu Braunschweig bei dem französischen Intendanten Martial Daru, der dem vorgenannten Malraison gefolgt war, Strombeck, indem er ein Schreiben der Prinzessin an Napoleon überreichte und dieses mit einer ausführlichen, ihre Verhältnisse und das ihrer Abtei ins Licht stellenden Denkschrift begleitete. Unmittelbar hierauf erlaubte der französische Kaiser der Prinzessin die Rückkehr in ihre Abtei, und versicherte ihr den Genuß sämmtlicher Einkünfte und Apanagen. Nicht allein unter französischem, sondern auch unter dem darauf folgenden westphälischen Gouvernement sind ihr, diesem zu Folge, alle Einkünfte unverkürzt ausgezahlt. So war sie, in Befolgung der ihr vom Herrn von Strombeck ertheilten Rathschläge, von ihrer Familie das einzige Glied, welches unter den Stürmen des über Deutschland verbreiteten Unglücks, in ihrem Vaterlande, in ihrem friedlichen Stiftssitze, bei reichen Einkünften verweilen konnte; die Aebtissin wußte diese Vergünstigung des Schicksals zu erkennen, und

verdankte die äußerlich sorgenfreiere Lage, mit dem erkenntlichsten Herzen, der Befolgung der Rathschläge, die ihr Strombeck gab.

Gen Gandersheim kehrte die Prinzessin nach einer beschwerlichen Reise bei ungünstiger Witterung zurück. Sie traf den 25. Januar 1807 ein, um hier ihre idische Laufbahn zu beschließen. Sonst brachte sie auf ihrem abteilichen Sitze gewöhnlich nur einige Wochen zu, den größeren Theil des Jahres dagegen in Braunschweig; nun richtete sie sich hier für immer ein, mit ihr Strombeck, der, von alle den unruhigen Katastrophen sich sammelnd, in diesem Zeitpunkt das französische Recht, nach seinen Quellen, zum einzigen Studium machte. Indeß ging das Königreich Westphalen aus Napoleons Hand hervor; der neue König langte mit seiner Gemahlin zu Cassel, der Residenz, an. Dorthin reiste St. mit den Briefen der Prinzessin Auguste an den König und an die Königin, ihre Großnichte, und zugleich als Mitdeputirter des Landes, um dem Könige zu huldigen. — Bald schritt man, nicht in provisorischen Maßregeln, oder im unfähigen Berathen die Zeit verlierend, zur Organisation. Das Hofgericht, dessen Mitglied St. war, sah seiner nahen Auflösung entgegen, so auch die Gerichtsbarkeit der Aebtissin, welche er verwaltete. Diese selbst wünschte, daß ihr treuer, thätiger Diener, ohne die Leitung ihrer eigenen Angelegenheiten, welche von nun an nur Privatgeschäfte waren, aufzugeben, in die königlichen Dienste trete. Es war damals ein Zeitpunkt verdoppelter Pflicht, für jeden, der sich fühlte, hervorzutreten, und so die wahre Liebe zu dem heimischen Altare und zu den deutschen Mitbürgern zu zeigen, nicht aber feig und verzagt den Fremdlingen das Feld der öffentlichen Thätigkeit zu räumen. So gleicht ein treuer Diener des Vaterlandes dem Streiter auf dem Schlachtfelde, der sich dort lieber begraben läßt, ehe er dem redlichen Kampfe den Rücken zukehrt; wohl aber mag es andere Zeiten geben, wo es löblich ist, die Bahn zu verlassen, auf der nur Feige und Feile, Unwissende und Schlechte mit Glück ihr Gewerbe treiben. —

Strombeck hatte sein Augenmerk auf einen andern Posten gerichtet, als er den 15. Februar 1808,

nach dem Vorschlage des damaligen westphälischen Staatsraths von Wolffradt beim Justizminister Simeon, zum Präsidenten des Distrikts-Civiltribunals zu Eimbeck, welches schon den 1. März in Wirksamkeit trat, ernannt wurde. In mehreren Rücksichten mußte ihm gerade dieser Posten werth seyn. Er führte ihn in die Nachbarschaft von Gandersheim, und erleichterte ihm also die Besorgung der beibehaltenen Geschäftsführung der Prinzessin; er stellte ihn an die Spitze einer Jurisdiktion, welche sich auch über Gandersheim erstreckte, den Ort, in welchem er seit mehreren Jahren die Gerichtsbarkeit verwaltete; und vor allem, — er gab ihm Gelegenheit, seinen unersättlichen Drang nach Thätigkeit zu erfüllen. Wirksam, das neue Tribunal völlig zu organisiren, die neue Rechtspflege in Gang zu bringen und das bürgerliche Wohl durch Hinwegräumung und Entscheidung neuer und alter Rechtsstreitigkeiten zu befördern, erwarb er sich Verdienste, die von den höchsten Behörden nicht unbemerkt blieben, und zugleich die Verehrung seiner Mitbürger ihm zusicherten. Als daher zu Göttingen, dem Departementssitze, die Versammlung zur Wahl der Reichsstände statt fand, ward er zum Mitgliede derselben gewählt.

Schon in den ersten Tagen des Julius jenes Jahres wurde der erste Reichstag zu Cassel eröffnet. Zu den vorzüglichsten Gegenständen der Berathung gehörte die neue bürgerliche Prozeßordnung. Gewählt von den Ständen zur Kommission der Civilgesetzgebung, wurde St. vom Könige zum Präsidenten derselben ernannt. Er gelangte durch diese Stellung, durch seine Einsicht und Thätigkeit, zu dem entschieden bedeutenden Antheile bei der Ausarbeitung jener Prozeßordnung; er war es auch, der über dieselbe zu den Ständen, in feierlicher Versammlung, Namens der Kommission redete. Hier trat er auf als Sprecher, der einen mit den Schätzen des Alterthums vertrauten Geist, selbstständiges Urtheil, freimüthigen Sinn und große Kenntniß der gesammten Rechtswissenschaft bekundete. Aus dem Eingange seines Vortrages hier folgende merkwürdigen Worte:

„Der größte Staatsmann und Redner des römischen Alterthumes, dessen Namen Philosophen und

Rechtsgelehrte mit gleicher Ehrfurcht aussprechen, nannte das Gesetz einen stummen Richter, den Richter aber ein redendes Gesetz. Ein tiefer Sinn liegt in diesen Worten. Der allgemeine Wille des Vaterlandes, auf die verfassungsmäßige Weise ausgedrückt, und zur Richtschnur der Bürger gemacht, ist das Gesetz. Der Schrift vertraut, herrscht es stumm über jeden Bürger des Staates. Vor ihm ist keiner hoch und keiner niedrig. Die Schranken, welche die verschiedenen Stände von einander trennen, sind vor ihm eingesunken. Sein rächender Arm trifft eben so sicher im Pallaste des Reichen, als in des Armen Hütte. Es sorgt mit gleicher Vorsicht für des reichen Staatsbürgers vaterlose Waisen und für die nackten Sprößlinge des Armen, wenn ihm das Schicksal sein einziges Erbtheil, der Aeltern thätige Liebe, durch den Tod raubt. — Alles dieses bewirkt des Gesetzes stummer Buchstabe: aber nur durch des Richters lebendes Organ. Er spricht, das Gesetz redet; er verkündet seine Wohlthaten und seine Strafen." —

So stellt Strombeck vor allen Dingen die Heiligkeit des Gesetzes, den nur ihm verpflichteten Wirkungskreis der Rechtspflege fest; der Wille des Vaterlandes, ist das Gesetz, nicht die Laune der Machthaber. — Solche, an alte Römergröße erinnernde Lehren sprach er freimüthig und ungefährdet vor dem Throne des neuen Königs, zur Zeit der Unterjochung aus. Es ist jammererweckend, wenn man erwägt, wie eilf Jahre später, nach glorreich vollbrachter Befreiung, dieselben Lehren der Wahrheit in der Nähe mehr als eines Thrones Unwillen, Schmähung und Strafe gefunden haben. —

Auch über das Gesetz vom 11. August 1808, wodurch das Eheverbot des Gesetzbuchs Napoleons zwischen den Verschwägerten des zweiten Grades modificirt wurde, redete Strombeck zu den Ständen. —

Mit demselben Eifer, welchen er als Präsident des Tribunals für die Vervollkommnung der Rechtspflege zeigte, wirkte er als Schriftsteller durch die Herausgabe

der schätzbaren, bald ein klassisches Ansehn erhaltenden Formulare und Anmerkungen zu der Prozeßordnung des Königreichs Westphalen (Göttingen bei Dietrich. Drei Theile. 1809 bis 1813.). Wie dringend das Bedürfniß war, welchem er hier seine Feder widmete, ist daraus ersichtlich, daß schon nach zwei Monaten von dem ersten Bande eine neue Auflage erschien, weil die erste vergriffen war. — Auf dem zweiten Reichstage, im Anfange des Jahres 1810, arbeitete für denselben Zweck Strombeck, als er auf das schrecklichste durch die Nachricht von dem Tode der Prinzessin Auguste erschüttert wurde. Wohl hatte er sie verlassen; noch wenige Tage vor Empfang der Trauerpost hatte er Briefe von ihr, worin sie ihm schrieb, daß sie von einer gehabten Unpäßlichkeit nächstens völlig wieder hergestellt zu seyn hoffe; nun plötzlich, anstatt der Bestätigung dieser frohen Aussicht — die Todesbotschaft. (Die edle Fürstentochter, deren Blicke schon hienieden mit Sehnsucht nach einem besseren Daseyn dort droben strebten, starb, eine fromme Christusverehrerin, den 10. März 1810.) — Die Prinzessin, der St. im Wechsel vieler Schicksale und in treuer Besorgung aller ihrer Angelegenheiten, einziger Freund war, der ihr gewissermaßen die Trennung von ihrer ganzen Familie ersetzen mußte, gab ihm noch nach ihrem Tode ein redendes Zeugniß des wohlverdienten Vertrauens, indem sie ihn zum Vollstrecker ihres letzten Willens ernannte, und ihm dankbar eine jährliche, schon früher schriftlich verheißene Leibrente von 1600 Thalern zusicherte. Zu Erben waren in jenem Testamente die damaligen Prinzen von Braunschweig-Oels: der, jetzt noch unter Vormundschaft stehende, regierende Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, und sein Bruder, eingesetzt, auf Strombecks Rath, um so der in fernen, als feindlich betrachteten Ländern zerstreuten Familie die reiche Erbschaft zu retten. Diese redliche Absicht wurde auch vollkommen erreicht, die vacante Erbschaft, da die in England lebenden minderjährigen Erben selbige nicht acceptiren konnten, unter Sequester gesetzt und so dem Hause erhalten. Späterhin, im Jahre 1812, fand sich St. veranlaßt, durch den Theil des Testamentes, der ihm die ansehnliche Leibrente versprach, einen Prozeß

gegen den provisorischen Administrator der Erbschaft zu erheben, um einen, bei dem damals verminderten Ertrage des Nachlasses, sehr wichtigen Vorzug vor den übrigen Legatarien zu erstreiten; jedoch verlor er in beiden Instanzen, vor dem Civiltribunal in Einbeck, und vor dem Appellationshofe zu Cassel, den Prozeß, dessen Zweck später von selbst wegfiel, als, bei veränderten Umständen, der zum Besitz seiner Erblande wieder gelangte Herzog von Braunschweig die Erbschaft Namens seiner Söhne antrat, und von diesem Zeitpunkte an, mit den übrigen Legaten, auch die Leibrente des Herrn von Strombeck richtig ausgezahlt wurde.

Nach Endigung jenes zweiten und letzten westphälischen Reichstages, der es dem richtigen Beobachter offen darlegte, daß die Constitution in sich selbst keine wahre Haltung habe, wurde St. zum Ritter des Ordens der westphälischen Krone ernannt. In seine Berufssphäre nach Einbeck zurückgekehrt, blieb er daselbst nur noch bis zum 1. Sept. 1810, wo er zum Präsidenten des Appellationshofes zu Zelle berufen wurde, und auch in diesem Verhältnisse dem ausgezeichneten Vertrauen entsprach, welches der treffliche Justizminister Siméon in ihn setzte.

Den Sommer 1811, der Zerstreuung bedürftig, benutzte er dann zu einer zweiten Reise nach Frankreich, um dort die französische Gerichtsverwaltung, die er bisher nur aus Büchern kannte, an Ort und Stelle nach ihrer Eigenthümlichkeit zu beobachten. — Bald dann wieder einheimisch in einer neuen Amtsführung, bei fleißigen schriftstellerischen, auf die westphälische Rechtspflege wirkenden Bemühungen, erübrigte er noch immer Zeit, um mit alter Liebe zu der klassischen Literatur und der Naturkunde zurückzukehren. In dem Gefilde der letztern wurde er, durch äußere Veranlassungen, damals besonders auf Beobachtungen der Erscheinungen des thierischen Magnetismus hingeführt, in deren Verfolg er die Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus, und kurze Zeit darauf einen Nachtrag zu derselben herausgab. Beide Schriften haben vieles Gerede verursacht, und dem Verfasser manche Verun-

glimpfungen zugezogen, denen er selbst das volle Bewußtseyn der redlichen Ueberzeugung entgegenstellte. Bei Untersuchungen der vorgenannten Art liegen oft Wahrheit und Irrthum so gemischt und verdeckt, daß jede letzte Entscheidung ein höchst gewagtes Unternehmen bleibt. Je mehr man sich sichert vor dem Abwege der Leidenschaft, um so lebendiger tritt die Wahrheit jenes weisen Dichters hervor: „Ins Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist!“

Das angenehme Dienstverhältniß, dessen sich St. zu Einbeck erfreute, beglückte ihn in Zelle nicht. Hier war die Abneigung gegen alles nicht ursprünglich Einheimische Leidenschaft, ohne Prüfung und Würdigung des Zeitpunktes. Oft verlangte man Schonung, und übte sie selbst nicht. Auf das Betragen des Präsidenten, als des ersten Civilbeamten, waren die spähenden Blicke des Gouvernements und seiner Auflaurer, aber auch alle Pfeile der landsässigen Feindschaft gerichtet. Laut sprach man von dem Augenblicke, wo der angeerbte Regentenstamm in seine alten Rechte zurückkehren würde; solche Gefühle waren Strombecks eignem Herzen nicht fremd; aber er durfte sie nicht laut werden lassen, und wurde daher zwiefach verletzt, wenn man Aeußerungen der Art, um ihn in Verlegenheit zu setzen, zur Schau trug. Für solche Mißverhältnisse konnten ihn die fortwährenden Gnadenbezeugungen des Königs von Westphalen, der ihn am 22. September 1812 zum Baron des Reiches ernannte, nicht entschädigen. Er bat wiederholt um Abrufung von dem ihm anvertrauten Posten, und sah im folgenden Jahre seine Bitten erfüllt, indem er als Staatsrath für die Justizsection nach Cassel berufen wurde, welche Stellung ihm unbezweifelt einen, seinen Kenntnissen, seiner Thätigkeit und seinen gesammelten, reichen Erfahrungen angemessenen Wirkungskreis, dargeboten haben würde. Doch kaum war der Umzug ins Werk gerichtet, als mit dem Königreiche Westphalen auch der Staatsrath aufgelöst und St. in den Privatstand versetzt wurde.

Wie der Schiffer von einer weiten Seefahrt ohne irdische Schätze, aber reich an Erfahrung und verschiedenartigen Lebensbildern, des an jeglichem

Tage redlich vollbrachten Tagewerkes sich bewußt, froh der Freistatt, die das heimische Eigenthum darbietet, zurückgekehrt, so zog Strombeck im Februar 1814 mit seiner Familie, nach siebenzehnjähriger Entfernung, wieder in Wolfenbüttel ein, wo er zuerst als Jüngling den öffentlichen Geschäften sich zu widmen begann. Da er mit allem Eifer und großer Auszeichnung in dem Staate gedient hatte, dessen Name schon in dem Herzen des zurückgekehrten Regenten der herzogl. braunschweigschen Länder sehr trübe Erinnerungen weckte, so konnte er dort keine wohlwollende Aufnahme erwarten. Die Zuneigung Mancher war ihm auch durch Neid verloren gegangen, erzeugt von dem höhern Standpunkte, zu welchem St. in dem westphälischen Königreiche gelangte, oder durch Mißgunst, geweckt durch die ertragreiche Leibrente, die ihm das Vermächtniß der Aebtissin von Gandersheim ehrenvoll zusicherte. Der mächtig anschwellende Strom bleibt nicht in dem ihm gehörigen Bereiche; er treibt seine Wellen über das fruchtreiche Feld und nagt an den Wurzeln des blühenden Baumes; so der Sturm der Leidenschaften, die Vaterlandsliebe genannt wurden. Will man auch zugeben, daß Strombeck mit großer Zuneigung dem Königreiche Westphalen angehörte, selbst mit größerer, als dieses verdiente, so ist doch wohl die irrige Ansicht eines redlich handelnden Mannes ein geringeres Verbrechen, als das Vorgeben Mancher, sie hätten Eid und Dienste nur geleistet, weil es sich damals nicht gut habe anders wollen thun lassen. — So oft räumen diejenigen, welche für ihre Handlungsweise so große Forderungen machen, nicht die billigsten den Ansichten ihrer Mitmenschen ein. —

Strombeck redete aus eigener Erfahrung in der Vorrede der Beiträge zur Rechtswissenschaft in Deutschland (1816), da er der deutschen Schriftsteller gedenkt, die sich als Gelehrte Verdienste um die französische Gesetzgebung erwarben: „Wer, der die Rechtswissenschaft auszuüben verpflichtet war," sagt er, „gedenkt nicht der Erleichterung, welche er durch die Arbeiten solcher Männer empfing? — Sollte diese Erinnerung auch nicht überall eine dankbare seyn, da es leider eine im höchsten Grade niederschlagende, aber deßhalb nicht weniger richtige Bemerkung ist, daß der

Wohlthäter, nach genossener Wohlthat, gewöhnlich eben so sehr gehaßt, als die Wohlthat geliebt wird: eine Erscheinung, die erst dann völlig sichtbar wird, wenn man des ersten nicht mehr bedürftig zu seyn glaubt. — Man eilte, das Neue und Fremde aufzuheben, und das Alte, Vaterländische wiederherzustellen, getrieben von edler Vaterlandsliebe, Sorge für das gemeine Beste, Haß und Vorurtheilen, ganz und ohne Ausnahme, wo man das Gute schon deßhalb haßte, weil es neu und fremd war; theilweise da, wo man achtete, das Gute verliere nicht an seinem Werthe, weil es selbst vom Feinde erlernet." —

Er fährt dann fort: „Neue Schwierigkeiten führt der abermalige Umsturz der Gesetze herbei: Schwierigkeiten, die um so größer sind, da die hergestellten Verfassungen nicht allenthalben eine Behörde anordneten, an die der praktische Rechtsgelehrte, ja der Staatsbürger im Allgemeinen, sich in seinen, aus den Reibungen zwischen den alten und neuen Gesetzen herrührenden Verlegenheiten wenden konnte, und die ihn mit dem Scharfsinne, der unermüdlichen Geduld, der Klarheit und der menschenfreundlichen Schonung beschiede, als dieses der westphälische Justizminister Siméon zu thun gewohnt war: ein Mann, wegen seiner herrlichen Eigenschaften und seines steten Bestrebens, die Gerechtigkeitspflege möglichst zu vervollkommnen, werth der höchsten Achtung, des innigsten Dankes. — Edler Greis, du wirst diese Worte nicht erfahren; aber es ist süß und ehrenvoll, von guten Menschen Lob zu empfangen; so ist auch die Empfindung erhebend, den Guten und Edlen jeder Völkerschaft, jedes Glaubens öffentlich Lob spenden zu dürfen! Dann besonders, wenn es nicht mehr möglich ist, dem aus vollem Herzen gesprochenen Lobe Nebenabsichten anzudichten!" —

Wie viele Staaten haben an des Thrones Stufen Männer, denen, sind sie einst von dannen geschieden, die Stimme der Wahrheit solche Segenssprüche nachruft? —

Strombeck lebte in Wolfenbüttel seiner Familie und seinem Studierzimmer. Waren bisher die vielen

neuen Ansichten der Naturkunde nur flüchtig zu seiner Kenntniß gekommen, so wurden sie gegenwärtig der Gegenstand seines ernsten Fleißes. Aus der Verlassenschaft seines Schwiegervaters war ein reiches geologisch-mineralogisches Kabinet in seinen Besitz gekommen; dieses neu zu ordnen, zu vervollständigen und so wissenschaftlich zu machen, scheute er weder Zeit, noch Kosten, so daß gegenwärtig das Strombeck'sche geologisch-oryktognostische Kabinet zu Wolfenbüttel zu den reichsten, bestgeordneten und instruktivsten in Deutschland gehört. Dabei oft Bergreisen, besonders in den für solche Studien so lehrreichen Harz, wo er, der rüstige Fußgänger, keine Beschwerde scheute, um überall selbst zu sehen, zu prüfen, zu untersuchen. —

Doch hieran hatte sein Fleiß nicht genug. Es zog ihn hin zur alten Welt Roms; zu einem vertrauten Freunde, zum Tacitus. Die Erscheinung der Tage mahnte ihn mächtig, die Gegenwart in der Vorzeit gewürdigt zu sehen. Gestaltete sich nicht jene tragischer, als je unter dem Getümmel der Leidenschaften und Kriegesverheerungen? Zwar erfreute sich das Vaterland herrlicher Siege; doch das Schlachtfeld, wo am Abend des ruhmvollen Tages Trophäen errichtet werden, zeigt es nicht am nächsten Morgen das schreckliche Bild zahlloser Verwüstungen und Leichname der Feinde, aber auch der Freunde und Brüder? — Bei solchen Erwägungen tritt ein ernstes Gefühl dem Geiste näher. — Wenn die Fürsten weinen, bluten die Völker; der Hauch des Glückes trocknet die Thränen, aber die Blutmale bleiben. — Es ist der Beruf der Völker, den Sieg der Unabhängigkeit zu erkämpfen, ihn zu verewigen im Völkerglücke, die Pflicht der Fürsten; wie oft ward jener erfüllt und diese vergessen? —

Strombeck las den herrlichen Geschichtschreiber nicht allein; er lebte mit ihm. In dieser vertrauten Bekanntschaft reifte der Entschluß, sich an eine Uebersetzung zu wagen, ein Unternehmen, dessen große Schwierigkeiten schon manchen Versuch, mehr oder weniger, scheitern machten.

Nach Verlauf noch nicht zweier Jahre erschien die treffliche Uebersetzung; ein Werk, das die Arbeit mehrerer Jahrzehnden verrathen läßt, ein schönes Denkmal deutschen Fleißes, ein Zeugniß der hohen Culturstufe unserer Sprache. Welcher frühere Uebersetzer zeigt den hier heimischen Geist der Urschrift, wie die vertrauteste Bekanntschaft mit dem gesammten Reichthume des deutschen Vortrages? Um Strombecks Verdienste bei seiner Arbeit zu würdigen, braucht man sie nur mit der gezierten, oft unrichtigen, öfter unverständlichen seines nächsten Vorgängers, von Woltmanns zu vergleichen. — Strombecks Uebersetzerverdienst ist einstimmig anerkannt; was er auch bei der Uebertragung des Tacitus zu wünschen übrig läßt, seine Arbeit ist eine geniale Bereicherung der Literatur, ein ehrenwerthes Denkmal unseres Zeitalters, und hoffentlich ist es ihm selbst vorbehalten, seiner Uebersetzung, nach sorgfältiger Durchsicht, bei einer neuen Auflage die letzte Vollendung zu geben. —

Unter solchen Beschäftigungen und kleinen Reisen, bald zu geognostischen Zwecken, bald in die vom Tacitus beschriebenen Gefilde, wo Varus und dreier Legionen Gebeine begraben liegen, wandte Strombeck sein Gemüth wieder von den todten Freunden zur lebenden Natur. Er bereitete sich vor und ordnete den Plan, die Flammen- und Eismeere Islands zu durchwandern und die dort noch kreisende Natur zu erblicken. Vorher wollte er die Vulkane Italiens bereisen, um nachher die Feuerberge des letzten Thule mit größerem Vortheile beobachten zu können. Da erhielt sein Leben eine neue Bestimmung. Zu Wolfenbüttel ward für mehrere deutsche Fürstenthümer der oberste Gerichtshof errichtet, zu dessen Sprengel auch die Lippeschen Lande gehörten. Die Fürstin-Regentin von der Lippe, Pauline, geb. Prinzessin von Anhalt-Bernburg, hatte für jenes Tribunal ein Mitglied zu ernennen, und trug dieses Richteramt dem Herrn von Strombeck an. Gern opferte er jetzt seine Lieblingsplane, die nur verschoben, nicht aufgegeben wurden, dem ernsten Geschäfte. Da in der Zeit, zwischen der ehrenvollen Ernennung und dem wirklichen Arbeitsbeginne des Oberappellationsgerichts, Strombeck nicht füglich längere Zeit abwesend seyn konnte, widmete er seine Morgenstunden den Werken

des Sallustius, und arbeitete die Uebersetzung derselben (Göttingen bei Dieterich 1817), die, wie jene des Tacitus, um so höhere Bewunderung erweckt, wenn man die Kürze der Zeit erwägt, binnen welcher der Verfasser sie schuf. — Obgleich gegenwärtig die Beschäftigungen seines Amtes einen bedeutenden Theil seiner Zeit in Anspruch nahmen, so wurde seine schriftstellerische Thätigkeit doch nicht gestört, denn bald erwarb er sich neue Verdienste um die Literatur, indem er Scipio Breislaks Geologie aus den italienischen und französischen Urschriften in das Deutsche übertrug, mit gehaltreichen, tiefes Wissen bekundenden Anmerkungen begleitete, und dem Werke, besonders in Hinsicht der Citate, Vorzüge gab, wodurch die Uebersetzung bedeutend vor dem Originale gewinnt. — Solche geniale Vielseitigkeit des Schaffens und Wirkens muß hohe Bewunderung erregen und das Vertrauen des Mannes zu sich selbst steigern, wenn er sieht, was dem Menschen zu leisten vergönnt ist, beim redlichen Wollen und treuem Fleiße. —

Bald, noch im Laufe desselben Jahres (1819), sehen wir Strombeck in einer neuen Sphäre wirken. — Es wurden die Stände des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel zusammenberufen, deren Mitglied er in zweifacher Eigenschaft ist, als Probst der Klöster Brunshausen und Clus auf der Prälatenbank, und als Eigenthümer des Ritterguts Groß-Sisbeck (einst Hermann Conrings, des großen Polyhistors Besitzthum) unter der Ritterschaft des Landes. Auf diesem Landtage wurde den Ständen von dem Grafen von Münster, Minister des Prinzen-Regenten von Großbritannien, als Vormundes des minderjährigen Landesfürsten, eine neue, dem Zeitgeiste mehr entsprechende Landesconstitution zur Berathschlagung und Annahme vorgelegt.

Strombeck führte, dazu von den Ständen gewählt, in Abwesenheit des Landsyndicus, in der feierlichen Audienz, die in Gegenwart der Mitglieder des Fürstenhauses Statt hatte, das Protocoll.

Findet die Zustandebringung einer neuen Landesverfassung allenthalben, der Natur der Sache nach, der sich widerstrebenden Interessen und der Leidenschaft der Menschen

wegen, bedeutende Schwierigkeiten, so müssen solche um so größer in einem Lande seyn, dessen Regenten mit würdiger Festigkeit jeden Menschen- und Ländertausch verschmähten, und die, nach der Wiederkehr des Friedens in Deutschland, in den Besitz ihrer Erbstaaten ganz nach den Grundsätzen der Legitimität zurückkehrten, welche sich denn doch wohl nicht allein auf die Fürsten und ihre Rechte, sondern auch auf die Staatsbürger und deren Repräsentanten und ihre Rechte erstrecken muß. Schwerlich wäre da ein Volk, im alten edlen Sinne des Worts, wo nur Eines Rechte legitim genannt würden. — Ohne hier weiter in die staatswissenschaftliche Charakteristik des den Braunschweigischen Ständen vorgelegten Verfassungs-Entwurfs einzugehen, was besonders deßhalb unrathsam seyn möchte, weil derselbe nicht öffentlich bekannt gemacht worden, und also nicht mit Sicherheit auf die cirkulirenden Abschriften zurückgegangen werden kann, sey hier bemerkt, daß da von beiden Theilen, von Seiten des Geheimenraths-Collegii, wie der ständischen, aus achtzehn Mitgliedern bestehenden, Commission (zu denen Strombeck gehörte) Einsicht, Patriotismus und achtendes Vertrauen immer deutlicher hervortraten, ein glücklicher Erfolg nicht zweifelhaft bleiben konnte. Nach mehrwöchentlichen Zusammenkünften, wo man über die Hauptpuncte der nothwendig erachteten Veränderungen sich verständigte, kam in geschickter Ausgleichung der Forderungen, die Annahme des Verfassungs-Entwurfes zu Stande, ohne alle störende Parteiungen und auf eine fast beispiellose friedliche Weise. Das Streben der achtungswerthen Versammlung, in welcher, wie deren Mitglieder rühmen, Strombeck wieder mit gewohnter Thätigkeit wirksam war, und in deren Mitte sich so mancher treffliche Mann — man nennt vorzüglich einen Bartels (Abt von Riddagshausen*) einen Graf Veltheim-Harbke, einen Schatzrath von Plessen — entschiedene Ver-

*) Dieser Edele soll vorzüglich (wie man allgemein sagt — und warum hier Geheimniß? —) dahin gestrebt haben, daß die Kloster- und Stiftsgüter lediglich zur Veredelung der Menschheit, dieß heißt doch wohl Aufklärung verwendet werden.

dienste erwarb, war auf Ein Ziel, auf des Vaterlands Wohlfahrt gerichtet. — Die Verfassungs-Urkunde ist jetzt öffentlich bekannt gemacht, und beweiset, daß Vieles geschah. Der Dienst- und Meyer-freie Landmann wählt 19 Repräsentanten; die verwilligten und ausgeschriebenen Steuern aller Art sollen unter Aufsicht und Leitung eines von dem Fürsten und den Ständen gemeinschaftlich besetzten und abhängigen Landessteuer-Collegiums erhoben, verwaltet und berechnet werden; es ist den Ständen unbenommen, dem Fürsten Beschwerden und Klagen selbst gegen die höchsten Landesbehörden vorzutragen *); um aber die auf solche Art responsabel gemachten öffentlichen Beamten zu sichern, werden die unter der Unterschrift des Landesfürsten erlassenen Verfügungen jedes Mahl auch mit der Contrasignatur eines Ministers versehen. Ohne solche Contrasignatur wird eine Verfügung des Regenten als erschlichen betrachtet. Die Stände haben auch das Recht, sich selbst zu convociren, wenn sie nur den Zweck zeitig anzeigten. — Dieß sind herrliche Vorrechte, die in Braunschweigs Verfassung als leuchtende Puncte glänzen, und von dem guten Gewissen der Regierung zeugen.

Es wird vielleicht hin und wieder gerügt werden, daß die Resultate dieser ständischen Berathungen mehr darauf gerichtet waren, die alten Vorrechte der privilegirten Stände zu sichern, als das Bedürfniß der Zeit zu erfüllen; daß die ständische Versammlung keine Theilnahme des zahlreichen Standes der Landbewohner zuläßt, der zwar persönlich frei, aber in dem Besitze dienst- oder zinspflichtiger Grundstücke ist; daß ferner die in unsern Tagen so rathsamen Anordnungen, um, nach billiger Ausgleichung, die Ablösung der Dienste, Zinse und Zehnten von den bäuerlichen Grundstücken gesetzlich möglich zu machen, übergangen sind; — doch steht zu hoffen, daß Bestimmungen hierüber, von der Regierung und von den Ständen, im Verfolg der neuen, bald in voller Wirksamkeit seyenden Landes-Constitution, eingeleitet werden. — Das Bedürfniß repräsentativer Ver-

*) Und darüber gerichtlich entscheiden zu lassen? ?

fassung ist besonders erzeugt durch die Nachtheile, welche die bürgerliche Gesellschaft von der seit mehreren Menschenaltern so unendlich vermehrten Officiantenzahl und von der sich zu gleicher Zeit entwickelt habenden Officianten-Willkühr erleidet. Hiergegen muß fortdauernd die Aufmerksamkeit der Vaterlandsfreunde gerichtet seyn, indem alle Staatsbeamten zum Gesetz und zur Verfassung verpflichtet werden. —

Strombeck bewies im ganzen Laufe der landständischen Verhandlungen sein gewohntes Talent, seine Umsicht und Thätigkeit, und kehrte dann, in den neuesten Tagen, von Braunschweig nach Wolfenbüttel zu seinem wichtigen Richteramte und zu seinen ertragreichen Studien, in den Schooß seiner Familie zurück. —

Mag dort der dem Vaterlande, wie dem Zeitalter, zum Ruhme gereichende Mann, in gewohnter Rüstigkeit und Kraft des Guten und Schönen noch Vieles vollbringen, und dann am späten Ziele seiner Wirksamkeit den Biographen finden, welcher seine jetzt noch im Schooße der Zukunft liegende Laufbahn zeichnet, wie hier geschehen, für die erste Hälfte seines Lebens, in Lust und Liebe, aber auch mit Ernst, Treue und Wahrheit.

Johann Joseph Görres.

Von M.

Johann Joseph Görres.

Johann Joseph Görres ward geboren zu Coblenz am 25. Januar 1776. Sein Vater war Kaufmann und seine Mutter stammte von einer der vornehmsten Familien der Stadt ab. Er ist der älteste von sechs Geschwistern, deren vier noch leben. Seine erste Bildung erhielt er in dem academischen Gymnasium zu Coblenz und zeichnete sich durch seine leichte Fassungskraft, durch seinen Fleiß und durch seinen Hang zur Lectüre sehr vortheilhaft unter seinen Mitschülern aus. Außer den Unterrichtsstunden faßte er jedes Buch auf, und vorzüglich waren Geschichte, Geographie und Naturwissenschaft seine Lieblingsunterhaltung. Auch sein satyrischer Geist entwickelte sich früh bei ihm, und er ließ ihn seine Lehrer wie seine Mitschüler bei mancher Gelegenheit fühlen. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem 12ten Jahre, als er in einer poetischen Aufgabe, den Gegenstand derselben verlassend, seinen beißenden Witz über den päbstlichen Stuhl und den geistlichen Hof von Chur-Trier, dessen Residenz seine Vaterstadt war, ergoß, so daß der Lehrer seiner Classe zwar seine Arbeit laut vorlas, dann aber auf der Stelle zerriß, damit sie nicht weiter bekannt werde. Dieß veränderte aber seinen Gleichmuth nicht. Nach Vollendung seiner Gymnasialstudien 1793 faßte er den Entschluß, die Arzneikunde zu studieren, und wollte die churfürstliche Universität zu Bonn besuchen, wozu er bereits mit einem seiner Freunde Absprache genommen hatte. Wäre dieser Plan zur Ausführung gekommen, er würde gewiß in dieser Wissenschaft, wie jetzt in andern Fächern, etwas Großes geleistet haben.

Während dieser Zeit entwickelte sich das Drama der französischen Revolution in immer wachsendem Maaße; wir sahen dieselbe seit 1789 entstehen, und unter unsern Augen sahen wir (in Coblenz), wie die franz. Emigrirten sich zu einem Heere gegen die neue Gewalt bildeten; wir sahen, wie die ersten deutschen Truppen ihnen zur Hülfe kamen, und faßten die erste Idee von der Gewalt einer solchen Umwälzung, als wir die deutschen Heere mit den französischen Emigrirten bald nach ihrem Abmarsche in einem höchstzerrütteten Zustande wiederkehren sahen. In diese Epoche von 1792 fiel die Besitznahme von Mainz durch Cüstine, und das erwartete Eintreffen desselben am Niederrhein ward nur durch die Eilmärsche der zurückkehrenden preußischen Armeen vereitelt. Ein landschaftlicher Beamter, der Hofrath von Lassaulx, wurde vor dem Eintreffen der preußischen Truppen von der damaligen Statthalterschaft als Deputirter nach Mainz gesandt, um das Land der Großmuth des freundlichen Generals zu empfehlen. Es ist aber durchaus falsch, daß, wie früher im Convers. Lex. gesagt war: „Görres um „diese Zeit nach Mainz gegangen sey und dort die Männer Gottes im Clubb besuchte, und durch seine Reden, welche er im Wirthshause hielt, wo er wohnte, „den Zulauf des Volkes herbeigezogen habe.“ Görres war damals noch Student im Gymnasium und nahm eben so wenig Theil an diesen politischen Veränderungen und Erklärungen, wie seine Mitschüler. Das Vorrücken der französischen Armee von Mainz herab erlitt aber durch die Langsamkeit ihres Heerführers und durch das schnelle Heranrücken der verbündeten Heere gegen dieselbe einen starken Widerstand, und nach der Wiedereroberung von Mainz und der Niederlande zog sich der Krieg noch zwei Jahre von den Ufern des Rheins an die alten französischen Grenzen zurück, bis er im Spätjahr von 1794 durch einen allgemeinen Schlag sich wieder vom Oberrhein und durch Belgien wie eine Lawine fortwälzte und im October beide Heere bei Coblenz zusammentrafen und damit bis auf die Festung Mainz die Eroberung des linken Rheinufers vollendete. Noch lag ein dunkler Schleier über die Zukunft dieser Länder; am Rhein und in Frankreich herrschte noch der dumpfe Schrecken von der wüthenden Regierung des nur wenige Monate vorher gefallenen Robespierre. Die Länder am Rhein wurden als

erobertes Gut betrachtet und behandelt, und von allem, was unter Cüstine zu Mainz vorgegangen war, (2) sahe man nichts ähnliches in den übrigen Städten am Rhein zu dieser Zeit (1794 — 95) sich ereignen. Als aber endlich unter dem nach dieser Zeit gebildeten Vollziehungsdirectorium die französischen Armeen siegreich in alle angrenzenden Länder eindrangen; als Buonaparte ganz Italien durch seine Siege erobert hatte, und Deutschland nach einem harten Wechsel des Kriegsglücks nur wieder von einem feindlichen Einfalle unter Moreau am Oberrhein und Hoche am Niederrhein überzogen wurde, und die Friedens-Unterhandlungen von Leoben den Kriegsoperationen auf einmal Einhalt thaten (1796), blieben die Armeen nach dem augenblicklichen Standpunkte derselben in dem Besitze der bereits eroberten Länder stehen. In diese Zeit fällt jener merkwürdige Entschluß der französischen Regierung, aus den angränzenden Staaten kleinere Republiken zu erschaffen, und ihre große Mutter-Republik mit denselben als Vormauren zu umgeben. So entstunden die batavischen und cisalpinischen Republiken im Süden und Norden, und eben so sollten in Verbindung mit der alten helvetischen Republik die neue cisrhenanische aus den, auf dem linken Rheinufer gelegenen Ländern im Westen, von Frankreich entstehen. Dazu bedurfte es aber des Beifalls der Eingebornen, und dieser war durch die lange Reihe von Siegen der französischen Armeen, durch eine vierjährige Trennung von den alten Fürsten, deren Rückkehr schon unmöglich geworden war, und durch die harte, militairische Verwaltung in dieser Zwischenzeit, deren Ende Jedermann sehnsuchtsvoll herbei wünschte, noch mehr aber durch die Bekannschaft mit den scheinbar humanen Grundsätzen der neuen Regierung schon ganz vorbereitet. Aus allem, was bisher unter ihren Augen vorgegangen war, aus den Proclamationen der Regierung und bei mancher Gelegenheit aus dem Munde ihrer Agenten hatten sie (den Worten nach) erfahren, daß der Krieg nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Könige, den Adel und den Priesterstand geführt werde; daß sie angeblich nichts wollten, als Garantie der persönlichen Freiheit, Gleichheit aller Einwohner des Staats vor dem Gesetze, Schutz des Eigenthums, Gleichheit der Abgaben, Abschaffung der Zehnten und aller Feudallasten, allgemeines und gleichförmiges Maaß, Geld und

Gewicht und eine allgemeine Verbrüderung für alle Völker der Erde.

Mit freudiger Hingebung der schönsten Hoffnungen einer glücklichen Zukunft, ergriffen eine große Zahl von Männern aus allen Ständen die Gelegenheit, durch ihr thätiges Mitwirken dieses ihnen vorgespiegelte große Ziel schneller herbeizuführen. Auch unsern Görres entflammte dieser Geist, und in dieser Zeit (1796) trat er zum erstenmale unter den Männern des Volkes auf. Mit glühendem Eifer für die gute Sache sprach er in gediegenen, kräftigen Worten, wie man sie bis dahin noch nicht gehört hatte.

Bald erscholl der Ruf von seinen Reden unter seinen Mitbürgern und jeder drängte sich herbei, ihn zu hören. Nach einiger Zeit wurde die französische Organisation in der Verwaltung und in der Justiz eingeführt, und das Land in Departemente gebildet, deren obere Verwaltung einem General-Commissair übergeben wurde. Görres suchte und nahm keine öffentliche Stelle an; er wollte nur das Gute befördern, und stand wie auf einer hohen Warte, um das Ganze zu überschauen, und das Böse zu rügen, wo es sich nur immerhin zeigen möge.

Er schrieb in dieser Zeit ein Journal unter dem Titel: das rothe Blatt, das ganz zu diesem Zwecke berechnet war. Seine offene und freie Sprache gegen Freund und Feind, sein kalter Muth gegen die Unterdrücker, die sich unter dem Schutze der höheren Gewalt in die öffentlichen Stellen eindrängten, ohne weder die Sprache, noch die Sitten der Einwohner, und die Bedürfnisse des Landes zu kennen, und diese Stellen nur als reiche Pfründen für ihr Glück ansahen; seine feste Unpartheilichkeit gegen Personen, sie mochten eingeborne oder eingedrungene seyn, und seine Uneigennützigkeit gewannen ihm bald alle Herzen, und sein Wort wurde von Freund und Feind geachtet.

Manche Anekdote, auch mancher bitterer und unangenehmer Auftritt sind in seiner Vaterstadt bekannt, die er damals theils mit Männern aus der Civil-, theils aus dem Militairstand, zu bekämpfen hatte, aber alle siegreich beseitigte. Görres setzte sein Journal immer fort.

Seine beißende Feder konnte aber nicht anders, als manchen gegen ihn aufbringen und so geschahe es, daß auf Begehren des Kurfürsten von Hessen, der sich in einem darin enthaltenen Aufsatze beleidigt fand, das franz. Directorium dem Regierungscommissär in den Rheinprovinzen den Auftrag ertheilte, dieses Journal, wenn es unzuläßige Sachen (choses inadmissibles) enthalte, zu unterdrücken. Diese Verfügung erfolgte wirklich nach einiger Zeit, allein das Journal lebte unter dem Titel: „Rübezahl im blauen Gewande" wieder auf, und wurde fortgesetzt, bis der Verfasser selbst es endlich aufgab. Durch den wieder ausgebrochenen Krieg hatte die franz. Regierung es noch immer nicht unternommen, dieses Land fest mit Frankreich zu vereinigen; sie hatte es nur damit in allen Theilen der Verwaltung assimilirt und dieselbe fortwährend einem Regierungscommissär überlassen, welche öfters wie die Günstlinge des Glücks wechselten und bald mehr, bald weniger schlecht nach dem Willen des Directoriums regierten, und die Quellen des Landes wie eine melkende Kuh betrachteten, wobei immer viel zu gewinnen war.

Im Jahr 1799 erlaubte sich der commandirende General Leval aus eigener Willkühr die Mitglieder der neuen Munizipal-Verwaltung abzusetzen. Görres an der Spitze seiner Parthei übernahm es, ihm eine Gegenvorstellung darüber zu machen. Als diese kein Gehör fand, beschlossen sie, ihre Beschwerde darüber beim Regierungscommissair Lakanal in Mainz vorzutragen, und Görres wurde mit drei andern Freunden dazu beauftragt. Leval davon unterrichtet, stellte eine Wache in einiger Entfernung von der Stadt aus und ließ sie auf öffentlicher Landstraße arretiren, und Görres mußte sich eine 20tägige sehr strenge Arrestation, ohne dafür Genugthuung erhalten zu können, gefallen lassen.

Solchem Unfuge und diesem Zustande der Ungewißheit ein Ende zu machen, beschlossen endlich die Patrioten des linken Rheinufers, eine Deputation nach Paris zu schicken, um förmlich die gänzliche Vereinigung dieser Lande mit Frankreich nachzusuchen. Görres wurde einstimmig dazu gewählt, und reiste Anfangs November 1799 mit noch zwei Freunden dahin ab. Unter-

dessen war in Frankreich wieder eine große Umwälzung erfolgt. Das Directorium wurde gestürzt, der Rath der Fünfhundert mit Bajonetten aus einander getrieben, und die Constitution vom Jahr III. war zernichtet. Buonaparte an der Spitze einer neuen Parthei, noch trunken von dem Glücke des Sieges, das an seine Fußstapfen gefesselt zu seyn schien, hatte dies Werk vollbracht und damit für sich selbst die Regierung erobert, deren Besitz jetzt sein Ziel war, und dem er mit bedachtem Schritte entgegeneilte. Aber mit dieser Umwälzung war auch ein anderes Regierungssystem eingetreten. Buonaparte wollte der Revolution ein Ende machen, um ruhig im Besitze seiner Siege zu bleiben und entfernte zu diesem Ende alle diejenigen, die ihm wegen ihrem Revolutionsgeist oder ihrer Partheisucht verdächtig schienen.

Alle Partheien sollten mit einemmal aufhören. Alles was das Directorium bisher für das linke Rheinufer begonnen hatte, blieb in dessen bestehen. (Förmlich vereinigt mit Frankreich wurde es erst nach dem Lüneviller Frieden.)

Görres fand bei seiner Ankunft in Paris keine gute Aufnahme.

Kaum hatte er sich mit seinen Collegen als eine Deputation vom linken Rheinufer beim Minister angemeldet, als gleich am andern Tage, in den Pariser Zeitungen, die Erwähnung davon mit beleidigenden Ausdrücken geschah.

Doch wurde diese bald wieder zurückgenommen; indessen mußten die Deputirten lange warten, um zur Audienz des ersten Consuls zugelassen zu werden. Eine auffallende Aeußerung darüber erfuhren sie vom Marschall Lefebvre, damaligem Commandanten von Paris, dem Sie in einer Audienz ihre Klage gegen den General Leval vortrugen, und darauf zur Antwort erhielten: Ich weiß daß General Leval Unrecht hat, allein ich werde meine Freunde zu schützen wissen, selbst wenn sie Unrecht thun.

Görres benutzte diese Zeit, um in der Nähe das große Spiel zu betrachten, wozu Buonaparte die Karten gemischt hatte. Er sah deutlich und klar, daß derselbe als Universalerbe der franz. Revolution den Gewinn davon sich und den seinigen zueignete, und daß die schönen Hoffnungen einer glücklichen Zukunft wie Träume verschwunden waren. So ein scharfes Auge erkannte bald, daß der Vorhang noch nicht ganz aufgerollt war, und daß noch große Dinge daraus hervor gehen würden, die kein Mensch bestimmt voraus sehen konnte.

Görres theilte diese Ansichten seinen Committenten unverholen mit und begehrte neue Verhaltungsregeln dabei. Diese überließen es seinem Urtheile, zu thun was er für gut halte, und um den Zweck der Reise in den Augen der letzteren nicht ganz aufzugeben, suchte er während seinem dreimonatlichen Aufenthalte in Paris immer Audienz beim ersten Consul nach, konnte aber keine erhalten. Sein Collège, der mit deputirte ehemalige Mainzische General Eickemaier, benutzte endlich eine Audienz die er sich als franz. Brigade-General zu verschaffen wußte, dem ersten Consul das Begehren der Deputirten zu übergeben, worauf aber nie eine Antwort erfolgte. Görres Ueberzeugung von der zukünftigen Entwickelung des Schicksals und der mißlungene Erfolg seiner Sendung ließen ihn nicht länger in der Hauptstadt weilen und er kehrte nun schnell nach Haus zurück. Hier stattete er seinen Freunden von dem was er gethan, mündlichen Bericht ab, und theilte ihn auch seinen Zeitgenossen in einem Schriftchen unter dem Titel; Resultate meiner Sendung nach Paris im Brümaire VIII. unverholen mit. Zugleich eröffnete er ihnen seine Ansichten, und seine Meinung, daß die gute Sache in schlechten Händen liege, und daß jede Bemühung dafür vergebliche Arbeit sey, bis die Zeit in ihrem unaufhaltbaren Gange die nothwendige Veränderung von selbst herbeiführen würde.

Görres zog sich nun aus dem öffentlichen Leben ganz zurück, und wurde als Lehrer der Naturgeschichte und Physik bei der Secondärschule in Coblenz angestellt. Hier wandte er sich wieder ganz den Wissenschaften zu und sein immer thätiger Geist suchte darin die Erholung, die

er in der getäuschten Hoffnung seiner Phantasie nicht gefunden hatte. Seine frühere Vorliebe zum Studium der Arzneikunde erwachte von neuem in ihm, und mit heißer Begierde gab er sich demselben hin. Bald hatte er die besten anatomischen und physiologischen Werke, die er erhalten konnte, durchstudirt, und sich dann mit der therapeutischen bekannt gemacht, von welchen die damals herrschende Brownische Lehre seinen ganzen Beifall hatte. Mit dem theoretischen Theile der Wissenschaft ganz vertraut, fehlten ihm aber die nothwendigen anschaulichen Kenntnisse des menschlichen Körpers, wozu er keine Gelegenheit hatte, und somit waren seine Versuche, die er mit der Anwendung derselben an sich und seinen Bekannten machte, von keinem besonders glücklichen Erfolge. Die Schellingsche Lehre der Naturphilosophie war ihm wie aus dem Herzen genommen. Sie war sein Lieblingsstudium.

In dieser Zeit lieferte er zuerst eine deutsche Uebersetzung von Fourcroy's synoptischen Tabellen der Chemie, wovon gleichzeitig eine andere Uebersetzung bei Camesine in Wien erschien. Dann folgten seine Aphorismen über Organologie 1802 und diese selbst im Jahr 1805. Zugleich erschien sein „Glaube und Wissen" München 1805. In seinem Vortrage an der Secondärschule fand Görres aber die Schüler für denselben nicht genug vorbereitet, und da er hier manches vergeblich vortrug, sehnte er sich nach einem andern Auditorium und glaubte dies auf einer hohen Schule besser zu finden. Er suchte deshalb einen Urlaub auf ein Jahr bei der franz. Regierung und erhielt ihn auch. Er begab sich nun (1806) nach Heidelberg und fand als Privatlehrer bald Zuhörer.

Hier machte er Bekanntschaft mit Brentano, Arnim und andern Freunden und gab sich mit diesen dem Studium der alten Lieder und der alten Zeit ganz hin. In Verbindung mit denselben gab er die Einsiedler-Zeitung heraus, deren mystische Sprache und neue Wortbildung aber keinen Beifall fand, und das Unternehmen rückgängig machte. Görres hat nicht die Gabe eines geregelten mündlichen Vortrags auf dem Catheder, und so wie seine lebhafte Phantasie von einem Extrem ins andere übergeht, und mit gleicher Schnelligkeit die dazwischen liegenden Lücken ausfüllt, ebenso besteht sein Vortrag in un-

zusammenhängenden Bruchstücken, die der Zuhörer weder ordnen noch zusammen stellen kann. Die Zahl seiner Zuhörer nahm im zweiten halben Jahr bedeutend ab, und im folgenden halben Jahr blieb er nur da, um die große Bibliothek zu benutzen. Die deutschen Volksbücher gab er 1807 allda heraus. Nach einem zweijährigen Aufenthalte in Heidelberg kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und trat wieder seine Lehrerstelle an der Secondärschule an. Das Studium der Naturphilosophie blieb seine Lieblingsbeschäftigung; dabei hatte er das der persischen Sprache mit glücklichem Erfolge unternommen. Im Jahr 1810 gab er die Mythengeschichte der asiatischen Welt, 2 Bände, heraus, worüber er in Heidelberg bereits gelesen hatte, und 1820 das Heldenbuch des Iran aus dem Schah Nameh des Firdusi, in 2 Bänden.

Görres lebte immer nur für die Wissenschaften allein. Als aber der Krieg in Spanien den bisherigen Siegen Buonaparte's zum erstenmal die Möglichkeit des Verlustes und den Wankelmuth des Kriegsglücks zeigte, als endlich unter den Mauern von Saragossa eine trübe Wolke sich über seinem Haupte verbreitete und bei dem festen Karakter dieser Nation der Ausgang des Kampfes zweifelhaft wurde, da zog die Zeitgeschichte unsern Görres aus der Abgeschiedenheit hervor und sein Auge richtete sich wieder aufs Welttheater. Als endlich durch eine höhere Fügung des Schicksals der gigantische Feldzug nach Moskau unternommen wurde, und das ungeheuere Heer durch die Flammen dieser alten Kaiserstadt wie durch einen Zauberschlag aufgelöset ward, da gieng ihm die Morgenröthe einer neuen Zukunft auf und mit Freuden sahe er den Untergang jenes Mannes voraus, der seine und der Welt früheren Hoffnungen zerstöret hatte. In dieser Zeit bildete sich in Deutschland die unter dem Namen des Tugendbundes bekannte Verbrüderung und Görres nahm gerne Theil daran, weil er darin ein kräftiges Mittel zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes fand. Die Völkerschlacht bei Leipzig am 18. Oktober 1813 zerbrach nun vollends die Herrschaft Buonaparte's und verbannte sie vom deutschen Boden.

Endlich am 1. Januar 1814 giengen die deutschen Armeen über den Rhein, der seit 20 Jahren die Scheidelinie zwischen Frankreich und Deutschland war. Görres lernte nun nach und nach diejenigen Männer kennen mit

denen er früherhin in Verbindung gestanden hatte, und im Februar 1814 begann er die Herausgabe seines Rheinischen Merkurs, dessen kraftvolle Sprache von jener in seinen früheren politischen Blättern nicht verschieden war, außer in dem Gegenstande, den er darin behandelte. Der Werth dieser Zeitschrift ward in ganz Europa anerkannt, und sie hat auf die öffentliche Meinung eine so entschiedene Wirkung gemacht, daß sogar die Franzosen sie une cinquième puissance nannten.

Die Erfahrung hatte Görres gelehrt, daß die philosophische Idee einer allgemeinen republicanischen Verfassung auf unserer Erde keinen haltbaren Boden finde, und daß eine constitutionelle monarchische Regierung dem Bedürfniß der Zeit und dem Interesse der Völker, wie jenem der Regenten, am besten entspreche. In dieser Ueberzeugung schrieb er seine Zeitschrift, und von dieser Ansicht aus muß dieselbe mit seinen früheren Schriften verglichen und beurtheilt werden.

Als nach dem Feldzuge von 1815 bei der langen Anwesenheit des Staatscanzlers Hardenberg in Paris, zu Berlin eine Art Rückwirkung gegen die Bewegung der Zeit erfolgte, und Görres in einem großen Aufsatze unter dem Titel: „Rückwirkung in Berlin," die Schmalzische Geschichte darstellte, wurde mit Anfang 1816 der Merkur verboten. Görres war uneigennützig genug, lieber den Merkur ganz aufzugeben, als ihn ohne freien Willen fortsetzen zu können. Er lebte nun wieder als Privatmann in stiller Zurückgezogenheit, und gieng mit seiner Familie noch mal nach Heidelberg, um dort die Schätze der alten Zeit, welche von Rom zurück gekommen, zu sehen und zu benutzen.

Im Jahr 1817 kehrte er nach Coblenz zurück und ward in diesem Jahre, als die große Hungersnoth eintrat, der Stifter des allgemeinen Hülfsvereins, dessen sorgende Wohlthat vielen Kummer linderte und Thränen trocknete. Seine öffentlich darüber abgelegte Rechnungen sind bekannt und gewiß hat sein allgemein geschätzter Name sehr vieles, vielleicht alles zum Gedeihen dieser wohlthätigen Anstalt beigetragen und geordnet.

Nachdem der Zweck derselben erreicht war, zog er sich wieder zurück und fand seine Belohnung dafür in dem Bewußtseyn, Gutes gestiftet zu haben. Bei der Anwesenheit des Staatscanzlers zu Coblenz hatte Görres

sich eine Gesellschaft von 18 achtungswürdigen Männern aus allen Ständen zusammen gebildet, an deren Spitze er als Sprecher in einer Audienz am 12. Januar 1818 die merkwürdige Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an den König übergab, und die Wünsche und Hoffnungen der Bewohner des Landes dem Fürsten vortrug. Derselbe nahm diese Schrift gut auf, allein nicht so der König, der in einer Cabinets-Ordre sein höchstes Mißfallen darüber zu erkennen gab. Eine besondere Ungnade fiel dabei auf Görres.

Als im Jahr 1819 die Ereignisse in Deutschland, der Mord Kotzebue's durch Sand in Mannheim, der Angriff auf das Leben Ibells in Schwalbach durch Löning, und endlich die von Kamptz entdeckten revolutionären Umtriebe in und ausser Preußen, die am Ende doch nur auf einzelne Briefe von Studenten und Schülern beruhten: als der Zusammenfluß aller dieser Umstände die allgemeine Aufmerksamkeit wieder rege machte, war auch Görres kein unthätiger Zuschauer und in wenigen Wochen waren die Ideen zu der Schrift gereift, die er unter dem Titel: „Deutschland und die Revolution" im Septbr. 1819 herausgab. Es ist hinreichend bekannt, welche Verfolgungen ihm dasselbe zuzog, und man versichert sogar daß er auf eine specielle Cabinetsordre des Königs persönlich arretirt und nach Spandau geführt werden sollte. Zufällig befand er sich damals in Frankfurt, weshalb ein General und ein Regierungsrath von Coblenz dahin geschickt wurde um angeblich diese Arrestation unter Mitwirkung des preußischen Gesandten am Bundestage zu vollziehen.

Allein die Sache wurde ausgeplaudert und Görres von seinen Freunden gewarnt, fand kaum Zeit ins benachbarte Frankreich zu fliehen, und dort unter dem Schutz der Gesetze seine persönliche Sicherheit zu erhalten.

Das bisher genossene Wartegeld ward ihm auf der Stelle entzogen. Späterhin hat der Stadtrath von Coblenz in einer Vorstellung an den König um die Erlaubniß zur Rückkehr für ihn und um seine Stellung vor seinem natürlichen Richter gebeten aber einen abschläglichen Bescheid erhalten.

Görres ist in seinem Wirken und Leben einer von denjenigen Männern, die, was sie thun, ganz thun. Jede Halb-

heit ist ihm fremd. Er giebt sich seinen Ideen immer völlig hin, und hat sich einmal seine Ueberzeugung fest gebildet, so handelt er nach dieser ohne alle Nebenrücksichten. Ein immer thätiger und vielseitig gebildeter Geist, eine seltene Uneigennützigkeit, die gerne jedes Opfer darbringt, wenn sie Gutes zu wirken glaubt, ein unbesiegbarer Gleichmuth in allen Zufällen, eine unbeschränkte Genügsamkeit in allen Bedürfnissen des Lebens, die alle Erholung in sich selbst findet, wenn andere sie auswärts suchen müßen, zeichnen ihn sehr vortheilhaft unter seinen Zeitgenossen aus. Man hat ihm den Vorwurf gemacht, daß er Jacobiner gewesen und inconsequent gehandelt habe, ja der Vf. der berüchtigten Feuerbrände hat sich sogar die Mühe genommen eine Schrift unter dem Titel: Die Roth- und Schwarzmäntler, herauszugeben, in welcher man Auszüge aus seinen Schriften von 1797 bis 1800 gab. Was Görres in späteren Jahren that, that er nur nach seiner Ueberzeugung. Anders denkt der Jüngling von 20, anders der Mann von 40 Jahren, nachdem eine 20jährige Erfahrung seine Ideen geläutert und gereift hat. Wer in seinem 20sten Jahre die republicanische für die beste Regierungsform gehalten hat, mag recht gut in seinem 40sten die constitutionelle — monarchische dafür halten, ohne deswegen unbesonnen oder inconsequent zu seyn. Es ist vielmehr ein Beweis seiner gereiften Besonnenheit. Von dem, was er damals geschrieben, kann er wie Schiller in der Vorrede zu seinen Gedichten sagen: „Ich habe mich so wie alle meine Kunst„genossen vor den Augen der Nation und mit derselben „gebildet. Ich wüßte auch keinen, der schon vollendet auf„getreten wäre. Ich freue mich, daß mir das Vergange„ne vorüber ist, und in so fern ich sie überwunden habe, „mag ich auch meine Schwächen nicht bereuen."

Er hat sich in manchen Verhältnissen des Lebens bleibende Verdienste um sein Vaterland erworben, und seine Freunde betrauren mit seiner Vaterstadt, daß er seine Heimath verlassen mußte, und hoffen in der Unbeständigkeit des Schicksals auf eine andere Wendung, die ihn den Seinigen wieder zuführen wird.

Ueberblick

der

Geschichte und Charakteristik

des

französischen Staatsministeriums

bis zum Ende
der Sitzung beider Kammern von 1819,
am 22. Juli 1820;

als

Nachtrag und Schlußwort

zu den Biographieen
der französischen Staatsminister,
S. 1 — 108.

Ueberblick
der Geschichte und Charakteristik des französischen Staatsministeriums
bis zum Ende der Sitzung beider Kammern von 1819, am 22. Juli 1820;

als

Nachtrag und Schlußwort
zu den Biographieen der französischen Staatsminister, S. 1 — 108.

Wer das öffentliche Leben der Staatsmänner, welche das gegenwärtige Verwaltungssystem in Frankreich bilden, ruhig betrachtet, wird geneigt seyn, das Urtheil derer wahr zu finden, welche glauben, daß sie bei allen Verdiensten und Talenten, die sie wirklich besitzen, dennoch in der allgemeinen Achtung nicht hoch genug stehen, um dem Volke die Ueberzeugung zu geben: „Dieß sind die wahren Männer des Throns und der Nation! Ihre Ansicht ist die weiseste; ihr Wille der freieste und redlichste; ihre Kraft die unabhängigste!“

Die französischen Minister besitzen in einem hohen Grade das Vertrauen des Königs, aber nicht das der öffentlichen Meinung. Ohne das letztere kann in unserem Zeitalter kein Minister in dem Kampfe mit entgegengesetzten Parteien obsiegen; eine Regierung aber, die dieß nicht vermag, ist keine. In diesem Sinne sagte kürzlich ein Redner in der Kammer der Deputirten: Frankreich habe seit fünf Jahren keine Regierung gehabt!

Die französischen Minister nahmen bisher selbst Partei und ergriffen halbe Maßregeln. In diesen Worten liegt das Geheimniß ihrer Schwäche. Mit der größten Anstrengung konnten sie immer nur die ungewisse Mehrheit wenig Stimmen erlangen. Das fünfjährige Hin- und Herschwanken von den Ultras zu den Liberalen, und von diesen zu jenen, was die Franzosen das Schaukel- (Bascule) System nennen, hat zuletzt beide Parteien und noch mehr das Volk gegen die Regierung mißtrauisch gemacht. Hören wir den geistvollen Fiévée urtheilen,*) so mußten fast alle Minister in ihren Grundsätzen schwanken; denn sie fühlten, ihre Macht beruhe nicht auf einer festen Grundlage; jeder habe nur sich selbst zu erhalten! „Wie könne das Ministerium stark seyn, dessen Präsident bloß das Recht zu berathschlagen habe,**) und nicht zugleich die Macht, um seinen Willen auszuführen.“ Pasquier, der in der Kammer die Willkühr als den Grundsatz der Regierungsgewalt auszusprechen sich vergaß,***) ward öffentlich erinnert an die verschiedenen Systeme und Meinungen, welche er bald vertheidigt, bald verworfen habe. Siméon, vor Kurzem noch seiner Freisinnigkeit wegen laut gepriesen, mußte jetzt mit seiner Beredsamkeit den Entwurf des neuen Wahlgesetzes verfechten; eben so de Serre, der vor einem Jahre sich der Abänderung der bisherigen Wahlform so nachdrücklich widersetzt hatte! Roy gestand selbst, daß er sich nur als einen untergeordneten Minister auf ungewisse Zeit ansehe. Portal, der erklärteste Anhänger des Exministers Decazes, ist zu furchtsam, um seine Meinungen und Grundsätze öffentlich vor der Kammer zu behaupten, daher kennt man ihn nur wenig, und glaubt von ihm, daß er bei allem Verstande und gutem Willen, die er besitzt, bloß eine Nebenrolle spiele.

*) In seinen Reflexions sur la situation de la France.

**) Dem ein General Donnadieu zu trotzen wagt, wie kürzlich der Herzog von Richelieu erfahren hat.

***) Als Pasquier die oben erwähnten Ausnahmegesetze in der Kammer vertheidigte, erklärte er von der Tribüne: „was er verlange, sey die Willkühr (l'Arbitraire), die reine Willkühr.“ Nun versprach er, guten Gebrauch davon zu machen!

Latour-Maubourg endlich, ein Mann von Geiſt und Ehre, die Hoffnung der Royaliſten und dem königlichen Hauſe unbedingt ergeben, iſt mit ſeinem beſondern Verwaltungszweige ſo ſehr beſchäftigt, daß er ſich in keinen andern zu miſchen verlangt. Ein ſolches Miniſterium hat nicht die Kraft, welche erfoderlich iſt, um — unabhängig zwiſchen dem Könige, dem Hofe und den Parteien, — mit der Rechten die Charte und mit der Linken das Vertrauen der Nation feſt zu halten. Dazu kommt die irrige Anſicht von dem Weſen der Revolution, welche dem Könige, dem Hofe und den Royaliſten die wahre Geſtalt der Dinge entzieht. Sie verwechſeln die nothwendige Umbildung, welche die Revolution bezweckte, mit dem Uebel, das zufällig in ihrem Gefolge war. In der neuen Geſtalt der Dinge ſehen ſie den Grund alles Unglücks; dadurch geben ſie dem Widerſtande ſelbſt die Waffe des Rechts.

Der Entwurf des Wahlgeſetzes vom 17. April 1820 hatte ihren Plan verrathen, die Wahlen der Stellvertreter des Volks von einer unter dem Einfluſſe des Hofes ſtehenden Ariſtokratie des alten begüterten Adels abhängig zu machen. Dieſer erſte Schritt zur Abänderung der Charte, welcher das bisher auf 93000 Staatsbürger*) beſchränkte Wahlrecht von 29 Millionen Franzoſen, noch mehr, — bis auf 18000 — zu beſchränken drohte, indem man jenen das Recht der unmittelbaren Ernennung der Deputirten — die ſogenannte directe Wahl — entzog, würde noch weiter greifende Abänderungen der beſtehenden Verfaſſung, und vielleicht mit Hülfe der Ausnahmegeſetze zuletzt ſogar die Wiederherſtellung der alten Privilegien zur Folge gehabt haben.

Es war alſo natürlich, daß die öffentliche Meinung ſich laut gegen ein Geſetz erklärte, welches die

*) Ces électeurs, ſagt Bailleul in ſ. Ex crit. des Werks der Frau von Staël, composent l'élite de la nation française; ils en sont la partie la plus pure et la plus éclairée, et ils en représentent tous les intérêts sans exception. Jetzt gibt es in Frankreich, nach einer Liſte vom Mai 1820, 75,152 Arrondiſſements- und 18779 Departementswähler, zuſammen alſo 93,931.

Freiheit des Volks in ihrer Grundlage angriff.*) Allein die Minister glaubten, nach den vorhergegangenen Besprechungen mit Lainé und andern Deputirten, der Mehrheit in der Kammer gewiß zu seyn; sie boten daher alle Talente der rechten Seite auf, um die Gründe ihrer Gegner zu entkräften. So entstand der merkwürdige publicistische Kampf über das neue Wahlgesetz, der vom 14. Mai bis zum 12. Juni 1820 dauerte, in welchem die größten Redner und Staatsmänner auftraten, und an welchem die ganze Nation, ja ganz Europa, mit der gespanntesten Erwartung Theil nahm.

Am kräftigsten widersprach dem Entwurfe General Foy; am lichtvollsten stellte die ganze Streitfrage der Graf Français de Nantes (in seiner Rede am 15. Mai); und am scharfsinnigsten zergliederte die den Streitpunkt aufhellenden staatsrechtlichen Grundbegriffe einer der ersten Doctrinäres, der Deputirte Royer-Collard, in seiner Rede vom 17. Mai.**)

Die Hauptstadt war in sichtbarer Unruhe. Beide Parteien klagten sich gegenseitig an, daß man absichtlich die Gemüther aufreize. Der Minister de Serre,

---

*) Um dieses Urtheil zu bestätigen, heben wir aus der vom Grafen Segur in der Pairskammer am 24. Juni d. J. gehaltenen Rede folgende Stelle aus:

„Cette loi (der Entwurf des Wahlgesetzes vom 17. April d. J.) dépouillait quatre cinquièmes des électeurs de leurs droits acquis, détruisait l'élection directe, l'égalité des suffrages et soumettait la majorité électorale à l'humiliante nécessité de présenter des candidats à une minorité privilégiée en raison de son opulence; minorité qui pouvait encore arbitrairement faire tomber ses choix sur les candidats d'un seul arrondissement, et rendre ainsi l'élection des autres aussi complètement illusoire que dérisoire."

**) In der Pairskammer sagte Graf Daru über das neue (bereits von der Deputirten-Kammer modificirte) Wahlgesetz: On déguise le privilège sous le prétexte de donner une représentation spéciale à la grande propriété. Ce mot de grande propriété est tout-à-fait nouveau dans notre législation. Le défaut le plus avéré de la loi du 5 Février, c'est qu'elle ne laisse pas au ministère la faculté de diriger les choix!

einst der Vertheidiger des Wahlgesetzes vom 5. Februar, beschuldigte jetzt die ausgezeichnetsten Mitglieder der linken Seite, daß sie durch ihre Reden und Schriften das Volk in Aufruhr brächten!

Am lebhaftesten äußerte sich die akademische Jugend. Wenn nach dem System des bestrittenen Entwurfs ein Deputirter künftig nur 150 Wahlmänner vertreten sollte, während er bisher nach dem System des Gesetzes vom 5. Februar deren 600 vertrat, so glaubten sie sich gewissermaßen selbst dadurch in ihren ehrgeizigen Wünschen und Hoffnungen beschränkt. Also ward die Charte ihre Losung! Eben so hitzig, doch um so erbitterter, weil er der schwächere war, rief ein anderer Theil: Es lebe der König!*) Vergaß sich dieser Haufe so sehr, daß er hinzusetzte: Fort mit der Charte! so rief jener bloß: Es lebe die Charte, es lebe die Constitution!

Diese Worte schallten durch ganz Frankreich als das Heergeschrei der National- und der Hofpartei. Da fiel der zündende Funke in die aufgeregte Menge. Der erste Paragraph des ersten Artikels des Wahlgesetzentwurfes ging am 3. Juni in der Deputirten-Kammer durch, nachdem die von Camille-Jordan vorgeschlagene Verbesserung desselben mit einer Mehrheit von nur zehn Stimmen beseitigt worden war.**) Der wichtige Punkt, daß jedes Departement außer den Bezirks-Wahlcollegien noch ein Departements-Wahlcollegium besitzen soll, ward durch eine Mehrheit von nur fünf Stimmen entschieden; ein Sieg, den die Minister, unter welchen de Serre auch dießmal die größten Redner-

*) General Foy bemerkte hierüber in der Kammer: Assurément, c'est un cri glorieux et honorable, mais en le séparant de celui de vive la Charte! ils ont donné le dangereux exemple, de séparer le trône de la loi fondamentale.

**) Als der Deputirte Keratry den ersten Paragraph dieses Artikels, weil er liberticide sey, verworfen hatte, bediente er sich des starken Ausdrucks: La grande famille a eu aussi son 13 Février! (Der Tag an welchem der Duc de Berry ermordet worden war.)

Talente entwickelt hatte, mit ihren eigenen Stimmen erkämpften!*)

Dieser Triumph des Ministeriums führte Scenen herbei, ähnlich den revolutionären Erscheinungen des Jahres 1793. Schon in den letzten Tagen des Mai hatten sich junge Leute, größtentheils Studirende von der Rechts- und der medicinischen Schule, in einzelnen Gruppen vor dem Palaste Bourbon versammelt, wo sie dem sich nach Hause begebenden Deputirten, Marquis de Chauvelin von der linken Seite, mit dem Rufe: Es lebe Chauvelin, es lebe die Charte! ihren Beifall zu erkennen gaben. Er hatte sich nämlich, obgleich krank, um gegen das neue Gesetz zu stimmen, in die Kammer tragen lassen. Jetzt, am 2. Juni Abends, trat auch die Gegenpartei auf. Junge Leute, mit Stöcken bewaffnet, Anhänger der Ultras, darunter viele Militärs in bürgerlicher Kleidung, beantworteten jenen Ruf mit dem Geschrei: Es lebe der König; fort mit der Charte! und beleidigten den kranken Chauvelin, als er aus der Kammer nach Hause sich tragen ließ, so gröblich, daß Streifwachen von der Nationalgarde ihn in Schutz nehmen mußten. Am 3. Juni gab es noch ärgere Auftritte. Aehnliche Haufen, wie am zweiten, von dem Siege trunken, den ihre Partei in der Kammer erfochten hatte, verfolgten die liberalen Deputirten beim Nachhausegehen mit den gröblichsten Beleidigungen, und zwangen sie zum Theil: Vive le Roi! zu rufen. Doch gelang es endlich der Gendarmerie, die Haufen von beiden Parteien vor dem Palaste der Deputirten-Kammer auseinander zu treiben.

Diese Mißhandlung der freigesinnten Redner für die Aufrechthaltung der bestehenden Wahlform, die schon

---

*) Graf Segur bemerkte hierüber in der Pairskammer: Après la plus longue, la plus vive, la plus profonde, la plus lumineuse discussion, cette loi déraisonnable ne put obtenir qu'une majorité de cinq voix, dont cinq ministres faisaient partie. Man erinnerte sich, daß das Wahlgesetz vom 5. Febr 1817. von 132 Stimmen gegen 108, angenommen worden war.

gegen die vorhergegangenen beiden Ausnahmegesetze vergebens gesprochen hatten, und die sich jetzt dem rohen Uebermuthe der Ultras Preis gegeben sahen, reizte den Unwillen des Volks so, daß noch an demselben Abend ein großer Auflauf entstand. Die Menge von jungen Leuten, von Männern, Weibern und Kindern, welche mit dem Geschrei: Es lebe die Charte! durch die Straßen zogen, wurde auf dem Platze Ludwigs XV. so groß, daß man die Thore des königlichen Palastes (der Tuilerien) sperrte, und die Volkshaufen durch Linientruppen und königliche Garden zerstreuen ließ. Auf dieser Flucht ward ein Student der Rechte, Namens Lallemand, der sich unbewaffnet in dem Gewühle befand, von einem Gardisten von hinten erschossen.

Dieß blutig gewaltsame Verfahren brachte die Gemüther auf, wie in den ersten Tagen der Revolution. Erbitterung und Parteisucht verbreiteten mit den gehässigsten Uebertreibungen Wahres und Falsches von der Rohheit der Soldaten, unter welchen allerdings mehrere, sogar Betrunkene, zu solchen Vorwürfen Anlaß gegeben hatten.

Jeder Theil klagte den andern an: Er sey Schuld an dieser revolutionären Gährung. Selbst auf die Regierung fiel der Verdacht einer gewissen Parteilichkeit. Die Minister hatten nämlich nur von einer Seite Gefahr gesehen. Sie glaubten, daß die linke Seite absichtlich, um das vorgeschlagene Wahlgesetz zu stürzen, eine Partei von Außen, vorzüglich unter der studirenden Jugend, gebildet habe, und daß sie zu diesem Zwecke sogar den Pöbel in den Vorstädten aufbieten wolle!*) Der Commandant der Pariser Nationalgarde, der Marschall Oudinot, Herzog von Reggio, erhielt daher Befehl, die Posten vor dem Palaste Bourbon zu verstärken. Gleichwohl konnten die Mißhandlungen der liberalen Deputirten am 3. Juni vorfallen!**)

*) Bisher hat die gerichtliche Untersuchung keine von beiden Verschwörungen bestätigt gefunden.

**) Ein Deputirter, der Zeuge dieser Auftritte gewesen, persönlich aber nicht beleidigt worden war, sagte hierüber

De Serre rechtfertigte vor der Kammer am 5. Juni die Regierung, warum sie nicht mehr Militär zur Verhütung der Auftritte am 3. in der Nähe des Palastes Bourbon aufgestellt habe. Zugleich versprach er die genaueste Untersuchung, und beruhigte dadurch die linke Seite der Kammer, welche die persönliche Freiheit der Deputirten gefährdet sah, so daß mehrere Mitglieder den Sitzungen nicht mehr beiwohnen wollten. Uebrigens gab er zu, daß ein Theil den andern erbittert und dadurch die Ausschweifungen veranlaßt habe. *)

---

in der Kammer folgendes aus: Un seul parti a organisé le mouvement qui s'est passé, l'a seul dominé, en est seul responsable. Ce parti, au lieu d'applaudir les députés de son opinion, a voulu outrager les députés d'une opinion contraire; il est venu tout organisé envahir non seulement les alentours de cette enceinte, mais cette enceinte elle-même; il a commencé (le 2 Juin) à diriger l'insulte contre M. de Chauvelin; il a ensuite étendu (le 3.) les provocations, les voies de fait à d'autres députés (Leseigneur, Mechin, Keratry, Sivard de Beaulieu, B. Constant u. A.) Ce parti se composait de gens bien vêtus, portant la plûpart des redingotes bleues, armés de bâtons ou de cannes. — Dagegen läßt sich nicht läugnen, daß die Journale der liberalen Partei durch ihren leidenschaftlichen Ton über das vorgeschlagene Wahlgesetz, und daß selbst einzelne Deputirte, vorzüglich Lafayette (27 Mai), durch heftige, selbst unüberlegte Aeußerungen, zur Aufreizung der Gemüther viel beigetragen haben mochten. Allein noch mehr hatten dieß die Beschuldigungen der von der Censur begünstigten Blätter der Ultras gethan. Sie durften ja fast jede Thatsache entstellen und jedes Verbrechen, selbst Louvels Mordthat, den liberalen Ideen aufbürden! Dazu kam die Spannung der Gemüther seit den beiden Ausnahme-Gesetzen. Die Minister also waren es, welche das Volk zuerst gereizt hatten; und sie klagten diejenigen an, welche in ihrem Berufe für die Charte und gegen die neuen, von der öffentlichen Meinung verworfenen Abänderungen mit französischer Lebhaftigkeit zu sprechen den Muth gehabt hatten! Uebrigens muß bemerkt werden, daß man den Studenten, außer dem Zusammenlauf und dem lärmenden Geschrei auf öffentlichen Plätzen: Es lebe die Charte! keine gewaltthätige Ausschweifung zur Last legen konnte; auch bei dem feierlichen Begräbnisse des unglücklichen Lallemand fielen keine Unordnungen vor; noch weniger ward der Proceß des Louvel, von welchem man keinen Mitschuldigen entdeckte, durch eine aufrührerische Bewegung gestört.

*) „Les excès d'un parti appellent nécessairement l'irritation, et par suite les excès de l'autre." Also war kein Verschwö-

Unterdessen stieg die Gährung im Volke. Vergebens forderten öffentliche Anschläge zur Ruhe auf. Am 5. Abends ertönte abermals auf dem Platze Ludwigs XV. der Ruf: Es lebe die Charte; es lebe die Freiheit! Einzelne Stimmen aus dem Pöbel, der nie bei solchen Gelegenheiten ein müßiger Zuschauer bleibt, — oder waren es, wie die linke Seite behauptete, Polizei-Agenten? — schrieen hier und dort: Es lebe der Kaiser! Fort mit den Bourbons, mit den Emigrirten u. s. w.! Die Polizei-Behörden gaben sich vergeblich Mühe, das Volk zum Auseinandergehen zu bewegen. Endlich zersprengten Cuirassiere den Haufen, und trieben ihn in der Vorstadt St. Antoine, wohin er sich gezogen hatte, vollends aus einander. Einige und dreißig wurden verhaftet. Am 6. rotteten sich noch zahlreichere, zum Theil mit Stöcken bewaffnete Haufen zusammen; sie wurden aber nach einigen Stunden auf dieselbe Weise zerstreut; doch fielen dabei mehrere Verwundungen vor, weil der Pöbel die Soldaten und Nationalgarden mit Steinen warf. An dem Tage der Hinrichtung Louvels, am 7. blieb Paris ruhig. Keine Volksbewegung stand mit diesem Mörder in Verbindung. Nur die Freiheit glaubte das Volk bedroht; nur der bewaffneten Macht wollte es Trotz zeigen! Am 8. Abends erneuerte sich der lärmende Volkshaufe, unter dem Geschrei: Es lebe die Charte! zwischen den Thoren St. Denis und St. Martin. Auch er ward endlich von der Cavallerie auseinander getrieben. Am wildesten wurde das Geschrei am 9. auf den Boulevards. Man hörte den Ruf der Pariser Radicalen: Es leben unsere Brüder von Manchester! Fort mit den Kammern, mit den Royalisten, mit den Emigranten, mit den Missionären, mit den Dragonern, mit den Cuirassieren! Allein es blieb bei Schimpfreden und Steinwürfen. Nach vergeblichem Zureden von Seiten der Obrigkeit sprengte endlich die Cavallerie den tobenden Haufen auseinander. Mehrere Personen wurden verwundet; selbst Kinder, und ein Handwerker, der zufällig

---

rungsplan die erste Ursache. Und wer fing an Gewalt zu brauchen? Nach allen Aussagen: die mit Stöcken bewaffnete Partei, welche rief: Es lebe der König!

unter die Fliehenden gerieth, wurde mit einem Säbelhiebe getödtet. Auch der Herzog von Reggio, der sich in bürgerlicher Kleidung in der Nähe der Nationalgarden befand, um ihre Bewegungen zu leiten, wurde umgerissen und von einem Pferde geschlagen.

Der Deputirte Lafitte übergab der Kammer am 10. Juni eine von vielen achtbaren Bürgern — die aber freilich nicht alles an allen Orten gesehen haben konnten — unterzeichnete Erzählung der Vorfälle am 9. „Mehr als hunderttausend Menschen, darunter Weiber und Kinder, hätten die Boulevards bei dem Thore St. Denis angefüllt, ohne Geschrei, ohne Störung der Ruhe; als aber die Cavallerie, namentlich die Cuirassiergarde, auf sie mit gezogenem Säbel eingedrungen wäre, hätten sie: Es lebe die Charte! gerufen. Darauf wären sie auseinander gesprengt, und viele in den Straßen und unter den Hausthüren schwer verwundet worden." Die unterzeichneten Bürger baten: die Regierung möchte die Sicherheitspolizei des Quartiers dem Schutze der Einwohner anvertrauen, denen mehr als Allen an der Behauptung der Ruhe und Ordnung liege. Der Redner fügte hinzu, nur die Angst, daß ihnen die Freiheit der Charte entrissen werden sollte, habe diese Menschen zusammen getrieben. Man habe die persönliche Freiheit beschränkt; man habe die Preßfreiheit der Journale aufgehoben, und das Recht der Petitionen bestritten; vorgeblich darum, weil Louvels That das Verbrechen einer weitverbreiteten Faction sey, und dennoch sey kein Mitschuldiger gefunden worden! Könne man sich also wundern, wenn das Volk in Unruhe geriethe? Und wer sey Schuld daran? Die Minister, welche selbst vor einem Jahre noch für die Aufrechterhaltung der bestehenden Verfassung so nachdrücklich gesprochen hätten! — Endlich behauptete Lafitte, man habe bei dem Zerstreuen dieser unerlaubten Volkshaufen nicht die gesetzlichen Formen beobachtet. Ein Civilbeamter hätte sie dreimal auffordern sollen, auseinander zu gehen. Auch der General Foy warf den Ministern vor: Die Regierung habe nicht ernstlich genug die den Deputirten zugefügten Beleidigungen untersucht; die Ortsobrigkeiten, nicht Officiere der Armee, hätten Ruhe gebieten sollen; dann erst hätte man Gewalt brauchen dürfen, und zwar nicht so-

gleich Linientruppen, ſondern die Nationalgarde; hätte dieſe nichts ausgerichtet, ſo würden jene ſie unterſtützt haben. Nur im äußerſten Nothfalle durfte man die königliche Garde gebrauchen. Der Thron ſey ja nicht in Gefahr geweſen! Kein Civilbeamter, kein Maire habe ſich an die Spitze der Truppen geſtellt.*) — Dieſem widerſprach de Serre, und erklärte, daß alles obrigkeitliche Zureden vergeblich geweſen, daß man die Polizeibeamten mit Steinwürfen und Stockſchlägen fortgetrieben, und daß zuletzt der commandirende Generallieutenant Defrance eben ſo vergeblich durch Polizeibeamte und Trompeter dreimal habe den Haufen bedeuten laſſen, auseinander zu gehen. — Nicht minder gewiß iſt es, daß ſich unter den Volkshaufen viel plünderungsſüchtiges Geſindel und Aufwiegler befanden. Nur die Spur eines Inſurrectionsplanes der Vorſtädte hat ſich ganz verloren, und de Serre hat dießmal ſich geirrt.

Am 10. wurden überall frühzeitig ſo ſtarke Militärpoſten ausgeſtellt, und Streifwachen nach allen Richtungen geſandt, daß kein Volkshaufe ſich verſammeln konnte. Seitdem iſt alles ruhig geblieben.

Aus dem Ganzen geht ſo viel hervor. Anfangs hatte die Idee des Rechts und der Freiheit die ſtudirende Jugend in ganz Frankreich erhitzt;**) hierauf hatte die Gegenpartei durch ihre thätliche Herausfoderung Oel ins Feuer gegoſſen; endlich war der Trotz eines unruhigen Pöbels dazu gekommen. An einen

---

*) General Foy ſetzte hinzu: Man habe die Soldaten dem Zuge ihrer Erbitterung überlaſſen und „le sang a coulé avec infraction de la loi. Le gouvernement a cru qu'on pouvait faire la police d'une capitale constitutionelle et civilisée, comme on fait la police d'une capitale de l'orient.“

**) Ungefähr dreizehn Studenten ſind deßwegen aus den Hörſälen weggewieſen worden. Die verhafteten hat man wieder freigelaſſen. In Rennes, Breſt, Nantes, und an einigen a. O. haben ebenfalls die Studenten durch das Geſchrei: Es lebe die Charte! Unruhen erregt; allein ſie ſind ſehr bald durch die Obrigkeit und durch Soldaten, ohne weitern Unfall, zerſtreut worden.

Plan, den Aufruhr anzustiften und zu leiten, dessen selbst der Moniteur (dessen Bericht hierüber wir genau verglichen haben) die sogenannte liberale Partei beschuldigt, kann hiernach nicht gedacht werden. Der Justizminister hat, bei Gelegenheit einer Haussuchung, vergeblich, um mehr zu entdecken, sogar den Briefwechsel der Deputirten des Sarthe-Departements ausliefern und untersuchen lassen. Auch die gerichtliche Untersuchung hat keine Spur eines revolutionären Plans gefunden. Die verhafteten Generale Fressinet, Solignac und einige andere Officiere wurden, bis auf den einzigen Dupergier, bereits im Juli wieder freigelassen. Das ganze Verfahren aber hat den Ministern in der öffentlichen Meinung geschadet. *)

Indeß schienen doch die Auftritte am 3. 5. und 6. die Minister überzeugt zu haben, daß die Aufhebung der directen Wahl noch größere und allgemeinere Erbitterung in der ganzen Nation zur Folge haben könnte; daher suchten in der Kammer beide Parteien sich über einen Vermittelungsweg zu vereinigen. Als nun einige Deputirte von der linken Seite die in dem von den Ministern zurückgenommenen früheren Entwurfe vorgeschlagene Vermehrung der Deputirten-Zahl mit den zweifachen Wahlcollegien des neuen Entwurfs verbunden zu sehen wünschten, so boten de Serre und Pasquier zur Ausgleichung gleich die Hände. Courvoisier schlug hierauf (am 7.) vor, daß die bisherige Zahl der 258 Deputirten von den Bezirks- die neu dazu kommenden 172 Deputirten aber von den Departements-Wahlcollegien ernannt werden sollten. Sonach behielten die bisherigen Wahlmänner die directe Wahl; doch sollten die am meisten besteuerten unter ihnen, bis zum vierten Theile von der Vollzahl der Wähler, das Departements-

*) Graf Segur erklärte am Ende Juni, die Entstehung dieser Unruhen so: „La chaleur, la passion, qui animaient cette discussion, se propageaient comme on l'aurait facilement pu prévoir, au-delà de l'enceinte du sanctuaire des lois; les partis s'enflammèrent, et les débats au-dedans devinrent au-dehors des combats. — Graf Daru sagte in seiner Rede in der Pairskammer geradezu: La paix publique n'a été troublée, que depuis qu'on a annoncées projets de changemens.

collegium bilden. Allein Courvoiſier nahm ſeinen Vorſchlag zurück, weil er darin den Wahlmännern der Departementscollegien keine doppelte Stimme, nämlich die eine in ihrem Bezirks- und die andere in dem Departementscollegium, zugeſtehen wollte. Die Miniſter hingegen beſtanden auf dieſer doppelten Stimme. Darum machte der Deputirte Boin einen andern Vorſchlag, der in der Hauptſache mit dem von Courvoiſier übereinſtimmte, das Recht der doppelten Stimme aber ausdrücklich feſtſtellte. Das linke Centrum (meiſtens Staatsbeamte), welches den Miniſtern die Mehrheit gegeben hatte, unterſtützte dieſen Vorſchlag, welcher endlich am 9. Juni mit einer Mehrheit von 119 Stimmen (185 waren dafür, 66 dagegen) durchging. *)

*) Der Vorſchlag des Herrn Boin, ſo wie er mit den von de Serre zugegebenen Abänderungen als geſetzliche Beſtimmung angenommen worden iſt, enthält folgendes:

„Les collèges de département sont composés des électeurs les plus imposés en nombre égal au quart de la totalité des électeurs du département. Les collèges de département nomment 172 nouveaux députés, (pour la session de 1820) conformément au tableau annexé à la présente loi.“

„La nomination de 258 députés actuels est attribuée aux collèges d'arrondissemens électoraux à former dans chaque département en vertu de l'art. V. sauf les exceptions portées au §. 2. du même art. Ces collèges nommeront chacun un député. Ils sont composés de tous les électeurs ayant leur domicile politique dans l'une des communes comprises dans la circonscription de chaque arrondissement électoral.“

„Cette circonscription sera provisoirement déterminée, pour chaque département, sur l'avis du conseil-général, par des ordonnances du Roi qui seront soumises à l'approbation législative dans la prochaine session.“

„Le cinquième des députés actuels qui doit être renouvelé, sera nommé par les collèges d'arrondissemens.“

„Pour la session suivante, les départemens qui auront à renouveler leur députation, la nommeront en entier, d'après les bases établies par le présent article.“

Jedoch werden, nach dem erſten Art. des neuen Geſetzes, das am 30. Jun. d. J. promulgirt worden iſt, in denjenigen Departements, welche nur einen Deputirten zu ernennen haben, ſo wie in denjenigen, welche überhaupt nicht mehr als 300 Wähler, und die in fünf Bezirke getheilt, zuſammen nicht über 400 Wähler zählen, ſämmtliche Wähler in ein einziges Collegium vereinigt. Der 11. Art. ſetzt feſt, daß in allen übrigen nicht abgeänderten Puncten der Wahlform die Geſetze vom 5. Febr. 1817 und vom 25. März 1818, für beide Wahlcollegien in Kraft bleiben.

Hierdurch war die Streitfrage entschieden, und mit demselben Tage hörten auch die Unruhen auf. Beide Theile hatten nachgegeben, beide hatten Vortheile erlangt. Das System der Candidatur war durch die Liberalen gestürzt, das der directen Wahl beibehalten; die Minister hatten dagegen ihr zweifaches Wahlcollegium und die Doppelstimme der am meisten besteuerten Wähler durchgesetzt.

Das Verdienst dieser Ausgleichung gebührt dem Minister de Serre, dem Deputirten Courvoisier, und dann der linken, nicht der rechten Seite. Doch erhielt auch der Exminister Decazes die Genugthuung, daß man dabei auf die Grundsätze seines ersten (am 17. April beseitigten) Entwurfs zurückgekommen war.

Die übrigen Punkte des neuen Wahlgesetzes betrafen meistens reglementarische Bestimmungen. Sie gingen mit geringen Abänderungen durch. Endlich ward am 12. Juni das ganze Gesetz, welches 11 Artikel enthält, von 154 Stimmen gegen 95 angenommen. Doch mußten die Minister noch an demselben Tage eine scharfe Kritik des neuen Wahlsystems von dem Deputirten Dupont de l'Eure anhören; das Volk nannte es ein mit Blut getauftes Gesetz!

Dagegen konnten die durch die Debatten selbst mehr aufgeklärten Minister als Vorzüge des neuen Wahlgesetzes anführen, daß es den Einfluß derjenigen Classe von Menschen vernichte, die weder ein Eigenthum besitzen, noch eine Industrie ausüben.*) Da ferner die Wahlen von 258 Abgeordneten in den Hauptorten der Arrondissements vor sich gehen, so hat der Wählende nicht mehr eine Reise von 10 bis 30 Stunden und noch mehr zu machen, um sein Recht auszuüben. Künftig werden also eine Menge rechtlicher Menschen, welche bisher diesen Aufwand von Zeit und Geld scheuten, an

*) Nach dem neuen Gesetz muß nämlich der Wähler sein Patent seit einem ganzen Jahre bezahlt und den Erwerb zwei a eben so lange ausgeübt haben; es ist also nicht mehr möglich, durch Einlösung eines Patents für etwa 300 Franken eine Stimme zu kaufen.

den Wahlen Theil nehmen. Dann fallen dadurch, daß jene Wahlen nicht in den Departements-Hauptstädten Statt haben, eine Menge Verführungsmittel weg, und der redliche Bürger kann seiner Einsicht freier folgen. Uebrigens erhält der größere Gutsbesitzer und Capitalist einen entschiedenen directen Antheil an den Wahlen, da eine Anzahl von 172 Abgeordneten von dem vierten Theile der am meisten von den Auflagen getroffenen Bürger gewählt wird, ohne daß sie hiebei an einen von den Arrondissementswählern gemachten Vorschlag gebunden sind. Dadurch aber, daß dieser vierte Theil, welcher das Departements-Collegium ausmacht, nicht von der Theilnahme an den Arrondissementswahlen ausgeschlossen ist (durch das double vote also), hat man den größeren Gutsbesitzern ein Mittel eröffnet, auf die kleineren einen Einfluß auszuüben, und sich eine Art von Clientel zuzusichern. Ob nun dieses neue Wahlsystem in der nächsten Sitzung (1820) den Ministern und der rechten Seite die royalistisch-ministerielle Mehrheit sichern wird, muß die Erfahrung bald lehren; denn unter der jetzt austretenden vierten Reihe der Kammer (von 53 Deputirten) befinden sich, außer dem Präsidenten Ravez, 18 von der rechten Seite und 18 von dem rechten Centrum; dagegen treten von der linken Seite 18 und vom linken Centrum nur 4 aus. Außer diesen 53 Deputirten, die nach dem neuen Wahlsystem von sämmtlichen Wahlmännern in den Departements- und Bezirkscollegien verhältnißmäßig gewählt werden, sind noch für die nächste Sitzung die 172 Deputirten, durch deren Zahl die Kammer vermehrt wird, von den Wahlmännern der Departementscollegien auf einmal zu wählen. Sollten also die Minister, was ihnen lange Zeit sehr räthlich schien, nämlich, die Kammer aufzulösen, nicht beschließen, so treten 225 neue Deputirte in die Kammer ein, welche künftig 430 Mitglieder zählen wird.

Doch hören wir über die durch das neue Wahlgesetz vorbereitete gegenwärtige Lage Frankreichs die Stimme eines unterrichteten Augenzeugen, der Pair von Frankreich ist und zu keiner Partei gehört.*)

*) Aus einem Privatbriefe (der dem Verf. dieses Aufs. zum Behuf desselben mitgetheilt worden,) Paris den 18. Juni 1820, übersetzt.

„Da sind wir abermals einer Krisis entgangen, und ich hoffe, die Folge davon soll Ruhe und Festigkeit für die Regierung und das Land seyn. Die Parteien standen einander gegenüber und geneigt zu mancher Gewaltthätigkeit. Kein Theil hat gesiegt, und ungeachtet der Fehler, die man der Regierung vorwerfen kann, hat sie nicht nur Stand gehalten, sondern sogar eine neue Kraft gewonnen, da Männer, die ihr Vaterland wahrhaft lieben, sich genöthigt sahen, ihr Beistand zu leisten und mit ihr auf gegenseitiges Zugeben einzugehen. Wir haben es uns oft gesagt, daß die Ausnahme-Gesetze viel Unheil anrichten, und daß die Angriffe auf das Princip des Wahlgesetzes gefährliche Folgen haben würden. Der Erfolg hat unser Urtheil bestätigt, und nicht ungestraft durften dieselben Männer, welche im vergangenen Jahre sich weigerten, einige Abänderungen desselben zu unterstützen, jetzt seinen Umsturz verlangen. Der Kampf über dieses Gesetz, in welchem die Parteien die größte Erbitterung zeigten und die Minister mit den beleidigendsten Aufforderungen angriffen, ließ befürchten, daß es zuletzt zu gewaltsamen Auftritten kommen würde: denn die rechte Seite wollte um jeden Preis ein Gesetz erzwingen, das ihr den seit drei Jahren verlornen Einfluß wieder gäbe; sie mochte daher von keiner Ausgleichung hören, und erklärte, daß sie ihre Mitwirkung ganz verweigern würde, wenn man etwas an dem vorgeschlagenen Gesetze änderte. Aus demselben Beweggrunde würde die linke Seite kein Mittel von sich gewiesen haben, um nur ein Gesetz zu hintertreiben, das sie von den Wahlen ausschließen sollte. Beide Theile vergrößerten sich die eigene Gefahr, wenn der andere Theil obsiegte. Diese Wuth der erstern, einen gefahrvollen Sieg zu verfolgen, den ein Theil unter ihnen nur ungern erfocht, und der ihnen durch den Abfall von zwei oder drei Ueberläufern entrissen werden konnte, so wie die Erbitterung der letztern, mit der sie sich Schritt vor Schritt vertheidigten, zu jeder Gewaltthätigkeit eher entschlossen, als das Schlachtfeld aufzugeben; diese Erbitterung hatte sich auch außerhalb der Kammern verbreitet, und vorzüglich der jungen Leute bemächtigt, welche alle Hoffnungen ihres Ehrgeizes und ihres Glücks auf die durch die Revolution geheiligten Grundsätze bauten. Da man das Volk nicht

vermögen konnte, seine Unzufriedenheit auf eine Art zu zeigen, welche die Regierung befürchten ließ, das Gesetz möchte in den Departements Widerstand finden und Aufruhr veranlassen, so suchte man ohne Zweifel die Studenten aufzuregen, und dieß gelang. Geschrei und Versammlungen fanden Statt, aber keine Angriffe oder unmittelbare Beleidigungen. Diese kleine liberale Bewegung erhitzte die Köpfe einer gewissen Zahl junger Brauseköpfe, die wenig von Staatssachen und von dem wahren Interesse der Krone verstehen, so sehr, daß sie von ihrem Eifer fortgerissen, ihre Pflichten, die ihnen eine genaue Mannszucht vorschrieben, vergaßen, und auf jenes Rufen der Liberalen gewaltthätig antworteten. — Die liberalen Deputirten wurden beleidigt (insultés). Daher (delà) gab es große Unruhen, Volkshaufen, Drohungen; daher die Nothwendigkeit, die bewaffnete Macht zu Hülfe zu nehmen, wovon allemal einzelne Unglücksfälle die traurige Folge sind."

„Ich glaube, dieser Handel hätte auf eine geschicktere und glimpflichere Weise geschlichtet werden können, so daß die Nationalgarde, von den Truppen unterstützt, weniger Gelegenheit, sich thätig zu zeigen, gehabt, und die Ordnung, ohne Ausschweifungen zu begehen, wieder hergestellt hätte; — denn ich bin jeden Tag mitten unter diesen großen Volkshaufen auf- und niedergegangen, und habe wohl viel Neugierige, aber wenig schlechtgesinnte Leute bemerkt."

„Eben so wahr ist es, daß Frankreich und Europa bei dieser Gelegenheit, was für die Aufrechterhaltung der Ordnung sehr wichtig ist, erfahren haben: die französischen Truppen thun ihre Schuldigkeit, und das Volk ist keinesweges zum Aufruhr geneigt."

„In den letzten Tagen begnügte man sich, viel Truppen aufzustellen; Neugierige gingen hin und her, die Lärmmacher hielten sich ruhig, und Alles kehrte in die alte Ordnung zurück."

„So viel von dem, was außerhalb vorging. In der Kammer waren die Sachen weit schwieriger und verwickelter."

„Das von den Ministern vertheidigte Gesetz sollte mit einer Mehrheit von vier bis fünf Stimmen durchgehen; es war von der öffentlichen Meinung verworfen (frappée du blame public), und seine Vollziehung konnte nur üble Folgen haben; denn einzig auf den Vortheil einer Partei berechnet, mußte es alle diejenigen von der Wahl ausschließen, welche die meisten Stimmen zu Deputirten ernannt haben würden."

„Das Ministerium konnte nicht mehr zurück; es mußte unterliegen oder das Gesetz behaupten. In dieser schwierigen Lage, die keinen glücklichen Ausweg sehen ließ, warf de Serre, so zu sagen, mitten in die Kammer ein Annäherungsmittel hin, indem er auf den früheren Gesetzentwurf zurückkam. Dieß war kein mit den andern Ministern verabredeter Plan; — man fand es sogar unklug, und die rechte Seite wußte ihm schlechten Dank dafür; ja man sagte sogar, daß er eine besondere geheime Uebereinkunft getroffen habe. Vielleicht übersah er selbst nicht gleich die Folgen eines Worts, das er fast nur gesprächsweise hatte fallen lassen."

„Bei diesem Anlaß, den ich für sehr merkwürdig halte, und der einen großen Einfluß auf unsre Zukunft haben kann, entstand in der Kammer eine Bewegung, wie sie öfter in England statt gefunden haben mag, wenn die Regierung sich in einer kritischen Lage sah und Hülfe brauchte. Dreißig Mitglieder von der linken Seite, ohne persönliches Interesse, ohne überredet, ohne durch vorläufiges Unterhandeln gewonnen zu seyn, ergriffen das Mittel, welches sich ihnen darbot, um die Regierung zu unterstützen, indem sie ihr etwas zugaben, zugleich aber auch dadurch das Ministerium nöthigten, auf das Princip des alten Gesetzes zurückzukommen, welches sie durchaus nicht aufgeben wollten, auf die directe Wahl, und wobei sie eine Vermehrung der Kammer erlangten, die alle Parteien seit vier Jahren einstimmig gewünscht haben, und die man nicht als geradezu der Charte widersprechend ansieht, weil die Charte sich nicht bestimmt über diesen Gegenstand ausdrückt."

„Auf diese Art ging das Gesetz mit einer ansehnlichen Mehrheit durch. Männer stimmten für dasselbe,

die nicht aufgehört haben, die Rechte des Volks zu vertheidigen. Es wird eine wahre Volksvertretung gewähren, und die Grundsätze, auf denen es ruht, sind von solcher Art, daß, wenn anders die Folgen dieß nothwendig machen sollten, es Abänderungen erleiden kann, ohne die Grundlagen zu verletzen, wogegen das erst in Frage gewesene Gesetz alle bisher anerkannten Grundsätze umstürzte, so daß seine Vertheidiger (die Minister) ihre Macht verloren haben würden (eine natürliche Folge der Dinge, wenn auch erst spät), und eine Abänderung desselben von einer wahren Reaction begleitet gewesen wäre."

„Hieraus folgt, daß wir uns besser als vorher befinden, daß die Regierung ein wenig Kraft wiedergewonnen hat, daß dieß nicht die Stärke einer Partei ist, und daß man gute Resultate von einem Gesetz erwarten kann, welches keinen Menschen ausschließt und welches fähige Männer in die Kammer einführen muß. Endlich hat die Probe, welche wir bestanden haben, uns bewiesen, daß die Köpfe zwar heiß genug werden, wenn es um Politik und neue Gesetze sich handelt, daß es aber im Volke keine Neigung gibt, die revolutionäre Bewegungen befürchten ließe."

„Wir müssen eine patriotische Royalisten-Versammlung haben, die aus den talentvollsten Männern besteht, und dieses Gesetz kann sie uns geben. Gewiß ist es, daß die Liberalen, ob sie gleich alle das Gesetz tadeln, weil sie nicht den Grundsatz der doppelten Stimme zugeben können, dennoch dafürhalten, daß die Staatsangelegenheiten kräftig und wohlthätig in der durch das Gesetz gebildeten Versammlung werden verhandelt werden können." u. s. w.

In der Pairskammer nahmen die Debatten über den Gesetzentwurf den 24. Juni ihren Anfang. Die Commission, deren Berichterstatter der Marquis de Fontanes war, hatte einmüthig auf die Annahme angetragen. Gegen den Entwurf sprachen Graf Segur, Graf Daru, Graf Becker und der Duc de Praslin. Die Grafen Lanjuinais, Germain, Barante, Lacepède und der Herzog von Broglio sprachen für denselben mit

einigen Verbesserungen. Unter den gehaltenen Reden zeichnete sich die des Grafen Darü durch echte Staatsberedsamkeit aus. Den Ministern wurde bei dieser Gelegenheit mancher Vorwurf, besonders über die Umgriffe der höchst einseitig ausgeübten Censurgewalt gemacht. Indeß schloß man die Erörterung schon am 28. Juni, und der vorgelegte Entwurf wurde, ohne Abänderung, mit 141 Stimmen gegen 56 angenommen.

In der Kammer der Deputirten waren die Kampfredner ermüdet, und die Minister konnten ihre späteren Vorschläge, unter welchen das Budget der wichtigste war, ohne Schwierigkeit durchsetzen. Doch fehlte es dabei nicht an starken Vorwürfen, welche ihr Verwaltungssystem überhaupt betrafen. General Foy wandte sich gegen den Minister der auswärtigen Angelegenheiten und fragte ihn, warum Franzosen, die in den letzten 25 Jahren im Felde sich ausgezeichnet hätten, von allen höheren diplomatischen Posten ausgeschlossen wären; was Frankreich zu Constantinopel und in der Levante noch bedeute? — General Tarayre verwarf in seiner Rede vom 3. Juli das ganze bisherige Verwaltungssystem; und Graf Darü sagte in der Pairskammer: „Wir sind im Begriff, eine stürmische Sitzung zu endigen, während welcher der Zustand der Nation um nichts besser geworden, das gegenseitige Zutrauen aber tief erschüttert worden ist!“ — Das schwärzeste Bild von Frankreichs Lage unter dem gegenwärtigen Ministerium stellte Beausejour am 6. Juli auf: „Wir haben Gedankensperre, neue Klöster, alte Jesuiten, Processionen mit heulenden Büßenden, Missionarien, die uns bekehren wollen. Alle füttert mit seinem Erwerbe der Landmann, der Gerstenbrod ißt und Wasser trinkt! Nirgends in der Verwaltung Sparsamkeit; die ärgste Verschwendung bei der Marine; Männer, die in 25 Jahren kein Schiff gesehen, sind jetzt Schiffscapitäne!“ — Auch der Deputirte Corcelles warf den Ministern Verschwendung der öffentlichen Abgaben vor. „Frankreich habe, statt strenger Staatsökonomie, immer strengere Polizeigesetze erhalten; es bezahle eine kostbare Flotte ohne Bewaffnung,“ u. s. w. Gegründeter war seine Klage über die Fortdauer der Lotterie, die 9 Millionen ertrage, 6 davon verschlinge,

und wegen des elenden Gewinnes von drei Millionen Armuth und Laster unter den niedern Volksclassen verbreite; über die Fortdauer der Droits-réunis, welche die Bourbone bei ihrer Rückkehr aufzuheben versprochen hätten, und die noch immer als eine legale Tyrannei bestünden; über die Verwaltung des außerordentlichen Domänes, das man bald zur Staats-, bald zur Krondomäne ziehe, und mit dessen Ertrag, bestimmt zu Dotationen für so viele Tapfere, man Hofleute besolde." Mit Nachdruck beschwerten sich andre Deputirte über die späte Vorlegung des Budgets und über die abgelehnte Specialität der Geldbewilligungen, wodurch vielen Mißbräuchen die Fortdauer gesichert würde. In den Debatten über die Specialität, oder über die einzelne Darlegung der Ausgaben jedes Ministeriums machte jedoch der Finanzminister Roy den allerdings sehr gegründeten Einwand geltend, daß dadurch das ganze politische System geändert werden würde, indem sie die Staatsverwaltung in die Kammer übertrüge.

Endlich hatten die Minister die parlamentarischen Verhandlungen mit beiden Kammern geendigt, und die wichtige Sitzung vom J. 1819 ward, nach einer achtmonatlichen Dauer, am 22. Juli 1820, von dem Herzog von Richelieu in der Pairskammer, und von dem Grafen Siméon in der Deputirten-Kammer, geschlossen.

Werfen wir einen Blick auf die Resultate dieser Sitzung, so macht sie Epoche in der Staatsgeschichte Frankreichs. Das liberale System ist von dem monarchisch-aristokratischen auf die Seite gedrängt worden, und die Charte ist dabei in Gefahr gekommen, wesentliche Abänderungen erleiden zu müssen. Denn das demokratische Princip, welches bisher, obgleich sehr gemäßigt, in dem französischen Staatsrechte vorhanden war, hat durch den jetzt mehr hervortretenden Einfluß des begüterten Adels einen merklichen Stoß erlitten, und die Ausnahmegesetze haben die Macht der Regierung auf Kosten der Freiheit verstärkt. Die Ultraroyalisten hoffen mehr als je von der Zukunft, ob sie gleich auf Richelieu und de Serre wenig rechnen können. Dagegen ist die moralische Macht der Regierung, das Vertrauen des

Volks, sehr gesunken, und die alten Parteien stoßen sich jetzt noch feindlicher ab, als vorher. Die Prozesse gegen Schriftsteller und Verleger — in wenig Monaten gab es über funfzig solcher Straffälle; — die Nachforschungen wegen Theilnahme an Verbrechen, die von den Ultraroyalisten der liberalen Partei wenigstens mittelbar zur Last gelegt werden; der Prozeß gegen die von mehreren Deputirten und Bürgern zur Unterstützung der unschuldig Verhafteten eröffnete National-Subscription; die Umgriffe einer einseitigen Censur, welche die Partei der Ultras mit Vorgunst behandelt; die Fortschritte eines leidenschaftlichen Reactionssystems endlich, das an dem allmäligen Umsturze der neuen Institutionen arbeitet: dieß Alles hat einen großen Theil der Nation wegen der Zukunft besorgt gemacht.

Zwei Ereignisse, die in diese Zeit fielen, drohen das verborgene Uebel zur öffentlichen Kunde zu bringen; indeß scheint sich das Ministerium, einstweilen wenigstens, aus beiden Verlegenheiten glücklich gezogen zu haben.

Das eine war die der Kammer am 23. März 1820 übergebene Petition des königlichen Gerichtsraths zu Nimes, Madier de Montjau, in welcher dieser als Royalist und Doctrinaire geachtete (doch durch kränkliche Reizbarkeit etwas aufgeregte) Mann das Daseyn einer verborgenen Regierung — gouvernement occulte*) — bezeugte, die im Süden und Westen contrerevolutionäre Umtriebe leite, und in Paris einen Central-Ausschuß von Ultraroyalisten habe, welcher den Sturz des Herzogs Decazes beabsichtige. (Vergl. oben S. 37.)

Die öffentliche Stimme bezeichnete einen Mann, den die Liberalen als ihren furchtbarsten Gegner von den

*) Er nennt es ein Gouvernement souterrain, fils et héritier des sociétés secrètes de 1815, welche die Gräuel im Garddepartement verschuldet haben. (vergl. oben S. 28.)

größten Hülfsmitteln betrachten, und welcher auch die note secrète*) verfaßt haben soll, den Baron von Vitrolles, als den Gegenstand dieser Anklage. (Vgl. oben S. 23.) Der Berichtserstatter in der Kammer trug darauf an, die Petition an den Präsidenten des Ministerraths zu senden, weil es nothwendig sey, das Wahre von der Sache zu entdecken. Vergebens wollte der Minister des Innern, Graf Siméon, diesen Antrag beseitigen; mehrere Deputirte bestätigten des Bittstellers Angaben von dem Zustande der Dinge im südlichen Frankreich, und der General Sebastiani versicherte ebenfalls, daß eine solche geheime ultraroyalistische Partei an der Wiederherstellung der Privilegien und der absoluten Monarchie arbeite, und unsichtbar über das Schicksal der Minister walte. Die Bittschrift ward an den Herzog von Richelieu verwiesen. Darauf las man im Moniteur die Bemerkung, daß die vorgegebene unsichtbare Regierung in Frankreich ein Traum, oder eine Hinterlist sey. Indeß verlangte (am 19. April) der Unter-Staatssecretär, Graf Portalis, welcher damals in de Serre's Abwesenheit das Portefeuille des Justizdepartements führte, von dem Bittsteller die Einhändigung der Beweismittel**) seines Vorgebens an den General-

*) Die Ultraroyalisten, welche nach der im Juli 1818 entdeckten, sogenanten weißen Verschwörung die Charte vernichten und das Ministerium verändern wollten, hatten nämlich den Gesandten der verbündeten Mächte eine Note secrète exposant les prétextes et le but de la dernière conspiration übergeben lassen, um sie auf die Gefahren, welche dem Königthum der Bourbons drohten, aufmerksam zu machen, damit sie ihre Truppen nicht aus Frankreich zögen, sondern eine Veränderung im französischen Ministerium bewirkten. Diese Note, deren Uebergabe nach franz. Gesetzen ein Staatsverbrechen ist, hatte ganz Frankreich unwillig gemacht, so daß selbst Chateaubriand alle Theilnahme an derselben von sich ablehnte. Mit ihr stand der oben S. 37 erwähnte Verschwörungsplan der Ultras in Verbindung. Auf diese Sache kam jetzt Madier zurück, und sein Grund, daß er, wenn die Minister nicht den Muth hätten, den Vf. der note secrète zu bestrafen, noch weit weniger ihn anzugreifen die Kraft habe, läßt sich wohl hören. Es war Madier bloß darum zu thun, die Sache zur öffentlichen Kunde zu bringen, und diesen Zweck hat er erreicht.

**) Namentlich die von der geheimen Centralbehörde er-

Volks, sehr ge
sich jetzt noch fe
gegen Schriftst
gab es über f
schungen wege
Ultraroyaliste
zur Last gele
reren Deput
schuldig V
die Umgrif
der Ultra
leidensche
allmälig
dieß All
Zukunf

verb
deß
sten
ha

210 Nachtrag ... Schrittes
... aftvollen
procurator in Nimes, März 1819
Statt finden könne. Mörder des
rechtfertigte Mader in Gard-De-
damit, daß er sa erwartet habe,
Rede des Justizm die zuvor geblie-
(s. oben S. 74) ntersuchung gegen
Marschalls Bru ötzlich abgebrochen,
partement noch m Widerspruche mit
vor Gericht ge rt, da sie endlich auf
ben wären, Ansehung der in Nimes
die Urheber ts erwiedert noch gethan
und hierau rzeugt, die Minister selbst
der öffent n, ihnen überlegenen Macht
seine Be Daseyn jener antinationalen
vorgefa zur Kenntniß der Nation brin-
hätten: iese Oeffentlichkeit, fuhr Madier
zitterw stern Kraft und Muth zur näheren
und Fact sollen; statt aber ihn, den Bittstel-
gen zu laden, wo er mündlich den Ministern
Siméon seine Beweise mitgetheilt und den
Uvel, den „Roi des Verdets," namentlich
den würde, hätten sie ihn als „magistrat
von den Journalen unter ministerieller Censur
n lassen. Bei der furchtsamen Neutralität aber,
auf einander folgende Ministerien gegen den
ser der von den Ministern selbst als hochverräthe-
bezeichneten Note secrète bewiesen hätten, habe
orausgesehn, daß er nur die Freunde, welche ihm
Beweismittel seiner Anzeige anvertraut hätten, der
ache einer übermächtigen Faction, und sich selbst, ohne
er Wahrheit den Sieg zu verschaffen, der Strafe der
Verläumdung eines gefürchteten Mannes Preis geben
würde. Er allein sey nicht im Stande, den Coloß um-

---

lassenen Circularbefehle: No. 34, welcher Aufstand gebot, und No. 35, welcher obigen Befehl widerrief, weil der verhaßte Minister (Decazes) entlassen sey.

den die Minister anzugreifen nicht den Muth

adier wiederholte diese Darstellung der Gründe Verfahrens in einer zweiten Bittschrift vom 15. 1820, worin er die Nothwendigkeit vorstellt, daß erzüglich gegen die Verfasser der geheimen Note e Untersuchung anzuordnen sey, wenn er selbst seine nklage beweisen solle. In der Kammer erklärten mehere Deputirte: Frankreich müsse darüber Licht haben, ob es solche geheime Umtriebe gebe oder nicht. Allein die Verhandlungen über das Wahlgesetz zogen die öffentliche Aufmerksamkeit von Madiers Petition ab, und de Serre ließ den Verfasser, weil er keine Beweisstücke vorgelegt, sondern sich bloß auf das öffentliche Gerücht berufen habe, vor den Cassationshof in Paris zur Verantwortung vorladen. Dieß soll im November d. J. geschehen. Bis dahin ruht die Sache.*)

Nicht weniger Aufsehn und noch mehr Erbitterung bei der Gegenpartei erregte ein Antrag des Deputirten Manuel, welcher eine sehr heftige Adresse an den König vorschlug, um ihm über die gefahrvolle Lage des Staats, die das von den Ministern befolgte politische System herbeigeführt habe, die Augen zu öffnen. Sie wurde der Gegenstand eines langen Wortkampfs, der die Deputirten-Kammer am 3. Mai in einem geheimen Ausschuß beschäftigte. Die Adresse selbst, welche den König warnend an die Zeiten der Fronde und an alles erinnerte, was der Thron von dem Ehrgeize eines herrschsüchtigen Adels zu fürchten habe, schien ein kühner Versuch zu seyn, um das System der Minister in der öffentlichen Meinung zu stürzen, und die Kräfte der linken

*) Die Geschichte wird die Note secrète und Madier's Petition einst nicht übersehen, wenn auch die letztere in dem Drange der Verhältnisse unbeachtet bleiben sollte. Vgl. Lettre de M. Madier de Montjeau à M. le Comte Portalis, suivie de la deuxième-Pétition à la Chambre des Députés etc. Paris, chez Corréard 1820 55 S. 8. Hier heißt es u. a. „c'est le silence gardé sur la note secrète qui fait l'audace du gouvernement occulte."

procurator in Nimes, damit eine strenge Untersuchung Statt finden könne. In seiner Antwort (12. Mai 1820) rechtfertigte Madier die Oeffentlichkeit seines Schrittes damit, daß er sagte, da, ungeachtet der kraftvollen Rede des Justizministers de Serre, am 23. März 1819 (s. oben S. 74.), die unbestraft gebliebenen Mörder des Marschalls Brune und der Protestanten im Gard-Departement noch immer nicht, wie man erwartet habe, vor Gericht gefordert, vielmehr trotzig wie zuvor geblieben wären, da ferner die Minister die Untersuchung gegen die Urheber der geheimen Note so plötzlich abgebrochen, und hierauf die Ausnahmsgesetze im Widerspruche mit der öffentlichen Meinung eingeführt, da sie endlich auf seine Berichte und Vorschläge in Ansehung der in Nimes vorgefallenen Gräuelscenen nichts erwiedert noch gethan hätten: so habe er sich überzeugt, die Minister selbst zitterten vor jener geheimen, ihnen überlegenen Macht, und daher geglaubt, das Daseyn jener antinationalen Faction vor der Kammer zur Kenntniß der Nation bringen zu müssen. „Diese Oeffentlichkeit, fuhr Madier fort, hätte den Ministern Kraft und Muth zur näheren Untersuchung geben sollen; statt aber ihn, den Bittsteller, nach Paris zu laden, wo er mündlich den Ministern de Serre und Siméon seine Beweise mitgetheilt und den neuen Macchiavel, den „Roi des Verdets," namentlich bezeichnet haben würde, hätten sie ihn als „magistrat factieux" von den Journalen unter ministerieller Censur mißhandeln lassen. Bei der furchtsamen Neutralität aber, die drei auf einander folgende Ministerien gegen den Verfasser der von den Ministern selbst als hochverrätherisch bezeichneten Note secrète bewiesen hätten, habe er vorausgesehn, daß er nur die Freunde, welche ihm die Beweismittel seiner Anzeige anvertraut hätten, der Rache einer übermächtigen Faction, und sich selbst, ohne der Wahrheit den Sieg zu verschaffen, der Strafe der Verläumdung eines gefürchteten Mannes Preis geben würde. Er allein sey nicht im Stande, den Coloß um-

---

lassenen Circularbefehle: No. 34, welcher Aufstand gebot, und No. 35, welcher obigen Befehl widerrief, weil der verhaßte Minister (Decazes) entlassen sey.

zustürzen, den die Minister anzugreifen nicht den Muth hätten!" —

Madier wiederholte diese Darstellung der Gründe seines Verfahrens in einer zweiten Bittschrift vom 15. Mai 1820, worin er die Nothwendigkeit vorstellt, daß unverzüglich gegen die Verfasser der geheimen Note eine Untersuchung angeordnet sey, wenn er selbst seine Anklage beweisen solle. In der Kammer erklärten mehrere Deputirte: Frankreich müsse darüber Licht haben, ob es solche geheime Umtriebe gebe oder nicht. Allein die Verhandlungen über das Wahlgesetz zogen die öffentliche Aufmerksamkeit von Madiers Petition ab, und de Serre ließ den Verfasser, weil er keine Beweisstücke vorgelegt, sondern sich bloß auf das öffentliche Gerücht berufen habe, vor den Cassationshof in Paris zur Verantwortung vorladen. Dieß soll im November d. J. geschehen. Bis dahin ruht die Sache.*)

Nicht weniger Aufsehn und noch mehr Erbitterung bei der Gegenpartei erregte ein Antrag des Deputirten Manuel, welcher eine sehr heftige Adresse an den König vorschlug, um ihm über die gefahrvolle Lage des Staats, die das von den Ministern befolgte politische System herbeigeführt habe, die Augen zu öffnen. Sie wurde der Gegenstand eines langen Wortkampfs, der die Deputirten-Kammer am 3. Mai in einem geheimen Ausschuß beschäftigte. Die Adresse selbst, welche den König warnend an die Zeiten der Fronde und an alles erinnerte, was der Thron von dem Ehrgeize eines herrschsüchtigen Adels zu fürchten habe, schien ein kühner Versuch zu seyn, um das System der Minister in der öffentlichen Meinung zu stürzen, und die Kräfte der linken

*) Die Geschichte wird die Note secrète und Madier's Petition einst nicht übersehen, wenn auch die letztere in dem Drange der Verhältnisse unbeachtet bleiben sollte. Vgl. Lettre de M. Madier de Montjeau à M. le Comte Portalis, suivie de la deuxième Pétition à la Chambre des Députés etc. Paris, chez Corréard 1820 55 S. 8. Hier heißt es u. a. „c'est le silence gardé sur la note secrète qui fait l'audace du gouvernement occulte."

Seite für den Kampf mit der rechten, bei dem bevorstehenden Wahlgesetze in Voraus zu prüfen. Nur funfzig Stimmen erklärten sich für den Vorschlag, und die Adresse durfte nicht gedruckt werden. Indeß wurde sie durch ein Brüsseler Journal bekannt, und man darf sie als die Anklage des gegenwärtigen französischen Staatsministeriums in der Geschichte desselben nicht übersehen.*)

Für den Augenblick also haben die Minister und die gemäßigte rechte Seite gesiegt, und dieß vorzüglich durch die Kraft des Ministers de Serre. Er hatte nämlich schon im Mai, nach seiner Zurückkunft aus Nizza, seinen vorigen wichtigen Platz als Justizminister und Großrichter wieder eingenommen. In dem Kampfe über das Wahlgesetz aber erkannte man sogleich, daß er nicht in die früheren engeren Verhältnisse, in denen er mit den Doctrinäres stand, wieder eingetreten sey. Dieß hatte die Folge, daß bei der neuen Organisation des Staatsraths (20. Juli 1820) die drei bedeutendsten Doctrinäres, Guizot, Camille-Jordan und Royer-Collard, aus dem wirklichen Dienste entlassen wurden, was den Sturz der Doctrinäres in dem Verwaltungssystem entschied. Auch werden seitdem von den Ministern die Administrationsstellen durch Männer besetzt, die sich zu den Grundsätzen der rechten Seite bekennen. In gleichem Sinne fährt der Kriegsminister Latour-Maubourg fort, die Stellen bei der Armee zu vergeben. Doch hat er bewirkt, daß Marschall Soult wieder eingesetzt wurde, und als Großkreuz der Ehrenlegion von der Civilliste als Entschädigung eine Summe von 200,000 Franken erhielt. Auch sind nach seinem Vorschlage für die Mitglieder der Ehrenlegion, welche jetzt 40,829 Ritter zählt, noch 1,700,000 Franken angewiesen worden.

Dagegen haben die Ultraroyalisten ihre Absicht in Ansehung des vom König so auffallend begünstigten Her-

*) Dieser Schritt Manuels erregte in gewissen Cirkeln eine solche Erbitterung, daß, wie Pariser Privatbriefe erzählten, ein Mordanschlag gegen Manuel besprochen worden, und daß auch die Sicherheit Lafayette's und Benj. Constants bedroht gewesen seyn soll.

zogs Decazes nicht erreicht. Denn dieser Minister hat, wie er noch die Polizei verwaltete, durch die Entdeckung und Vernichtung gewisser, dem Monarchen selbst sehr wichtigen Papiere, sein Ansehen so tief gegründet und durch sein ganzes Verhalten die persönliche Zuneigung des Königs so sehr gewonnen, daß selbst die verborgene mächtige Partei ihn nicht zu stürzen vermag. Er ist den 22. Juni*) 1820 nach Paris zurückgekommen, und von dem Könige mit der vorigen Huld empfangen, auch von ihm zum Oberofficier der Ehrenlegion ernannt worden. Der Hof, die Minister und alle Große haben ihm, so lange er in Paris war, die größte Achtung bewiesen. Daher werden auch seine näheren Freunde, u. A. die im März 1819 zu Pairs ernannten, der Staatsrath Barante und Graf Germain, ob jener gleich nicht mehr wirklicher Staatsrath ist, in der höheren Verwaltung angestellt bleiben. Die verläumderische Anklage gegen ihn, wegen Mitschuld an Louvels That, ist mit Verachtung übersehen worden. Im Juli 1820 begab sich Decazes auf seinen Botschafterposten nach London, wo er einen Handelstractat zu unterhandeln im Begriff steht.**)

---

*) Hiernach muß das, was oben S. 54. steht, berichtigt werden.

**) Hier muß noch nachträglich zur Geschichte seines Ministeriums bemerkt werden, daß im Juni 1819 die französische Regierung versucht hat, der Republik zu Buenos Ayres einen Regenten aus dem Hause Bourbon zu geben. Es wurde nämlich dem südamericanischen Agenten in Paris, Herrn Gomez, der künftige Herzog von Parma zum Monarchen des jungen Freistaats vorgeschlagen, der eine brasilianische Prinzessin heirathen sollte, deren Mitgabe die Banda oriental seyn würde. Die Krone Frankreich wollte hierzu allen möglichen Beistand, selbst mit Truppen leisten. Die bourbonische Dynastie scheint ihr System, andern Staaten ihre Secundogenituren zu Beherrschern zu geben, wodurch das französische Cabinet der Nation so viele Kriege zugezogen hat, noch immer im Auge zu behalten. Allein der Congreß von Buenos Ayres verwarf (3 Nov. 1819) jenen Plan, und England ward davon unterrichtet. — Kürzlich hat in Paris ein im Solde der Ultras stehender Schriftsteller, Robert, eine Schmähschrift auf Decazes herausgegeben: l'homme des Gibeaux (Name eines Landgutes des Herzogs), die bloß die gegen den Exminister in Umlauf ge-

Wie lange diese Männer, die das gegenwärtige französische Staatsministerium bilden, auf die Leitung der innern und äußern Angelegenheiten Frankreichs noch Einfluß haben werden, läßt sich bei der feindseligen Stellung der verschiedenen Parteien an dem französischen Hofe, in den Kammern und in der Nation selbst, nicht voraussehen. Nur so viel ist gewiß, schreitet das ministerielle System auf der Bahn des strengen Royalismus noch weiter fort, als es während der Session von 1819 dieß gethan hat, und will es in der That, wie man ihm Schuld gibt, die Grundsätze der reinen Monarchie, nebst den Vorrechten gewisser Classen, unter der Mitwirkung bekehrungssüchtiger Priester, wieder herstellen, so wird das Herz der Nation sich mit dem Hause Bourbon nie versöhnen. Nichts als die Charte und ihre treue Befolgung vermag jetzt noch das Ganze zusammenzuhalten. In beiden Fällen wird die Zeit, in welcher Decazes und Richelieu an der Spitze der Verwaltung standen, eine der wichtigsten bleiben, um die künftige constitutionelle — oder anticonstitutionelle — Ausbildung der französischen Monarchie in der ersten Entwickelung ihrer Formen und ihres Geistes kennen zu lernen.*)

---

setzten Verläumdungen wiederholt, und sich als den Vorläufer der Schrift des Herrn Clauzel de Coussergues ankündigt, in welcher dieser Deputirte seine, von ihm zurückgenommene Anklage zu rechtfertigen suchen will.

*) Wir haben das öffentliche Leben der französischen Staatsminister, so weit es der durch vielseitige und einander widersprechende Ansichten allemal beschränkte, niedrige Standpunkt der Gegenwart zuließ, in diesem biographischen Archiv der Zeitgeschichte, nach den uns bekannt gewordenen Nachrichten, unparteiisch darzustellen uns bemüht, und dabei nicht bloß die Biographie des hommes vivans, und Julliau's Galérie de nos Contemporains, sondern auch Lesur's Annuaire historique, die Minerve, den Constitutionnel, die Lettres Normandes, die Bibliothèque historique, Fiévée's Correspondance, den Moniteur und die Correspondenzartikel in der Allgemeinen Zeitung, mithin die Aussagen beider Parteien verglichen; außer mehrern andern, bereits angeführten Flugschriften, nennen wir noch insbesondre: die von der Pariser Polizei mit Beschlag belegte Schrift des Herrn de Pradt: de l'Affaire de la Loi des élections; — Sur la loi d'élection, par St. Simon; — Du ministère de

Möge einſt die Nachwelt in dieſer leidenſchaftlich bewegten und von geheimen Feinden argliſtig bethörten Zeit der Wiederherſtellung eines legitimen und conſtitutionellen Thrones den redlichen Willen des Monarchen anerkennen, der nicht bloß die Charte gab und das, alle Stürme beſchwichtigende, königliche Wort: Eintracht und Vergeſſen! ausſprach, ſondern der auch beide Zuſagen aufrichtig, ernſt, beſonnen und feſt zu erfüllen ſich beſtrebt hat!

---

la guerre sous le maréchal St. Cyr; — Tableau de Paris dans les quinze premiers jours de Juin 1820; und l'Histoire de la première quinzaine de Juin 1820, par Raymondin de Bex (Bousquet-Deschamps). Verleger und Verfaſſer des letztern ſind von den Aſſiſen wegen des Inhalts dieſer Flugſchrift zu Gefängniß und Geldſtrafe verurtheilt worden.

Zeitgenossen.

Fünften Bandes

vierte Abtheilung.

Napoleon Buonaparte.

Nach Julian.

Nebst

einem Vorwort der Redaction.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorwort der Redaction.

In der Reihe der Darstellungen denkwürdiger Menschenleben, die seit dem von uns angenommenen Normaljahre 1789 hervorleuchteten, durfte das Lebensbild des ausgezeichneten Mannes nicht fehlen, der schon als „Universalerbe der französischen Revolution" — so nannte ihn treffend einer seiner entschlossensten und geistvollsten Feinde,*) — der Weltgeschichte angehört. Dennoch nahete schon der Schluß der ersten, unsern Lesern versprochenen Reihefolge biographischer Schilderungen, und immer noch hatten wir, harrend der Vervollständigung oder Läuterung der vorhandenen Materialien, Anstand genommen, diese Lücke in der Reihe unserer Lebensgemählde auszufüllen, als uns in der Galerie des Contemporains (Brüssel 1819. B. 7.), redigirt von Hrn. v. Jullian, ein

*) Der spanische General Palafox. Bekanntlich war es dieser jugendliche Held, der, am 25. Mai 1808 vom Volke zum Statthalter von Arragonien ernannt, am 31. d. dem Kaiser der Franzosen, Namens des spanischen Volkes den Krieg, und ihn und die Seinen für die Sicherheit der in seiner Gewalt befindlichen Mitglieder des königlichen Hauses für verantwortlich zu erklären wagte.

ausführlicher Artikel über Napoleon vorkam, der uns um so mehr geeignet schien, das Material zu einer unparteiischen Darstellung zu liefern, da der Herausgeber dieses biographischen Werkes, der, nach glaubhaften Nachrichten, selbst Verfasser dieses Artikels ist, Gelegenheit hatte, die französische Revolution und ihre hervorstechendsten Männer von allen Parteien aus der Nähe zu beobachten, ohne doch jemals von der kaiserlichen Regierung begünstigt zu seyn.*)

---

*) Nachstehende Hauptzüge der politischen und literarischen Laufbahn des Hrn. v. Jullian schienen diese unsere Muthmaßung zu rechtfertigen.

Entsprungen aus einer privilegirten Familie des südlichen Frankreichs, schloß er, als 18jähriger Jüngling, in der entscheidenden Epoche des Jahres 1791 der Person des constitutionellen Königs sich aus eignem Antriebe aufs innigste an, mußte nach der Catastrophe des Königthums durch die Flucht sein Leben retten, ward aber nach einjähriger Verborgenheit in der Umgebung von Versailles, durch die Revolutions-Comittée dieser Stadt ausgeforscht, und im October 1793 in den Kerker geworfen, aus welchem ihn nach dreizehnmonatlichen Todesschrecken die Thermidorialpartei befreite. Unter ihrer Aegide zeichnete sich der feurige Jüngling als einer der eifrigsten Gegner des Schreckenssystems aus, und zeigte sich im Jahre 1795 zweimal an der Spitze eines bewaffneten Haufens junger Leute vor den Schranken des Nationalconvents, um Rache auf die Häupter der Schreckensmänner, namentlich auf Billaud de Varennes und Collot d'Herbois, herabzurufen. Dafür denuncirte die Bergpartei durch Bourdon de l'Oise, — eingedenk der Gegenwart des Jünglings im Pallast der Tuilerien an den Tagen des 28. Februars 1791 und 10. Aug. 1792, — ihn als Dolchritter, und forderte seine Verhaftung; allein viertausend seiner Committenten wachten bewaffnet über seine Freiheit. Am 13. Vendemiaire (October 1795) focht er gegen die Sectionen von Paris, half 1796 als Civilcommissär die Unruhen in Marseille dämpfen, lehnte aber alle ihm vom Directorium angebotenen öffentlichen Aemter ab.

Im allgemeinen Vertrauen auf die Eignungen des Hrn. v. Jullian zum unparteiischen Biographen Napoleons, glaubten wir seinen Aufsatz über diesen Gegenstand um so zu-

---

Längst bekannt als gemäßigter Freiheitsfreund, zeichnete er sich 1797 aus durch eine energische Denkschrift zu Gunsten der Befreiung Lafayette's aus der österreichischen Kriegsgefangenschaft. Nach dem 18. Fructidor vor Gericht gestellt wegen angeschuldigter Theilnahme an der Bewirkung ungesetzlicher Ausstreichungen von der Emigranten-Liste, ward er einstimmig freigesprochen. Aber seine Anhänglichkeit an die Grundsätze wahrer Freiheit und die freimüthige Aeußerung seiner unwandelbaren Gesinnungen wurden unter der consularischen nnd kaiserlichen Regierung für ihn eine stete Quelle der Ungnade. Zweimal ward er auf Befehl des Kaisers verbannt. Zwar sehen wir ihn unter Fouché's Schutze 1809 als Escadronschef mit einer Mission beim Prinzen Pontecorvo, als damaliger Befehlshaber einer Abtheilung der Küstenarmee beauftragt; allein beim Sturz dieses Ministers bedroht mit der Einsperrung zu Vincennes, rettete Hr. v. J. mit Mühe durch freiwilliges Exil seine Freiheit. Nicht um ihn zu begünstigen, sondern um ihn weiter zu entfernen, ernannte man ihn im J. 1811 zum Generalinspector der vereinigten Rechte jenseits der Alpen, mit der Andeutung, nicht ohne kaiserliche Erlaubniß über die Alpen zurückzukehren. Im Jahr 1814 schloß er sich beim Einrücken der Alliirten in Italien an den König Joachim an, der ihn 1815 mit einer Sendung nach Paris beauftragte. Nach der Wiederherstellung der Bourbonen ward er verhaftet, und nach 10tägiger Gefangenschaft aus Paris verwiesen. Er reisete hierauf einige Monate in Deutschland, und siedelte sich dann in einem Landhause bei Brüssel an, wo er wenigstens noch im Sommer 1819, und, so viel wir wissen, auch jetzt noch den Wissenschaften lebte und sich hauptsächlich der Redaction der dem nachstehenden Artikel zum Grunde liegenden Galerie des Contemporains widmete.

versichtlicher zur Grundlage des folgenden Artikels wählen zu dürfen, da der Verfasser verspricht, seiner biographischen Skizze in der Folge nähere Entwickelungen nachzufügen, die wir in solchem Falle in einem folgenden Hefte nachzutragen und dadurch etwaige Mängel zu ergänzen hofften. Allein zu spät, um unsere Wahl ganz rückgängig machen zu können, fand es sich bei näherer Ansicht und Vergleichung mit andern glaubhaften Nachrichten, daß der Verfasser nicht selten sehr einseitig berichte, auch manche falsche Facta aufgenommen habe. Es hat zwar der deutsche Bearbeiter dieß zu berichtigen und auszugleichen gesucht; allein es ist die Pflicht der Redaction, zu gestehen, daß ihr dieß nicht hinreichend gelungen erscheint, daß sie daher diesen Artikel in keiner Hinsicht dem Ideal, welches sie bei diesem Unternehmen vor Augen hatte, auch nur annähernd gemäß hält, und sich deßhalb gegen die etwanige Strenge der Kritik glaubt verwahren zu müssen. In Hinsicht der Nachrichten des Verfassers über Buonaparte's Herkunft glauben wir unsre Leser auf die, seitdem erschienenen und mit allen Zeichen innerer Wahrscheinlichkeit versehenen vollständigeren Notizen in Ludwig Buonaparte's Documens historiques sur le Gouvernement de la Hollande, Th. 1. S. 32 u. ff. (Vergl. Hermes, VII. S. 53 u. ff. u. Lit. Wochenbl. Bd. 6. No. 48.) verweisen zu müssen.

Seine früheren Schriften sind: Memoire sur le midi; Paris, an IV. Fragmens historiques et politiques. Paris 1804. Souvenirs de ma vie. Paris et Londres 1815., und Considérations politiques sur les affaires de France et d'Italie, pendant les trois premières années du retablissement des Bourbons etc. Brüssel 1817. (ein schätzbares Werk voll neuer, wichtiger Materialien.)

Napoleon Buonaparte

ward zu Ajaccio auf der Insel Corsica am 15. August 1769 geboren. Carlo Buonaparte, sein Vater, aus einer Familie, welche nicht zu den corsicanischen zu gehören, sondern aus der kleinen Stadt San Miniato in Toscana, wo es wirklich seit mehreren Jahrhunderten Adeliche dieses Namens gab, herzustammen behauptete, war im Jahr 1778 einer der drei Deputirten des corsicanischen Adels, welche nach Versailles geschickt wurden, um von der seit zehn Jahren Frankreich unterworfenen Insel die Huldigung zu überbringen. *)

Der Charakter, welchen Napoleon Buonaparte in der Folge entfaltet hat, verrieth sich bereits in seinen ersten Lebensjahren. Auf die Neigung zum Studiren und einsamen Denken deuteten alle seine Gewohnheiten von frühester Jugend an hin. Schon in dieser Zeit konnte es seiner Mutter (den Vater verlor er sehr bald) nicht entgehen, daß er den strengeren Studien und den Militärübungen entschieden den Vorzug gab. Dieß bewog sie, den Grafen von Marbeuf, welcher nach der von der Republik Genua geschehenen Abtretung der Insel an Frankreich Gouverneur derselben geworden war, in ihr Interesse zu ziehen und um eine passende Unterbringung ihres Sohnes zu bitten. Durch seinen Einfluß erlangte es Marbeuf, daß der achtjährige Knabe 1777 in die Militärschule zu Brienne in der Champagne

*) Man vergl. hierüber die Einleitung. A. R.

aufgenommen ward. Sein Geisteshang und seine Neigungen bestimmten sich in dieser Schule vollends ganz, und seine Lehrer erkannten schon ziemlich klar, was man berechtigt sey, in der Zukunft von ihm zu erwarten. Er las eifrig die Lebensbeschreibungen des Plutarch, und vorzüglich die großen Männer Sparta's waren es, an deren Biographie sich seine Einbildungskraft weidete, und die er, wie es schien, sich als Vorbilder auserkohr. Die Spiele und Belustigungen seiner Mitschüler hatten nichts Anziehendes für ihn. Immer sah man ihn bei denselben sehr bald sich isolirend, einsiedlerisch, gedankenvoll, mit einem Buche in der Hand hinwegeilend und den Umgang mit sich selbst suchend. Er schien sogar studirt darauf auszugehen, den von ihm gewählten Vorbildern in der Manier des Ausdrucks immer ähnlicher zu werden. Er sprach immer am liebsten in der laconischen, sentenzartigen Manier, in der wir die Alten sich am liebsten ausdrücken sehen. Er gewöhnte sich so sehr an diese Manier, daß sie ihm wirklich zur andern Natur ward und daß er in seinem übrigen Leben derselben immer treu geblieben ist. Wir haben ihn im Jahre 1795 beobachtet, in einer Zeit, wo er ohne Anstellung und fast ohne die zum Existiren nöthigen Hülfsquellen war, wo das ganze Gewicht des Mißgeschicks auf ihm lastete und ihn niederdrückte, wo er zuverlässig weit davon entfernt war, sich das Spiel einer sehr glänzenden Rolle aufgehoben zu wähnen. Aber er war auch damals eben so. Man sah ihn gequält von seinem Verhängnisse, das ihn doch für die höchste Staffel irdischer Größe ausersah, aber sein Benehmen war ein solches, als beschäftige ihn bloß der Gedanke an seine zukünftige Laufbahn. Ein Charakter dieser Art war nicht sehr geeignet, in den schönen Wissenschaften, in den Sprachstudien und in den Gesellschafts- und Anmuthskünsten Fortschritte zu machen. Auf diese hat er auch in der Folge — ob er gleich zuweilen Schätzung derselben affectirte — stets nur einen sehr geringen Werth gelegt, und selbst hat er es nie zu einiger Auszeichnung darin gebracht. Unter den Lücken in seiner Bildung ist es z. B. eine auffallende, daß er von den Grundregeln der französischen Sprachlehre wenig gefaßt hat, ja daß er, ein Italiener, selbst von der italienischen Grammatik zu keiner viel besseren Kenntniß gekommen ist. Denn incorrect (obgleich nicht ganz so incorrect

wie das Französische) spricht und schreibt er auch seine Muttersprache. Schon in der früheren Periode seines Lebens entfuhren ihm genialе Worte, Repliken und Geistesblitze, welche zuweilen seine Lehrer in Erstaunen setzten. Einen unter ihnen bewogen diese laconischen Geistesäußerungen, auf der Liste der Zöglinge, die von der Militärschule jährlich eingeschickt werden mußte, bei Buonaparte's Namen folgendermaßen sich auszudrücken: „Corse de nation et de caractère; ce jeune homme ira loin, s'il est favorisé par les circonstances." („Corse von Geburt und von Charakter; dieser junge Mann wird sich sehr hervorthun, wenn die Umstände ihn begünstigen.") 1784 traf ihn die Reihe der Promotion mit, welche Zöglinge aus Brienne in die Pariser Militärschule versetzte, und er mußte 1785 über alle Theile der Artilleriewissenschaft scharfe Examina bestehen. Diese Prüfungen waren von sehr glänzendem Resultat für ihn, und unmittelbar darauf folgte seine Erhebung zu einer Sous-lieutenantsstelle im Artillerieregiment de la Fère, welches damals in Grenoble in Garnison lag. Kurz zuvor, ehe er dahin abging, ward durch eine Aeußerung seiner Sonderbarkeit schon ein Paar Tage lang die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt. Blanchard hatte ein aërostatisches Experiment angekündigt, welches auf dem Marsfelde gemacht, und in welchem, nach dem Vorgange der Aerostaten Charles und Robert und mehrerer Nachahmer ihrer Kühnheit, meine jener Luftreisen gewagt werden sollte, die seitdem so gemein geworden sind, damals aber noch durch den Reiz der Neuheit das Publicum ganz außerordentlich beschäftigten und anzogen. Buonaparte hatte gegen seine Mitschüler einen lebhaften Wunsch geäußert, daß er die Gefahr und den Ruhm dieser Luftreise theilen dürfe. Die Zöglinge der Militärschule hatten die Erlaubniß erhalten, den Luftschiffer aufsteigen zu sehen, und Buonaparte stand vom Ballon, in welchem aufgestiegen werden sollte, in sehr geringer Ferne gerade in dem Augenblicke, als man einen andern, sehr kleinen, um die Richtung des Windes zu erforschen, vorläufig aufsteigen ließ. Bei diesem Anblicke erwachte aufs neue Buonaparte's ganze Sehnsucht nach einer Luftfahrt. In seiner Exaltation sprang er sogleich in den Raum, wo die Vorbereitun-

gen gemacht wurden, hinein, ging zu Blanchard, und eröffnete diesem seinen Entschluß, mitzureisen. Die dem Orte des Experiments nahe stehenden Zuschauer lachten über die tolle Hartnäckigkeit dieses jungen Menschen, der auch bei Blanchard's Weigerung fortfuhr, ihn zu bestürmen, und davon nicht eher abließ, als bis die Lehrer selbst herbeikamen und ihm kategorisch befahlen, sogleich diesen Gedanken aufzugeben. Dieß (später bezweifelte und doch vollkommen richtige) Geschichtchen *) ward ein Paar Tage lang überall erzählt, und überall hörte man dabei das Urtheil, dieser junge Mensch werde gewiß dereinst eine außerordentliche Energie des Charakters zeigen. Wer hätte sich aber damals träumen lassen können von einem Emporkommen, wie das, welches das Schicksal zehn Jahre später ihm beschied? — Buonaparte befand sich, als er vierzehn Jahre alt war, einmal in einem Gesellschaftszirkel, wo Jemand begeistert von der Heldengröße des Marschalls Türenne sprach. Eine Dame äußerte dagegen: „Gewiß war er ein großer Mann, er würde mir aber noch mehr gefallen, wenn er nicht sengend und brennend die Pfalz verheert hätte!“ — „Was ist das weiter,“ erwiederte Buonaparte hastig, „wenn die Feuersbrunst zur Erreichung des Zwecks diente?“

Bald verkündigten mehrere Symptome den Ausbruch der Revolution. In dieser Zeit schwatzte er einmal vertraulich mit seinem Capitän, und dieser äußerte Besorgnisse über die Wendung, welche die schon sehr finster aussehenden Ereignisse nehmen könnten. Buonaparte, eben zur Offenherzigkeit gestimmt, sagte: „Man muß doch sehen! Die Revolutionszeiten sind gute Zeiten für Militärs, die Verstand und Muth haben!“ Er scheint einige Tage überlegt und geschwankt zu haben, welche Partei er ergreifen solle, aber die Aussicht auf eine glänzende Laufbahn erhitzte seine Einbildungskraft und schlug alle Zweifel nieder. Nachdem er einmal gewählt hatte,

*) Ohnerachtet der Vf. dieses Geschichtchen für vollkommen richtig erklärt, so findet sich dafür doch nirgends eine genügende historische Nachweisung. d. Red.

blickte er nicht mehr hinter sich. „Wenn ich Feldmarschall gewesen wäre," hat man ihn später sagen hören, „so würde ich die Partei des Hofes genommen haben, aber als bloßer Souslieutenant und ohne Vermögen mußte ich mich in die Revolution werfen!"

Zu Anfange des Jahres 1790 reiste er mit dem berühmten General Paoli nach Corsica zurück und brachte, unter Paoli's Befehlen stehend, drei Jahre dort zu. Er widmete seine Zeit fast ganz dem Studiren und machte sich mit der Theorie der Militärwissenschaften vertraut. Unter allen Umständen, wo er seine Grundsätze und Meinungen aussprach, zeigte er sich als enthusiastischen Freund der republicanischen Freiheit. Als die Corsicaner sich ebenfalls in Parteien theilten, sprach Buonaparte, der lange Zeit Paoli ergeben gewesen war, sich mit Energie zu Gunsten des französischen Interesse aus gegen diesen General, der damals auf der Insel allmächtig war. Durch Englands Einfluß und Truppen ward Paoli fast unumschränkter Herr auf der Insel. Ein besonderes Decret von ihm erschien 1793 gegen Buonaparte, und nöthigte diesen, Corsica zu verlassen. Er flüchtete mit seiner zahlreichen Familie, welche Alles verloren hatte, in die Provence und wählte für sie den Aufenthalt zu Marseille, wo sie fast bloß von den Geldunterstützungen lebte, welche die französische Republik den wegen der Anhänglichkeit an sie verbannten Corsicanern bewilligt hatte. Er selbst ging zu seinem Artillerieregimente, bei welchem er damals Lieutenant war.

Diese Zeit war die Periode, wo die Bergpartei gegen die Girondisten wüthete. Nach dem bekannten Ereignisse am 31sten Mai war in sehr vielen Departementen eine edle Entrüstung allgemein geworden, welche für das an jenem Tage an der Nationalrepräsentation verübte Attentat Rache heischte. Die Bergpartei schickte von allen Seiten Truppen, an deren Spitze aus ihrem eigenen Schoße gewählte Commissarien standen, um die wahren Freunde der Republick, welche gegen die seit Kurzem triumphirende blutdürstige Faction sich bewaffnet hatten und von dieser mit dem gehässigen Namen der Föderalisten bezeichnet wurden, zu bekämpfen und zu vernichten. An diese großherzigen Republicaner schlossen sich damals

die Royaliſten an, welche, unter der Monarchie eine legitime Partei, ſeitdem die Republik proclamirt war, nur als eine ſtrafbare Faction betrachtet werden mußten. Dieſe Partei lieh den Republicanern eine Stütze, durch welche ſie ihr eigenes Erſtarken zu gewinnen hoffte, und war entſchloſſen, dann ſelbſt dieſe Republicaner ſich aus dem Wege zu ſchaffen. Sie wartete nur darauf, daß ihre Intereſſen und ihre Streitkräfte erſt in innigere Verbindung mit denen der andern europäiſchen Mächte kämen, und obgleich ſich die Miene gebend, als vertheidige ſie nur die Integrität der Nationalrepräſentation gegen ihre Unterdrücker, bereitete ſie doch ſchon damals den ſo edeln und legitimen Widerſtand der unglücklichen Stadt Lyon, zugleich aber auch jenen Verrath vor, welcher in derſelben Epoche (im Auguſt 1793) den Hafen von Toulon den ſpaniſchen und brittiſchen Eskadern öffnete.

Buonaparte ward zum Secondcapitän bei'm vierten Artillerieregiment ernannt und dann bei der Armee, welche unter General Kellermann's Befehlen Lyon belagerte, beſchäftigt, worauf man ihn zu jener verſetzte, die gegen Toulon vorrückte. Die Bergpartei hatte jetzt in allen Departementen des mittäglichen Frankreichs ihre Herrſchaft feſt gegründet und tyranniſirte ſie. Salicetti, Deputirter von Corſica, einer der Proconſuln *), welche zu ihrer Befeſtigung am meiſten beigetragen hatten, war ſtets ein treuer Freund des Hauſes Buonaparte geweſen; von ihm ward Buonaparte ſeinem Mitcommiſſär Barras vorgeſtellt, dem er ihn mit der Verſicherung empfahl, daß der junge Mann von reinem Enthuſiasmus für die republicaniſche Sache glühe. Der Empfohlene ward nun bei der Artillerie eine Stufe höher gehoben, und ſein Bruder Joſeph, der an den Commissaire ordonnateur Eyſſautier empfohlen war, ward zum Kriegscommiſſär ernannt, Lucian hingegen erhielt einen Verwalterpoſten bei der Armee der Küſtenalpen. So glanzlos waren die Anfänge jener Familie von Köni-

*) Dieſer Commiſſarien, deren Anzahl vom Wohlfahrtsausſchuſſe nach Belieben vermehrt und vermindert ward, waren damals fünf: Barras, Fréron, Robespierre der Jüngere, Salicetti und Ricord.

gen, welche nach Verlauf weniger Jahre durch die von ihr erschwungene Höhe die Welt in Erstaunen setzen, sie mit ihrem Ruhme erfüllen, und dann durch ihren Sturz allen Souveränen, welche ihre Throne auf eine festere und dauerhaftere Basis, als die Freiheit der Völker und achtende Anerkennung ihrer Rechte, gründen zu können vermeinen, eine so warnende Lehre geben sollte!

Während der Belagerung von Toulon ward Buonaparte zum Bataillonschef ernannt und mit einem Commando bei der Artillerie beauftragt. Er entfaltete allmählig ein Militärtalent, eine Thätigkeit und einen Muth, welche die Aufmerksamkeit der Commissarien des Convents immer mehr auf ihn hefteten. Als er einst in Barras Gesellschaft die Batterien durchging, wollte letzterer über die Lage einer derselben tadelnde Bemerkungen machen. Buonaparte erblödete sich nicht, ihn damit zurückzuweisen. „Bekümmern Sie sich um Ihr Repräsentanten-Geschäft," sagte er ihm, „und mich lassen Sie in meinem Artilleristen-Geschäft! Diese Batterie wird hier bleiben, ich hafte für ihre Nützlichkeit mit meinem Kopfe!" Der Conventscommissär erzürnte sich über diese dreiste Familiarität nicht im Mindesten, vielmehr erhöhte sie seine Meinung von Buonaparte, und er und seine Collegen erwählten diesen nach der Belagerung zu dem schwierigen und gefahrvollen Geschäfte, Corsica der französischen Republic wieder zu unterwerfen. Nachdem er fruchtlose Versuche gemacht hatte, sich der Stadt Ajaccio zu bemeistern, kehrte er nach der Provence zurück und landete zu Marseille. Er war glühender Republicaner, aber damals von keinem andern Ehrgeiz besessen, — konnte es auch von keinem anderen seyn, — als dem, sich zu den höheren Militärposten emporzuschwingen. In jener Zeit schrieb er, als eben die Nachricht von den Ereignissen des 9. und 10. Thermidor sich schnell in ganz Frankreich verbreitet hatte, an den General Tilly: „Du hast ohne Zweifel den Tod Robespierre's erfahren. Er thut mir recht Leid, aber ich hätte ihn, und wäre er mein Vater gewesen, selbst ermordet, wenn ich gewußt hätte, daß er unser Alleinherrscher seyn wolle!" („Tu auras sûrement appris la mort de Robespierre. J'en suis fâché; mais, eût-il été mon père, je l'eusse poignardé

moi-même, si j'avais su, qu'il aspirât à la tyrannie.“)

Seine Anstellung bei der Artillerie wurde während Aubry im Wohlfahrtsausschusse mit der Kriegssection beauftragt war, zurückgenommen, und man stellte ihn mit demselben Officiergrade bei der Westarmee an. Diese Versetzung von der Artillerie zu den Linientruppen war ihm äußerst empfindlich. Er ließ sich von den damals in Marseille befindlichen Repräsentanten, Poultier und Beffroi, Urlaub zu einer Reise nach Paris geben und bat um seine Wiedereinsetzung in seinen vorigen Waffendienst. Allein trotz des großen Ansehens, in welchem damals seine Beschützer Barras und Fréron standen, und den wiederholten Schritten, welche sie ihm zu Liebe thaten, war doch Aubry's Einwilligung nicht zu erlangen, der viel zu sehr gegen ihn eingenommen war und ihn bei der Artillerie nicht wieder angestellt sehen wollte. Wir haben geglaubt, über diesen Umstand in Buonaparte's Leben uns mit einiger Ausführlichkeit verbreiten zu müssen, weil er von allen Schriftstellern, welche bis auf den heutigen Tag seine Geschichte zu schreiben versucht haben, durchaus mißverstanden und entstellt worden ist*).

Buonaparte's pecuniäre Hülfsquellen minderten sich indeß von Tage zu Tage. Er hatte seinen Mittagstisch damals gewöhnlich im Palais Royal bei den sogenannten Provenzalischen Brüdern, (frères Provenceaux,) deren Etablissement noch jetzt (1819) besteht. Mehrere Male mußten seine Freunde ihm mit Gelde zu Hülfe kommen. Er hatte nur erst in sehr wenigen Familien Zutritt. Doch fand er bei der berühmten Madame Tallien, jetzigen Prinzessin de Chimay, stets ungemein viel Gastfreundlichkeit, wofür er sich aber, obgleich er für dieses schöne Weib eine lange Zeit sich von einem weit innigern als dem bloßen Freundschaftsgefühle erwärmt gefühlt hatte, in der Folge keinesweges sehr dankbar zeigte. Von der Regierung mit seinen

*) Man vergleiche darüber unsere Einleitung. D. Red.

Gesuchen abgewiesen, und nur in einer fernen Zukunft die Möglichkeit sehend, daß er wieder in den Artilleriedienst eintreten werde, bat er jetzt um die Erlaubniß, Frankreich ganz verlassen zu dürfen, um in der Türkei Dienste zu nehmen. Doch nun änderte sich für ihn der Horizont. Es erschienen die Decrete vom 5. und 13. Fructidor des Jahres III. (22. und 30. August 1795), welche die Organisation des constitutionellen, gesetzgebenden Körpers und insbesondere die Wiederbewaffnung der unter dem Namen der Terroristen bekannten Individuen zum Gegenstande hatten. Diese Decrete brachten Spaltung unter die Einwohner der Hauptstadt und allmählig einen Theil derselben zu dem Entschluße, die Waffen gegen den Nationalconvent zu ergreifen. Aufgeregt und geleitet durch die geheimen Agenten der royalistischen Partei, die es mit rastloser Geschäftigkeit betrieb, Spaltung unter die Bürger zu bringen und sie ihrer Sache dienstbar zu machen, hatte die Pariser Gemeinde in den ersten Tagen des Vendemiaire des Jahres 4 (September und October 1795) eben offenen Rebellenkrieg begonnen, und war schon im Begriff, von mehren Puncten aus gegen den Nationalconvent sich in Marsch zu setzen. Allein vom General Menou verrathen, oder wenigstens ziemlich im Stiche gelassen, sah der Convent sich genöthigt, mit dem Obercommando über die, in sehr geringer Zahl in den Umgebungen der Hauptstadt versammelten, republicanischen Truppen Barras zu beauftragen, der schon am 9. Thermidor die bewaffnete Macht geleitet hatte. Barras bat sogleich, daß man ihm erlauben möge, sich Buonaparte'n beizugesellen, und diese Erlaubniß erhielt er. Sofort verrichtete Buonaparte die Functionen eines Brigadenerals und machte die allerpassendsten Dispositionen. Er brachte mehrere Stücken Geschütz auf die der Conventsversammlung nahen Puncte, welcher sich zu bemeistern die Rebellen ernsthafte Anstalt machten, und zerstreute diese durch einige Kanonenschüsse. Für eine so wichtige Dienstleistung ward er durch Ernennung zum Obergeneral der Armee des Innern belohnt. Dadurch in Stand gesetzt, sich weit bemerkbarer zu machen, als er es früher gekonnt hatte, verschaffte er schnell seinem Namen Glanz und die durch die Constitution des Jahres III. eingesetzte Directorialregierung gab ihm bei allen Gelegenheiten Beweise von Vertrauen und Achtung.

Endlich im Ventose des Jahres IV. (Februar und März 1796) geschah der bedeutendste Schritt, der ihn in die Bahn des Glücks brachte. Die junge Wittwe des guillotinirten Vicomte de Beauharnais, Josephine de la Pagerie, mit welcher er in den Zirkeln seines Gönners Barras bekannt geworden war, gab ihm ihre Hand, und mit dieser schätzbaren Hand erhielt er zugleich das Obercommando bei der italienischen Armee, welches man eben Scherer'n abgenommen hatte, und welches von zwei Directoren zugleich für ihn erbeten ward, nämlich von Barras und Carnot, welche beide er mit schlauer Gewandtheit zu überzeugen gewußt hatte, daß er ganz in ihrem Interesse, und in dem des Einen so sehr wie in dem des Andern sey. Wenigstens weiß man, daß Beide sich damit brüsteten, ihn ernannt zu haben, als bald hernach die Siege des jungen Generals Aufsehen machten, und eine solche Wahl sie ehrte. Der Schwung von Buonaparte's Hoffnungen ward mit seiner neuen Lage nun auch plötzlich so sehr gesteigert, daß er bald darauf einem Freunde, der ihn beglückwünschte und über die bei solcher Jugend auf ihn gefallene Wahl zum Armeebefehlshaber sein Erstaunen äußerte, die stolze lakonische Antwort gab: „J'en reviendrai vieux!"

Josephinen angetraut und voll von Ahnungen seiner glänzenden Zukunft reiste er am 21. März 1796 von Paris ab. Die Unternehmung, die italienische Armee zu commandiren, war groß und gefahrvoll. Zu Generalen hatte sie Männer, die schon berühmt waren, übrigens litt sie Mangel an Allem, und die Muthlosigkeit war in ihr auf's Aeußerste gestiegen.

Am 28. März traf er in Marseille ein. Hier sagte er zu einem der Commissarien des mittäglichen Frankreichs, der am folgenden Tage nach Paris abreisen wollte, die Worte: „Vor Ablauf eines Monats werdet ihr hören, daß ich todt bin, oder daß die österreichische Armee auf der Flucht ist." Bedeutungsvolle Worte, und noch bedeutungsvoller durch den Inspirationston, in welchem er sie sagte! Kaum 26 Jahr alt, bei den Linientruppen ein Neuling, der noch nie ein einziges Bataillon commandirt hatte, der noch nie in einer wirklichen Schlacht gewesen war, wie konnte er erwarten, daß durch

Waffenthaten längst berühmte und mit edlen Narben bedeckte Generale ihm die Kühnheit, mit welcher er diese Oberbefehlshaberstelle gesucht, und das Glück, mit welchem er sie erlangt hatte, verzeihen würden? Er müßte Wunder thun, wenn es ihm verziehen werden sollte!

Aber sein Genie und sein Glück ließen sie ihn auch thun. Kaum war er in Nizza angelangt, wo er sich nun anschickte, mit einer Armee ohne Mannszucht, ohne Lebensmittel, ohne Munition, ja fast ohne Kleidung, ein ansehnliches, in seine Stärke vertrauensvolles, durch die letzten Niederlagen der Franzosen ermuthigtes, mit Allem versehenes und den Krieg in seinem eigenen Lande führende Feindesheer anzugreifen, als er mit einer soldatischen Begeisterung, in welcher er zuweilen beredt war, wie der große Feldherr der Carthaginenser, ausrief: „Cameraden! In diesen Felsen leidet ihr Mangel an Allem. Werft eure Blicke auf die reichen Ebenen, die zu euren Füßen liegen! Sie gehören uns. Auf, laßt uns von ihnen Besitz nehmen!“ Die anzugreifende Armee bestand aus Oesterreichern, Sardiniern und Neapolitanern, und war 60,000 Mann stark. Commandirt ward sie vom Freiherrn von Beaulieu. Die Anfänge dieses Feldzugs übertrafen Alles, was von Kriegsglück und Militärruhm eine schwärmende Einbildungskraft sich träumen lassen kann. Der Begeisterungsrausch der französischen Armee nach solchem Glück war übermäßig, eben so übermäßig, wie das Schrecken, welches der Feinde sich bemächtigt hatte. Am 11. 15. 17. 21. und 22. April 1796 ward die österreichische Armee in den Gefechten bei Montenotte, Millesimo, Dego, Vico, Mondovi geschlagen und der Gewinn dieser bedeutenden Gefechte war für die Franzosen die Einnahme der Festungen Coni, Tortona und la Ceva. Hauptsächlich im Gefechte bei Millesimo gelangen Buonaparte die geschicktesten Combinationen. Ein feindliches Corps ward tournirt und durch schnelle Manoeuvres umzingelt. Aus dem Tanaro-Thale sodann debouschirend und den durch Theilung ihrer Streitkräfte von den Feinden begangenen Fehler sich zu Nutze machend, bewirkte er eine völlige Trennung der Sardinier von den Oesterreichern und machte den Obergeneral Provera zum Gefangenen, den er nach Genua an den französi-

schen Gesandten Faypoult schickte. Der König von Sardinien, nach Verlust der Schlacht bei Mondovi alleinstehend und hülflos, unterzeichnete eine Capitulation in seiner Hauptstadt und die österreichische Armee, die nun keinen andern Verbündeten als den König von Neapel hatte, konnte den Uebergang über den Po und über die Adda nun nicht wehren. Der Uebergang über den letztern Fluß geschah bei Lodi, und am 10. Mai folgte auf ihn die berühmte Schlacht, welche von Lodi den Namen hat, und welche von glänzenderem Effect und wichtigern Folgen war als alle vorhergegangenen, indem sie der französischen Armee den Besitz der ganzen Lombardei sicherte.

Schon am 6. Mai hatte Buonaparte an's Directorium geschrieben und gebeten, daß man ihm in sein Hauptquartier Künstler und Kunstverständige schicke, durch welche er die Kunstwerke, die als erobertes Gut in französische Hände kommen würden, sammeln lassen könne. Diese große Idee ist eine von denen, welche seinen Namen den Franzosen am meisten empfohlen haben.

Am 15. Mai erfolgte die Uebergabe von Mailand. Seine Gegenwart dämpfte einen in dieser Stadt eben ausgebrochenen Aufruhr. Er vervollständigte seine Eroberungen durch die Einnahme des Schlosses, welche am 29. Junius gelang. Ueberall zeigte er sich als Beschützer der öffentlichen Ruhe, der Personen- und Eigenthumssicherheit, der Wissenschaften und der Künste.

Sein unabläßiges Siegen, sein glückliches Gründen der französischen Herrschaft in Italien geschah dennoch nicht ohne Bekämpfung hartnäckigen Widerstandes. Insurrectionen waren in Binasco, Pavia, Lugo ausgebrochen. Ihre Unterdrückung geschah mit einer fast grausamen Strenge, die aber nöthig war. Als er am 29. Julius die Nachricht erhielt, daß starke Colonnen, welche ihre Richtung nach Solo, Brescia und Cassano hatten, gegen ihn vordrängen, zog er schnell seine Truppen zusammen, marschirte ihnen entgegen, versicherte sich seiner Positionen durch kluge Manoeuvres und griff diese Colonnen an. Er schlug sie am 3. August bei Lonado. An demselben Tage zwang er an der Spitze

von 1200 Mann eine vom General Wurmſer commandirte 4000 Mann ſtarke Colonne, die Waffen niederzulegen. Zwei Tage ſpäter, den 5. Auguſt, trug er über denſelben General bei Caſtiglione jenen glänzenden Sieg davon, deſſen Ruhm General Augereau mit ihm theilte. Dieſe fünf erſten Tage des Auguſt hatten den Oeſterreichern wenigſtens 20,000 Menſchen an Todten und Gefangenen gekoſtet und die franzöſiſche Armee nannte daher dieſe verſchiedenen Gefechte zuſammen gewöhnlich nur den Feldzug von fünf Tagen. Am 7. Auguſt gingen mehrere Diviſionen ein zweites Mal über den Mincio. Am 4. September lieferte er mit den unter ſeinen Befehlen ſtehenden Generalen Maſſena und Augereau die Schlacht bei Roveredo, die eine der glorreichſten dieſes Feldzuges war und in der Geſchichte ohne Beiſpiel iſt. Am 7. September focht er bei Covello, ging dann über die Kanäle der Brenta, ſchloß im Namen der Republik einen Waffenſtillſtand mit Baiern, und gewann am 8. September die Schlacht bei Baſſano. In Folge einer Menge anderer darauf folgender Gefechte, wo er ohne Ausnahme Sieger war, ließ er endlich am 5. November 1796 den Herzog von Parma einen Vertrag unterzeichnen, durch welchen dieſer Fürſt ſich anheiſchig machte, den franzöſiſchen Truppen freien Durchzug durch ſeine Staaten zu geſtatten. Zehn Tage ſpäter, am 15. November, lieferte er beim Dorfe Arcole die Schlacht dieſes Namens, welche drei Tage dauerte, und in welcher ſeine drei Lieutenants Maſſena, Augereau und Lannes durch ihre Erfahrung, ihre Talente und ihre Unerſchrockenheit ihm mächtiger Beiſtand waren. Augereau ergriff in dieſer Schlacht eine Fahne, ging tollkühn mit ihr, ſeine Grenadiere zur Nachfolge auffordernd, bis auf die Mitte der Brücke vor die Fronte des Feindes und blieb mehrere Minuten lang, dem ſchrecklichſten Musketenfeuer ausgeſetzt, dort ſtehen. Aber dieſes Feuer war ſo lebhaft und ſo gut unterhalten, daß die Pelotons, wie ſie auf der Brücke vordrangen, faſt augenblicklich, wenn ſie in den Bereich der Kugeln kamen, hinſanken. Auf einmal eilte, von ſeinem Generalſtabe umgeben, Buonaparte hinzu, ſtellte ſich an die Spitze der Colonne und rief: „Soldaten, ſeyd ihr nicht mehr die Krieger von Lodi? Wo iſt jene Unerſchrockenheit, von welcher ihr ſo viele Beweiſe gabt?“ Mit dieſen Worten

ſtieg er vom Pferde, ergriff nach Augereau's Beiſpiel ebenfalls eine Fahne, ſtellte ſich an die Spitze jener Braven und drang auf der Brücke vor, wobei nun ſo viele ſeiner Krieger, als der ſchmale Raum der Brücke faſſen konnte, ſich hinter ihm herdrängten. Unter ihnen ward Lannes bemerkt, ſchon ſo verwundet, daß er kaum ſich aufrecht zu erhalten vermochte. Nur durch ſolche Anſtrengungen war es den Franzoſen hier möglich, den Sieg zu erzwingen. Buonaparte verdankte das Glück, in dieſem Gefechte nicht ſelbſt mit zu fallen, der Berufstreue des Generaladjutanten Belliard und einiger Officiere des Generalſtabes, welche unabläſſig ihn deckten, und von denen mehrere über dieſem Beſtreben als Opfer fielen und zu ſeinen Füßen hingeſtreckt wurden.

Indeß, die Schlacht bei Arcole, welche über das Schickſal Italiens entſchied, vermochte dennoch nicht, die Oeſterreicher zur Beendigung eines Kampfes zu bewegen, welchem ſie nicht mehr gewachſen waren. Am 15. Jan. 1797 ward ihre Armee unter des Generals Alvinzi Ober-Commando, der dabei ſelbſt nur mit genauer Noth ſich rettete, bei Rivoli auf's Haupt geſchlagen. Zwar ſammelten die Trümmer dieſer Armee ſich wieder und verſuchten, ſich in Mantua hineinzuwerfen, allein in den Gefechten, die ſie am 15. und 16. Januar bei Saint Georges und la Favorite lieferten, wurden ſie wiederum geſchlagen, und der General Provera ward zum zweiten Male Kriegsgefangener. In dieſen beiden Gefechten mußten 7000 Mann die Waffen niederlegen und eine unermeßliche Beute fiel in die Hände der franzöſiſchen Armee.

Am 12. Februar ließ der Papſt Pius VI. den General Buonaparte, deſſen Truppen nun auch in Romagna, Bologna, Mark Ancona, Ferrara und Urbino eingedrungen waren, um Frieden bitten, und am 19ten deſſelben Monats ward zu Tolentino mit dem heiligen Stuhle ein Vertrag geſchloſſen, durch welchen der Papſt ſeinen Anſprüchen auf Venaiſſin entſagte, den ſeit zehn Tagen von den Franzoſen occupirten Theil des Kirchenſtaats an Frankreich für immer abtrat, die franzöſiſche Schule zu Rom wiederherſtellte und

dreizehn Millionen in Silber oder kostbaren Effecten an Frankreich bezahlte.

Am 26. Februar schickte Buonaparte dem gesetzgebenden Körper in Frankreich die Trophäen, die in der von Wurmser am 1. und 2. Februar geräumten Festung Mantua erobert worden waren. Am 16. März ging er über den Tagliamento, lieferte dem Erzherzog Carl eine Schlacht und trug einen vollständigen Sieg über ihn davon, welcher das ganze venetianische Gebiet in die Gewalt der Franzosen gab, und ihnen den Paß durch Tyrol öffnete.

Am 20. März waren die Franzosen siegreich in den Gefechten im Lavis, bei Tramin und bei Clausen. Am 23sten desselben Monats hatten sie Triest inne. Am 25sten erkämpften sie neue Vortheile bei Tarvis und la Chiusa. Am 29. unterwarfen sich den französischen Waffen Venedig, Ober- und Unter-Kärnthen und das ganze Tyrol. Von jetzt an hörte Buonaparte's Armee schon auf, mehr als bloß dem Scheine nach die Befehle des Directoriums zu respectiren. Er verschmähte es von nun an, einem andern politischen Impuls nachzugeben, als dem, welchen er aus seinem eigenen Innern erhielt. Nun erkannte er keine andern Feldzugspläne mehr an, als die, welche ihm selbst von den Umständen und seinem eigenen Ehrgeize eingegeben wurden. Gewissermaßen war es schon weiter nichts, als bloße Form, daß er mit fernerem Briefschreiben an das Directorium noch sich befaßte. Das Directorium mochte das seltsame Verhältniß, in welchem es zu diesem jungen Helden stand, wohl richtig beurtheilen. Allein es hatte eben jetzt ganz andere Noth, die ihm noch näher auf den Leib rückte. Die royalistische Faction gewann in Frankreich mit jedem Tage einen größern Wirkungskreis und ward in den Räthen auf eine furchtbare Weise imponirend. Das Directorium zog es daher einer Entzweiung mit Buonaparte weit vor, sich selbst seine Ohnmacht und Demüthigung zu verhehlen, und der Sicherheit zu Liebe den Hochmuth fahren zu lassen, mithin eine Stütze, die — wie es mit Buonaparte immer noch der Fall war — ihm selbst nun von einem Tage zum andern immer unentbehrlicher

werden konnte, ſich zu erhalten. Thorheit ſchien es ihm, jetzt zwiſchen ſich und Buonaparte einen Prärogativ- und Auctoritätswettſtreit zum Daſeyn kommen zu laſſen, der doch unvermeidlich Buonaparte's Uebergang zu den Feinden des Directoriums zur Folge gehabt haben, mithin höchſt wahrſcheinlich auch der Anlaß unheilbarer Spaltung und Zerrüttung geworden ſeyn würde, woraus eine gänzliche Umgeſtaltung der Republik hervorgehen konnte. Eine ſolche Befürchtung war um ſo minder grundlos, als das Directorium ſogar ſchon Nachrichten hatte, daß die Feinde deſſelben durch die Mittelsperſon Carnot dem General Buonaparte Frieden vermittelnde Vorſchläge thun laſſen, ja ſogar Beweiſe da waren, wie weiter unten noch klarer erhellen wird, daß Buonaparte nicht allezeit ſolchen Vorſchlägen ſein Ohr verſchloß.

In ſolchem Verhältniſſe ſtanden das Directorium und Buonaparte zu einander, als unverhofft am 31. März 1797 letzterer, der nun nach ſo vielen glänzenden und höchſt entſcheidenden Erfolgen, mit welchen ſeit Eröffnung des Feldzugs alle ſeine Unternehmungen gekrönt worden waren, einmal Abwechslung wünſchte, den Erzherzog Carl einlud, ſich mit ihm zu verbinden, um der Geißel des Krieges endlich Einhalt zu thun. Sehr bald nach dieſer Einladung, am 5. April, ward ein Trutz- und Schutzbündniß-Vertrag zwiſchen der franzöſiſchen Republik und dem Könige von Sardinien geſchloſſen. Am 18ten deſſelben Monats ſchlug Buonaparte, der nicht weiter als 30 Meilen von Wien mehr entfernt war, dem öſterreichiſchen General eine ſechstägige Waffenruhe vor. Der Vorſchlag ward angenommen, und als man ihn nach Wien berichtet hatte, äußerte der Kaiſer den Wunſch, daß ein förmlicher Waffenſtillſtand geſchloſſen und während deſſelben die Präliminarien des Friedens zwiſchen Frankreich und Oeſterreich feſtgeſetzt würden.

In derſelben Zeit fielen blutige Scenen in Verona und in Venedig vor und mehrere Franzoſen wurden in dieſen Städten ermordet. Der Ausbruch der Empörung in beiden Städten war durch Buonaparte's Entfernung begünſtigt worden. Als er die Nachricht

davon erhalten hatte, schrieb er dem Dogen in Venedig, er gebe ihm 24 Stunden Zeit zum Rathschlagen, ob er Krieg oder Frieden wolle. Der Senat Venedig's betheuerte hierauf, daß er nichts so sehr wünsche, als Aufrechthaltung des Friedens. Dennoch fielen in derselben Zeit schon wieder neue Meuchelmorde vor und bewiesen die Unglaubwürdigkeit jener Betheurungen. Buonaparte kehrte daher, nachdem er am 18. April im Namen der französischen Republik die Friedenspräliminarien mit Oesterreich zu Leoben unterzeichnet hatte, sogleich nach Italien zurück. Am 24. April begnadigte er die Einwohner Verona's, die Treulosigkeiten der venezianischen Oligarchie aber machte er durch ein Manifest vom 4. Mai öffentlich bekannt, und zugleich ward ihr der Krieg von ihm erklärt. Acht Tage nach diesem Manifeste, am 11. Mai, war die französische Armee schon unter Venedig's Mauern. Die Nobili's hatten bei ihrer Annäherung die Flucht ergriffen, der Doge hatte abgedankt und die demokratische Regierung war in jenem Charakter wieder hergestellt worden, welchen sie vor der Revolution des Jahres 1296 gehabt hatte. Dieses höchstmerkwürdige Ereigniß gab für Italien das Signal, und Genua, von Philipp Doria zur Freiheit aufgerufen, war es zunächst, welches die demokratischen Formen wieder herzustellen sich bereit zeigte. Es constituirte sich als ligurische Republik. Am 6. Junius ward zu Montebello eine Convention zwischen Buonaparte und den Deputirten von Genua unterzeichnet. Am 9. Junius wurden die Oesterreich durch den Sieg entrissenen italienischen Staaten vom General en Chef unter dem Namen cisalpinische Republik organisirt, zu welcher funfzehn Tage später auch Romagna hinzugeschlagen ward.

Am 9. August schickte Buonaparte dem Directorium eine große Menge Fahnen, und gab dem General Bernadotte, der schon an den Rheinufern sich einen glänzenden Namen gemacht hatte, welchen er mit gesteigertem Ruhme bei der italienischen Armee behauptete, den Auftrag, diese Fahnen als Spende der Republik darzubringen. Buonaparte ward alltäglich und mit großer Ausführlichkeit von Allem unterrichtet, was zu Paris

vorfiel, wo, wie man oben gesehen hat, seit den neuen Wahlen die royalistische Faction dem Ruine der Republik mit gewaltigen Schritten zusteuerte. Diese Faction hatte seit einiger Zeit geheim ihn ausforschen lassen und wünschte natürlich seinen Beitritt zu ihr. Allein er fand in ihrem Triumphe, dessen wahren Zielpunkt sie selbst standhaft verheimlichte, sogar dann noch, als ihre Schritte darüber fast keinen Zweifel mehr ließen, für seinen eigenen Ruhm und Ehrgeiz keine hinreichende Garantie und zauderte daher nicht, sich zu Gunsten der Directorialpartei zu erklären, welche damals wirklich die des Republicanismus war. Seine an die italienische Armee gerichteten Proclamationen zeichneten sich daher, gegen die royalistische Partei, zu Gunsten der republicanischen Sache, durch eine um so größere Energie der Worte aus, jemehr seine Gesinnungen und Wünsche hierüber im ganz aufrichtigen Einklange mit denen aller Generäle, der Genossen seines Ruhms, und denen der ganzen Armée überhaupt waren.

Indeß, wenn er sich bereitwillig dazu hergab, des Directoriums Stütze zu seyn, so wollte er doch vorbauen, daß nicht das Instrument, mit welchem er Anderes zu erreichen vorhatte, ihn selbst verletzen könne, wenn der Tag gekommen seyn würde, der eine Offenbarung seiner geheimen Pläne erlaube. Er wählte sich daher denjenigen seiner Lieutenants bei der Armee, von welchem er glaubte, daß er eine größere Unerschrockenheit mit minder umfassender politischer Weisheit verbinde, Augereau. Unter dem Vorwande einer neuen Fahnen-Sendung schickte er ihn ans Directorium, und dieses trug gar kein Bedenken zu Ausführung seiner Pläne ihn in Thätigkeit zu setzen, vorzugsweise vor Hoche, auf welchen Anfangs seine Wahl gefallen war, dessen tiefer und von den glänzendsten politischen und militärischen Talenten unterstützter Ehrgeiz aber ihm seit einiger Zeit ein Mißtrauen eingeflößt hatte, in welchem er seine Dienste mehr für gefährlich als für nützlich hielt. Als die Directorialregierung durch die Ereignisse des 18. und 19. Fructidor des Jahres V. (4. und 5. Sept.) sich befestigt sah, lag ihr Nichts so sehr am Herzen, als den Abschluß des Friedens mit Oesterreich zu beschleunigen.

Buonaparte, der durch den Enthusiasmus, welchen er seiner Armee mitgetheilt, allen Anlaß zur Unzufriedenheit, die zwischen ihm und dem Directorium da gewesen waren, nun ganz beseitigt hatte, reiste nach Campo Formio ab und unterzeichnete am 17. October 1797 jenen wichtigen Vertrag, durch welchen der deutsche Kaiser zu Gunsten der französischen Republik allen seinen Rechten auf die österreichischen Niederlande und auf die Länder, welche einen Theil der cisalpinischen Republik, deren Unabhängigkeit er anerkannte, ausmachten, entsagte. Die französische Republik dagegen willigte durch diesen Vertrag ein, daß der deutsche Kaiser Istrien, Dalmatien, Venedig u. s. w. besitze. Nicht alle Artikel dieses Vertrags erhielten in gleichem Grade den Beifall der Republicanischgesinnten, und daß die, welche für die heilige Sache der Freiheit in Venedig thätig gewesen waren, nun vertheidigungslos mit unter das österreichische Joch gegeben wurden, schmerzte die Liberaldenkenden um so mehr, als sie noch im frischen Andenken hatten, welche schreckliche Behandlung vom sardinischen Hofe seit dem sieben Monate zuvor geschlossenen Vertrage einer großen Menge Piemonteser-Unterthanen zu Theil geworden war, welche Anhänger der französischen Grundsätze waren.

Buonaparte's Mission in Italien war nun zu Ende, ein Feldzug, reich an Wundern, die allein schon hinreichen würden, dem Manne, welcher am Heil der Republik nicht verzweifelnd, unter den obenbeschriebenen sehr niederschlagenden Umständen diesen Feldzug gewagt hatte, unsterblichen Nachruhm zu sichern, war glücklich vollbracht. Aber Ruhe paßte nun nicht für den Mann, dessen Name schnell so glänzend geworden war, und ein Beschluß des Directoriums vom 5. Brümaire des Jahres VI. (26. October) ernannte ihn zum Oberbefehlshaber der Küsten-Armee, welche gegen England in Thätigkeit gesetzt werden sollte. Nachdem er einige Wochen in Mailand verweilt hatte, wo er sich mit den Angelegenheiten der von ihm gegründeten cisalpinischen Republik beschäftigte, wollte er nach dem Orte seiner Bestimmung abreisen, aber es ward verhindert durch einen Befehl, welchen er erhielt, der Eröffnung des Congresses zu Rastadt beizuwohnen, um dort Vorsitzender der französischen Ge-

ſandtſchaft zu ſeyn. Nachdem er die vom 8. November 1797 datirte Acte des Papſts, durch welcher dieſer die Unabhängigkeit der cisalpiniſchen Republik anerkannte, erhalten hatte, reiſte er von Mailand ab. Am 1. December unterzeichnete er zu Raſtadt mit dem Grafen Cobenzl die Militär-Convention, welche die Räumungen beſtimmte, zu denen beide Armeen verbindlich ſeyn ſollten, und gleich nach dieſer Unterzeichnung begab er ſich nach Paris, wo er am 5. December anlangte, und von der Dankbarkeit ſeiner Mitbürger mit Sehnſucht erwartet, des unermeßlichen Ruhms genoß, den er mit ſeinem Namen verbunden hatte. Mit einem über alle Beſchreibung gehenden Enthuſiasmus ward er empfangen, alle Parteien ſchienen jetzt ſich der anzuſchließen, welche allen nöthig geworden war. Das Directorium empfing ihn zwar ebenfalls mit außerordentlichem Pomp und gab ihm am 10. December ein glänzendes Feſt, (bei welchem der gefeierte Held ihm den Tractat von Campo Formio überreichte,) allein es vermochte nicht die Verlegenheit und Furcht, welche ſeine Gegenwart ihm verurſachte, zu bergen. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in der Hauptſtadt und nach einigen ziemlich lebhaften Explicationen mit der Regierung, unter deren Gliedern eines, Rewbell, vorzüglich damit beſchäftigt ſchien, ihm ſeine Pläne zu zerſtören, reiſte er am 10. Februar 1798 ab, um ſich nach Dünkirchen zu begeben, wo er die Küſten unterſuchte. Einige Wochen ſpäter war er wieder in Paris und ſowohl ſeine als des Directoriums Situation immer noch ſo zweideutig und verlegen machend, wie zuvor. Sie fühlten das Drückende Beide gleich ſehr, und einſt in der Sitzung — er ward häufig aufgefodert, der Sitzung beizuwohnen — ſchloß er eine derbe Aeußerung von Unzufriedenheit mit dem Benehmen der Regierung gegen ihn, bei welcher er für ſeine Dienſte, wie er ſich ausdrückte, nur ungerechten Argwohn zum Danke habe, mit der Erklärung, er ſey bereit, ſeine Dimiſſion zu geben. Vier Directoren ſchwiegen dazu ganz ſtill, Rewbell aber nahm ſogleich Papier und Feder und langte ſie Buonaparte'n hin. Dieſer ſtellte ſich, als ſehe er das nicht, und fuhr in ſeinen Klagen fort. Es leidet keinen Zweifel, daß man dieſem Vereine von Umſtänden den erſten ernſthaften Gedanken an die Expedition nach Aegypten zuzuſchreiben habe. Dieſer Gedanke gehört

ganz Buonaparte'n, welchem er bei der Lectüre eines unter Ludwigs XV. im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten deponirten Projects, das die Gründung einer mächtigen Colonie in Aegypten, die das Entrepot des ostindischen Handels werden könne, vorschlug, durch den Kopf schoß.

Es ist wahrscheinlich, daß er schon lange Zeit dieses Project mit sich herum trug, welches die kritische Lage, in die er durch den Frieden kommen zu müssen, voraussah, ohne Unterlaß seinem Geiste wieder vorüberführte. Denn während der Unterhandlungen zu Campo Formio hatte er alle den Orient betreffenden Bücher der ambrosianischen Bibliothek von Mailand kommen lassen, und nach Zurücksendung derselben nahm man wahr, daß er auf den Seiten, wo von Aegypten insbesondere die Rede war, mit Bleistift eine Menge Zeichen und Noten an den Rand gemacht hatte. Nach Paris zurückgekommen, hatte er dann mit Talleyrand, von dem kurz zuvor im Cercle constitutionnel auf der Lille-Straße in Paris eine Abhandlung, in welcher er die Wiederaufnahme des alten Projects vom Herzog von Choiseul, französische Colonieen auf den africanischen Küsten zu gründen, empfahl, vorgelesen worden war, über diesen Gegenstand Unterredungen gehabt, die ihn in seiner Ansicht bestärkten.

Endlich in den ersten Monaten des Jahres 1798 war er in seinen Ideen hinsichtlich dieses Gegenstandes einiger mit sich als je, und nach reifer Durchdenkung des Plans, den er in Italien schon entworfen hatte, trug er diesen dem Directorium vor, wobei er alle die Vortheile, die man von der Realisirung desselben haben würde, mit soviel Präcision, Talent im Vortrage und Ueberzeugungskraft der Worte aus einander setzte, daß das Directorium ihn alsbald genehmigte. Sogleich wurden die Befehle gegeben, daß im Meerbusen von Lyon alle für die Expedition nöthigen Truppen versammelt werden sollten, und Buonaparte selbst erhielt am 5. März 1798 vom Directorium folgenden Brief:

„Sie finden, General, hier angeschlossen die Ausfer-
„tigungen der vom executiven Directorium gefaßten

„Beschlüsse, in Betreff schleuniger Vollführung des „großen Gegenstandes einer für das mittelländische „Meer auszurüstenden Flotte. Sie sind als Chef mit „der Vollstreckung dieser Beschlüsse beauftragt. Er„greifen Sie die promptesten und zuverlässigsten Maß„regeln. Der Kriegsminister, der Seeminister und „der Finanzminister haben schon die Weisung, den „Instructionen gemäß zu verfahren, welche Sie ihnen „über diese wichtige Angelegenheit zukommen lassen, „die als ein Geheimniß Ihrem Patriotismus anvertraut „ist, und für deren Ausführung das Directorium nicht „besser sorgen konnte, als indem es dieselbe Ihrem „Genie und Ihrem Streben nach dem wahren Ruhme „anvertrauete."

Unterzeichnet: Revellière-Lépeaux, Merlin, P. Barras. *)

In weniger als zwei Monaten war alles zur Einschiffung Nöthige geschehen, und man muß erstaunen, daß während dieser Zeit das Geheimniß einer Expedition, zu welcher man einer so großen Menge Nebenangestellten bedurfte, ein undurchdringliches geblieben ist. In Frankreich ward nur von einer Landung in England geschwatzt, in England nur von einem Projecte der Franzosen, die spanische Flotte im Haven von Cadix zu deblokiren, um mit ihr gemeinschaftlich die Landung der französischen Truppen an den Küsten Englands zu decken und zu beschützen. Niemand kam auf den Gedanken, daß die Expedition eine Colonisirung zum Zwecke haben müsse, obgleich die große Anzahl von Gelehrten und Künstlern,

*) „Vous trouverez ci-jointes, général, les expéditions des arrêtés pris par le directoire exécutif, pour remplir promptement le grand objet de l'armement de la méditerranée; vous êtes chargé, en chef, de leur exécution. Vous voudrez bien prendre les moyens les plus prompts et les plus surs. Les ministres de la guerre, de la marine et des finances sont prévenus de se conformer aux instructions que vous leur transmettrez sur ce point important dont votre patriotisme a le secret, et dont le directoire ne pouvait mieux confier l'exécution qu'à votre génie et à votre amour pour la vraie gloire. Signé, Revellière-Lépeaux, Merlin, P. Barras."

die zur Theilnahme an der Expedition eingeladen waren, die Augen darüber so leicht öffnen konnten.

Buonaparte sollte in der Nacht des 23. Aprils 1798 aus Paris abreisen, allein die Depeschen, welche das Directorium von seinen Friedensbevollmächtigten in Rastadt und seinem Gesandten in Wien, Bernadotte, erhielt, ließen eben jetzt einen Bruch mit Oesterreich fürchten, und seine Abreise ward bis zum 3. Mai aufgeschoben. Am 19. Mai traf er in Toulon ein und erließ hier sogleich folgende Proclamation:

„Soldaten! Ihr seyd einer der Flügel der gegen Eng„land bestimmten Armee. Ihr habt schon im Ge„birgskriege, im Flächenkriege und im Belagerungs„kriege gefochten, nur der Krieg zur See ist euch noch „unbekannt. Die römischen Legionen, denen ihr zu„weilen nachgeahmt habt, aber noch nicht gleich ge„kommen seyd, bekämpften Karthago bald auf die„sem hier vor uns liegenden Meere, bald in den Ebe„nen von Zama. Der Sieg verließ sie niemals, „weil sie unablässig brav, geduldig in Ertragung al„ler Beschwerden, disciplinirt und unter sich einig „waren. Soldaten! Europa heftet die Blicke auf „euch. Ihr habt einer großen Bestimmung gemäß „zu handeln, ihr habt Schlachten zu liefern, Gefah„ren und Drangsale zu besiegen. Mehr, als ihr be„reits thatet, habt ihr noch zu thun für den Wohl„stand des Vaterlandes, das Glück der Menschen und „euren eigenen Ruhm. Soldaten, zu welcher Classe „ihr gehören mögt, Matrosen, Infanteristen, Kano„niere, seyd Alle einig unter einander; gedenkt, daß „ihr am Tage einer Schlacht alle gegenseitig eurer „unter einander bedürft! Matrosen! ihr seyd bisher „vernachläßigt worden, jetzt aber gilt die größte Sorg„samkeit der Republik euch! Zeigt euch der Armee, „von welcher ihr einen Theil ausmacht, würdig! Der „Genius der Freiheit, welcher die französische Repu„blik gleich nach ihrem Entstehen zur Schiedsrichterin „Europa's machte, will, daß sie auch Schiedsrichte„rin sey auf dem Meere und bei den entferntesten der „Völker!“ *)

*) „Soldats, vous êtes une des ailes de l'armée d'Angleterre; vous avez fait la guerre de montagnes, de plaines, de siéges;

Eine ſolche Proclamation im Munde eines Mannes der ſchon im blendenden Stralenkranze des Ruhms daſtand, elektriſirte alle Gemüther. Ein enthuſiaſtiſches Geſchrei ward dem General die Antwort darauf, und am 19. Mai ſegelte die Escadre unter den Befehlen des Viceadmirals Brüeys bei einer herrlichen Witterung von der Rhede von Toulon ab.

Buonaparte war mit einem Theile ſeines Generalſtabes auf dem Admiralſchiffe. Dieſer Generalſtab war folgendermaßen zuſammengeſetzt. Berthier war Chef. Diviſionsgenerale waren Kléber, Defaix, Regnier, Bon, Menou, Baubois, Du Muy, Dumas. Brigadegenerale waren Lannes, Lanuſſe, Verdier, Murat, Damas, Vial, Rampon, Mireur, Davouſt, Leclerc, Zajonczek (derſelbe, welcher jetzt Vicekönig von Polen iſt). Die Ingenieure commandirte der Brigadegeneral Caffarelli du Falga, die Artillerie der junge muthvolle Dommartin. Die Zahl der Truppen belief ſich auf 36,000.

Mit wunderbarem Glücke entgingen die Expeditionsſchiffe der von Nelſon commandirten und ſie verfolgenden engliſchen Escadre, und waren am 9. Junius

---

il vous reste à faire la guerre maritime. Les légions romaines, que vous avez quelque fois imitées, mais point encore égalées, combattaient Carthage tour-à-tour sur cette même mer et aux plaines de Zama. La victoire ne les abandonna jamais parce que, constamment, elles furent braves, patientes à supporter la fatigue, disciplinées et unies entre elles. Soldats, l'Europe a les yeux sur vous. Vous avez de grandes destinées à remplir; des batailles à livrer; des dangers, de fatigues à vaincre. Vous ferez plus que vous n'avez fait pour la prospérité de la patrie, le bonheur des hommes et votre propre gloire. Soldats, matelots, fantassins, canonniers, soyez unis, souvenez vous que le jour d'une bataille, vous avez, tous, besoin les uns des autres. Soldats matelots, vous avez été jusqu' ici négligés; aujourd'hui la plus grande sollicitude de la république est pour vous. Vous serez dignes de l'armée, dont vous faites partie. Le génie de la liberté qui a rendu, dès sa naissance, la république, l'arbitre de l'Europe, veut qu'elle le soit des mers et des nations les plus lointaines!"

früh um 5 Uhr im Angesichte der Insel Malta. Am folgenden Tage ward auf der Insel gelandet, und ohne Widerstand wurden sieben Punkte auf ihr sogleich genommen. Am 11. Junius erhielten die Forts Befehl, nicht mehr auf die Franzosen zu feuern. Am 12. besetzten diese nach einer an demselben Tage geschlossenen Convention die Stadt. Buonaparte organisirte die Regierung der Insel, ließ 4000 Mann als Garnison auf ihr zurück, und verließ sie am 19. Junius. Dreizehen Tage darauf, am 1. Julius (am dreiundvierzigsten Tage nach der Abreise von Toulon) erblickte die Expedition um 8 Uhr des Morgens die Thürme von Alexandrien. In einer kurzen, aber kraftvollen Proclamation unterrichtete Buonaparte die Soldaten von Allem, was von nun an zu beobachten war, sowohl hinsichtlich der Methode des Kampfes gegen die Feinde, als hinsichtlich der Achtung, die man für die Religion, Sitten und Gebräuche des Landes haben müsse. Eine Phrase dieser Proclamation hat die Bosheit des Parteihasses später Buonaparten selbst in den Mund gelegt, da sie doch nichts Anderes ist, als der erste Glaubensartikel des Corans, die Basis des ganzen Islamismus. Wörtlich trug die Proclamation ihr vor:

„Il n'y a pas d'autre Dieu que Dieu, et Mahomet est son prophète."

Fürchtend, daß er noch von Nelson überrascht werden könne, beschleunigte Buonaparte die Landung, welche, obgleich von der Küste sehr schwierig gemacht, schon am Abende desselben Tages bewerkstelligt ward. Im Augenblicke, wo er selbst in die Halb-Galeere stieg, die ihn ans Land bringen sollte, ließ im Westen ein Segel sich sehen, welches als ein feindliches signalisirt ward. Da rief er aus: „Fortune, m'abandonnerais - tu? Quoi, seulement cinq jours!" Man hatte sich getäuscht, das Schiff war die Fregatte la Justice, die eben von Malta ankam.

Am 2. Julius musterte er die Truppen. Hierauf nahm er Alexandrien mit Sturm, erließ eine Proclamation, welche die Gemüther beruhigte, und ernannte Kleber zum Gouverneur der Stadt. Dann marschirte er gegen Kahira durch die Wüste, und zwar in dem Kanale, welcher das Nilwasser zur Zeit der Ueberschwemmungen nach Alexandrien bringt, und

welcher damals bis zum Städtchen Ramanieh ganz trocken war. Er schlug bei Ramanieh die Mameluken, und bei Chebreysse ward sowohl die Flotte derselben, als die Reiterei der Beys vernichtet. Am 19. Julius erreichte die Armee die Spitze des Delta, wo ihr die imposante Kriegerschaar Murad Beys gegenüber stand, die sich zur Schlachtordnung entfaltete. Zwei Tage vergingen, ehe die verschiedenen, auf einander folgenden Corps alle herangekommen waren. Aber am 23. Julius um 2 Uhr des Morgens setzten sich alle Divisionen in Marsch, und sie waren Angesichts der Pyramiden, gerade in dem Augenblicke, als die Sonne am Horizonte hervortrat. Die Armee, durch die Proclamationen ihres Generals exaltirt und mit großen Gedanken erfüllt, machte von selbst auf einmal Halt, um diese Monumente zu begrüßen, die fast so alt wie die Welt sind. „Soldaten!“ schrie Buonaparte mit von Begeisterung funkelnden Augen, „die Beherrscher „Aegyptens habt ihr zu bekämpfen. Denket daran, daß „von der Höhe dieser Monumente herab vierzig Jahr„hunderte eure Zuschauer sind!“ Jetzt begann der Angriff der Mamelucken, die, aus ihren Verschanzungen hervorgehend, sich in zwei Colonnen getheilt hatten. Die Franzosen erwarteten sie, ließen sie bis in zehn Schritte Nähe heran, und begannen nun ein Feuer, welches ihre Gegner bald vernichtete. Nach noch einigen Bewegungen hatten sie den vollständigsten Sieg, mehr als drei tausend Todte (denn kein einziger Mameluck gab sich gefangen) bedeckten das Schlachtfeld, und die Franzosen machten eine unermeßliche Beute. Eine ihrer Divisionen, die von Dupuy commandirt ward, erreichte in der Nacht Kahira, und schweifte lange in den engen und todtenstillen Gassen der Stadt herum, ehe sie ein Nachtquartier finden konnte. An demselben Tage noch kam Buonaparte mit dem Generalstabe und der ganzen Armee, und die Stadt ward in Besitz genommen. Am 24. Jul., nachdem er durch eine Proclamation die Ordnung wieder hergestellt und den Einwohnern einiges Vertrauen eingeflößt hatte, verließ Buonaparte sie wieder, um die Mamelucken zu verfolgen. Als er, nachdem er ihnen noch einige Gefechte — unter denen das bedeutendste das bei Salahieh war — geliefert hatte, am 14. August nach Kahira zurückkehrte,

traf er unfern dieſer Stadt einen von Kleber aus Alexandrien an ihn mit einer Depeſche abgeſchickten Generaladjutanten, welche Depeſche, vom 2. Auguſt datirt, ihm die Nachricht von dem für die Franzoſen unglücklichen Reſultate des Seetreffens gab, das in der Rhede von Abukir am 1. Auguſt geliefert worden war. Der Verluſt dieſer Seeſchlacht raubte der franzöſiſchen Armee alle Hoffnung des Rückzugs, und ließ ihr nur die Alternative, zu ſiegen oder ganz zu Grunde zu gehen. Bei der Leſung des Berichts, welcher dieſes ſchreckliche Unglück verkündigte, verrieth Buonaparte in ſeinen Geſichtszügen keine Gemüthsbewegung. Er ging mit dem von Kleber Abgeſchickten auf die Seite, und ließ ſich ein näheres Detail mündlich von ihm geben. Als der Generaladjutant ſeine Erzählung beendigt hatte, antwortete Buonaparte, der ſie aufmerkſam, aber anſcheinend ohne alle Theilnahme angehört hatte, mit feſter Stimme und einer Kaltblütigkeit, die auch den Furchtſamſten Muth einflößen mußte: „Unſere Flotte iſt hin! Wohlan, wir müſſen nun in dieſem Lande bleiben, oder aus ihm hinausgehen, groß wie die Heroen der Alten!“*) Man konnte aus der unglücklichen Begebenheit nicht länger ein Geheimniß machen, und die Nachricht ward daher ſofort, durch ſeine eigenen mündlichen Mittheilungen verbreitet, wobei aber die Ruhe und Sicherheit des Erzählers wunderbar wirkte und Ruhe und Sicherheit in alle Gemüther brachte.

Da Buonaparte im September 1798 einſah, daß es von der äußerſten Wichtigkeit für ihn ſey, von der allgemeinen Coalition ſeiner Feinde diejenigen Paſchas loszureißen, welche durch ihre Streitkräfte ſeinen Projecten die größten Hinderniſſe entgegenſtellen könnten, ſo ſchrieb er einen Brief an Achmet Djezzar, den Paſcha von St. Jean d'Acre, worin er dieſen Statthalter über das Hierſeyn und die Abſichten der franzöſiſchen Armee zu beruhigen ſuchte. Djezzar aber, weit entfernt, dem Offizier, welcher dieſe Depeſche überbrachte, eine genügende Antwort zu geben, vielmehr voll Vertrauen auf ſeine eigene Macht und auf den

*) Nous n'avons plus de Flotte. Eh bien! il faut rester dans ces contrées ou en sortir grands comme les anciens!“

Schutz der Engländer, wollte jenen nicht einmal einer mündlichen Unterredung würdigen, und verbot ihm zu landen. Inzwischen verdoppelte Buonaparte seine Bemühungen, um die Priester, die Obrigkeiten und die Menge für sich zu gewinnen. Am 18. August ließ er ein Fest feiern, dessen Gegenstand das periodische Austreten des Nils und die Ankunft seiner Gewässer in Kahira war. Zwei Tage nachher, am Geburtstage des Propheten, ließ er auch seinerseits Feierlichkeiten veranstalten, welche mit dem orientalischen Pomp allen europäischen Prunk vereinigten. Am 21. August errichtete er ein Institut, welches sich ganz der Verbreitung von Aufklärung und Cultur in Aegypten, der Erforschung seiner Natur- und Kunstschätze, seiner Alterthümer, seiner Geschichte und der Herausgabe von Schriften darüber widmen sollte. Er theilte dieses Institut in vier Sectionen, in die mathematische, physikalische, staatswirthschaftliche und literarisch-artistische Section. Am 22. September 1798 ließ er zu Kahira mit gewohntem Prachtaufwand das Fest der Gründung der Republik feiern. Vom Fuße der Pyramide bei Ezbekieh hielt er an die um ihn versammelten Truppen eine Rede. Sehr sinnreich die Waffenthaten zusammenstellend, mit welchen diese Truppen bereits sich brüsten konnten und die auf ihn selbst den größten Glanz warfen, da er überall der commandirende Anführer gewesen war, rief er aus: „Soldaten! „Wir feiern den ersten Tag des siebenten Jahres der „Republik. Vor fünf Jahren war die Unabhängigkeit „des französischen Volks bedroht, aber ihr nahmet „Toulon, und dieser Erfolg war der Vorbote des „Sturzes unserer Feinde. Ein Jahr später schluget „ihr die Oestreicher bei Dego. Im nächstfolgenden „Jahre waret ihr auf dem Gipfel der Alpen. Vor „zwei Jahren fochtet ihr gegen Mantua und truget „den berühmten Sieg bei St. George davon. Im „vorigen Jahre befandet ihr euch auf eurer Rückkehr „aus Deutschland an den Quellen der Drave „und des Isonzo. Wer hätte damals gedacht, daß „ihr ein Jahr später an den Ufern des Nil, im wahren Mittelpunkte der alten Welt seyn würdet? u. s. w.“ Bei der Feier dieser Feste, wo die Politik aufs bewundernswürdigste die größten Contraste zusammenzustellen

wußte, war keineswegs der uninteressanteste der seltsame Contrast der republicanischen Cocarden und der Farben des morgenländischen Despotismus, der Freiheitsmütze und der Mondessichel, des Codex der Anerkennung der Menschheitsrechte und des Corans. Nach einer langen Reihe von Militär-Operationen, welche die französische Herrschaft in Aegypten befestigt hatten, brach am 22. October 1798 zu Kahira eine fürchterliche Empörung aus. Buonaparte war eben auf der in Kahira's Nähe befindlichen Insel Roudah. Beim Donner der Alarm-Kanone eilte er sogleich in die Stadt, und fand, daß der mit dem Commando derselben beauftragte General Dupüy bereits ein Schlachtopfer geworden war. Die ersten glücklichen Erfolge der Insurgenten vergrößerten die Gefahr mit jedem Augenblicke, und es leidet keinen Zweifel, daß die Franzosen in derselben ihre Rettung, wohl gar die Vermeidung einer fürchterlichen Katastrophe, welche die ganze Armee vernichtet hätte, einzig der Geistesgegenwart, Klugheit und energischen Vorkehrung Buonaparte's zu danken hatten. Die Empörer hatten sich einer Moschee bemächtigt, aus welcher sie ununterbrochen auf die französischen Grenadiere feuerten. Endlich gelang es diesen, die Thüren der Moschee mit den Aexten zu durchbrechen. Die herausgejagten Empörer konnten es nicht vermeiden, in den Bereich der französischen Batterieen zu kommen, und wurden meist getödtet. Indeß obgleich auf dieser Seite der Sieg gewonnen war, fehlte doch noch viel daran, daß er es überall sey, und die Empörer, welche sich der großen Moschee bemeistert hatten, waren entschlossen, sich hier bis aufs Aeußerste zu wehren. Buonaparte sah, es werde ihm, wenn er sie mit Gewalt einnehmen wolle, zu viel Menschen kosten. Er gab dem Befehlshaber der Artillerie, General Dommartin, einem jungen Manne, der die schönsten Hoffnungen erregte, leider der Armee sehr bald entrissen ward, Befehl, nach der Citadelle zu eilen und an dem Mokatan, einer Gebirgskette, deren östlicher Theil, Kahira beherrscht und an deren Fuße die Citadelle befindlich ist, von welcher die Insurgenten durchs Geschütz aufgerieben werden konnten, mehrere Batterien zu errichten. Nach diesen Dispositionen schickte er an die Empörten Parlementärs, um ihnen Verzeihung an-

gübieten, wenn sie die Waffen niederlegen wollten. Doch diese hielten ihre stärkere Anzahl für Uebermacht, vertrauten dieser und wiesen alle Vorschläge zurück. Nun demaskirte man ohne Verzug die sämmtlichen Batterien des Mokatan; mit ihnen vereinigte sich ein von der Citadelle kommendes schreckliches Feuer. Zugleich umzingelten die Colonnen der Grenadiere die Moschee, und gaben Jedem, der nun aus ihr zu entfliehen suchte, den Tod. Mit dem Feuer der Artillerie vereinigte sich das des Himmels. Ein schrecklicher Sturm erhob sich, gerade als das Gefecht am lebhaftesten war, und dieser Zufall, welcher der abergläubischen Einbildungskraft der Aegyptier ein Schreckbild gab, trug vielleicht nicht weniger als die französische Tapferkeit zur Unterwerfung der Empörer bei. Als diese jetzt, von der Noth gezwungen, die Gnade des Siegers anflehten, erhielten sie von ihm die Antwort: „Ihr habt meine Gnade verschmäht, als ich sie euch anbot. Die Stunde der Rache hat geschlagen. Ihr habt angefangen, mir kommt es zu, zu beschließen!“ Nachdem sie, als letzte Hülfe, noch einen unnützen Ausfall gewagt hatten, waren Abends um 8 Uhr die vornehmsten Anführer der Insurrection bereit, sich für die Menge aufzuopfern, schrieen: Amman! („Pardon!“) und traten unbewaffnet vor ihre Gegner. Buonaparte empfing sie gütig und befahl, sogleich mit dem Schießen aufzuhören. So endete dieser Aufruhr, in welchem die Empörer drei bis vier tausend Mann verloren.

Nachdem Buonaparte die Umgebungen von Kahira hatte befestigen lassen, wünschte er mit eigenen Augen die Spuren des alten Canals aufzusuchen, welcher in der Vorzeit das rothe Meer mit dem mittelländischen verbunden hatte. Er schickte, mit dem Auftrage, Suez in Besitz zu nehmen, den General Bon voraus, und reiste am 25. December 1798 selbst von Kahira ab, begleitet von einem Theile seines Generalstabes und von den Herren Monge, Berthollet und Costaz. Am 27. war er im Suez. Um den merkwürdigen Ort zu sehen, den die Araber noch heut zu Tage mit dem Namen der Moses-Quellen bezeichnen, ging er zu Fuß durch das mittelländische

Meer in einer nicht weit von Suez entfernten Furth, durch welche hindurchzugehen nur während der Ebbe möglich ist. Zum Unglück trat, ehe sie hindurch waren, schon die Fluth ein, und er hätte hier sein Grab gefunden, wenn nicht einer seiner Führer ihn auf seine Schultern gehoben und hindurch getragen hätte.

Unterwegs auf der Reise nach Suez hatte er die Nachricht bekommen, daß das Fort El Arisch von den Mamelucken und den Truppen Djezzars eingenommen worden sey. Sobald er wieder nach Kahira zurück war, beeilte er sich, die Truppen, die von ihm zur Eroberung Syriens bestimmt waren, zu vereinigen und in Marsch zu setzen. Am 10. Febr. 1799 reiste er selbst ab, und schon am 17. desselben war er in El Arisch, nur zwei Tage später, als die Franzosen dort einen herrlichen Sieg erfochten hatten. Am 19. kam zwischen der französischen Armee und der Besatzung von El Arisch eine Capitulation zu Stande.

Nach diesen Erfolgen marschirten die Franzosen gegen Gaza, welches sie ohne Widerstand zu finden, am 25. Februar in ihre Gewalt bekamen. Hierauf nahmen sie Jaffa mit Sturm ein und ließen am 7. März die ganze Besatzung und die Einwohner über die Klinge springen. Buonaparte war nun entschlossen, gerade auf St. Jean d'Acre loszumarschiren, wo die Engländer alle ersinnlichen Vertheidigungsmittel häuften. Am 14. März setzte er die sämmtlichen Divisionen gegen diese Stadt in Bewegung. Zuvor hatte er den barbarischen Befehl gegeben, viertausend Gefangene, für welche man nicht länger Nahrungsmittel hatte, zu tödten, ein Befehl der jedoch durch die Crisis, in der sich die Armee befand, einigermaßen gerechtfertig wird. Die Freilassung dieser Gefangenen hätte nicht geschehen können, ohne daß man sich dadurch zugleich den größten Gefahren ausgesetzt hätte. Eben so wenig kann man es ohne Entsetzen erzählen, daß er die im Lazareth zu Jaffa befindlichen Pestkranken zu tödten befahl; dennoch wird auch dieser gräßliche Entschluß durch die Rettung einer weit größern Anzahl von Menschen, die ihn nöthig machte gerechtfertigt. Diese Kranken waren bereits in einem Zu-

stande, wo an keine Genesung bei ihnen zu denken war. Es war ferner durchaus unmöglich, daß sie beim Weitergehen der Armee mit transportirt werden konnten. Sie würden also unvermeidlich in die Gewalt eines barbarischen Feindes gekommen und eines weit grausameren Todes gestorben seyn. Buonaparte wählte einen sehr leichten für sie. Er gab dem Wundarzte Desgenettes, diesem nach Verdienst berühmt gewordenen Manne, den Auftrag, die Leiden dieser Unglücklichen zu enden und durch einen ganz schmerzfreien Tod sie vor dem schrecklichen Loose zu bewahren, welchem sie nicht entgehen könnten. Dieß weiß man authentisch. Man weiß auch authentisch die Antwort, welche der Wundarzt ihm gab, und welche diesen ehrt. Die Sache entzieht sich fast ganz der Diskussion, weil allerdings zu viel Gehässiges in ihr ist, das Gefühl wird allzusehr durch sie empört. Aber dem unparteiischen Geschichtschreiber darf man wohl erlauben, daß er es wage, nicht der Meinung derer zu seyn, welche Buonaparte wegen dieser That zu einem gemeinen Verbrecher stempelten, welche, hingerissen von der Leidenschaftlichkeit des absprechenden Parteigeistes, ihn für den Rath, den er dem Wundarzt Desgenettes gab, geradezu einen Mörder und Giftmischer genannt haben. Der Krieg führt leider nur allzuoft Lagen herbei, in welchen, nach einer zu allen Zeiten und von allen Völkern anerkannten kategorischen Nothwendigkeit, die Privat-Interessen einem großen Interesse, welches von allgemeinerer Natur ist, aufgeopfert werden müssen. Erst der Nachwelt steht das Urtheil darüber zu, ob eine solche Lage, auch die war, — wie wir nicht zweifeln, daß sie es war, — in welcher Napoleon sich befand, als er jenen Befehl gab. *)

*) Auch muß angeführt werden, daß Buonaparte erst einen geheimen Ausschuß über diese Sache zu Rathe zog, und daß dieser einstimmig den Rath gab, die Kranken zu tödten. Eine Merkwürdigkeit, die nicht übergangen werden darf, ist es, daß von dreißig Pestkranken, welchen der Gifttrank gegeben ward, mehrere dadurch genasen. Bloß funfzehn bis achtzehn starben.

St. Jean d'Acre erreichend ließ Buonaparte am 18. März die Armee über den Fluß Kerdanneh gehen, welcher 1500 Toisen davon entfernt ist, und eine sehr morastige Umgebung hat. Am nächsten Tage richtete er an die Bewohner des Paschalik eine Proclamation, in welcher er ihnen bekannt machte, „nunmehr sey nach Gottes Rathschlusse das Ende der Regierung Djezzars gekommen." Am 20. März wurden ohngefähr in der Ferne von 500 Toisen von der Stadt die Laufgräben eröffnet. Am 26. März machten die Belagerten, von Djezzar selbst angeführt, einen Ausfall und wurden in großer Verwirrung in den Platz zurückgetrieben. Am 28. März befahl Buonaparte, auf den Ort Sturm zu laufen. Der junge Minerve de Chateau Renaud, einer der ausgezeichnetsten Offiziere der französischen Armee, verlor dabei das Leben. Nachdem die Armee außerordentliche Beweise ihrer Tapferkeit gegeben hatte, zog sie am 30. März sich zurück. Von seinen kühnen Feinden, deren Menge durch das Zusammenströmen der Maplusier, der Mamelucken Ibrahim Bey's, der Janitscharen von Damask und Haleb, und der Araber der verschiedenen syrischen Horden (welche Alle unter dem Namen: Armee der Pascha's dem Djezzar zu Hülfe eilten), mit einem Angriffe in seinem Lager bedroht beschloß Buonaparte, alle Truppen, über welche er ohne Nachtheil für den Fortgang der Belagerung disponiren konnte, gegen den außerhalb der Festung ihn beunruhigenden Feind zu führen und diesen zum Rückzuge über den Jordan zu zwingen. Am 15. April verließ er sein Hauptquartier bei Acre und am 16. April lieferte er in der Ebene Fouli die Schlacht, welche unter dem Namen der Schlacht am Berge Tabor bekannt ist, und ein glänzendes Resultat der verständigsten Combinationen war. Dieser Sieg war die schönste Waffenthat jener Truppen, welche seit ihrer Ankunft in Aegypten unaufhörlich gesiegt hatten. Man verdankte ihn hauptsächlich dem ausgezeichneten und kühlen Muthe Kleber's, welcher dieses Gefecht begonnen hatte, und der ganz unermüdlichen Thätigkeit Murat's. Beide arbeiteten meisterhaft Buonaparte'n in die Hände, dem das Verdienst des Ausgangs dieser Schlacht allein gehört (qui, seul, l'avait terminée.). Nach mannich-

fachen militärischen Dispositionen ging Buonaparte mit dem übrigen Theile der Truppen am 20. April 1799 in sein Lager bei St. Jean d'Acre zurück. Dieser Sieg hatte im Lager den Muth erhöht, und im gleichen Maaße den der Belagerten geschwächt. Buonaparte verlor keinen Augenblick Zeit, diese günstige Stimmung zu benutzen, und drängte ans Ziel durch Beschleunigung der Arbeiten. Von einer großen Menge von Versuchen war aber einer so fruchtlos wie der andere. Buonaparte überzeugte sich nach den letzten, die am 10. Mai gemacht wurden, von dem unbesiegbar hartnäckigen Widerstande der Türken und erhielt zugleich die Nachricht, daß die jüngst am Berge Tabor zerstreuete Armee der Pascha's sich in den am Jordan liegenden Ebenen wieder sammle. Auch ward aus Alexandrien und Kahira ihm geschrieben, daß man aufrührerische Bewegungen in Nieder-Aegypten wahrnehme, wo die Küsten mit einer Landung bedroht seyen. Er erhielt überdieß die Ueberzeugungen, daß die am 8. Mai im Hafen von Acre eingelaufene Convoi ein Detaschement einer türkischen Armee, die auf der Insel Rhodus zusammengebracht worden und zu einer Landung in Aegypten bestimmt sey, an Bord habe. Vor einigen Wochen schon hatte er von einem Griechen Namens Barbaki, der aus Europa in Alexandrien angekommen war, Briefe von seinen Brüdern Joseph und Lucian erhalten, welche ihm ein treues Gemälde der in Frankreich durch Spaltungen eingetretenen Verwirrung gaben, und ihm höchstwahrscheinlich machten, daß das unglückliche Land nun bald ein Bürgerkrieg verheeren werde. Durch alle diese Trauerposten ward Buonaparte zu dem, ihm natürlich viele Selbstüberwindung kostenden Entschlusse gebracht, die Belagerung von St. Jean d'Acre aufzuheben. Diesen Entschluß theilte er durch den Tagesbefehl vom 17. Mai der Armee mit. In diesem wiederholte er ihr mit schmeichelndem Lobe ihre Arbeiten und ihre Siege, und schloß damit, daß er ihr eine neue glänzende Laufbahn auf dem europäischen Festlande zeigte.

In der Nacht des 20. Mai trat die Armee ihren Rückzug an und nahm den Weg nach Kahira. Buonaparte erwog, gerade jetzt, in den Tagen, wo aller Wahrscheinlichkeit nach die Kunde vom unglück-

lichen Ausgange des Feldzuges in Syrien in Unter-Aegypten ſich verbreiten mußte, ſey es der Klugheit gemäß, der Armee ein Triumphzugs-Ausſehen zu geben, und er befahl daher, daß ſein Einzug in Kahira, für welchen er den 14. Junius angeſetzt hatte, mit ſehr feierlichem Prunke geſchehen ſollte. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze der Truppen, ließ die unter den Mauern von St. Jean d'Acre gewonnenen Fahnen vor ſich hertragen, und an die Bewohner von Kahira eine Proclamation des Divans der Stadt ergehen, in welcher die Ereigniſſe des Feldzugs ganz in dem Tone, der Nichts als Siege in ihnen erblicken ließ, erzählt waren. Von dem Inhalte der obenerwähnten aus Kahira und Alexandrien an ihn geſchriebenen Briefe, welche ſchon in Syrien ihn davon unterrichtet hatten, daß in Unter-Aegypten eine gewaltige Kriſis im Entſtehen ſey, erhielt er jetzt die Beſtätigung durch die Wahrnehmung der auf allen Puncten geſchehenden Verſuche des Feindes, eine Landung bei Abukir und die militäriſche Beſetzung der Halbinſel zu erzwingen. Nachdem er am 14. Julius 1799 die zur Ausführung ſeines großen Plans nöthigen Diſpoſitionen gemacht und dem General Mürat aufgetragen hatte, in der Nacht bei ihm einzutreffen, reiſte er mit einigen auserwählten Truppen von Kahira ab. Er erreichte noch am Abende deſſelben Tages die Pyramiden. Fruchtlos marſchirte er nach der Gegend, wo er Murad Bey's Lager anzutreffen erwartete. Von hier begab er ſich, durch einen Brief des Brigadegenerals Marmont dazu aufgefodert, nach Gizeh, und brachte daſelbſt die Nacht mit Regulirung des Marſches ſeiner Diviſionen zu. Von Gizeh ging er nach Ramanieh, wo er am 19. Julius anlangte. In den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft ward die Zeit mit mannichfachen Bewegungen hingebracht, zu welchen man durch die des Feindes gezwungen war, und am 25. Julius begann die Schlacht, welche unter dem Namen der Schlacht bei Abukir bekannt iſt, in welcher man die von Muſtapha Paſcha commandirte türkiſche Armee zum Gegner hatte, und deren Ausgang die drohende Expedition, auf welche der Groß-Veſſir Juſſuf ſeine letzten Hoffnungen gegründet hatte, vernichtete. Nach Alexandrien am 26. Julius zurückgekehrt, erließ er am 31. deſſelben Monats einen Tagesbefehl an die Armee,

der einen sehr tiefen Eindruck auf die ganze Armee machte, da ihr darin mit einer Art von Zuversicht verheißen wurde, daß sie bald ins Vaterland zurückkehren werde, obgleich Niemand das wie mochte begreifen können. „Soldaten," heißt es in diesem Tagsbefehle, „der Sieg vom 7. Thermidor hat den Namen Abukir zu einem Namen, der allen Franzosen rühmlich ist, gemacht! der Sieg, welchen die Armee eben davon getragen hat, beschleunigt ihre Rückkehr nach Frankreich! u. s. w." Jeder täuschte sich mit den süßesten Hoffnungen.

Man hat Buonaparte'n sehr häufig beschuldigt, daß er in einer solchen Lage seine Armee demohnerachtet ohne Autorisation und ohne für ihre fernere Vertheidigung die nöthigen Maaßregeln genommen zu haben, im Stiche gelassen habe. Aber eine Thatsache von sehr charakteristischer Eigenthümlichkeit müssen wir hier mittheilen, welche es zum Theil erklärt, warum Buonaparte die Belagerung von St. Jean d'Acre so schnell aufhob, und was in seinen Entschließungen damals schnell eine so große Veränderung bewirkt hatte. Gegen die vom Hasse geschmiedeten und von Stupor der Unwissenheit auf Treu und Glauben nachgebeteten falschen und grundlosen Anklagen müssen wir unsern Helden um so mehr vertheidigen, je strenger nothwendig in der Folge unser eigenes Urtheil ausfallen muß über den Mann, welcher, seines Vaterlands Heros geworden, dennoch dem unsterblichen Ruhme der Gründer der französischen Freiheit zu seyn, die traurige Macht, es tyranniſiren zu können, vorzog. Die sehr oft wiederholte Beschuldigung ist die: Buonaparte habe seine Armee dort im Stiche gelassen. Folgender Brief, den das Directorium ihm nach Aegypten schrieb, ist die passendste Widerlegung der Anklage:

An den General Buonaparte, Oberbefehlshaber der Armee des Morgenlands.

Paris am 7. Prairial des Jahres VII. (26. Mai 1799.)

„Die außerordentliche Militärmacht, Bürger General, „welche Oesterreich und Rußland eben entfaltet haben, „und die ernsthafte und fast beunruhigende Wendung, „welche der Krieg genommen hat, erheischen, daß die „Republik ihre Truppen concentrire. Dem gemäß hat

„das Directorium dem Admiral Bruix so eben anbe„fohlen, alle in seiner Gewalt stehenden Mittel dazu „anzuwenden, sich des mittelländischen Meeres zu be„meistern, und nach Aegypten zu segeln, um die Armee „welche Sie commandiren, nach Frankreich zurückzubrin„gen. Er ist beauftragt, über die Behufs der Einschiffung „und des Transports zu nehmenden Maaßregeln sich „mit Ihnen zu verständigen. Sie werden ermessen, „Bürger General, ob Sie einen Theil ihrer Truppen „mit hinlänglicher Sicherheit in Aegypten lassen kön„nen. In diesem Falle ermächtigt Sie das Directo„rium, das Commando darüber anzuvertrauen wem Sie „es anzuvertrauen für gut finden. Sie an der Spitze „der republicanischen Heere, welche Sie bis jetzt mit „so vielem Ruhme befehligt haben, glücklich zurück„gekehrt zu sehen, würde dem Directorium viele Freude „machen."

Unterzeichnet: Treilhard; Revellière-Lépeaux; P. Barras. *)

Vom Augenblicke an, da er diesen Brief erhielt (er erhielt ihn zu einer Zeit, da eben auch die Nachricht an ihn gelangt war, daß die türkischen Truppen auf Rhodus sich einschifften, um Aegypten im Delta anzugreifen), gebot ihm schon die Pflicht, im Bunde mit

*) „Paris, le 7. prairial an 7. Au général Bonaparte, com„mandant en chef l'armée d'Orient: Les forces extraordi„naires, citoyen général, que l'Autriche et la Russie vien„nent de déployer; la tournure serieuse et presque alarmante „que la guerre a prise, exigent que la république concentre „ses forces. Le directoire vient, en conséquence, d'ordonner „à l'amiral Bruix d'employer tous les moyens qui sont en „son pouvoir pour se rendre maitre de la Méditerranée, et „se porter en Egypte, à l'effet d'en ramener l'armée que „vous commandez. Il est chargé de se concerter avec vous „sur les moyens à prendre pour l'embarquement et le trans„port. Vous jugerez, citoyen général, si vous pouvez, avec „sécurité, laisser en Egypte une partie de vos forces; et le „directoire vous autorise, dans ce cas, à en confier le com„mandement à qui vous jugerez convenable. Le directoire „vous verrait avec plaisir ramené à la tête des armées répu„blicaines, que vous avez, jusqu' à présent, si glorieuse„ment commandées."

ihr freilich sein eigener geheimer Ehrgeiz, welchen die letzten Depeschen seiner Brüder nur noch mehr entflammt hatten, — auf eine sehr geheimnißvolle Art mit den Anstalten zu seiner Abreise sich zu beschäftigen, selbst dann, als er alles Nöthige vorbereitete, um den Türken die Schlacht zu liefern, welche bei Abukir über das Loos Aegyptens und seiner Armee entscheiden sollte. Am nächsten Tage nach dem letzten glänzenden Siege, welcher die türkische Armee vernichtet hatte, war er nach Alexandrien abgereist, voll Begier, noch neuere europäische Nachrichten, als die kurz zuvor an ihn gelangten, vom 26. Mai datirten, in dem Verkehre der nun zwischen ihm und den Engländern beginnen sollte, zu erhalten. Wirklich gelang es ihm, sich die englischen Tagesblätter bis zu Ende Junius 1799 zu verschaffen. Durch sie erfuhr er das blutige Gefecht an der Trebia und die Folge desselben, den Rückzug der französischen Armeen auf das Genueser Gebiet, und die Lage, in welcher Massena in der Schweiz sich befand. Alle diese Nachrichten, die auf ihn einen tiefen Eindruck zu machen schienen, beschleunigten seine Anstalten zur Abreise. Er gab dem Contreadmiral Gantheaume und dem Divisionsgeneral Dümanoir le Pelley Befehl, mit Verproviantirung der beiden venetianischen Fregatten la Muiron und la Carrère, die schon bewaffnet und bemannt waren, sich zu beeilen, und ihm von den Bewegungen der englischen Flotten Nachricht zu geben. Aber Gantheaume und Dümanoir wurden darum dennoch von ihm keinesweges zu Vertrauten seines Geheimnisses gemacht.

Am 5. August reiste er von Alexandrien ab, um sich nach Kahira zu begeben, wo er am 10. August eintraf. Er benutzte die Zeit des nothwendigen Verweilens in dieser Stadt, um mit dem Großvessir in Unterhandlungen zu treten, der seine zweite Armee bei Damas versammelte, und ihm einen langen Brief schrieb, welchen er ihm durch einen Gefangenen, Seid Mustapha Pascha, behändigen ließ, und in welchen er, nach einer langen Deduction, die ihm beweisen sollte, es sey der hohen Pforte eigenes einziges Interesse, sich mit den Franzosen zu verbinden, betheuerte, er sey bereit „Aegypten wieder an den Großherrn zurückzugeben, wenn

„dieser nur sich besser über sein eigenes Interesse unter„richten lassen, dem Bunde mit Rußland und England „entsagen, und wieder in den Bund mit Frankreich tre„ten wolle.“

Der Einfluß Englands, das damals bei der hohen Pforte und beim Vessir Alles vermochte, machte daß dieser Schritt keine Früchte trug. Indeß hatte sich Sir Sidney Smith, welcher, um seine Verproviantirungen zu erneuern, nur auf die Erfolge die er sich von der Expedition nach Abukir träumte, gewartet hatte, durch den Sieg der Franzosen aber in diesen seinen Hoffnungen getäuscht worden war, genöthigt gesehen, sich auf der Insel Cypern Proviant zu suchen. An der ganzen Küstenstrecke von Alexandrien bis Rosette ward er seit dem 11. August nicht mehr gesehen. Buonaparte hatte nur auf diese erfreuliche Nachricht gewartet, um sich nach Alexandrien zu begeben. Er wollte aber sein Project ein Geheimniß bleiben lassen, und schrieb dem Divan von Kahira, er verreise jetzt bloß um einen Ausflug ins Delta zu machen. Zu gleicher Zeit ließ er die Nachricht von dieser Reise in der Stadt verbreiten. Endlich am 18. August 1799 verließ er Kahira. Von den Generalen waren seine Begleiter Berthier, Murat, Lannes, Andréossy und Marmont, von den Gelehrten Monge, Bertholet, Denon, und sein Secretair Bourienne.

Als er am 21. August in Alexandrien angekommen war, schrieb er dem Divan von Aegypten einen Brief, der mit allem möglichen orientalischen Bombast prunkte, und in welchem er diesem Divan meldete, „er „stelle sich an die Spitze seiner Escadre, welche seine „furchtbaren Armee an Bord habe, um alle seine Feinde auf „Ein Mal zu vernichten, und den Besitz von Aegypten „darin in Ruhe und Frieden zu genießen. Bis zu seiner „Rückkehr (die in zwei oder drei Monaten erfolgen werde) „übergebe er das Kommando dem General Kleber. „Er hoffe, daß er nach seiner Rückkehr von den Aegyp„tiern sich nur Stoff zur Zufriedenheit gegeben sehe und „die Scheiks mit Belobungen und Belohnungen werde „ehren können.“ In einem solchen Tone von

seiner Escadre und seiner furchtbaren Armee redend, mußte Buonaparte natürlich gar sehr auf die Discretion seiner Armee und auf die Leichtgläubigkeit der Scheiks rechnen. Indeß, das hieß doch die Lüge und das Selbstvertrauen viel zu weit treiben! Auch verblendete er damit keinen Menschen, und diese pomphafte Proclamation bewirkte binnen wenig Monaten gerade eine der von ihm gehofften ganz entgegengesetzte Stimmung der Aegyptier, eine Stimmung, welche, wäre es nicht durch Kleber's bewundernswürdig kluges Benehmen und zweckmäßiges Vorkehren verhindert worden, für die in Kahira lebenden Franzosen und die Armee die traurigsten Folgen haben konnte. An demselben Tage schrieb Buonaparte Kleber'n einen ganz vertraulichen Brief, der ihm für die neue Lage, in welche er nun kam, die nöthigen Instructionen gab. Dieser vom 5. Fructidor des Jahres VII. (22. Aug. 1799) datirte Brief aus Alexandrien ist ein Meisterstück von Vorsicht, Klugheit und überschauender Politik. Er ist viel zu lang, um hier mitgetheilt zu werden; auch ist er keineswegs unbekannt geblieben, sondern von Wort zu Wort ins Publicum gekommen. Ihm war noch ein officielles Blatt beigefügt, welches folgende Worte enthielt: „Da die Re„gierung mich nach Frankreich zurückruft, so erhält Ge„neral Kleber den Befehl, das Obercommando der „Armee des Morgenlandes zu übernehmen.“*) Die Armee machte er mit seiner Abreise durch folgende Proclamation bekannt:

„Soldaten! Nachrichten aus Europa haben mich be„stimmt, jetzt nach Frankreich zurück zu reisen. Ich „lasse der Armee als Oberbefehlshaber den General „Kleber. Sie wird bald weitere Nachricht von mir „erhalten; jetzt kann ich ihr nicht mehr als dieses sa„gen. Es kostet mir Ueberwindung, mich von Sol„daten trennen zu müssen, an denen ich vorzüglich „hange; allein es geschieht nur für den Augenblick,

*) „Il est ordonné au général Kleber de prendre le commandement en chef de l'armée d'Orient, le gouvernement m'ayant appelé auprès de lui.“

„und der Feldherr, den ich ihnen zurücklasse, besitzt „das Vertrauen der Regierung, so wie das mei„nige.“ *)

Kleber'n hatte er zu einer Unterredung in Roſette auf den 24. Auguſt beſchieden, aber die Furcht, die engliſche Flotte wieder erſcheinen zu ſehen, und die Nothwendigkeit, die jetzigen guten Winde zu benutzen, bewogen ihn zu einer Beſchleunigung ſeiner Abreiſe um zwei Tage. Am 22. Auguſt 1799 um 10 Uhr ſegelte er in einem Boote aus dem Hafen ab, um an Bord der Fregatte la Muiron zu gehen. Im Augenblicke, wo er dieß bewirkte, erſchien bereits im Angeſichte von Alexandrien eine engliſche Fregatte. Einige von ſeinen Begleitern erſchracken darüber, und hielten dieß für eine äußerſt unglückliche Vorbedeutung. Allein mit der größten Gelaſſenheit ſagte er: „Fürchtet Nichts, das Glück wird nicht Verrath an uns begehen, wir kommen, trotz den Engländern, nach Frankreich!“ **) Am folgenden Tage ging man unter Segel. Die Perſonen, welche die la Muiron an Bord hatte, waren Buonaparte, der Contreadmiral Gantheaume, die Generale Berthier und Andréoſſy, die Gelehrten Monge, Bertholet und Denon, der Generaladjutant Lavalette, ebenderſelbe, der ſechszehn Jahre ſpäter durch die Merkwürdigkeit ſeines Schickſals eine ſo große Berühmtheit erhalten hat, und der Secretär Bourienne. Die vom Diviſionsgeneral Dûmanoir le Peley commandirte Fregatte la Carrère hatte die Generale Mürat, Lannes und Marmont an Bord.

Um den Engländern zu entſchlüpfen, ſegelte man an der afrikaniſchen Küſte hin, und, durch ein wirklich räth-

*) „Soldats! Des nouvelles d'Europe m'ont décidé à partir „pour la France; je laisse le commandement de l'armée au „général Kleber; l'armée aura bientot de mes nouvelles; „je ne puis en dire davantage. Il me coûte de quitter des „soldats auxquels je suis le plus attaché; mais ce ne sera que „momentanément; et le général que je leur laisse a la con„fiance du gouvernement et la mienne.“

**) „Ne craignez rien, la fortune ne nous trahira pas, nous arriverons en dépit des Anglais.“

selhaftes Glück, bei dem wir gar nicht abgeneigt sind, zu glauben, (wenigstens die Zweifler nicht beschwichtigen könnten, welche es glauben,) daß die ganze Flucht aus Aegypten in einem gewissen Einverständnisse mit den Engländern selbst geschehen ist, gelang es der Escadre, allen feindlichen Schiffen, die doch damals das mittelländische Meer in allen Richtungen durchschwärmten, zu entrinnen.

Am 28. September 1799 war man im Angesichte der Insel Corsica, und am 1. October ankerte man im Hafen von Ajaccio. Hier erhielt Buonaparte die sehr leidigen Nachrichten vom Festlande, welche ihn von der Einnahme von Mantua, der Schlacht bei Novi, von der Landung der englischen und russischen Truppen in Holland, und von der den Oesterreichern und Russen gelungenen Eroberung von ganz Italien in Kenntniß setzten. Vom Winde zurückgehalten, konnte die Escadre erst am 7. October wieder unter Segel gehen. Am folgenden Tage, bei Sonnenuntergange, als man eben den Anblick der Küsten Frankreichs bekam, und im Entzücken, dem geliebten Vaterlande wieder so nahe zu seyn, sich und seine Kameraden über die gelungene Flucht vor den Engländern beglückwünschte, erblickte man auf einmal am Horizonte acht bis zehn Schiffe, die man für englische hielt. Die Bestürzung darüber war allgemein; bloß Buonaparte behielt, als der sehr erschrockene Contreadmiral ihm die obschwebende Gefahr verkündigte und schleunige Rückkehr nach Corsica als Rettungsmittel vorschlug, seine völlige Ruhe. „Nein, nein," antwortete er mit befehlender Stimme, — er, der doch den Contreadmiral sehr achtete und noch bei keinem einzigen seiner Manoeuvres ihm entgegen gewesen war, „dieß Manoeuvre würde uns nach England führen, und ich will nach Frankreich!"*) Sogleich ward Befehl gegeben, Alles zum Gefecht vorzubereiten, welches unvermeidlich schien. Indeß die Nacht entzog bald die wahr-

*) „Non, non, cette manoeuvre nous conduirait en Angleterre et je veux arriver en France!"

genommenen Segel ihren Blicken. Um Mitternacht war man an der französischen Küste, ohne jedoch deutlich bestimmen zu können, in welcher Gegend man sich befand. Man segelte bis zu Tagesanbruch fort, und fand sich nun in der Nähe des Vorgebirges Taillat zwischen der Insel Hières und Fréjús. Man wählte Fréjús und landete hier am 9. October, nachdem man eine achtundvierzigtägige äußerst glückliche Ueberfahrt gehabt hatte, trotz einem Gewühl von feindlichen Schiffen auf demselben Meere.

Buonaparte setzte seinen Fuß wieder auf französischen Boden nach einer Entfernung von demselben, die ein Jahr, vier Monate und zwanzig Tage gewährt hatte. Er erhielt, durch eine besondere Ausnahme, die man bei ihm machte, Exemtion von der Beobachtung der Quarantaine. Aber dieß hätte sehr verderblich werden können.

Ueber die Ankunft des außerordentlichen Mannes verbreitete sich ein Jubel und Enthusiasmus unter den Franzosen, der nur mit jenem verglichen werden kann, welchen später seine im März 1815 geschehene Rückkehr nach Frankreich von der Insel Elba erzeugt hat. Von Fréjús bis Paris strömte das Volk zusammen, um den Wundermann zu sehen. Die Bewohner der Städte und des platten Landes gingen von ihren Arbeiten und stürzten nach der Straße hin, wo es hieß, daß der hochgefeierte Besieger Italiens und Ueberwinder des Orients erscheine. Derselbe Enthusiasmus erwartete ihn in der Hauptstadt, in welcher er am 14. October 1799 eintraf.

Die Lage, in welcher damals die französische Republik sich befand, war bekanntlich eine traurige. In Italien und Deutschland hatte sie die Schlachten alle verloren und war tief gedemüthigt. Sie war durch die Factionen — von denen bald diese, bald jene siegte — in ihrem Innern zerrissen. Die Ereignisse des 18. Jun. 1799, (30. Prairial) welche man als die Wiedervergeltung für die des 4. Sept. 1797, (18. Fructidor) ansehen konnte, hatten eben bewiesen, daß die Unabhängigkeit der Staatsgewalt bereits ganz aufgehört habe, welche doch die Hauptbasis jedes Repräsentativsystems ist. So wie

durch die frühere jener beiden merkwürdigen Kataſtrophen das Directorium Meiſter des geſetzgebenden Körpers geworden war, ſo ward bei der zweiten der geſetzgebende Körper Meiſter des Directoriums. Beide überflügelten ſich, und beide waren unter conſtitutionellen Namen jetzt weiter nichts, als die zwei in die Regierung Frankreichs ſich theilenden Factionen.

Ein ſolcher Zuſtand der Dinge konnte nicht Beſtand haben. Der, welcher ihn zuerſt richtig beurtheilte und ihm das Prognoſtikon ſtellte, war Sieyes, dieſes berühmte Mitglied der conſtituirenden Verſammlung, welcher nach einem einjährigen Aufenthalte als Geſandter in Berlin jetzt eben, als Buonaparte zurückkehrte, ſeit fünf Monaten erwähltes Mitglied des Directoriums war.

Buonaparte war natürlich viel zu klug, als daß er bei ſeiner Ankunft in Frankreich den dermaligen Gegenſtand ſeines Ehrgeizes hätte errathen laſſen ſollen. Er lieh allen Parteien aufmerkſames Ohr, und jeder wähnte in ihm den Mann zu entdecken, der gerade ihr Mann und ihr nöthig ſey, um ihres Triumphes gewiß zu werden. Dieſer Parteien waren eben damals hauptſächlich drei, die ſich freilich in eine Menge von feineren Schattirungen verzweigten. Die drei waren folgende: 1) die eigentlich ſogenannte republicaniſche, eine ſehr zahlreiche, thätige und energiſch handelnde Partei, welche unter ihren Getreuen eine große Menge äußerſt talentvoller Männer zählte, jedoch keinen einzigen, der ſich dazu eignete, in einer ſolchen Lage der Dinge, wie die damalige, als Oberhaupt der Nation aufzutreten; 2) die monarchiſch-conſtitutionelle Partei, an deren Spitze heimlich Sieyes ſtand. Dieſe Partei konnte ſich einzig durch Erhebung einer neuen Dynaſtie auf den Thron — ſey es durch Wahl eines Franzoſen — oder eines Ausländers — ihr eigenes Leben erhalten. In der Mißlage, in welcher die Republik eben jetzt ſich befand, war ohne allen Zweifel dieſe Partei gerade die ihren Bedürfniſſen entſprechendſte, und die innerhalb ſowohl als außerhalb ihr Intereſſe am redlichſten beförderte. Die Hoffnung, den revolutionären Geiſt, der ſtets ein Erobe-

rungsgeist ist, in die Schranken zurückgedrängt zu sehen, stützte damals Europa auf keine andere Partei, als diese, und die aufrichtigen und behutsamen Freiheitsfreunde in Frankreich kannten kein anderes Mittel, welches fähig wäre, die Revolution in ihrem weitervorschreitenden Gange zu hemmen, kein Mittel, durch welches so, wie durch dieses, alle von der Revolution geschaffenen Interessen befestigt und alle für wirklich gut anerkannten revolutionären Grundsätze sanctionirt würden. 3) Die letzte Partei war die, in welcher Barras das eigentliche Triebrad war, nämlich die Partei des feudalistischen Monarchiesystems von 1788, welches sich jetzt im ältesten Zweige des Hauses Bourbon wieder hergestellt sieht.

Was von dieser letzten Partei erwartet werden durfte, hat die Erfahrung 1815 gezeigt, und wenn auch nach zehn Monaten eines royalistischen Terrorismus und Proscriptionssystems Frankreich jetzt unter einem philosophisch helldenkenden Könige das herrliche Schauspiel des ruhigsten, glücklichsten und vielleicht freiesten Zustandes darbietet, so sieht doch Jeder klar, daß die Wiederzerrüttung dieser glücklichen Monarchie eine stets obschwebende Gefahr bleibt, und daß ein einziges Ereigniß, welches jeden Augenblick kommen kann, sie wieder in alle jene Drangsale zu stürzen vermag, von welchen des jetzigen Königs Weisheit sie entfernt hat.

Nach Anhörung der Häupter der verschiedenen Parteien war es Buonaparte'n nicht schwer, zu erkennen, daß er selbst eine sey, und daß er, statt einer von ihnen zu dienen, dieselben sämmtlich sich, zu seiner eigenen Erhebung, dienend machen müsse und könne. Indeß er fuhr fort, diese Parteien anzuhören, ihre Sprecher bei sich zu sehen, ihnen zu schmeicheln, und obgleich schon damals sein Entschluß unverrückbar fest stand, und der kein anderer war, als sich der höchsten Gewalt selbst zu bemeistern, so benahm er sich doch mit einer solchen Behutsamkeit, und affectirte eine so große Uneigennützigkeit, daß selbst die, welche ihn recht sehr gut durchschaut hatten, und wegen des wahrscheinlichen Schicksals einer in solche Hände gegebenen Republik zitterten, durch sein jetziges Benehmen nie Au-

laß zum Mißtrauen gegen ihn bekamen, und er ihnen in den häufigen Zusammenkünften, welche bald bei Lucian Buonaparte, bald auf dem Schlosse Malmaison, das seine Gemahlin besaß, gehalten wurden, nie als ein Unaufrichtiger erschien. Daß er nichts Anderes seyn wolle, als das Werkzeug der Rettung der Republik, hatte er selbst so oft und so feierlich betheuert, daß, wie sehr man auch über eine solche Anspruchlosigkeit bei ihm erstaunte, es doch beinahe unmöglich war, diese Betheurungen für Lügen zu halten. Die Benebelung der Köpfe war so allgemein geworden, daß selbst Moreau der Täuschung nicht entging, und Buonaparte'n anbot, bei der großen Krisis, welche vorbereitet ward, einer seiner Lieutenants zu seyn.

Endlich am 16. Brümaire des Jahres VIII. (7. November 1799) war die letzte Zusammenkunft in Malmaison, und man kam überein, daß am zweiten Tage darauf der Rath der Alten außerordentlich sich versammeln und in Gemäßheit einer von den in der Constitution, die man umwerfen wollte, befindlichen Anordnungen einen Beschluß fassen solle, welcher, unter dem Vorwande, die Sicherheit der Räthe sey in der Hauptstadt durch eine große Conspiration gefährdet, den gesetzgebenden Körper nach St. Cloud versetze. Der Zweck dieser Versetzung sprang in die Augen, obgleich die Furcht eine übertriebene war. Man wollte jeder Art von Volksbewegung, zu welcher der Widerstand der Opposition hätte Anlaß geben können, vorbauen. Trotz den energischen Reclamationen einiger Republicaner, welche hinter das Geheimniß der Conspiration gekommen waren, ging am 18. Brümaire in Paris Alles vor sich, wie es verabredet worden, und zum Decrete der Ortsverlegung des gesetzgebenden Körpers fügte der Rath der Alten noch ein anderes hinzu, durch welches er die Leibwache des gesetzgebenden Körpers, welche aus einem Bataillon Grenadiere und den sämmtlichen in der Hauptstadt garnisonirenden Truppen der 17ten Militärdivision bestand, unter Buonaparte's Befehle gab. Kaum waren diese Decrete gegeben, als Buonaparte, in Begleitung der Generäle Berthier, Lefebvre, Macdonald, Mürat, Beſſières, Lannes und einer großen Anzahl Anderer, in den Saal des Raths

der Alten trat und folgende Anrede an sie hielt: „Bür„ger Repräsentanten! Die Republik war im Untergange „begriffen, Ihr habt es gesehen, und durch euer Decret „ward sie so eben gerettet. Unglück komme über die, „welche Ruhestörung und Unordnung wollen. Ich wer„de ihnen mit dem Beistande des Generals Berthier, „Generals Lefebvre und aller meiner Waffengefährten „Einhalt thun! Suche man nicht in der Vergangen„heit Beispiele, welche euch in eurem Gange aufhalten „könnten; die Geschichte hat nichts, was dem Ende „des achtzehnten Jahrhunderts gleicht! Eure Weis„heit gab das Decret, unsere Arme werden es zu voll„strecken wissen! Wir wollen eine Republik, die auf „die Bürger-Freiheit und auf die Volksrepräsentation „gegründet ist, wir werden sie haben, ich schwöre es! „— — Ich schwöre es in meinem Namen und im Na„men meiner Waffengefährten!" *) Buonaparte ist kein Redner, er trug diese kurze Rede ziemlich abgebrochen und ohne andere Beredsamkeit vor, als die aus den imposanten Umständen, in welchen man sich eben befand, von selbst folgte.

Am folgenden Tage stellte er sich an die Spitze aller in Paris garnisonirenden Truppen. Er hielt auf dem Marsfelde Heerschau über sie, sprach zu ihnen mit Wärme und Entrüstung über das Ungeschick und die angeblichen Verräthereien des Directoriums, und gab ihnen zu verstehen, daß das Heil der Republik künftig von ihnen allein abhänge. Die Truppen antworteten ihm durch zahlreiche und wiederholte Beifallsbezeugungen. Ihrer günstigen Stimmung versichert, befahl er ihnen nach St. Cloud zu marschiren.

*) „Citoyens représentans, la république périssait; vous l'avez „vu, et votre décret vient de la sauver: malheur à ceux „qui voudraient le trouble et le desordre; je les arrêterai, „aidé du général Berthier, du général Lefebvre et de tous „mes compagnons d'armes. Qu'on ne cherche pas dans le „passé des exemples qui pourraient retarder votre marche; „rien, dans l'histoire, ne ressemble à la fin du 18me siècle; „— — votre sagesse a rendu le décret, nos bras sauront „l'exécuter; nous voulons une république fondée sur la li„berté civile, sur la représentation nationale. Nous l'aurons, „je le jure; — — je le jure en mon nom et en celui de „mes compagnons d'armes."

Indeß hatten die Decrete des Raths der Alten in ganz Paris Staunen und unter den Republicanern Schrecken verbreitet. Die Freiheitsfreunde gaben allerdings zu, daß die Republik in dem verzweifelten Zustande, in welchem die Dinge sich eben befanden, nur durch außerordentliche Maaßregeln gerettet werden könne, allein über die Mittel, eine solche herbeizuführen, waren sie keinesweges einhellig. Das Directorium war in Mißhelligkeit. Sieyes und Roger Ducos waren in demselben die Lenker der Maschine, und Barras, sich überflügelt sehend, affectirte eine Neutralität, die nur eine nothgedrungene war. Gohier und Moulins, als sie vom Vorgefallenen unterrichtet wurden, tobten einen Augenblick, Moulins war sogar der Meinung, man solle Buonaparte'n auf der Stelle verhaften und erschießen lassen; allein die Ereignisse drängten sich so rasch, daß er sehnlich wünschte, seine Uebereilung vergessen machen zu können, als gleich darauf ein von Buonaparte nach dem Luxembourg geschicktes Detaschement ihm kund that, es sey beauftragt, für ihn zu haften. Barras, welcher wegen der halbvertraulichen Eröffnungen, die Buonaparte ihm gemacht hatte, noch Hoffnung schöpfte, und welcher obgleich er seit langer Zeit gegen Sieyes, den von ihm Gehaßten, voll Argwohns war, vom Ausbruche der Verschwörung unterrichtet zu werden erwartet hatte, entschloß sich, seinen Secretär Bottot nach St. Cloud zu schicken, um mit dem General zu unterhandeln. Allein dieser, aufgebracht gegen Barras wegen seines eigenen heimlichen Planmachens, umgeben von einem zahlreichen Generalstabe, und sich nun schon als den Dictator der Republik betrachtend, nahm einen drohenden Ton an, und gab dem Abgeschickten jene berühmt gewordene Antwort, welche funfzehn Jahre später unglücklicher Weise von so passender und so höchst niederschlagender Anwendung gegen ihn selbst geworden ist: „Was hat das Directo„rium aus diesem Frankreich, das ich ihm in „so glänzendem Zustande zurückließ, gemacht? Ich „hatte ihm den Frieden zurück gelassen, und da ich „komme, finde ich den Krieg wieder! Ich hatte ihm den „Sieg zurückgelassen, was ich dafür finde sind Verau„bungsgesetze, Volkselend! Was hat es aus hunderttau„send Franzosen gemacht, die sämmtlich Genossen meines

„Ruhms waren? Sie sind todt!“*) Indeß nach dieser heftigen Tirade gab er doch Befehl, daß man den von Barras erbetenen Paß an Bottot ausstelle. Eine Stunde nach Bottot's Rückkehr ins Luxembourg schickte Barras das Billet, worinn er seine Dimission gab. Gohier that diesen Schritt persönlich. Er erinnerte dabei Buonapartén daran, daß er eben an diesem Tage die Hoffnung gehabt, ihn zu Mittag bei sich speisen zu sehn. Auf diese, unter den damaligen Umständen ziemlich lächerliche, Erwähnung erwiderte Buonaparte bloß: er speise nicht zu Mittage. Eine Stunde vorher schon hatten auch Sieyes und Roger Dücos ihre Dimissionen eingeschickt, das Directorium hatte demnach aufgehört zu existiren!

Die Republikaner, die im Rathe der Fünfhundert entweder nicht Zeit oder nicht Kühnheit genug gehabt hatten, um gegen die Herrschafts-Usurpation einen gesetzlichen Widerstand zu organisiren, konnten es nicht vermeiden, in die ihnen gelegte Schlinge zu fallen, und ergaben sich am 10. November der Convocation, welche den gesetzgebenden Körper nach St. Cloud verlegte. Aber schon mit frühem Morgen waren St. Cloud, Boulogne, Sèvres und alle die kleinen Gemeinen von den Truppen besetzt. Die Zugänge der Brücken von Sèvres, von Neuilly und von St. Cloud waren es ebenfalls. So war mithin jede gefährliche Bewegung unmöglich gemacht.

Der Rath der Alten eröffnete seine Sitzung um 10 Uhr Vormittags in der großen Gallerie. Um 11 Uhr erschien Buonaparte, im Gefolge mehrerer Generale und seiner Generaladjutanten, und verlangte eingelassen zu werden. In einer Rede, welche gar sehr bewies, daß seine Kühnheit und seine Hoffnungen über die

*) „Qu'a fait le directoire de cette France que je lui avais „laissée si brillante? Je lui avais laissé la paix, j'ai retrou„vé la guerre; je lui avais laissé des victoires et j'ai re„trouvé des lois spoliatrices, la misère. Qu'a-t-il fait de „cent mille Français, tous mes compagnons de gloire? Ils „sont morts!“

Stufen des Throns ſich bereits hinauf zu ſchwingen wußten, ſprach er mit lauter Stimme: „Der Rath „der Alten iſt mit großer Gewalt bekleidet, aber von „noch größerer Weisheit beſeelt! Nur dieſe darf er jetzt „um Rath fragen, und das Obſchweben der großen „Gefahr, — —“ Bei dieſen Worten unterbrach ihn gleich ein Mitglied (Guyomard) und ſchrie: „Und „die Conſtitution!“ Buonaparte ſchrie mit noch heftigerer Stimme: „Die Conſtitution! Ihr habt ſie „verletzt am 18. Fructidor!*) Ihr habt ſie verletzt am „22. Floreal,**) Ihr habt ſie verletzt am 30. Prai„rial!***) — Die Conſtitution! Von allen Factionen „wird ſich auf ſie berufen, von allen wird ſie verletzt! „u. ſ. w. u. ſ. w.“ †) Er endete ſeine Rede mit den Worten: „Ich thue euch hiermit kund: ſobald die Gefahren, welche dazu zwangen, mir außerordentliche Gewaltspoſten anzuvertrauen, vorüber ſeyn werden, werde ich von dieſen außerordentlichen Gewaltspoſten abtreten!“ ††) — „Welches ſind die Gefahren,“ ſchrieen auf einmal mehrere Mitglieder, „mit welchen man uns erſchreckt? Worin beſtehen ſie? Buonaparte erkläre ſich!“ — Einen Augenblick war er verlegen, aber dann nahm er wieder das Wort und ſagte: „Soll ich „mich ganz deutlich machen, ſoll ich die Perſonen bei „ihren Namen nennen, nun ſo will ich es! Ich ſage

---

*) Dem Tage der Deportation Pichegrü's, Villot's u. ſ. w., des Ausſchuſſes der royaliſtiſchen und der Clichi-Partei aus den Räthen.

**) Dem Tage des Ausſchluſſes einer großen Anzahl von durch die Wahlmännerverſammlungen ernannten Deputirten aus dem Rathe, unter dem Vorwande, daß ſie Anarchiſten ſeyen.

***) Dem Tage der Vertreibung Treilhard's, Revellière Lepeaux und Merlin's aus dem Directorium.

†) „La constitution, vous l'avez violée au 18. fructidor; vous „vous l'avez violée au 22. floreal; vous l'avez violée au 30. „prairial. La constitution, elle est invoquée par toutes les „factions, et violées par toutes! etc. etc.“

††) „Je vous le déclare: aussitôt que les dangers qui m'ont fait confier des pouvoirs extraordinaires seront passés, j'abdiquerai ces pouvoirs!“

„euch, daß die Directoren, Barras und Moulins, „mir den Antrag gemacht, ich solle an die Spitze einer „Partei treten, welche alle den liberalen Ideen anhän„gende Menschen auszurotten die Tendenz hat u. s. w. „u. s. w.!“ *) Nachdem er hierauf abermals betheuert hatte, daß die Gewalt ihm oft angeboten, und daß jene, welche der Rath der Alten in seine Hände gegeben, von ihm bloß zur Rettung der Republik angenommen worden sey, denunciirte er den Rath der Fünfhundert als den Brennpunkt der Bewegungen, die eben in Paris im Gähren seyen, und als den Punkt, aus welchem das Heer von Emissären komme, die man mit ihrer Organisirung beauftragt habe. Voraussehend, was man nach so kecken Worten in diesem Rathe gegen ihn beschließen werde, rief er dann: „Und wenn etwa ein vom Auslande be„soldeter Redner hier sichs beigehen lassen will, mich „außer dem Gesetz zu erklären, er hüte sich, daß er nicht „gegen sich selbst diesen Beschluß zu fassen zwinge! „Spricht er davon, daß ich außer dem Gesetz zu erklären „sey, so appellire ich an Euch, meine tapfern Waffen„genossen, an Euch, meine wackeren Soldaten, die ich „so oft zum Siege geführt habe, an Euch, wackere „Vertheidiger der Republik, mit welchen ich zu Befe„stigung der Freiheit und Gleichheit so viele Gefahren „getheilt habe. Euer Muth, Ihr meine ächten Freunde, „und das Glück soll über mich entschriden!“ **)

*) „S'il faut s'expliquer tout-à-fait, s'il faut nommer les „hommes, je les nommerai; je dirai que les directeurs Bar„ras et Moulins m'ont proposé, de me mettre à la tête „d'un parti tendant à renverser tous les hommes qui ont „des idées libérales etc. etc.“

**) „Et si quelque orateur, payé par l'étranger, parlait de me „mettre hors la loi, qu'il prenne garde de porter cet „arrêt contre lui-même; s'il parlait de me mettre hors la „loi, j'en appelle à vous, mes braves compagnons d'ar„mes; à vous mes braves soldats, que j'ai mené tant de fois „à la victoire; à vous, braves défenseurs de la république, „avec lesquels j'ai partagé tant de périls pour affermir la „liberté et l'égalité; je m'en remettrai, mes vrais amis, „à votre courage et à ma fortune!“

Auf die Militärs, bei denen Kraft der Sprache mehr wirkt als das spitzfindige Argumentiren, waren diese Worte von großem Effekt. Allein für diejenigen Beisitzer des Rathes, welche nach Beweisen von der angeblichen Verschwörung begierig waren, hatte diese Rede nicht so viel Ueberzeugungskraft. Als Buonaparte dieß wahrnahm, fügte er einige Worte hinzu über die Unmöglichkeit, die Republik durch die Constitution zu retten, betheuerte abermals, „er biete bloß „zur Vollstreckung der Beschlüsse des gesetzgebenden Kör„pers seinen Arm an," und begab sich dann in den Rath der Fünfhundert, der sich Mittags im Orangerie-Saale versammelt hatte.

Hier erwartete ihn abermaliger und noch gefährlicherer Widerstand. In diesem Rathe hatte der Zorn gegen ihn die höchste Höhe erreicht. Die Republikaner, welche, entweder weil sie besser unterrichtet, oder weil sie mit mehr Scharfblick begabt waren, den geheimen Beweggrund der Verlegung nach St. Cloud wußten, setzten diejenigen ihrer Collegen, welche bereits durch die Truppen, die sie unterwegs antrafen, durch deren Reihen selbst sie, um ihren Bestimmungsort zu erreichen, hindurch gemußt hatten, bestürzt waren, noch mehr in Schrekken. Nur zwei Gefühle waren damals in den Gemüthern der Versammelten vorherrschend, das des Schreckens und das des Unwillens. Aber da man über die Dinge, die eben vorbereitet wurden, noch nichts Gewisses wußte, so ward man vorzüglich von einer gewissen Aengstlichkeit befallen, einer Aengstlichkeit, welche zu zerstreuen die studirte Rede des Deputirten Emil Gaudin, (nicht der Gaudin, welcher unter Napoleon funfzehn Jahre lang Finanzminister war und zum Herzog von Gaeta erhoben ward) keineswegs sich eignete. Dieser Deputirte eröffnete die Sitzung um Ein Uhr, und bemühte sich, die Aufmerksamkeit darauf hinzulenken, welche Veränderungen in der Constitution durch die Umstände, wie es ihm scheine, nöthig geworden seyen. Sie von einem günstigen Standpunkte aus betrachtend, wollte er sie empfehlen, ward aber auf Einmal von Delbrel, einem der heftigsten Republikaner in der Versammlung, unterbrochen. Dieser erhob sich und rief: „Zuvörderst „die Constitution! Die Constitution oder den Tod! Die

„Bayonnette erschrecken uns nicht! Wir sind hier „Freie!“*) Sogleich antworteten andere Stimmen; „Keine Dictatur, keinen Dictator!“ („Point de dictature, point de dictateur!“) Der Tumult vermehrte sich mit jedem Augenblicke; bald hörte man nicht mehr, was gesprochen ward; eine Stunde lang war nichts als chaotische Verwirrung im Saale! Eine große Anzahl der Mitglieder stieg auf die Tribüne. Alle wollten auf Einmal sprechen. Endlich ward auf den Vorschlag eines Deputirten (Grandmaison's) von der Versammlung beschlossen, es solle sogleich ohne Aufschub und nach Namensaufruf von jedem der Mitglieder der Eid geleistet werden, daß es die Constitution aufrecht erhalten und der Gründung jeder Art von Alleinherrschaft sich widersetzen wolle.

Kaum war der Namensaufruf geschehen, als die Thür des Orangeriesaales, welche auf der Seite der großen Treppe ist, sich öffnete, und man Buonaparten hereintreten sah, mit abgezogenem Hut und in Begleitung von vier Grenadieren. Augenblicklich und mit der Schnelligkeit unwillkührlicher Bewegung erhob sich die ganze Versammlung; laut wurden die Aeußerungen des heftigsten Unwillens, und eine große Anzahl Deputirter schrie mit der Stimme des wüthendsten Zorns: „Säbel hier? — Bewaffnete Menschen? — Nieder mit „dem Dictator! nieder mit dem Tyrannen! Erklärt den „neuen Cromwell außerdem Gesetz! — außerdem Gesetz!“**) Beim fürchterlichen Lärm im Saale stürzten Buonaparte's Gefährten, die draußen geblieben waren, die aber die gehörige Instruction von ihm hatten, sich durch die Thüren des Rathssaales, mit dem General Lefebvre an ihrer Spitze, und in Begleitung eines Pikets von Grenadieren. Sie scheuchen das Gewühl von De-

*) „La constitution d'abord; la constitution ou la mort. Les baionnettes ne nous effraient pas; nous sommes libres ici!“

**) „Des sabres ici! — des hommes armés! — à bas le dictateur; a bas le tyran; hors la loi le nouveau Cromwell, „— hors la loi!“

putirten, das Buonaparten umdrängt, zurück, bilden einen Kreis um ihn, und führen ihn unter dem von allen Seiten laut ertönenden Verwünschungsgeschrei zum Saale hinaus. Ihn selbst hatte der Vorgang mit einem solchen Grausen erfüllt, daß er unaufhörlich mit Entsetzen ausrief: „Sie haben mich tödten wollen! sie „haben mich außer'm Gesetz erklären wollen!“ *)

Während des ganzen Auftritts stieg im Saale der Ingrimm des Raths gegen Buonaparten immer höher. „Buonaparte ist zum Verräther an seinem „Ruhme worden!“ riefen die Einen, — „Er sitzt noch „nicht auf dem Throne und spielt schon ganz den Kö„nig!“ riefen die Andern, — „Nieder mit dem Dicta„tor, dem Cromwell, dem Tyrannen!“ riefen Alle. **) Umsonst sucht sein Bruder Lucian, welcher eben Vorsitzender in der Versammlung ist, ihn zu entschuldigen, indem er den von ihm gewagten Schritt seinem Uebermaaß von Vaterlandsliebe zuschreibt; man antwortet ihm darauf mit demselben Geschrei, mit denselben Drohungen. Endlich daran verzweifelnd, daß er die Wuth, in welche der Zorn eine große Menge der Deputirten gebracht hat, werde besänftigen können, und sich in der Gefahr sehend, selber das Opfer dieser Wuth zu werden, legte er plötzlich auf dem Büreau seine Senator-Toga ab und eilte aus dem Saale, unter dem Schutze der Grenadiere, welche sein Bruder eben zu seinem Beistande herbei geschickt hatte, und welche in dem unsäglichen Tumulte, fast ohne bemerkt zu werden, selbst bis an die Stufen der Tribüne vorgedrungen waren. Weiter sind aber die Gewaltthätigkeiten, welche der Rath sich erlaubte, und aus welchen man so viel Gräßliches am folgenden Tage gemacht hat, nicht gegangen. Kein Dolch ist gegen Buonaparte gezückt, seine Person ist nicht angerührt worden, und alle jene Be-

*) „Ils ont voulu me tuer! ils ont voulu me mettre hors la loi!“

**) „Buonaparte a trahi sa gloire! Il n'est pas encore sur le trône pour se conduire en roi! A bas le dictateur, le Cromwell, le tyran!“

richte, die darüber im Publicum verbreitet worden sind, muß man geradezu dem Haufen der politischen Romane beigesellen.

Eins der ausgezeichnetsten Mitglieder der Deputirten-Kammer, Dúpont de l'Eure, hat über diesen Punkt während der Sitzung des Jahres 1819 eine Deklaration gemacht, gegen deren Gründlichkeit Zweifel zu erheben, der ehrenwerthe Charakter dieses Deputirten selbst dann nicht gestatten würde, wenn er nicht, wie auch der dieser Darstellung, Augenzeuge aller der Ereignisse des 18. und 19. Brümäre gewesen wäre. Ein gewesener Deputirter, Herr Bigonnet, nicht minder empfehlungswerth wegen seines ausgezeichnet patriotischen Benehmens in den gesetzgebenden Versammlungen, an denen er Theil nahm, als wegen seiner Wahrheitsliebe, die sich durch keine Rücksicht Eintrag thun läßt, hat im Jahre 1819 einen Bericht über die Ereignisse des 18. und 19. Brümäre gegeben, welcher Dúponts und unsere Behauptungen vollkommen rechtfertigt. Es scheint uns daher, daß die Meinung des Publicums über diese wichtige Epoche der Revolution, und zwar die Meinung der Nachwelt sowohl als die der Zeitgenossen, sehr bald vollkommen fixirt seyn werde.

Lucian war kaum aus dem Saale hinaus, und suchte sich dem Generale anzuschließen, welcher in der Mitte der Truppen ihn im großen Schloßhofe erwartete, als eine Compagnie Grenadiere, mit den Generälen Leclerc und Mürat an der Spitze, an der Thür des Rathssaales erschien. „Repräsentanten, zurück!" sagte Leclerc mit Ruhe, „wir haben Befehl den Saal in „Besitz zu nehmen!" Lautes Geschrei des Unwillens war die Antwort, und nun gebot Leclerc den Grenadieren mit drohendem Bayonnet vorzurücken. Dieß war eine anmaßungsvolle, ja criminelle Handlung, die man sich gegen den Rath der Fünfhundert erlaubte. Allein die Glieder dieses Raths, diese furchtsamen und unwürdigen Nachfolger jener Gründer der französischen Freiheit, jener constituirenden Versammlung, welche sich von den Bayonnetten zu Verlassung des Orts ihrer Sitzungen nur zwingen ließ, um ihre Protestationen gegen Despotismus, Gewaltthätigkeit

auf's neue im jeu de paume vorzutragen, vergaßen jetzt — oder vielleicht spanischer Schreck ließ sie vergessen — die erste ihrer Pflichten, welche unstreitig die war, eher zu sterben auf ihren curulischen Sitzen, um auf denselben in der Vertheidigung des Vaterlands zu beharren, als von ihnen zu fliehen. Keinen Widerstand leistend, keine Protestation vorbringend gegen einen so strafbaren Act, wie von einem Wirbelwinde fortgerissen, ergriffen sie die Flucht. Nicht nur durch die Thüren sondern auch durch die Fenster und durch alle Oeffnungen, die sich ihnen darboten, sah man sie entrinnen und den Park und die Wäldchen von Saint Cloud durcheilen, ja sogar um nicht erkannt zu werden, da und dort die Insignien ihrer nun geschändeten Repräsentantenwürde von sich werfen.

Die Nachricht von diesen Vorgängen ward dem Rathe der Alten von Lucian Buonaparte und von Fargues, einem seiner Mitglieder gebracht. Er bildete sich sogleich in einen allgemeinen Ausschuß, decretirte die Abolition des Directoriums, die Absetzung von sechzig Mitgliedern des Raths der Fünfhundert, die provisorische Gründung einer neuen Magistratur, die bis zur Herstellung einer neuen constitutionellen Ordnung die Ausübung der executiven Gewalt haben sollte, und ernannte Sieyes, Roger Ducos und Buonaparte zu den Häuptern der Republik unter dem Namen Consuln.

Lucian Buonaparten was es inzwischen gelungen, die Minorität des Raths der Fünfhundert, die fast ganz aus den Verschwornen des 18. Brümäre bestand, zu versammeln, und er eröffnete mit ihnen Abends um 9 Uhr eine abermalige Sitzung. Hier hielt er eine durch Energie und Beredsamkeit ausgezeichnete Rede, in welcher er bemüht war, seinen Bruder wegen seines Aufstrebens „à la tyrannie“ („zur Alleinherrschaft“) welches in der Sprachverwirrung die damals eingerissen war, ganz gleiche Bedeutung hatte mit: „zum Königthum“ zu rechtfertigen. Aus dieser Rede müssen wir folgende Stelle hier wörtlich mittheilen, da sie eine wahrhaft prophetische ist: „Zuverlässig würde der Allein„herrscher, dem von einem blinden Enthusiasmus seine „Despotenmacht ertheilt worden wäre, kein langes Daseyn

„haben! Aber dann wäre es auch um die Nation ge„schehen! Nach neuen revolutionären Krisen solcher „Art würde keine einzige zu Wiederaufführung des Frei„heitsgebäudes taugliche Person mehr vorhanden seyn, „und die in Staunen gerathenden Völker würden beim „Anschauen unseres Haders sich der von uns seit zehn „Jahren gethanen Großthaten nur erinnern, um die „Resultate davon so zu mißdeuten, daß sie zu unserer „ewigen Beschämung gereichen müßten!“ *)

Im Augenblicke, wo Lucian von der Tribüne stieg, meldete ein vom Rathe der Alten Abgeschickter die von diesem Rathe jetzt gegebenen Dekrete. Die Minorität des Raths der Fünfhundert schloß sich denselben an, und mit einer Nachgiebigkeit, die um so unverzeihlicher scheint, da dergleichen Demüthigung von der Nothwendigkeit noch gar nicht geboten war, erklärte sie sich ebenfalls dahin, daß die Generäle Buonaparte, Leclerc, Lefebvre, Gardanne, und die übrigen Chefs der bewaffneten Macht, welche am Morgen desselben Tages, indem sie sich zu Werkzeugen der Militär-Usurpation brauchen ließen, die Nationalrepräsentation vernichtet hatten, „um das Vaterland sich verdient gemacht.“ („avaient bien mérité de la patrie“) Die Sitzung dauerte bis tief in die Nacht, und um 2 Uhr des Morgens kamen die provisorischen Chefs der neuen Regierung, um unter dem Consul-Namen vor den Ueberbleibseln der Räthe den Eid der „Fidélité inviolable à la souveraineté du peuple; à la république française une et indivisible; à l'égalite, à la liberté, et au système représentatif“ zu leisten. Frankreich weiß es, wie dieser Eid gehalten worden ist!

Endlich, nachdem sie zuvor noch zwei legislative Commissionen jede aus fünf und zwanzig Mitgliedern bestehend,

*) „Il perirait bientôt, sans doute, le tyran qu'un aveugle enthousiasme aurait investi d'un pouvoir absolu; mais c'en serait fait de la nation! A la suite de ces nouvelles crises révolutionnaires il ne resterait plus personne pour relever l'édifice de la liberté; et les peuples étonnés en contemplant nos débats ne rappelleraient les grandes choses que nous avons opérées depuis dix ans, que pour en faire tourner les résultats à notre éternelle confusion!“

ernannt hatten, schieden die Urheber des 18. Brümäre von einander, und vertagten sich bis zum ersten Ventose, eine bloß spöttische Vertagung, während der alle Formen der Repräsentativ-Regierung Modificationen unterworfen werden sollten, die ebenfalls ihrer Seits wieder ins Nichts schwinden sollten, vor dem dictatorischen Willen des Mannes, der ganz kürzlich erst erklärt hatte, „daß er sich alsbald, nachdem „die Gefahren der Republik überwunden seyn würden, „beeilen werde, von den außerordentlichen Gewalts-„Posten, die ihm eben anvertraut worden, wieder ab-„zutreten." *)

Daß Buonaparte und Sieyes hinsichtlich ihres Systems, ihrer Grundsätze, ihrer Pläne, ihrer Interessen, in einer gewaltigen Opposition zu einander stünden, hatte sich schon zur Genüge kund gegeben. Zum Beleg müssen wir eine nicht sehr bekannt gewordene und Buonapartен äußerst treffend schildernde Anekdote mittheilen. Sieyes hatte gegen ihn den Vorschlag gethan, daß man einen nordischen Fürsten auf den franz. Thron rufen möchte. Buonaparte stellte sich als gehe er auf diese Idee ein, und verlangte die Abfassung des Schreibens von Sieyes. Als aber der Brief geschrieben war, ließ ihn Buonaparte bloß von den beiden andern Consuln besiegeln, und wußte es zu vermeiden, daß auch sein Siegel mit darauf komme. Zugleich mit dem Kurier, der das Schreiben überbringen sollte, schickte er einen zu seinen Vertrauten gehörenden Generaladjutanten ab, welcher den Kurier unterwegs anhielt, ihm auf Befehl der Regierung seine Depesche abforderte, und diese Buonapartен zurückbrachte. Man versichert, daß Buonaparte, in dessen Händen dieses Schreiben nun blieb, in der Folge davon den nützlichsten Gebrauch zur Einschüchterung des Kollegen machte, dessen Einfluß er fürchtete, indem er ihm unaufhörlich mit Bekanntmachung dieses Schreibens drohte, wenn er fortfahre sich der Etablirung des poli-

*) „Aussitôt que les dangers publics seraient passés, il s'empresserait d'abdiquer les pouvoirs extraordinaires qui venaient de lui être confiés."

tischen Systems zu widersetzen, welches er, Buonaparte, angenommen hatte. Von den Ursachen des zwischen Sieyes und Buonaparte obwaltenden Zwiespalts der Meinungen waren Gerüchte ins Publicum gekommen, und es gehört wahrlich nicht zu den mindest seltsamen Erscheinungen aus jener Periode, daß gerade dieselben Menschen, welche später, mit so feiger Gefügigkeit sich vor dem kaiserlichen Despotismus beugten, damals in einem philosophischen Staatsmanne, der nichts Gefährlicheres wollte, als die constitutionelle Monarchie in die Hände eines von der Nation selbst freiwillig auf den Thron gerufenen Fürsten geben, fast einen Hochverräther erblicken wollten.

Nach mehreren Discussionen, durch welche Sieyes zur Erkenntniß gebracht worden war, daß die scharfsinnigsten und weisesten politischen Combinationen durch einen Machtstreich zu nichte gemacht werden können, fühlte er, daß den Streit, der zwischem ihm und Buonaparte sich erhoben hatte, nun noch länger fortzusetzen, unmöglich und gefährlich sey. Da er nicht länger in der neuen Regierung der Gedanke seyn konnte, so behielt er wenigstens eine hinreichend würdige und richtige Meinung von sich selbst, um sich den Stolz zu geben, daß er nicht das passive Werkzeug des Mannes seyn mochte, der eben das Schwerdt führte. So ward es denn allmählich stillschweigende Uebereinkunft unter ihnen, daß Buonaparte schmeidigere, gelehrigere, willenlosere Werkzeuge suchte, oder die doch keinen andern Willen hätten, als bloß den, die Gunst ihres Meisters sich zu erhalten und mittelst derselben einen hohen Rang und große Reichthümer zu erschwingen. Als demnach an der Stelle der Constitution des Jahres III. die des Jahres VIII. getreten, als Buonaparte durch diese letztere, unter dem zugleich pomphaften und bescheidenen Titel: erster Consul der Republik, an der Spitze der Nation gestellt war, wurde ihm von seinem Bruder Lucian zum zweiten Consul Cambarérès, der damals Justizminister war, empfohlen, und zum dritten Consul Lebrün ernannt. Die repräsentativen Formen, deren Aufrechthaltung Buonaparte so feierlich versprochen hatte, schwanden und reduzirten sich auf einen Senat, dessen sämmtliche Glieder direkt oder indirekt von ihm er-

nannt wurden, auf einen legislativen Körper, der aus Stummen bestand, und aus einem Tribunate, dessen schwache und prekäre Existenz dennoch bald Furcht genug einflößte, um einige Jahre später seine Vernichtung herbeizuführen. Nicht ohne großen Glanz und lebhafte Hoffnungen erregend waren die Anfänge der consularischen Regierung. Ein allgemein gewordener Irrthum legte alle Unfälle der Republik der Form der alten Regierung zur Last, und dieser Irrthum ward von den am Staatsruder sitzenden Personen jener Zeit mit Eifer fortgepflanzt, welche mit Recht glaubten, daß so ihre Person und ihre Verantwortlichkeit am besten gedeckt würden. Die bis dahin in Parteien getheilte Nation vereinigte sich jetzt im Jubel über die plötzlich gelungene Erhebung des Helden, welcher drei Theile der Welt mit dem Ruhme des französischen Namens erfüllt hatte. Diese Erhebung war Allen in gleichem Grade angenehm, schon dadurch, daß sie allen Hoffnungen einen weiten Spielraum eröffnete. Die Republikaner erinnerten sich mit Stolz und Vertrauen aller der Sicherheitsunterpfänder, welche Buonaparte ihrer Sache gegeben hatte. Die Royalisten hegten nicht bloß die Hoffnung, der General werde dereinst nicht unempfänglich für den Ruhm eines Monk seyn, sondern jubelten auch über die jetzige Concentrirung der Macht, welche sie als einen sichern Vorboten der Wiederherstellung der monarchischen Einheit betrachteten. Ueberhaupt waren die Ehrsüchtigen aller Parteien voll Freude darüber, sich eine Regierung erheben zu sehen, auf deren Dankbarkeit Jeder sich Ansprüche erwerben konnte durch die Dienste, die er ihr zu leisten Gelegenheit hatte, und bei welcher alle Symptome verriethen, daß sie eine kräftige und bestandhabende seyn werde.

Am 24. December 1799 wurden die consularische Regierung und der Erhaltungssenat unter Sieyes Vorsitz installirt. An demselben Tage erhielt das in Folge des 18. und 19. Brümäre provisorisch gebildete Ministerium eine Definitiv-Organisation und ward folgendermaßen gebildet: Talleyrand ward Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Abrial Justizminister, Lucian Buonaparte Minister

des Inneren, Fouché Polizeiminister, General Berthier Kriegsminister, Gaudin Finanzminister, Forfait Seeminister, Lagarde allgemeiner Secretär der Consuln. Dieser letztere hatte seinen Posten nur eine sehr kurze Zeit und ward von Maret ersetzt, welcher den Titel, Staatssecretär, erhielt.

Am 25. December meldete der erste Consul seine Erhebung zur ersten Magistratur der Republik und die auf den Frieden gerichteten Wünsche Frankreichs dem Könige von Großbritannien. Nach einigen Tagen erhielt er eine auf Schrauben gestellte, die Erklärung umgehende Antwort, welche jedoch die von ihm gefaßten Hoffnungen keineswegs vernichtete. Am 11. Januar 1800 traten das Tribunat, unter Daunou's Vorsitz, und der gesetzgebende Körper, unter Perrin's (des Vosges) Vorsitz, in Function. Am 23. Januar ward die französische Bank errichtet, welche später eine der wichtigsten Banken in Europa geworden ist. Von dieser Zeit an bis zum 7. Februar kamen von allen Seiten, und den Stempel ganz desselben Enthusiasmus tragend, die Adressen der Departemente, welche die Constitution annahmen.

Endlich am 19. Februar zog der erste Consul, welchem der Aufenthalt in Luxembourg unangenehm war, ins Schloß der Tuilerien. Dieser Schritt, der an sich sehr unbedeutend scheint, brachte alle Wirkung hervor, die Buonaparte sich davon versprochen hatte. Drei in Luxembourg residirende Consuln erschienen der Nation immer noch wie ein aus drei Personen bestehendes Directorium. Aber der in den Tuilerien, im Palaste der Könige, allein wohnende, von einer zahlreichen Leibwache umgebene erste Consul zeigte sich der Nation auf einmal in einem gewaltigen Abstande von seinen Collegen, der nicht minder groß war, als jener, in welchen er sich von ihnen durch seine constitutionellen Attribute gebracht hatte.

Kaum sah Buonaparte sich an der Spitze der Regierung, als er seine Aufmerksamkeit auf die Armee richtete und es sein erster Gedanke ward, Italien

wieder zu erobern. Zu diesem Behuf faßte er am 8. März 1800 den Beschluß, daß zu Dijon unter des General Brüne Befehlen eine Reserve-Armee von sechszigtausend Conscribirten gebildet werden solle. Am 2. April ernannte er den General Berthier zum Oberbefehlshaber der nach Italien bestimmten Armee, und gab ihm Carnot zum Nachfolger im Kriegsministerium. Als Buonaparte seinen Vorsatz, den Krieg in Italien zu führen, bekannt gemacht hatte, decretirte das Tribunat, es solle ein feierlicher Wunsch, ausgedrückt in den Worten: „Kehre der erste Consul zurück als Sieger und als Friedensstifter!“ ihm von drei aus seiner Mitte Deputirten überbracht werden. In diesem Votum, das sich sehr unterscheidet von jenen, welche später die kriechende Schmeichelei für ihn erfand, war nichts, was die Personen, welche ihn ausdrückten, verunehrte. Es verband den Gedanken des Friedens mit dem des Siegs, und der Sieg war damals dem französischen Namen nothwendig, weil die verbündeten Mächte an fast jeder Grenze Frankreichs triumphirten. Am 6. Mai reiste Buonaparte von Paris ab, um die italienische Armee in Person zu commandiren. Am 17. Mai war er, nachdem er die sich ihm entgegensetzenden Feinde zurückgeworfen hatte, am Fuß der Alpen. Vier Tage später waren alle von der Natur ihm entgegengesetzten Hindernisse überwunden und der St. Bernhard überstiegen. Am 21. Mai waren Armee und Wagen und Artillerie, die letztere meist von Menschenarmen fortgetragen, am jenseitigen Fuße der Gebirge. Am 22. gewannen die Franzosen den Mont Cenis den Kaiserlichen wieder ab, und erstürmten Süze und das Schloß la Brünette. Am 24. besetzte die Armee, nachdem sie das Fort Bard genommen hatte, Stadt und Schloß Ivree. Am 26. gewannen sie den Sieg bei Romano. Die nächstfolgenden Tage wurden mit glänzenden Siegen bezeichnet, welche die Generäle Lannes und Mürat erfochten, und in deren Folge der erste Consul am 2. Junius in Mailand einrückte. Am 7. lieferte die unter seinen Befehlen stehende Armee dem General Ott die Schlacht bei Montebello, in welcher Lannes Wunder der Tapferkeit that, und der Feind 9000 Menschen verlor. Dieser Sieg erfüllte die Anhänger des Hauses Oester-

reich mit Kleinmuth, und war gewiſſermaßen das Signal der Befreiung Italiens, die am 14. Junius durch die Schlacht bei Marengo vollendet ward.

Man weiß, daß der Sieg, nachdem er in dieſer Schlacht, welche 11 Uhr Vormittags begonnen hatte, lange ſchwankend geweſen, ſich dann um 4 Uhr Nachmittags ſo ſehr, ganz zu Gunſten der Oeſtreicher geneigt hatte, daß General Melas, der ſeine Flügel ausbreitete, um die franzöſiſchen, in einem Defilee befindlichen Truppen ganz zu umzingeln und abzuſchneiden, dieſe Truppen für die einzigen hielt, mit welchen an dieſem Tage zu kämpfen ſey, und nun auf einmal ſein Centrum von den Cavallerie-Corps, die von den Generälen Deſaix und Monnier angeführt wurden, durchbrochen ſah. Dieſe, in großer Haſt herbeieilend, und von Buonaparte ſogleich in Schlachtordnung gebracht, erneuerten nun das Gefecht, brachten in die öſterreichiſchen Reihen vollſtändige Verwirrung, und führten binnen wenig Stunden den Sieg wieder ins franzöſiſche Lager zurück. Ganz kurz zuvor, ehe dieſe Corps anlangten, eilte General Berthier zum erſten Conſul, und gab ihm die Nachricht, die Armee fange an in Verwirrung zu kommen. „General," antwortete ihm Buonaparte, „Sie ſagen dieß nicht mit kaltem „Blute!" Augenblicklich beſtieg er ſein Pferd und eilte aufs Schlachtfeld. Schon waren die Franzoſen, welche die feindliche Uebermacht eingeſchüchtert und in Verlegenheit gebracht hatte, auf dem Rückzuge; Buonaparte, dieß wahrnehmend, ſprengte vor die Vorderreihen und ſchrie: „Franzoſen, erinnert euch, daß „meine Gewohnheit iſt, das Nachtquartier auf dem „Schlachtfelde zu nehmen!"*) Als Deſaix im Augenblicke der größten Hitze des Gefechts gefallen war, und man Buonaparten die Nachricht davon gab, antwortete er: „Warum iſt es mir nicht erlaubt zu „weinen?".**) In dieſen kurzen Antworten iſt jedoch

*) „Français, souvenez-vous que mon habitude est, de coucher sur le champ de bataille!"

**) „Pourquoi ne m'est il pas permis de pleurer!"

unstreitig mehr Prahlerei und Affektation als eigentlicher Heroismus, und weit ziehen wir ihnen eine Aeußerung vor, die aus seinem Munde kam, als die Schlacht vorüber war, und er einem beträchtlichen Transport von Verwundeten begegnete. Schmerzlich rief er: „Man muß bedauern, nicht gleich ihnen verwundet zu seyn und an ihren Schmerzen Theil zu nehmen!“*) —

Die politischen Folgen der Schlacht bei Marengo, wo die Oesterreicher viertausend Mann verloren, waren von unermeßlicher Wichtigkeit. Buonaparte nahm Piemont wieder ein und schrieb Oestreich die Friedensbedingungen vor. Durch eine Akte vom 17. Junius stellte er die cisalpinische Republik wieder her, und am 29. setzte er eine Consulta ein, welche er mit der neuen Organisirung seiner Regierung beauftragte. Die französischen Waffen hatten nun allen ihren Glanz in Italien wieder. Er ließ Berthier als Oberbefehlshaber über die Armee zurück, und eilte über Lyon nach Paris, wo er den Lohn dieses höchst bewundernswürdigen Feldzuges im unendlichen Jubel der Bewohner der Hauptstadt ärntete.

Durch ein trauriges Schicksal entriß der Armee des Morgenlandes an demselben Tage und in derselben Stunde, wo der Sieg bei Marengo von den französischen Waffen erkämpft ward, den General Kleber in Kahira der Dolch eines Meuchelmörders.

Am 22. Julius, drei Wochen nach seiner Ankunft in der Hauptstadt, machte Buonaparte bekannt, daß zwischen der französischen und österreichischen Armee am 15. Jul. ein Waffenstillstand geschlossen worden sey; der Wiener Hof verweigerte jedoch die Ratification dieses ersten Waffenstillstandes, bis am 20. Septemb. auf etwas verschiedenen Grundlagen ein neuer abgeschlossen und bestätigt wurde. Hier ward zugleich Lüneville zu dem Orte bestimmt, an dem ein Congreß gehalten werden sollte, und General Clarke

*) On regrette de n'être pas blessé comme eux pour partager leurs douleurs!“

ward auf so lange zum Commandanten von Lüneville erwählt. Am 3. October 1800 ward zwischen Frankreich und den vereinigten Staaten von Amerika ein Bündniß und Handelstractat geschlossen.

Mitten unter so vielen und glänzenden Erfolgen aber ward inzwischen dem Manne, welcher, nachdem er seinen tiefen Ehrgeiz unter der Larve des Republikanersinns verborgen und feierlich erklärt hatte, daß er nur für die Freiheit Triumphe suche, jetzt alle Hoffnungen Italiens täuschte, und auch bereits sich anschickte, Frankreichs Hoffnungen zu täuschen, in tiefer Nacht des Geheimnisses der Untergang bereitet! Von einem Militär-Ruhme, der freilich in den Annalen der alten sowohl als neuen Geschichte fast ohne Beispiel ist, berauscht, schien damals Buonaparte die Sache der Italiener, nachdem er sie selbst unter das Panier der Freiheit gerufen hatte, aufzugeben, und diese Nation den Mißhandlungen der Regierungen, gegen welche er selbst sie bewaffnet hatte, bloszustellen. Zwei Römer, Ceracchi, ein berühmter Bildhauer, und Diana, voll glühenden Enthusiasmus für die republikanischen Ideen, suchten und fanden für ihren Haß gegen Buonaparte einige Franzosen zu Verbündeten. *) Nachdem sie mit ihren Mitverschwornen das Nöthige vorbereitet hatten, sollte der erste Consul in der Oper, an dem Abende, wo er der ersten Vorstellung des Stücks, die Horatier, beiwohnen wollte, ermordet werden. Seit einigen Monaten schon war der Plan entworfen, und der 10. October war der zur Ausführung bestimmte Tag. Allein der General Lannes und der Polizeiminister Fouché waren früher durch Verrath der ganzen Verschwörung auf die Spur gekommen; die Verschwornen wurden an demselben Abende verhaftet.

Kaum war diese Verschwörung republikanischer Enthusiasten entdeckt und bestraft, als eine neue gegen Buonaparte reifte, für deren Leiter und Organi-

*) Demerville, Topino Lebrün, Aréna. Der letztere war geborner Corsikaner, bereits Generaladjutant, und Buonaparte's persönlicher Feind.

ſirer das engliſche Miniſterium und ein Prinz des Hauſes Bourbon gehalten wurden, zu deren Ausführung aber einige Royaliſten als Werkzeuge gewählt waren. Hier kam der erſte Conſul in eine noch weit größere Gefahr. Er begab ſich am 24. December ins Opernhaus, wo zum erſten Male Haydn's Schöpfung vor den Pariſern aufgeführt werden ſollte. Als er, aus den Tuilerien kommend, um die Ecke der Straße St. Nicaiſe in die Straße Rohan hineinfuhr, hörte er eine fürchterliche Exploſion. Er zweifelte keinen Augenblick, daß ſie ihm gegolten habe, und daß er eben einer großen Gefahr entgangen ſey. Er ließ den Wagen anhalten, in welchem er ſich mit Lannes allein befand und trug einem der Guiden die ihn begleiteten auf, ohne Verzug dorthin zu eilen, wo ſich die Begebenheit ereignet hatte, und genaue Erkundigung darüber einzuziehen. Dieſer brachte ihm die Nachrichten gleich darauf ins Opernhaus. Der Mordplan war mit einer ſo bewundernswürdigen Präciſion entworfen und ausgeführt worden, daß er einzig und allein durch zwei Umſtände vereitelt wurde, welche vorauszuſehen und welchen vorzubauen ganz unmöglich war. Eine Maſchine, welche die Geſtalt einer Tonne hatte und mit eiſernen Reifen verſehen war, hatte man angefüllt mit Schießpulver, Kugeln, Eiſenlarren, Nägeln u. dgl. Sie ſtand auf einem mit einem Pferde beſpannten Karren, über die Mitte der Straße, über welche Buonaparte den Weg zu nehmen hatte, ſo hingeſtellt, daß ſie ihm im Wege ſtehen und ſein Weiterfahren verzögern mußte. St. Réjant, ein Marine-Artillerieofficier, der ihr Verfertiger geweſen war, hatte der Lunte, durch welche ſie angezündet werden ſollte, eine ſolche Länge gegeben, daß für ihn ſelbſt Zeit genug blieb, nach Anzündung derſelben in Sicherheit zu kommen, ehe die Exploſion erfolgen konnte. Nicht länger als zwei oder drei Secunden war Buonaparte vorüber, als ſie erfolgte, und nur um eine ſo geringe Zeit hatte der Verfertiger falſch gerechnet. Selbſt dieſer Irrthum im Calcul war nicht ſeine Schuld, ſondern hatte zwei Umſtände zum Grunde: das Wetter nämlich war erſt noch Abends ſehr regneriſch geworden, und es ſcheint außer Zweifel, daß dieß von Einfluß auf das Schießpulver geweſen war, und zweitens iſt es bewieſen worden, daß

der Kutscher Buonaparte's gerade an diesem Tage ein wenig mehr als gewöhnlich getrunken und dadurch Kühnheit genug hatte, des im Wege stehenden Karrens, welcher von den Urhebern absichtlich so gestellt worden war, daß er eigentlich erst auf die Seite hätte geschoben werden müssen, nicht zu achten, sondern trotz der Gefahr einer Zerbrechung seines Wagens rasch vorbei zu fahren.

Der Hof ermangelte nicht, diesen abermaligen Versuch einer Ermordung des ersten Consuls den Urhebern der neulichen Verschwörung zuzuschreiben. Allein sehr bald entdeckte man die Thäter. Bloß jener St. Réjant und ein gewisser Carbon, zwei vom Auslande besoldete Royalisten, waren die wirklichen Leiter des Mordplans mit dieser Maschine gewesen. Beide wurden am 6. April 1801 hingerichtet, sechsundvierzig Tage nach der Hinrichtung der Verschwornen Ceracchi, Demerville, Aréna und Topino Lebrün.

Es ist bekannt, daß in Folge dieser beiden Verschwörungen zu zahlreichen Deportationen geschritten ward. Aber es ist besonders bemerkenswerth, daß dieser Maaßregel der Härte bloß solche Individuen zu Opfern wurden, gegen welche nicht der geringste Beweis von Theilnahme an diesem Mordversuche vorhanden war, und daß man sie ohne Beweis als Mitschuldige verurtheilte, der bloßen revolutionären Berühmtheit wegen, welche zum Theil ihre Namen hatten, und nach welcher es eine Möglichkeit schien, daß sie den ersten Consul aus dem Wege geräumt wünschten. Auf eine so empörende Art war in der consularischen Regierung bereits die Willkühr vorherrschend! Bis dahin hatte der Despotismus nur noch unter dem Schleier des Geheimnisses Versuche gemacht, um zu sehen, wie viel wohl gewagt werden könne, aber nun begann er seine Streiche beim hellen Tageslichte zu versetzen. Die Regierung ließ jetzt — doch unter dem Vorwande, es solle bloß zu Vernichtung der Räuberhorden führen, welche wirklich damals mehrere Departemente durchschwärmten und in ihnen eine Plage waren, aus der man bald eine Landplage entstehen zu sehen fürchten konnte, — den Vorschlag zu Gründung von speciellen Criminalgerichtshöfen (tribunaux criminels spéciaux) thun,

und nahm dabei gleich für sich selbst die volle Macht und Gewalt, dergleichen zu gründen, wo sie wolle und wo es ihr passend scheine, in Anspruch. Gegen diesen Vorschlag zeigte sich eine lebhafte und aus Liberalen bestehende Opposition, welche später einer der Hauptbeförderer der Abschaffung des Tribunats geworden ist. Allein Buonaparte war bereits in Frankreich der Allmächtige! Sey es feige Nachgiebigkeit, sey es Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Maaßregel, sey es, daß jene sowohl als diese zur Einwilligung bewog, jenes Projekt des Staatsraths ging durch. So kam die gehässige und tyrannische Institution der Ausnahme-Tribunäle zum Daseyn, durch welche allen Gewaltstreichen des Despotismus ein gleißender Mantel gegeben werden kann (excuse banale de toutes les tyrannies). Die alte französische Feudalmonarchie konnte der Buonapartischen Consularregierung das Vorbild jener barbarischen Gesetzgebung geworden seyn; dieß begreift sich bei ihrer ganz sichtlichen Tendenz zur Willkühr leicht. Allein, daß noch im Jahr 1815 aus diesem consularischen Codex die französische Regierung die Elemente einer erhaltenden, billigkeitliebenden, constitutionellen Gesetzgebung, welche allein ihre Retterin seyn konnte, und zu welcher die Erfahrung und die Vernunft seit jener Zeit sie zurückgeführt haben, sich zusammensuchte, — dieß gehört zu den Dingen, die nur dadurch begreiflich werden, daß man annimmt, eine ruchlose Faction, die entschlossen war, Frankreich und den Monarchen selbst ihrem Bedürfnisse der Rache und der Wiederherstellung ihrer Privilegien aufzuopfern, habe damals triumphirt! —

Indeß, man muß es bekennen, Buonaparte's vorausseheude Klugheit, die er in so hohem Grade besaß, beschäftigte sich eben in jener Zeit, wo er zu vergessen schien, daß der erste der Titel, die ihn zu Frankreichs Beherrscher machten, die Beschirmung und Erhaltung der Freiheit sey, vorzüglich mit dem, was Frankreichs Sicherheit und Ruhm in den ausländischen Verhältnissen betraf. Am 17. Januar 1801 stellte er die afrikanische Gesellschaft wieder her, und beauftragte den General Türreau mit Verfertigung der schönen Kunststraße, welche die Reiseroute von Frankreich nach Ita-

lien über den Simplon giebt. Am 9. Febr. ward zu Lüneville der Vertrag geschlossen, welcher, indem er die zu Gunsten Frankreichs in Campo Formio stipulirten Concessionen bestätigte, überdieß an die französische Republik alles Land abtrat, welches von da an, wo der Rhein die Schweiz verläßt, bis wo er Holland erreichte, innen liegt, und die Unabhängigkeit der cisalpinischen, helvetischen, batavischen und ligurischen Republik anerkannte, eine Unabhängigkeit, welche Buonaparte, feierlichst eingegangenen Verbindlichkeiten zum Trotz, selbst nicht mehr anerkannte, nachdem er Kaiser geworden war.

Am 4. März gebot ein Beschluß der Consularregierung, es solle zu Ende jedes Jahres (nach dem republikanischen Kalender) eine Ausstellung der französischen Industrie-Producte Statt finden. Am 19. März ward durch einen von Frankreich mit Spanien geschlossenen Vertrag das Herzogthum Parma an die Republik abgetreten und Toskana an den Fürsten von Parma, mit dem Titel eines Königs von Etrurien. Am 28. März ward der Friede zwischen dem ersten Consul und dem König beider Sicilien unterzeichnet, durch welchen Porto longone, die Insel Elba und das Fürstenthum Piombino an Frankreich abgetreten ward.

Indeß, mitten unter seinen politischen und kriegerischen Arbeiten hatte Buonaparte'n zugleich eine große Idee rastlos beschäftigt, nämlich der Gedanke, die Religion und die Gesetzgebung sich einander Hand in Hand gehen zu lassen. Dieser Mann, welchen der Parteigeist, oft mit recht geflissentlicher Ausmahlung, als einen Menschen von einer wunderlichen abergläubischen Leichtgläubigkeit geschildert hat, weil er in einer Art von Fatalismus nachlässig sich gehen ließ, ist im Punkte der Religion ein ganz ununterrichteter und gleichgültiger Mensch, und er hat, obgleich er als gewandter Staatsmann Religion von Politik nie sondern mochte, von der erstern doch nicht einmal eine Elementar-Idee. Sehr gut einsehend, daß die Schwerdtesmacht sich nicht bis ins Reich der Meinungen und insbesondere nicht der reli-

giöſen Meinungen erſtreckt, hatte er ſeinem Oheim, dem Kardinal Feſch, und ſeinen Miniſtern Befehl gegeben, ſich mit dem Papſte über ein Concordat zu verabreden und zu verſtändigen. Dieſe wichtige Sache, in welcher zum Zwecke zu kommen dem römiſchen Hofe nicht weniger, als dem Kabinette der Tuilerien am Herzen lag, ward lange Zeit mit gegenſeitigem Widerſpruch discutirt. Endlich nach langen Vorbereitungen und Verhandlungen ward dieſes Concordat, ein Werk hoher Weisheit, und in welchem alle Freiheiten der gallikaniſchen Kirche vom heiligen Stuhle ſtreng reſpectirt worden ſind, am 15. Julius 1801 zu Paris zwiſchen dem erſten Conſul und dem Papſt Pius VII. wirklich abgeſchloſſen.

Dieſe Akte, welche durch Begünſtigung der religiöſen Toleranz die ſeit eilf Jahren getheilte franzöſiſche Kirche durch die Civil-Conſtituirung der Geiſtlichkeit wieder zur Eintracht vereinigte, trug mächtig dazu bei, in den Staat und in die Familienkreiſe den Frieden zurückzuführen, und flößte dem Auslande durch die nothwendig anzuerkennende Weisheit und Stetigkeit der franzöſiſchen Regierung ein Vertrauen ein, welches ihm bis dahin weder die glänzendſten Siege, noch die feierlichſten Verträge für Frankreich hatten einflößen können.

Am 24. Auguſt kam der Friede zwiſchen Frankreich und Baiern zu Stande; am 30. Auguſt in Aegypten die Räumung jener Gegenden, welche die ſeit ſo langer Zeit ſchon ſiegreiche, aber ſo unnützer Weiſe ſiegreiche, franzöſiſche Armee verließ. Am 29. September 1801 ſöhnte ein zu Madrid von Lucian Buonaparte unterzeichneter Vertrag die Kabinette von Paris und Liſſabon mit einander aus.

Zwei große Ereigniſſe, welche auf eine ſehr lange Zeit den Frieden in Europa zurückführen und die ferneren Schickſale der franzöſiſchen Republik beſtimmen zu müſſen ſchienen, folgten binnen acht Tagen auf einander: die Präliminarien des Friedens zwiſchen Frankreich und England wurden am 1. October in London unterzeichnet, und am 8. October ward ein Friedensvertrag zwiſchen Frank-

reich und Rußland in Paris geschlossen. Zu gleicher Zeit ward festgesetzt, daß ohne Verzug ein Congreß in Amiens Statt finden und hier von den französischen und englischen Friedensbevollmächtigten die definitive Abfassung des Vertrags geschehen solle. Am 9. October wurden die alten Verhältnisse des guten Einverständnisses und der Freundschaft zwischen Frankreich und der ottomannischen Pforte wiederhergestellt.

Schöpfer der cisalpinischen Republik geworden, hatte Buonaparte kurze Zeit hernach, um sein System noch mehr zu befestigen, eine noch innigere Vereinigung dieses Staats mit Frankreich beschlossen: beide sollten einen Beherrscher haben.

Zu diesem Zwecke, durch den die schon geschlossenen oder eben zu schließenden Verträge mit den großen Mächten wieder gebrochen werden zu müssen schienen, ward auf seinen Befehl am 12. November die Consulta der cisalpinischen Republik zu Lyon zusammenberufen. Natürlich hatte, sobald sie beisammen war, diese ansehnliche Rathsversammlung nichts Angelegentlicheres zu thun, als sich der geheimen Absicht ihres Gründers zu fügen, welcher von ihr die Einladung erhielt, ihren Sitzungen beizuwohnen. Der erste Consul entsprach ohne Widerstreben einem Wunsche, den er selbst geboten hatte; er reiste am 8. Januar 1802 von Paris ab und traf am 11. in Lyon ein. Kaum war die Consulta beisammen, so discutirte sie der bloßen Form wegen, und nach kurzem Verhandeln über die vom ersten Consul bereits beschlossene Constitution war ihr eifrigstes Bestreben, diesen selbst zu Annahme des Titels eines Präsidenten der italienischen Republik zu bewegen, was denn in der Sitzung am 25. Januar auch geschah.

Am 13. März gab Buonaparte, den wir in nichts größer finden, als in dem weisen Schutze, den er unaufhörlich den Wissenschaften, der Literatur, den Künsten und der Vervollkommnung der Methoden des öffentlichen Unterrichts angedeihen ließ, Befehl, daß ihm ein allgemeines Uebersichts-Gemälde von den

Vorschritten und dem dermaligen Zustande der Wissenschaft, Literatur und Künste überreicht werde, welches zum Jahre 1789 zurück und bis zum 23. September 1801 gehen sollte.

Endlich am 25. März 1802 wurden alle seine Wünsche erfüllt durch den zu Amiens geschehenen Abschluß des Vertrags zwischen der französischen Republik, Großbritannien, Spanien und der batavischen Republik. Dieser Vertrag, welcher im Grunde — hauptsächlich von Seiten Englands aber — nur ein zwischen Frankreichs Feinden verabredeter Waffenstillstand war, wobei diese, aus geschmeidigem Fügen in die verwaltenden Umstände, bewilligten, was sie nach eingetretenen andern Umständen nicht zu halten oder ohne Hehl wieder zurückzunehmen entschlossen waren, erfüllte den wärmsten der Wünsche Buonaparte's in so fern, als er doch nun endlich, nach einem beleidigenden Stillschweigen, welches auf seine ersten Eröffnungen die einzige Antwort gewesen war, und nach zahlreichen Hindernissen, die bei den Unterhandlungen rastlos in den Weg gelegt worden waren, und über welche nicht Sieger werden zu können, er mehr als einmal gefürchtet hatte, von England für den Mann anerkannt ward, der an der Spitze der französischen Regierung stehe. Durch den Vertrag von Amiens wurden die der französischen Republik und ihren Verbündeten von England seit 10 Jahren abgenommenen Länder wieder zurückgegeben. Doch blieb Großbritannien immer noch im Besitz der Insel Trinidad und der festen Plätze auf der Insel Ceylon, welche den Holländern gehört hatten. Malta ward dem Johanniterorden zurückgegeben und für unabhängig erklärt.

Zu diesen glänzenden Erfolgen, die zu Befestigung der Macht des ersten Consuls so erstaunlich viel beitrugen, gesellten sich einige die Republik betreffende Unfälle, welche aber, wie man alle Ursache hat zu glauben, ihm selbst sehr wenig Kummer verursachten. Eine beträchtliche, nach St. Domingo zur Eroberung dieser Insel bestimmte Expedition, welche nur von der übelverstandensten und gehässigsten Politik angerathen wor-

den, war unter den Befehlen des Generals Leclerc, eines Schwagers von Buonaparte, am 21. November 1801 aus dem Hafen von Brest abgesegelt. Diese Expedition, von deren Ausrüstung man sich nur zwei Beweggründe denken kann, welche beide aber in gleichem Grade Unwillen einflößen müßten, nämlich entweder: daß durch sie eine Kolonie von ungeheurem Umfange, die friedlich, blühend, glücklich und auf ihre Freiheit stolz war, und die als Preis ihrer Anhänglichkeit an das Mutterland nichts als die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit verlangte, wieder ins Sklavenjoch gebracht werden sollte; oder, daß durch sie jene ruhmbedeckte Armee, welche in Deutschland unter Moreau so viele Siege erfochten hatte, und deren Anhänglichkeit an ihren vorigen General in Buonaparte's Augen ein Verbrechen war, von ihm recht mit Fleiß einem fast unvermeidlichen Untergange durch Sendung auf jene Insel geweihet wurde, diese Expedition, sagen wir, scheiterte auf's Vollständigste. Sie brachte der Republik den Verlust eines ihrer schönsten Kriegesheere, und alle Menschen, die über die Begebenheiten reiflich nachzudenken gewohnt und nicht mit Blindheit geschlagen waren, mußten sogleich eine höchst traurige aber nicht täuschende Vorbedeutung daraus nehmen von der Richtung, welche die Politik des ersten Consuls nehmen werde.

Indeß in der Trunkenheit des Jubels über einen allgemeinen Friedenszustand wurden die Unfälle auf St. Domingo von der Nation kaum bemerkt. Diese Trunkenheit mußte auch in der That sehr arg seyn, um der Nation über eine der gehässigsten Handlungen des ersten Consuls die Augen zudrücken zu können. Mißvergnügt über die Freiheit, mit welcher eine beherzte Minorität im Tribunate die vom Staatsrathe gesandten Gesetzprojekte discutirte und über den Muth, mit welchem schon mehrmals diese Minorität sich erkühnt hatte, sie zu verwerfen, hatte Buonaparte jetzt eben unter dem Vorwande der zu bewirkenden Erneuerung des gesetzgebenden Körpers und des Tribunats, welche von der Constitution vorgeschrieben war, den energischsten Vertheidigeren der Volksinteressen den Befehl gegeben, aus diesem Körper, in welchem ihre seit

langer Zeit schon lästige Gegenwart nun auch völlig unnütz ward, herauszutreten. *)

Am 8. April ward das vom gesetzgebenden Körper angenommene Concordat Staatsgesetz, und am 28. desselben Monats wohnte Buonaparte, von allen Behörden begleitet, in großer Ceremonie dem Te Deum bei, welches nach dem Abschluß des Friedens von Amiens und der in Frankreich bewirkten Wiederherstellung des katholischen Cultus in der Kathedralkirche gesungen ward. Der erste Consul, dessen Politik und Hochmuth, gnädig aufgenommen und geschmeichelt von den eigennützigen und lügnerischen Huldigungen einer Faction, welche ihr Hauptquartier in den Vorzimmern und Sälen der Madame Buonaparte bei der sie Schutz gefunden aufgeschlagen hatte, und die wir mit dem Namen der bewaffneten Emigration bezeichnen wollen, wähnte den Augenblick günstig, um eine Maaßregel auszuführen, von welcher er zu Höhertreibung seiner Macht die günstigsten Wirkungen erwartete, und welche, nach seiner Ansicht von der Sache, die Bourbons in einem Augenblicke von allen ihren Stützen isoliren sollte. Er proclamirte, unter dem Namen des Amnestie-Gesetzes, die Erlaubniß der Rückkehr für alle Emigranten unter der Bedingung, daß sie der Regierung den Eid der Treue leisteten. Die Menschlichkeit, die Vernunft, die Gerechtigkeit, die Politik geboten allerdings einstimmig, diejenigen der Emigranten, welche durch die revolutionären Proscriptionen zur Verlassung ihres Vaterlandes genöthigt worden waren, zurückzurufen. Allein, wer sollte es glauben? Diese Unglücklichen waren gerade die, für welche Buonaparte immer die wenigste Theilnahme verrieth, und bei recht sehr vielen Anlässen gefiel er sich darinn, sich ganz unverhohlen zu Gunsten der Rebellen zu erklären, welche als Intriguen- und Verraths-Unterhändler die europäischen Kabinette durch-

*) Daunou, Chénier, Benjamin Constant und die preiswürdigen Nachahmer ihrer Herzhaftigkeit waren Theilnehmer an dieser Mitglieder-Vertreibung, welche am 7. März 1802 Statt fand.

schwärmt hatten, um sie gegen Frankreich in Harnisch zu bringen, oder ihr Vaterland mit ihren eigenen Händen zu zerfleischen. Diese allein waren es, von welchen er zugab, daß sie energisch gehandelt. Sie waren es, welche an die Spitze seiner Armeen und seiner Magistratur zu stellen er entschlossen war, sobald seine mehr befestigte Macht ihm erlauben würde, dieß ohne Gefahr zu thun. Mehrere Male ist er sogar über den Widerstand der ihm in dieser Hinsicht von der öffentlichen Meinung, und insbesondere von der Meinung der Armee, geleistet wurde, in sehr heftigen Zorn gerathen. Daher ist es keinesweges ohne Grund, daß die Fontanes, die Chateaubriands, die Bonalds, und alle die hartnäckigen Vertheidiger des Feudaldespotismus, (welcher eben die Chimäre war, an welcher Buonaparte im Stillen sich weidete,) ganz darin mit einander einverstanden sind, von ihm zu preisen, er habe doch die Kunst zu regieren in einem so hohen Grade verstanden, wie nur irgend Jemand. Wir leugnen es nicht, was uns noch mehr zur Verwunderung zwingt, ist die Undankbarkeit der Emigranten von der geringeren Klasse (du vulgaire des émigrés.) In dieser Undankbarkeit gegen einen Mann, der ihnen so sehr nach Wunsch gearbeitet hat, und dem, um ihnen noch mehr nach Wunsche zu arbeiten, bloß die Zeit fehlte, findet man sogar eine Verkennung eigenen Vortheils, die fast unbegreiflich ist, und die durch die Popularität des jetzigen Haupts der Bourbons nur um so unbegreiflicher wird.

Nach jenem Gesetze, welches durch den Charakter, in dem es gegeben war, so äußerst traurige Resultate gehabt hat, die erst in den Jahren 1812, 1813 und 1814 recht erkannt worden sind, brachte Buonaparte ein anderes Gesetz in Vorschlag, ein Gesetz, das sowohl der Nation als seiner selbst ungleich würdiger war. Er errichtete die Ehrenlegion, und gab dieser die Bestimmung, daß die Aufnahme in sie eine Belohnung aller dem Vaterlande geleisteten wichtigen Dienste seyn sollte. Ihm selbst ward für diese glückliche Idee die Dankbarkeit aller französischen Bürger jeglichen Standes zum Lohne, und er ging in dieser Einrichtung wirklich ganz Europa mit einem großen Beispiele vor.

Indeß, dieſe wahrhaft erhabene Inſtitution vernichtete doch bald einen Theil ſeines eigenen Glanzes, als er, nachdem er Kaiſer geworden, ämſig bemüht war, ihr eine Geſtalt zu geben, wie die aller Ritterorden iſt. Er machte Großkreuze, die er faſt nie anders als aus beſonderer Gunſt für die Perſon bewilligte. Er decorirte mit dem Sterne, welcher der Helden Schmuck ſeyn ſollte, jenen Schwall kleiner Sous-Lieutenante, die, in den Emigrations-Grundſätzen auferzogen, in der Armee nameulos und von ihr verſchmäht waren, und bei deren Decorirung es ganz den Anſchein hatte, als wolle er bloß die von ihren Vätern der Sache der Bourbons geleiſteten Dienſte damit belohnen.

Faſt zu derſelben Zeit, am 10. Junius, traf in Paris Touſſaint-Louvertüre ein, welchem St. Domingo ſeine Erhaltung verdankte. Der Willkühr-Stolz des erſten Conſuls, welchen jetzt unvernünftige und barbariſche Koloniſten dieſer Inſel noch mehr ſpornten, zog es vor, aus dem edlen Touſſaint einen Gefangenen zu machen, ſtatt ihn als einen Verbündeten zu benutzen. Es iſt bekannt, daß die Gefangenſchaft dieſes Mannes, der wirklich Frankreich aufrichtig ergeben war, aber doch die Herrſchaft auf der Inſel behalten wollte, vollends den gänzlichen Verluſt der Kolonie bewirkt, und die Vernichtung der dahin geſchickten franzöſiſchen Armee herbeigeführt hat.

Nachdem er durch Wiederherſtellung des allgemeinen Friedens die öffentliche Meinung für ſich gewonnen hatte, glaubte Buonaparte, es ſey Zeit, einen neuen wichtigen Schritt zu Befeſtigung ſeiner Macht zu thun. Jene Manier des Vorſchreitens, welche erſt ſchlau die öffentliche Meinung zu erfahren ſucht, lag nicht eben in Buonaparte's Charakter, welcher von Natur gebieteriſch, heftig und gegen alles Hinderniß rebelliſch war; allein ſie gelang ihm jedes Mal, ſo oft er ſich dazu bequemte, und ſie für nothwendig hielt, ganz ungemein gut. Nachdem er den Senat mit ſeinem Projekte, welches nur noch die erſte Anlage ſeines ſehr umfaſſenden Planes war, einigermaßen bekannt gemacht hatte, und dieſer voll Bereitwilligkeit gefunden ward, bei Allem, was Er wolle, ihm die Hand zu bieten, gab er

der Nation folgendes Problem zu erwägen, dessen Lösung nun schon gar nicht zweifelhaft mehr war, das Problem: „Soll Napoleon Buonaparte Consul auf Lebenszeit seyn?“

Als eine ungeheuere Stimmenmehrheit sich zu Gunsten des lebenslänglichen Consulats erklärt hatte, ließ Buonaparte durch seinen Staatsrath dem Senate den Entwurf zu einem Senatusconsult mittheilen, welches, gleichsam sich als Dolmetscher der Wünsche der Nation aussprechend, ihn zum ersten Consul auf Lebenszeit ernannte. Dieser Entwurf ward am 2. August 1802 vom Senat angenommen, und am 4. August ward den andern beiden Consuln ebenfalls lebenslängliche Dauer ihrer Würde und Vorsitz im Senate bewilligt, zu dessen Mitgliedern dieselbe Acte sie ernannte. Am 21. August war Buonaparte zum ersten Male Vorsitzender des Senats.

Buonaparte war immer voll argwöhnischer Unruhe über Alles, was im Departement der allgemeinen Polizei vorging, dem einzigen, dessen Heimlichkeiten seinem Blicke noch undurchdringlich geblieben waren. Noch mißtrauischer aber war er insbesondere gegen jenen berühmten Staatsmann, Fouché, der, als Buonaparte zur Macht gelangte, schon seit langer Zeit an der Spitze jenes Ministeriums stand, und sich auf seinem Posten durch die Wichtigkeit seiner Dienste und die gebieterischen Umstände behauptet hatte. Sein argwöhnisches Mißfallen brachte Buonaparte'n zu dem Entschlusse, das Polizei-Departement aufzulösen und die Attribute desselben mit den des Justizministeriums zu vereinigen. Zu diesem Behuf hatte er am 4. August durch ein organisches Senatusconsult den Posten eines „grand juge ministre de la justice“ (Oberrichters Justizministers) machen lassen. Am 4. September gelang ihm die völlige Ausführung dieses Entwurfs, der ihn rastlos beschäftigte, und dessen Ausführung ihm Fouché's Feinde als eine Maaßregel vorgestellt hatten, die zu seiner eigenen Sicherheit schlechterdings nothwendig sey, wovon es ihnen gelungen war, ihn zu überzeugen. Doch nicht lange währte es, so erkannte er selbst den von ihm begangenen Fehler, allein der Augen-

blick, wo die seine eigne Person bedrohenden Gefahren ihn zu lauter Anerkennung seines Irrthums zwingen sollten, war noch nicht gekommen.

Zu Ende des Jahres 1802 erfuhr er den Tod des Generals Leclerc, seines Schwagers, der die Expedition auf der Insel St. Domingo kommandirt hatte, und den traurigen Zustand der Kolonie. Weit entfernt aber, sich durch diese Nachrichten bewegen zu lassen, daß er an dem von ihm einmal angenommenen Systeme irgend etwas ändere, ward er durch sie vielmehr darin bestärkt. Er ernannte am 3. Januar 1803 den General Rochambeau zu Leclerc's Nachfolger und befahl ihm den Krieg auf die kräftigste Art wieder zu beginnen und Nichts, was zum Siege über die unglücklichen Insulaner beförderlich seyn könne, zu unterlassen. Traurig ist es, daß man es sagen muß, nie sind barbarische Instructionen treulicher befolgt worden. Mit einer bis dahin unerhörten Wuth ward der Krieg auf's Neue begonnen, und jene Gräßlichkeiten, deren Schauplatz im Jahre 1793 die Ufer der Loire gewesen waren, hatten zehen Jahre später das Schrecken auf dem Meere der Antillen verbreitet.

Am 23. Januar fand auf die vom ersten Consul ertheilten Befehle eine neue Organisation des französischen Nationalinstitutes Statt. Dieser Körper, welcher seitdem allen Anstalten ähnlicher Art in Europa zum Muster gedient hat, und dessen Grundlagen später von der Bourbon'schen Regierung, trotz mehrern Proscriptionen, welche berühmte und zur Zeit ihrer Gründung in sie berufene Männer aus ihr vertrieben, sämmtlich beibehalten worden sind, ward in vier Klassen abgetheilt, in die Klasse der Wissenschaften, die der französischen Sprache und Literatur, die der Geschichte und alten Literatur, und die der Kunst.

Indeß sprachen sich in England fast alle Stimmen sehr stark gegen die Vollziehung des Vertrags von Amiens aus, der am 25. März 1802 geschlossen war. Die von Sheridan zu dieser Zeit im Parlament gehaltene Rede hatte einen tiefen Eindruck gemacht. Die

Regierung beauftragte ihren Gesandten in Paris, Lord Whitworth, durch ein Ultimatum gebieterisch darauf zu bestehen, daß die Inseln Lampadosa und Malta zehn Jahre lang Englands Besitz seyn sollten, und verlangte überdieß die Räumung Hollands von den französischen Truppen. Nachdem diese Vorschläge von Buonaparte verworfen waren, reiste Lord Whitworth am 13. Mai 1803 aus Frankreich ab. Am 17. Mai ward ein Embargo auf die französischen und holländischen Schiffe gelegt. Am 22. Mai erklärte Frankreich England den Krieg. Am 31. Mai und 1. Junius bemeisterte es sich des Churfürstenthums Hannover und machte die englische Armee zu Gefangenen, deren General, Herzog von Cambridge demselben Schicksale nur durch eine schnelle Flucht entging. Am 22. Junius reiste der erste Consul von Paris ab, um die belgischen Departemente zu besuchen. Nach einer Besichtigung der Küsten traf er am 22. Julius in Brüssel ein. Am 28. Julius befahl er den Bau eines großen schiffbaren Kanals, durch welchen der Rhein, die Mosel und die Schelde verbunden werden sollten. Am 12. August war er wieder nach Paris zurückgekehrt. In den nächsten Tagen schlug er England die Vermittelung Rußlands vor, allein dieser Antrag ward verworfen. Am 22. September traf der Gesandte der ottomanischen Pforte in Paris ein, welchem der erste Consul am 9. October eine außerordentliche Audienz gab. Am 27. October erhielt man in Paris die offizielle Nachricht von dem Vertrage, durch welchen Frankreich Louisiana an die vereinigten Staaten für eine Summe von sechszig Millionen Franken abtrat. Am 3. November reiste Buonaparte zu einem abermaligen Besuche der Küsten ab. Am 4. Nov. in Boulogne angekommen, hatte er gleich am folgenden Tage das Schauspiel eines Gefechts zwischen einer englischen Division und der Flottille. Am 18. November war er wieder in Paris, wo er am 27. desselben Monats dem russischen Gesandten Grafen Markoff Audienz gab.

Es schien, von nun an werde jeder neue Schritt, den die consularische Regierung thue, eine neue Beeinträchtigung der Volksvorrechte seyn müssen. Am 20. December 1803 ward auf Antrag des Staatsraths

ein Rathsbeschluß (Senatusconsult) abgefaßt, welcher eine neue Organisation des gesetzgebenden Körpers zu bezwecken schien, aber in der That diesem Körper auch den letzten Schatten der Freiheit raubte und zu seiner gänzlichen Entwürdigung das noch Fehlende hinzuthat.

Inzwischen aber ward wiederum seit einigen Monaten gegen den ersten Consul das Gewebe einer furchtbaren Conspiration gesponnen, *) an deren Spitze Pichegrü und George Cadoudal, einer der kühnsten Anführer der royalistischen Armee des Westen standen. Am 15. Februar ward General Moreau, nachdem er angeschwärzt worden war, von Pichegrü und George, die seit Kurzem in Paris waren, ein Mitschuldiger zu seyn, verhaftet, als er sich eben auf sein Gut Grosbois begeben wollte. Am 28. Februar 1804 bemächtigte man sich der Person Pichegrü's in der Straße Chabanais. Am 9. März ward George Cadoudal in seinem Cabriolet, als er eben die Straße Fossés le prince hinabfuhr und in die Straße Büssy lenkte, verhaftet. George's und Pichegrü's Pläne, Pläne, die von ihnen selbst eingestanden worden sind, gingen auf eine Ermordung oder wenigstens Entführung des ersten Consuls, die auf den Höhen von Nanterre, wenn er von da nach Malmaison hinabführe, vollbracht werden sollte.

Die Instruction dieses Prozesses war eine verkehrte, und die Folgen davon waren große Verlegenheit und ängstliche Besorgniß am Hofe von St. Cloud. Der erste Consul erkannte, leider nur allzuspät, daß die Publicität, und vorzüglich die Wendung, welche dieser Sache

*) Man hat behauptet, und diese lächerliche Behauptung des Parteigeistes scheint uns nicht einmal einer Widerlegung werth, daß die Verschwörung Pichegrü's und Cadoudal's künstlich geschmiedet worden sey, um Buonaparten den Weg zum Throne zu bahnen. Hat man denn vergessen, daß die unzweideutigsten, die befriedigendsten Geständnisse von den Angeklagten selbst erfolgt sind, und daß die öffentliche Instruction des Prozesses nicht erlaubt hat, in dieser Hinsicht noch von irgend einem Zweifel befangen zu bleiben?

von ihm gegeben worden war, die öffentliche Meinung ihm abgeneigt gemacht hatten. Den Minister, den er von seiner Person entfernt hatte, rief er nun wieder zurück jedoch ohne ihm schon das Portefeuille wieder zu geben. Er überließ jetzt seinen Räthen die Leitung einer Sache, welche eine so heillose Wendung zu nehmen drohte, und welche endlich zu einem erträglichen Ende zu führen, zu einem so erträglichen Ende, als zu erwarten man wirklich gar nicht berechtigt war, der Gewandtheit Fouché's gelang.

Um dieselbe Zeit, nämlich am 20. März 1804. erlaubte sich Buonaparte eine Handlung, welche als eine Verletzung des Völkerrechts und allen Grundsätzen der Gerechtigkeit und Politik entgegen, Frankreich und ganz Europa empörte. Dieß war die auf ausländischem Gebiet geschehene Verhaftung und die ihr folgende Hinrichtung des Herzogs von Enghien.

Wäre dieser Prinz auf französischem Gebiet verhaftet worden, wo er zwei Mal die Unklugheit gehabt hatte sich zu zeigen, so würde das Urtheil, welches ihm den Tod brachte, zwar immer als eine rigoristische, aber dennoch als eine gesetzliche Handlung erscheinen. Allein man ist genöthigt, seine Hinrichtung geradezu einen Meuchelmord zu nennen, da sie in Folge einer höchstverdammlichen Verletzung des Völkerrechts geschehen ist. Buonaparte hat zur Rechtfertigung seines gegen den Prinzen Enghien gefaßten grausamen Entschlusses, der geradezu den Tod desselben wollte, selbst als Grund vorgebracht, er habe schon die völlige Gewißheit gehabt, daß dieser Prinz von den Entwürfen Pichegrü's und George Cadoudal's sehr gut unterrichtet gewesen sey. Wir sind wirklich nicht abgeneigt, ihm dieß zu glauben. Aber bei einem Menschen von Buonaparte's Charakter ist es zugleich fast außer allen Zweifel, daß nicht einzig und allein diese Ueberzeugung ihn vermochte, eine so grausame That zu beschließen, sondern daß er vielmehr bei seinen eigenen ehrsüchtigen Entwürfen in der Nothwendigkeit war, den Republicanern von allen Schattirungen, eine ganz genügende Bürgschaft des Hasses, den er gegen die Bourbons hegte, zu geben, damit er von ihrer Seite gar keine Opposition an dem entscheidenden Tage, wo er sein

eigenes Haupt mit der kaiserlichen Krone schmücken wollte, zu fürchten hätte. Diese Rücksicht trug gewiß nicht weniger als irgend eine andere dazu bei, daß er den Tod dieses Prinzen beschloß, zu dessen Gunsten, um ihn zu retten, zuverlässig — was auch dagegen behauptet worden ist — weder in Buonaparte's eigner Familie noch in seinem Rathe irgend Jemand seine Stimme zu erheben gewagt hat.

Indeß mitten unter diesen beunruhigenden Conjuncturen waren so eben Buonaparte's seit so langer Zeit schon von ihm entworfenen und scharf von ihm durchdachten Pläne glücklich durchgesetzt worden. Ihm, dem unersättlich Ehrgeizigen, dem Unempfänglichen für den Ruhm, die erste Magistratsperson eines freien Volkes zu seyn, ihm, der das weite Gebiet der consularischen Macht für sich viel zu enge fand, konnte nichts Anderes mehr genügen, als der königliche Purpur. Um die Errichtung eines kaiserlichen und erblichen Thrones als eine von der Nothwendigkeit gebotene Maßregel darzustellen, fehlte es gar nicht an scheinenden Gründen, und die Weihrauch streuende Niederträchtigkeit war sehr geschäftig, ihm alle die noch anzuführen, die er etwa vergessen haben könnte. Indeß, wollte man auch die Monarchie wieder herstellen, man konnte dennoch ihre Wiege noch mit all der imposanten republicanischen Größe umgeben, und daß man es thue, dieß gebot selbst die höhere Politik. Man schlug dem ersten Consul vor, er solle Formen, welche dem Vaterlande theuer geworden, beibehalten, er solle die Wahlmännercollegien um sich versammeln, und den Präsidenten dieser wahrhaft nationalen Versammlungen beauftragen, daß er ihm die Lorbeerkrone zuerkennen lasse, während zugleich die Armee ihn durch die höchste Ehrenbezeugung erhübe. Allein er hatte schon beschlossen, seine Stirn mit der Krone der abendländischen Kaiser zu schmücken, und verachtend, ja sogar darüber sich entrüstend, verwarf er jeden Vorschlag, der diesem Projecte widerstrebte. Bestärkt ward er darin hauptsächlich von Fontanes, dem für den neuen Souverän Nichts monarchisch genug zu seyn schien. In der Trunkenheit seines Uebermuths verkannte Buonaparte bereits die Souveränität der Nation, diesen ersten, diesen einzigen

Titel seiner neuen Macht. Selbst ehe noch diese seine Macht ihm gegeben und gehörig bestimmt war, war er schon darüber mit sich einig, daß die Krönungs-Ceremonien durchaus dieselben seyn sollten, welche bei der Krönung der französischen Könige seit alten Zeiten Statt gefunden hatten. Auf diese Etikette legte er bei den näheren Bestimmungen darüber eine Wichtigkeit, die so viel Erbärmliches hatte, daß es fast unmöglich war, den Sieger von Lodi und Arcole, den Befreier Italien's, den Verfasser so vieler Proclamationen, welche unvergängliche Denkmähler des ächten Ruhmes sind, in diesen Lapoalien wieder zu erkennen. Indeß, so überschwengliche Kleinigkeitskrämerei und so überschwenglicher Hochmuth blieb doch immer noch im Gehege des Palastes, den der Stolze bewohnte, eingeschlossen: blos die Minister und Vertrauten Buonaparte's waren unterrichtet von den erhabenen Bekümmernissen, welche den Beherrscher Europa's beschäftigten.

Endlich am 30. April 1804 ward im Tribunate von Curée darauf angetragen, daß man den ersten Consul als Kaiser proclamire, und die Forterbung der Krone in seiner Familie fixire. Am 2. Mai versammelten sich die Glieder des gesetzgebenden Körpers im Saale der Quästur, um hier denselben Wunsch auszusprechen. Am 3. Mai nahm das Tribunat, mit Ausnahme des einzigen Carnot, den Vorschlag, welcher ihm in der Sitzung am 2. gemacht worden war, einmüthig an. Am 18. desselben Monats sanctionirte ein Rathsbeschluß, welchen man mit dem Titel eines für die Constitution organischen (organique de la constitution) beehrt hat, ob er gleich die Haupt-Basis der Constitution zerstörte, den vom gesetzgebenden Körper und vom Tribunate ausgesprochenen Wunsch: Buonaparte ward Kaiser! Durch denselben Rathsschluß wurden zwei von Buonaparte's Brüdern, Joseph und Ludwig, von denen der erstere zum „grand électeur" der zweite zum Connetable erhoben war, in die Erbschafts-Linie gestellt. Der zweite Consul, Cambacères, erhielt den Titel: Erzkanzler des Reichs, und der dritte, Lebrün, den Titel Erzschatzmeister. Der Senat gründete dann die Wahlmännerversammlungen, den kaiserlichen Obergerichtshof und die Großwürden des Reichs. Am 19. Mai

wurden diejenigen Generäle, welche ein Obercommando bei der Armee gehabt hatten, zu Reichsmarschällen erhoben (Alexander Berthier, Mürat, Moncey, Jourdan, Massena, Augereau, Bernadotte, Soult, Brüne, Lannes, Mortier, Ney, Davouſt, Beſſières, Kellermann, Lefebvre, Pérignon, Serrürier).

Die erſten Tage nach Buonaparte's Erhebung auf den Kaiſerthron bezeichnete kaiſerliche Gnade. Die Urheber der letzten Verſchwörung gegen ihn waren am 10. Jun. 1804 zum Tode verurtheilt worden. Am 13. warf ſich die Gattin Armands de Polignac, eines dieſer Verſchwornen, angeſpornt dazu und ſelbſt geführt von der Kaiſerin Joſephine, dem Kaiſer zu Füßen und flehte für ihren Mann um Gnade. Der Kaiſer ſah ſie mit ſehr großer Aufmerkſamkeit an, hob ſie dann auf, und ſagte zu ihr: „Ich bin erſtaunt geweſen, Ihren „Mann in einen ſo ſchändlichen Handel mit verwickelt zu „finden!“ — „Nein, Sire,“ antwortete ſie, „nie hat „mein Mann auf ein Verbrechen geſonnen, welches vor „dem Richterſtuhl der Ehre noch mehr verdammt wird, „als vor dem der Geſetze!“ — Die ſchmerzensvolle Lage des Weibes bewegte ihn tief, und erhaben ſagte er: „Ich kann Ihrem Manne verzeihen, da es blos mein Le„ben iſt, wornach er trachtete, ich bewillige Ihnen ſei„ne Begnadigung!“ Dann fügte er hinzu: „Wie ſtrafbar „ſind doch jene Menſchen, welche ihre treuſten Diener zu „ſo verbrecheriſchen, ſo albern ausgeſonnenen Unterneh„mungen verleiten, und bei denen ſie nicht einmal die „Gefahr ſelbſt mit theilen*)!“

Dieſe Begnadigung war nicht die einzige. Auch Bouvet de l'Hozier, Lajolais, Rochelle, Gaillard, Rüſſillon, Charles d'Hoſier, und der Marquis de Riviere, erhielten damals

*) „Je puis pardonner à votre mari, car c'est à ma vie, qu'on en voulait; je vous accorde sa grâce.“ — „Qu'ils sont coupables ceux qui engagent leurs plus fidèles serviteurs dans des entreprises aussi criminelles, aussi follement conçues et dont ils ne partagent pas les périls!“

ihr Leben als Geschenk aus den Händen desjenigen, dem die Grube zu bereiten Einige unter ihnen seitdem rastlos bemüht gewesen sind.

Am 10. Julius stellte Buonaparte, durch gebieterische Nothwendigkeit, welcher er jeder Zeit gern seine Gefühle und persönliche Neigung unterordnete, sich dazu gezwungen sehend, das Polizeiministerium in seinen vorigen Attributen wieder her, und gab es dem Manne wieder, welcher am 18. Brümäre und bei den letzteren Ereignissen ihm die wesentlichsten Dienste geleistet hatte.

Beruhigt über den Zustand des Innern des Staats dessen Friede durch die in der Form der Staatsverwaltung bewirkten großen Veränderung auf keinem einzigen Punkte unterbrochen worden war, reiste der Kaiser am 18. Julius nach Boulogne ab, begab sich dann ins Lager bei Ambleteuse, wo er den 1. August zubrachte, kam am 5. nach Calais, wo er Hafen und Festungswerke besichtigte, traf am 10. in Dünkerken ein, und reiste von da nach Ostende, welches er am 15. verließ. Am 16. war er wieder in Boulogne, und da der vorige Tag sein Geburtstag gewesen war, so gab er hier ein glänzendes Fest, bei welchem er die sämmtlichen Braven jener Armee, der jetzt neue Triumphe in Deutschland bevorstanden, zu Ehrenlegionärs machte.

Das gute Einverständniß, welches bis dahin noch zwischen den beiden Höfen Frankreich's und Rußland's obgewaltet hatte, begann damals seiner Endschaft zu nahen, und der russische Gesandte verließ die französische Hauptstadt am 31. August 1804. Buonaparte begab sich am 2. Sept. von Boulogne nach Aachen. Am 10. desselben Monats gab er das Decret, welches die großen Decennalpreise verordnete, die von ihm eigenhändig am 18. Brümäre vertheilt werden und durch welche große Leistungen in allen Wissenschaften belohnt werden sollten. Am 20. Sept. traf er in Mainz ein, und am 12. October reiste er von da nach St. Cloud zurück. Hierauf wurden die Anstalten zu seiner Krönung begonnen, und am 17. October berief ein kaiserliches Decret den gesetzgebenden Körper, um dieser Ceremonie beizu-

wohnen. Nach ziemlich langen Unterhandlungen, und nachdem mehr als Ein Hinderniß sich gezeigt hatte, faßte endlich der Papst, auf Buonaparte's wiederholte und sehr dringende Bitten, den Entschluß, zur Krönung dieses Monarchen sich selbst nach Frankreich zu begeben, und reiste am 2. November von Rom ab. Am 9. Nov. gab ein Senatus-Consult die Erklärung, daß nach Bewahrheitung der gegebenen Stimmen das französische Volk Napoleon Buonaparte'n als Kaiser anerkenne, und daß es begehre, die Kaiserwürde solle in seiner Familie erblich seyn. Am 18. Nov. traf der Papst in Lyon ein. Am 25. desselben Monats reiste Buonaparte von Fontainebleau, wo er sich eben aufhielt, dem heiligen Vater entgegen, und drei Tage nachher reisten beide Souveräne in Einem Wagen aus Fontainebleau nach Paris. Am 2. December wurden der Kaiser und die Kaiserin in der Metropolitankirche vom Papste gesalbt, die kaiserliche Krone aber setzte Napoleon mit eigener Hand auf sein Haupt. Am 5. December hatte ein Volksfest, obgleich bei der abscheulichsten Witterung, auf dem Marsfelde statt, bei welchem die Vertheilung der Adler an die Armeecorps und Nationalgarden des Reichs geschah. Am 2. Januar 1805 machte der Kaiser beim Könige von England einen neuen Versuch, ihn mit sich zu Stiftung des allgemeinen Friedens zu vereinigen, erhielt aber nach zwölf Tagen eine sich schwankend ausdrückende Antwort, welche nur wenig Hoffnung übrig ließ, daß mit England zum Zweck zu kommen sey. Am 13. März erhielt er eine feierliche Deputation von den Collegien und constituirten Körpern der italienischen Republik, welche ihm kund that, daß den Wünschen der Nation sich anschließend die Consulta ihm zum König von Italien ernenne. Am 17. März ward eine außerordentliche Versammlung des französischen Senats im Palast des Luxembourg zusammenberufen, und der Kaiser nahm in Gegenwart der großen Staatskörper Frankreich's und Italien's die ihm angebotene eiserne Krone in Empfang. Am 2. April verließen der Kaiser und die Kaiserin Paris, um sich nach Mailand zu begeben, wo sie gekrönt werden sollten, und am 4. April reiste der Papst wieder nach seinen Staaten ab. Am 10. Mai legte Buonaparte auf dem Schlachtfelde von Marengo den ersten Stein zu dem großen Denkmale, das den

Braven, welche die zweite Eroberung Italien's mit ihrem Blute besiegelt hatten, dort errichtet ist. An demselben Tage hielt er seinen Einzug in Mailand, wo er am 29. Mai als König gekrönt ward. Am 16. Junius verließ er Mailand, um die Departements des Königreichs zu besuchen. Durch ein Decret vereinigte er das Genueser Gebiet mit Frankreich, und am 30. Junius war er selbst in Genua, von wo er nebst der Kaiserin bald darauf wieder nach Fontainebleau zurückreiste.

Einige Frieden bezweckende Eröffnungen hatten den russischen Hof vermocht, wieder einen diplomatischen Agenten nach Paris abreisen zu lassen, wozu die Wahl auf den Hrn. von Nowosilzoff gefallen war. Schon war er in Berlin angekommen, als es noch dem großbritannischen Cabinet geglückt war, den Kaiser Alexander zu Fassung anderer Entschlüsse zu bewegen. Nowosilzoff erhielt Gegenbefehl und reiste ohne Verzug nach Petersburg zurück. Zu gleicher Zeit nahm Oesterreich im Tyrol, in Italien und in seinen Erbländern die drohendste Stellung an. Buonaparte, von seinen Bewegungen unterrichtet, aber sich stellend, als sey er einzig mit seinen Entwürfen gegen England beschäftigt, ergriff diesen Augenblick, um sich aufs Neue ins Boulogner Lager zu begeben, und die Küsten zu besichtigen. Während seines Verweilens hier bekam er die officielle Nachricht, daß Kaiser Franz der neuen Coalition beigetreten sey, und schon am 16. August ließ er 90,000 Franzosen gegen die österreichischen Erbstaaten vorrücken. Nachdem er in Betreff des Marsches dieser Armee die nöthigen Befehle gegeben hatte, reiste er nach Paris, und hier bekam er Nachricht, daß am 7. Septbr. ohne vorhergegangene Kriegserklärung die österreichischen Truppen in die Staaten des Königs von Baiern, seines Verbündeten, eingedrungen seyen. Am 9. Sept. ward durch einen Senatus-Consult der republicanische Kalender abgeschafft, und vom 1. Januar 1806 an wieder dem gregorianischen seine vorige Gültigkeit gegeben. Am 23. September berief der Kaiser eine außerordentliche Senatssitzung. Er sprach sich hier über das feindselige Benehmen Oesterreichs aus, und gab zu vernehmen, daß er seine Armeen in Person anführen wolle. Zugleich ward vom Senate die Aushebung von 80,000 Conscri-

birten decretirt, und ſchon am nächſtfolgenden Tage verließ der Kaiſer die Hauptſtadt. Als er über den Rhein war, hielt er an die Armee eine Anrede. Von einem ſo ſchnellen Vorrücken überraſcht, hatte der öſterreichiſche General Mack nur noch ſo viel Zeit übrig als er brauchte ſich in die Stadt Ulm zu flüchten, wo er mit einer Armee von 30,000 Menſchen, 3000 Pferden, und achtzig Stücken beſpannten Geſchützes die Waffen niederlegte. Dieſe Capitulation, Reſultat der klügſten militäriſchen Berechnungen auf franzöſiſcher Seite, verbreitete Staunen und Schrecken in ganz Europa. Am nächſten Tage nach der Uebergabe von Ulm erfuhr der Kaiſer, daß die Ruſſen in Schnell-Märſchen den Oeſterreichern zu Hülfe eilten, und ſogleich ließ er an ſeine Soldaten folgenden Tagesbefehl ergehen: „Soldaten der großen Armee! „wir haben einen Feldzug binnen funfzehn Tagen been„digt. Hier aber ſollt ihr nicht innehalten! Die ruſſiſche „Armee, die durch England's Gold von den Enden der Erde „hieher verſetzt worden, dieſe wollen wir vertilgen*)!“

Am 11. November 1805 rückte er in Oeſterreich's Hauptſtadt ein, welche Kaiſer Franz wenige Tage zuvor geräumt hatte, um ſich mit den Trümmern ſeiner Armee nach Mähren zurückzuziehen, wo die ruſſiſche Armee zu ihm ſtieß, die vom Kaiſer Alexander in Perſon angeführt ward. Nach einer großen Anzahl partieller Vortheile, welche die verſchiedenen franzöſiſchen Armeecorps über die Ruſſen und Oeſterreicher gewonnen und unter welchen vorzüglich das Gefecht bei Diernſtein genannt werden muß, eines der vornehmſten jenes ſtaunenswürdigen Feldzugs, in dem jeder Tag und faſt jede Stunde die Franzoſen mit einem neuen Erfolg beglückte, war am 18. November Napoleon's Hauptquartier zu Porlitz, und der Kaiſer von Oeſterreich zog ſich nach Ollmütz zurück, welches er aber zwei Tage nachher, da Napoleon ſchon in Brünn einrückte, wieder zu verlaſſen genöthigt war.

*) „Soldats de la grande armée, nous avons fait une campagne en quinze jours; vous ne vous arrêterez pas là: cette armée russe, que l'or de l'Angleterre a transportée des extrémités de l'univers, nous allons l'exterminer!“

Am 28. Nov. nahm Kaiser Alexander's ganze Armee ihre Stellung hinter dem Städtchen Vischau. Auf die erhaltene Nachricht von Alexander's Ankunft schickte Napoleon sogleich den General Savary ab, um ihn zu becomplimentiren, und gab zu gleicher Zeit Befehl zu einem Rückzuge, bei dem blos Täuschung des Feindes beabsichtigt ward. Von den Russen, welche Fürst Dolgorucki nach seiner Rückkehr aus dem französischen Lager, wohin er von Alexander'n geschickt worden, über den Ausgang des Gefechts eine große Sicherheit eingeflößt hatte, ward manoeuvrirt, um die französische Armee zu umgehen. Am 2. Decemb. ward die berühmte Schlacht bei Austerlitz geliefert, deren ungeheuere Resultate zwei Souveräne in Napoleon's Discretion stellte, und die russische und österreichische Armee zertrümmerte. Von Kaiser Alexander konnten die Trümmer seiner Armee, nachdem sie zehn bis zwölf ihrer Generäle auf dem Schlachtfelde gelassen, fünf und vierzig Fahnen und hundert und funfzig Kanonen verloren hatte, nur durch einen Waffenstillstand gerettet werden, unter dessen Bedingungen die mit war, daß beide Armeen, die russische und die österreichische, sich bis an einen gewissen Ort zurückziehen, und an diesen von einer französischen Salvegarde geführt werden sollten. Im Vorarlbergischen, im Tyrol und in Italien waren die Erfolge der Franzosen dieselben.

Am 4. December fand zwischen den zwei Kaisern Franz und Napoleon eine Zusammenkunft auf der „Feldwacht (Bivouac) des französischen statt. „Ich „empfange Sie," sagte der Sieger, „in dem ein„zigen Palaste, den ich seit zwei Monaten „bewohne!" — „Sie wissen von dieser Woh„nung so viel Vortheil zu ziehen," antwortete „Kaiser Franz, „daß sie Ihnen gefallen muß!" Das Resultat dieser Zusammenkunft war eine Capitulation und ein Waffenstillstand, zu Austerlitz geschlossen. General Savary ward beauftragt, ihn dem Kaiser Alexander zu überbringen; allein der letztere fühlte zu sehr, den Frieden unterzeichnen heiße hier in die Demüthigung Oesterreich's einwilligen. Er weigerte sich aller ihm gemachten Anträge, und trat am 6. December seine Rückreise nach Petersburg an. Am folgenden Tage ward man ei-

nig, daß französische und österreichische Friedensbevollmächtigte in Preßburg zusammenkommen sollten, um über den Frieden zu verhandeln. Am 13. empfing Napoleon zu Schönbrunn die Deputation der Maires von Paris, und ließ ihr fünf und vierzig zu Austerlitz genommene Fahnen behändigen, die in der Pariser Kathedrale aufgehoben werden sollten.

Endlich am 25. desselben Monats ward der Friede unterzeichnet. Durch ihn ward Napoleon als König von Italien anerkannt. Seine Verbündeten, die Kurfürsten von Baiern und von Würtemberg wurden zum Königsrang erhoben, mit einer Vergrößerung ihres Landes durch Gebiete, die Oesterreich abgenommen waren. Venedig ward zum Königreich Italien geschlagen, und Toscana, Parma und Piacenza zum französischen Kaiserreiche. Preußen, welches bei diesem Vertrage vermittelte, trat an Frankreich das Großherzogthum Berg ab, welches Napoleon seinem Schwager Joachim Mürat schenkte. Ferner begab sich Preußen auf Napoleon's Verlangen seiner Rechte auf die Markgrafschaft Anspach zu Gunsten Baiern's.

Am 27. December publicirte Napoleon in Deutschland eine Proclamation, welche auf die Eroberung des Königreichs Neapel und auf seine neuen Pläne mit diesem Lande, auf dessen Thron er den ältesten seiner Brüder rief, Bezug hatte. Am 30. Dec. war er in München, von wo er erst am 17. Jänner 1806 wieder abreiste, nachdem er der Vermählung des Prinzen Eugen, eines Sohnes seiner Gemahlin Josephine, mit der Prinzessin Auguste Maria von Baiern beigewohnt hatte. Zu gleicher Zeit adoptirte er diesen Prinzen als Sohn, ernannte ihn zum Vicekönige von Italien und zugleich zu seinem Nachfolger auf diesem Throne, wenn natürliche und gesetzmäßige Descendenten fehlen sollten.

Am 20. Februar gab er ein Decret, welches die Wiederherstellung der Kirche St. Denis anbefahl, die er zum Begräbniß-Platze für die Kaiser ausersehen hatte. Durch dasselbe Decret gestattete er

wieder die Ausübung des katholischen Cultus in der Kirche der heiligen Genoveva, welcher er indessen die würdige Bestimmung erhielt, die ihr früher durch die constituirende Versammlung gegeben worden war.

Am 2. März eröffnete er mit großem Pomp die Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Diesen ganzen Monat hindurch beschäftigte er sich fortwährend mit dem Plane zu Wiederherstellung oder Eröffnung der Kanäle und großen Landstraßen, welche das Handelsbedürfniß foderte.

Am 26. dieses Monats wurden Friedensunterhandlungen eröffnet zwischen Fox und Talleyrand, dem französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Am 28. reiste Graf Haugwitz, vom König von Preußen an Napoleon geschickt, nach zweimonatlichem Verweilen in Frankreich wieder ab.

Damals schien Alles anzudeuten, daß zwischen beiden Monarchieen das beste Vernehmen obwalte. Diese Meinung erhielt Bestätigung, als bald darauf, am 4. April, England auf die in seinen Häfen zurückgehaltenen preußischen Schiffe ein allgemeines Embargo legte. Dieses Ereigniß führte den endlichen Bruch herbei, zu welchem es zwischen England und Preußen kam, und welchen Graf Haugwitz während seines Aufenthalts in Paris vorbereitet hatte.

Am 10. Mai ward durch ein Decret die kaiserliche Universität gegründet.

Am 5. Junius ernannte Buonaparte seinen Bruder Ludwig zum Könige von Holland, nachdem zuvor die Generalstaaten Veranlassung erhalten hatten, förmlich darum zu bitten, und dieses von ihnen geschehen war.

Am 6. Julius traf in Paris, mit Aufträgen, die eine Friedensstiftung zum Gegenstande hatten, derselbe

Staatsrath Dubril ein, welcher 1803 und 1804 als russischer Gesandtschaftssecretär in Paris gewesen war.

Am 12. Julius geschah die Vereinigung des Königs von Baiern, des Königs von Würtemberg, des Kurfürsten Erzkanzlers, des Kurfürsten von Baden, des Großherzogs von Cleve und Berg und mehrerer andern deutschen Fürsten, zu einem Bunde, der sich den Namen des rheinischen Bundes gab, und durch welchen diese Fürsten sich für immer vom deutschen Kaiserreiche sonderten. Der Kurfürst Erzkanzler nahm den Titel Fürst Primas, und der Kurfürst von Baden und der Landgraf von Hessendarmstadt nahmen den Titel Großherzog an. Kaiser Napoleon ward zum Oberhaupte und Beschützer des Rheinbundes ernannt.

Am 17. desselben Monats ward durch einen feierlichen und gegenseitigen Vertrag jene Acte anerkannt und sanctionirt, welche Europa's politischen Zustand umgestaltete, und zugleich den Frieden für Deutschland sichern sollte, auch durch zwei spätere Ereignisse unerschütterlich werden zu müssen schien, nämlich durch den definitiven Frieden mit Rußland, der am 20. Julius zu Paris geschlossen ward, und durch die am 6. August erfolgte Abdankung des Kaiser Franz II. vom deutschen Kaiserthrone, mit welcher derselbe allen seinen Ansprüchen auf die deutsche Kaiserwürde entsagte.

Während dieser Ereignisse setzte Lord Lauderdale die von Fox angefangenen Friedens-Unterhandlungen in Paris fort.

Allein in derselben Zeit, die nun Europa endlich durch einen auf festen Basen gegründeten Frieden das Glück einer lange dauernden Ruhe zu versprechen schien, kam in das preußische Cabinet ein beunruhigender Argwohn. Ueber die Anordnungen des Rheinbunds-Vertrags, durch welche Napoleon zum Oberhaupte des deutschen Reichs erhoben ward, nicht minder als über die Aufstellung einer bedeuten-

den Masse französischer Truppen in Preußen's Nähe erschreckend, schien das preußische Cabinet den Argwohn zu hegen, Napoleon, heimlich entrüstet über die studierte Stellung, welche Preußen angenommen hatte, oder vielmehr über die von Preußen zur Zeit der Schlacht von Austerlitz schon gemachten offenbar feindseligen Anschläge, habe die Monarchie des großen Friedrich sich wohl dazu ausersehen, ihr das Loos der Bourbons von Neapel zu bereiten.

So wurden von Preußen in derselben Zeit, wo es neue Verhandlungen auf die Bahn brachte, zugleich die ernsthaftesten Anstalten zu neuem Kampfe gemacht. Die französische Regierung wollte Rechenschaft darüber haben, aus welchem Beweggrunde dieß geschehe. Die von Berlin kommenden Antworten befriedigten nicht. Napoleon gerieth darüber in Zorn. Auf beiden Seiten trat Empfindlichkeit und Groll an die Stelle des guten Vernehmens. Man darf nur die Blätter des französischen Moniteurs aus jener Zeit lesen, um sich auf's vollkommenste zu überzeugen, daß schon lange Zeit vor dem öffentlichen Bruche beider Cabinette, durch welche der Feldzug von 1806 herbeigeführt ward, Kaiser Napoleon in seinen Communicationen mit Preußen (in der That originelle Mittheilungen, in welchen unaufhörlich der Name einer Königin mit in's Spiel kommt, deren Schönheit, Reize, höchst liebenswürdiger Charakter und großes Unglück der preußischen Nation eine wehmüthige und unauslöschliche Rückerinnerung gelassen haben) von jenen Achtungsbezeigungen, welche die Souveräne gegenseitig einander schuldig sind, ja sogar von jenen, welche selbst den Staatsbürgern der niedern Classen durch das Gesetz der allgemeinen Höflichkeit und Humanität anbefohlen sind, sich dispensirt hatte, und das preußische Haus auf das gröblichste beleidigte.

Am 25. September endlich verließ Buonaparte sein St. Cloud um sich nach Mainz zu begeben, wo er am 28. eintraf.

Am 1. October glaubte das preußische Cabinet einen Schritt thun zu können, den man, auch wenn ein voll-

kommenes Einverständniß mit dem russischen Hofe und die Gewißheit einer von daher zu erwartenden Unterstützung angenommen wird, schon in jener Zeit für zu herausfordernd und übereilt, wie der politisch-militairischen Lage des Pr. Staats nicht angemessen, erklären mußte. Preußen verlangte nämlich gebieterisch, die französischen Truppen sollten Deutschland verlassen und über den Rhein zurückgehen.

Einem Begehren dieser Art folgte natürlich rundabschlägliche Antwort, wie man eine dergleichen auch wird erwartet haben.

Zu gleicher Zeit erfuhr man, daß der russische Admiral Siniavin, unterrichtet von dem Bruche, zu welchem es zwischen seinem Hof und dem französischen kommen sollte, die Mündungen des Cattaro an Frankreich wieder abzutreten, wozu er durch die letzten Verträge die Verpflichtung hatte, sich weigerte.

Am 3. October kam Kaiser Napoleon in Würzburg an, um das Commando seiner Armee selbst zu übernehmen. Sofort ging auch ein Schreiben von ihm an den Pariser Senat ab, worin er diesem meldete, der Krieg sey erklärt. Am 6. war er in Bamberg. Am 7. eröffnete das Centrum der Armee den Feldzug unter den Befehlen des Großherzogs von Berg, des Fürsten von Ponte Corvo und des Marschalls Davoust. Am 8. reiste der Kaiser von Bamberg ab. Am 9. schlug der Großherzog von Berg die Preußen bei Schleiz und nahm ihre bei Hof angelegten Magazine. Am 10. lieferte der Marschall Lannes das Gefecht bei Saalfeld, wo der Prinz Ludwig von Preußen getödtet ward. Am 12. kam die französische Armee, der Elbe den Rücken kehrend, an die Ufer der Saale.

Als am 13. die Armee einander gegenüber stand, schrieb Kaiser Napoleon noch einen Brief an den König von Preußen, und fragte diesen, ob er nicht lieber Frieden wolle, mit den ausdrücklichen Worten: „um Blutvergießen zu vermeiden, und „ihm (dem König) den ganz unvermeidlichen

Verluſt der Schlacht zu erſparen*).“ Allein dieſer Brief, der höchſt wahrſcheinlich auch nur berechnet war, um Verwirrung und Schwanken zu erregen, kam erſt nach gelieferteter Schlacht in die Hände des Königs.

Am 14. October mit Tagesanbruch kam es zu jener berühmten Schlacht bei Jena, deren Reſultat die Vernichtung der preußiſchen Armee und der preußiſchen Monarchie wurde, und in welcher der Herzog von Braunſchweig und der Prinz Heinrich von Preußen gefährlich verwundet wurden, von denen der erſtere an ſeinen Wunden kurze Zeit nachher ſtarb.

Nachdem die Preußen auf dem Schlachtfelde beſiegt waren, wurden ſie auf ihrem Rückzuge von den Franzoſen mit ſolcher Hitze verfolgt, daß die Trümmer ihrer Armeen ſich bald überall abgeſchnitten ſahen, und auf allen Wiedervereinigungspunkten von überlegenen Feindescorps erwartet wurden, bis endlich ihre völlige Auseinanderſprengung und Zerſtreuung erfolgte.

Voll Unwillens gegen den Herzog von Weimar, welcher eine Diviſion der preußiſchen Armee commandirte traf der Kaiſer am Abende des 14. Octobers ſelbſt in dieſer kleinen Reſidenz ein, in deren ſchönem Schloſſe die Zimmer zu ſeinem Empfange in Bereitſchaft waren. Die Herzogin erwartete ihn, oben auf der Treppe ſtehend. „Qui êtes vous? fragte Buonaparte im barſchen Tone. „La duchesse de Weimar!“ war die Antwort. — „Ich bedaure Sie, denn ich werde Ihren Mann vernichten! — Ich will in meinen Zimmern ſpeiſen**)!“ Am folgenden Vormittage ſchickte die Herzogin einen ihrer Kammerherrn, um ſich nach dem Befinden des Kaiſers zu erkundigen, und ſich eine Audienz von ihm zu erbitten. Dieſe Aufmerkſamkeit machte ihn freundlich, er gab dem Kammerherrn die Antwort mit viel Güte, und ließ ſich

*) „Pour prévenir l'effusion du sang et la perte assurée de la bataille.“

**) „Je vous plains,“ erwiderte der Kaiſer, „car j'écraserai votre mari! Qu'on me fasse diner dans mes appartemens!“

vernehmen, daß er das Frühstück bei der Herzogin einnehmen wolle. Im Gespräche, das er während dieses Frühstücks mit der edlen Fürstin hatte, war ganz sichtlich sein Bestreben, die Roheit, mit welcher er ihr am vorigen Abende begegnet war, wieder gut zu machen. Er frug sie: „Wie ist's nur möglich, Madame, „daß Ihr Gemahl so närrisch seyn konnte „mit mir Krieg zu führen?" Die Herzogin antwortete ihm, seit dreißig Jahren diene ihr Gemahl Preußen, er habe also unmöglich diese Monarchie in der Zeit der Gefahr verlassen können. Hierauf bat Napoleon mit einem viel sanfteren Tone der Stimme, daß sie ihm umständlich sage, wie der Herzog ein Anhänger des Königs von Preußen geworden sey. „Wenn Ew. Maj. sich „erkundigen wollen," antwortete die Herzogin, „werden Sie erfahren, daß in den jüngern „Zweigen des sächsischen Hauses die Herzoge stets dem Beispiele des Kurfürsten „gefolgt sind. In der jetzigen Lage der „Dinge aber haben Rücksichten der Klugheit und der Politik den Kurfürsten von „Sachsen vermocht, den Bund mit Preußen „dem Bunde mit Oesterreich vorzuziehen." Nachdem der Kaiser das Gespräch über denselben Gegenstand noch einige Augenblicke fortgesetzt hatte, entließ er die Herzogin mit folgenden Worten: „Madame, „Sie sind die achtungswürdigste Frau, die „ich in meinem Leben noch kennen gelernt „habe. Sie sind Ihres Mannes Retterin! „Ich verzeihe ihm, aber ich thue dieß blos „Ihrentwegen, denn mit seiner Sache steht „es sehr schlecht***)!"

---

*) „Comment se fait-il, madame, que votre mari ait été assez fou pour oser me faire la guerre?"

**) „Votre Majesté saura en prenant des informations, que dans les branches cadettes de la maison de Saxe les ducs ont toujours suivi l'exemple de l'électeur. Or, dans la situation actuelle des motifs de prudence et de politique ont engagé l'électeur à s'allier avec la Prusse plutôt qu'avec l'Autriche."

***) „Madame, vous êtes la femme la plus respectable que j'aie jamais connue; vous avez sauvé votre mari; je lui pardonne, mais c'est seulement à cause de vous, car pour lui c'est un mauvais sujet!"

Am 16. October verlangte der König von Preußen einen Waffenstillstand, der ihm aber abgeschlagen ward. An demselben Tage capitulirte Erfurt und die Garnison dieser Stadt, unter welcher der Prinz von Oranien und der Feldmarschall Möllendorf waren, ward kriegsgefangen. Am 24. traf der Kaiser in Potsdam ein, und am 27. schon in Berlin, während seine Armee einen Sieg bei Halle erfocht, Spandau zum Capituliren zwang, und in schneller Aufeinanderfolge aller festen Plätze Preußens sich bemächtigte, während sie immerfort die Trümmer des feindlichen Heeres vor sich her trieb, welchen die zu Hülfe gerufenen Russen wirklich zu Hülfe zu kommen, sich keinesweges beeilten, sondern im Gegentheil äußerst langsam vorrückten.

Seinen Aufenthalt in Preußens Hauptstadt machte Buonaparte durch einen glänzenden Act der Gnade merkwürdig. Gleich nach seiner Ankunft in Berlin hatte er das Civil-Commando in der Stadt dem Fürsten von Hatzfeld übertragen. Dieser Fürst, dessen Name übrigens vom Glanze einer allgemeinen Achtung, die er auch wirklich verdiente, umgeben war, (er ist jetzt preußischer Gesandter in den Niederlanden,) glaubte ohne Zweifel, daß die französische Eroberung ihn keinesweges der Pflichten gegen seinen vorigen Souverän entbunden habe, und suchte sich die Vortheile, welche sein Posten ihm gab, zu seinen patriotischen Zwecken zu Nutze zu machen. Er unterrichtete seinen Monarchen von den Bewegungen der französischen Armee. Sein Brief war von den Vorposten aufgefangen worden und ward dem Kaiser behändigt. Hatzfeld sollte nun einer Militärcommission zur Entscheidung seines Looses übergeben werden, welches zuverlässig kein anderes als der Tod der Verräther gewesen seyn würde. Aber die Gattin des Schuldigen warf sich dem Kaiser zu Füßen, und betheuerte, nur die schändlichste Kabale könne ihren Mann eines solchen Verbrechens anklagen. Napoleon gab ihr die Antwort erst bloß mit Ueberreichung des aufgefangenen Briefs, schwieg einige Augenblicke, und sagte dann: „Sie kennen die Handschrift Ihres Mannes, Madame! Seyn Sie selbst Richter.“ Die acht Monate schwangere Fürstin Hatzfeld, wollte bei jedem Worte über dieser ihr höchst peinlichen

Lektüre ohnmächtig werden. Buonaparte ward von ihrer Situation sehr gerührt. „Wohlan, Madame, „sagte er nach kurzem Schweigen, der „Brief ist in Ihrer Hand! Werfen Sie „ihn ins Feuer! Dieß ist das einzige Docu„ment, welches Ihren Mann anklagte, ist „es vernichtet, so habe ich gegen ihn weiter „keinen Beweis!“ *) Dieß Wort aus Buonaparte's Munde ist ohne Zweifel mehr werth, als eine gewonnene Schlacht. Jene Gattung von Menschen, welche in den von ihr Gehaßten durchaus nie etwas Großes erblicken kann, hat behauptet, die Begnadigung des Fürsten Hatzfeld sey mehr ein Werk der Politik als der Seelengröße Buonaparte's gewesen. Aber haben denn je die großen politischen Erwägungen aufgehört, von Einfluß auf die großen Handlungen zu seyn?

Am 28. October erlitt das Armeecorps des Fürsten von Hohenlohe durch den Großherzog von Berg eine völlige Niederlage. Am 29. October war der König von Preußen genöthigt, über die Weichsel zu gehen. Am 1. November ergab sich Cüstrin an den Marschall Davoust. Endlich wurden auch die letzten Hoffnungen Preußens am 6. und 7. November vernichtet durch die Schlacht bei Lübeck und die Einnahme und Ausplünderung der Stadt. Nach höchst glänzenden Waffenthaten kamen hier eilf Generäle, unter denen Blücher und der Herzog von Braunschweig-Oels waren, fünfhundert und achtzehn Officiere, viertausend Pferde, mehr als zwanzigtausend Menschen und sechzig Fahnen in die Gewalt der Sieger.

So endete jener glänzende Feldzug Preußens, der vielleicht seines Gleichen in der ganzen Weltgeschichte nicht hat. Er war eine ununterbrochene Aufeinanderfolge von Unfällen, welche des großen Friedrich's Monarchie binnen Monatsfrist zertrümmerten.

---

*) „Eh bien,“ madame, vous tenez la lettre; jettez-la au feu; cette pièce est la seule qui accuse votre mari; une fois anéantie je n'aurai plus de preuves contre lui!“

Am 10. November erhielt man endlich die Nachricht von der verspäteten Ankunft der Russen; sie waren in Warschau eingetroffen. Vom 16. bis zum 19. ward zwischen den Franzosen und Preußen ein Waffenstillstand verhandelt und geschlossen, der aber ohne Wirkung blieb. Am 19. erhielt der Kaiser zu Berlin vom französischen Senate eine Deputation; vom 21. bis 25. November ließ er ein Decret publiciren, welches Großbritannien in Blocade-Zustand erklärte und allen Verkehr und Briefwechsel mit diesem Inselreiche untersagte. Diese Maaßregel, durch welche ganz Europa seine Interessen compromittirt sah, ist sehr verschieden beurtheilt worden. Ohne hier zu untersuchen, in wie fern es je in Napoleon's Machtstand, die Befolgung eines solchen Blocade-Systems von seinen Verbündeten zu verlangen, wollen wir uns hier darauf beschränken, es an sich selbst zu betrachten. Neben einigen Politikern, welche nur ein Uebermaaß von Abgeschmacktheit in diesem Systeme zu sehen affectirten, haben wir aus dem Munde von Engländern die sich durch große Urtheilsschärfe und hellen Beobachtungsgeist auszeichneten, die in der Staatswirthschaft sehr unterrichtet waren und mit der commerciellen Lage ihres Vaterlands eine sehr vertraute Bekanntschaft hatten, die Behauptung gehört, die Folgen dieser Blocade würden unfehlbar für England höchst traurig gewesen seyn, wenn Buonaparte statt die Unbesonnenheit zu begehen, daß er den Krieg in's Innere Rußland spielte, wo der Erfolg seiner politischen Maaßregeln unaufhörlich vom Glückwechsel im Schlachtfelde abhängig ward, das Resultat dieser Maaßregeln mit Ruhe und Kälte abgewartet hätte.

Jetzt vollständiger Sieger über Preußen geworden, sah er sich plötzlich zu Führung eines zweiten Kriegs gezwungen. Am 27. November war er in Posen, und fast zu derselben Zeit rückte der Großherzog von Berg in Warschau ein. Am 1. und 2. December ließen Napoleon und Kaiser Alexander Proclamationen an ihre Armeen ergehen. Am 4. December ward durch ein Senats-Consult eine neue Aushebung von achtzigtausend Conscribirten geboten. Am 11. und 15. desselben Monats ward mit dem Churfürsten von Sachsen zu Posen ein Vertrag geschlossen, durch welchen dieser zum Königsrange erhoben, und gleich den übrigen Prin-

zen des sächsischen Hauses in den Rheinbund aufgenommen ward. Am 19. traf Buonaparte in Warschau ein. Die Polen erwarteten ihn als ihren Befreier aus der Schmach. Leider wollte er es nicht seyn; er sah nur ein leichtsinniges und von Leidenschaft aufgeregtes Volk in den Polen, und statt seinen Ruhm darin zu setzen, einer braven und hochherzigen Nation, welche der Freiheit und Unabhängigkeit sich so sehr würdig zeigte, diese wieder zu geben, zog er es vor, sie sich als ein Werkzeug seiner ehrsüchtigen und despotischen Politik dienen zu lassen. Indeß, von den Militär-Ereignissen gedrängt, ließ er damals den Polen noch nicht merken, was seine eigentliche Absicht mit ihnen sey. Um sie in ihrem Enthusiasmus welcher ihm zu Ausführung seines Plans damals so nöthig war, zu erhalten, versprach er Alles, was sie nur wünschen konnten, fest entschlossen, von seinen Versprechungen nur so Viel zu halten, als ihm selbst gut und zuträglich scheinen werde. Wir werden weiter unten sehen, wie verderbenbringend diese seine empörende Politik ihm selbst geworden ist.

Die Zeit von Buonaparte's Ankunft in Warschau bis zur Schlacht bei Eylau war ein beständiges Aufeinanderfolgen von Gefechten zwischen den Russen und den Franzosen. Am 28. December war das Gefecht bei Czarnowo; am 24. das bei Nasielsk; am 26. das bei Pultusk und Golymin; am 25. Januar 1807 das bei Mohrungen; am 3. Februar das bei Bergfried; am 7. Februar das bei Hoff. Ueberall war der Sieg den französischen Waffen zu Theil geworden, und die Russen hatten schon über 40,000 Menschen verloren, als am 8. Februar die beiden Heere sich einander gegenüberstanden. Am folgenden 9. kam es zur Schlacht bei Eylau, einer der schrecklichsten, von denen die Jahrbücher der Kriegsgeschichte nur Kunde geben. Der Sieg blieb während dieser Schlacht unaufhörlich schwankend. Der Verlust der Russen war ungeheuer. Sie hatten siebentausend Todte, die auf den Schlachtfelde geblieben, waren und angeblich 15000 verloren sie als Kriegsgefangene; vierzig Kanonen und sechszehn Fahnen kamen ebenfalls in die Gewalt des Feindes, der seinerseits aber auch einen Verlust von nicht weniger als zehntausend Menschen hatte.

Am 18. April ward ein Waffenstillstand zwischen der französischen und der schwedischen Armee geschlossen. Am 26. Mai capitulirte Danzig, und am 1. Junius traf Napoleon in dieser Stadt ein.

Neue Gefechte mit den Russen waren am 5. Junius bei Spauden, am 6. bei Domitten, und mehrere andere auf verschiedenen Punkten, bis es endlich am 14. Junius zur Schlacht bei Friedland kam, der letzten und entscheidendsten dieses Feldzuges. In dieser Schlacht verlor die russische Armee mehr als 60,000 Menschen an Todten, Verwundeten und Gefangenen. Die Niederlage war eine solche, daß diese Armee zu Deckung des Rückzuges ihrer Trümmer genöthigt war, alle Brücken abzubrechen, die sie hinter sich ließ. Drei Tage nachher schlug Napoleon sein Hauptquartier zu Tilsit auf. Am 2. ward zwischen beiden Armeen ein Waffenstillstand geschlossen, und am 25. hatte eine Zusammenkunft der beiden Kaiser und des Königs von Preußen auf dem Flusse Niemen Statt, wo sie zwei Stunden lang sich mit einander besprachen. Die Resultate dieser Unterhaltung erfuhr man erst am 8. und 9. Julius, und sie waren ein Friedenstractat, dessen Hauptbasen in der Anerkennung der drei Brüder Buonaparte's, Joseph's, Ludwig's und Jerome's, als Könige von Neapel, Holland und Westphalen, und der Annahme aller von ihm vorgeschriebenen Maaßregeln bestanden, welche zum Behuf des Blocade-Systems genommen werden sollten.

Der König von Preußen erhielt durch diesen Frieden seine Provinzen jenseits der Elbe wieder, mit Ausnahme jener polnischen, welche mit dem vollen Souveränitätsrechte an den König von Sachsen abgetreten wurden.

An demselben Tage (dem 9. Julius) verließen die drei Monarchen Tilsit, nach einem dreiwöchentlichen Aufenthalte daselbst, während dessen ein vollkommenes gegenseitiges Vertrauen zwischen ihnen sich gegründet zu haben schien. Napoleon begab sich nach Königsberg, Kaiser Alexander in seine Residenz, und der König von Preußen nach Memel.

Am 13. Julius ward der am 8. April mit Schweden geschlossene Waffenstillstand gebrochen und die Feindseligkeiten nahmen wieder ihren Anfang. Am 17. kam Napoleon nach Dresden, und am 27. desselben Monats reiste er wieder nach St. Cloud ab.

Dieser Abschnitt des Buonaparte'schen Lebens ist unstreitig derjenige, wo seine Macht und sein Militärruhm den höchsten Punkt der vom Schicksale ihm bestimmt war, erreicht hatte. Die Wirkungen davon waren leider der Rausch der Eigenliebe! Wirklich feindete er von dieser Zeit an ohne Hehl die republikanischen Institutionen an, welche er im Grunde des Herzens haßte, welche aber noch einigermaaßen zu schonen, bis dahin seine Politik ihm zur Pflicht gemacht hatte. Eine nach der andern ward nun durch die inconstitutionellen und despotischen Maaßregeln, zu welchen sein Machtgebot den vor ihm zitternden und sich demüthig erniedrigenden Senat zwang, vernichtet. Ganz nach seinem Geschmack war jene Versammlung von Stummen, welcher er den Namen gesetzgebender Körper gegeben hatte, da hingegen eilte er, durch einen Senats-Consult das Tribunat auflösen zu lassen, dessen Name schon seinem Despotencharakter widerte, indem er durch ihn an Rechte erinnert ward, die er nicht mehr anerkannte, und an geleisteten Widerstand, an den er ohne Unwillen nicht zurückdenken konnte. Die Auflösung des Tribunats, dieser letzten Ruine der National-Freiheit, geschah durch ein Senats-Consult vom 19. August 1807, und sie war in der That nichts Anderes, als die Folge und das Endresultat der schon am 7. März 1802 geschehenen Elimination.

Um diese Zeit begann jener Zwiespalt Aufmerksamkeit zu erregen, welchen Napoleon's Politik seit langer Zeit in der spanischen Königs-Familie unterhielt, und dessen Resultate seitdem von einem so großen Einflusse auf die europäischen Angelegenheiten gewesen sind. Der Prinz von Asturien (Ferdinand VII.) ward am 30. September zu Madrid verhaftet, unter den Vorwande, daß er an der Spitze einer Verschwörung stehe, welche Karls IV. Entthronung und des Prinzen Erhebung beabsichtige. Indeß nach einem Mo-

nate stürmischer Auftritte verzieh Karl IV. seinem Sohne. Dieses Ereigniß ward selbst als das Publicum es bereits ziemlich wieder vergessen hatte, ein Gegenstand sehr ernstlicher Meditationen und Speculationen darüber im Cabinette der Tuilerien. Am 16. November reiste endlich Napoleon nach Mailand und Venedig ab. Am 2. Februar 1808 organisirte er die allgemeine Regierung der Departements jenseits der Alpen, und vertraute die Zügel derselben seinem Schwager, dem Fürsten Camillo Borghese, an. Am 1. März ließ er ein Senats-Consult abfassen, durch welches die vom Kaiser zu ertheilenden Titel: Herzog, Graf, Baron und Ritter (duc, comte, baron und chevalier) bestimmt wurden.

Am 16. und den folgenden Tagen erfuhr man zu Paris durch eine telegraphische Depesche, daß ein Volksaufstand in Madrid Statt gefunden habe; daß das Volk in den Palast des Friedensfürsten gestürmt sey, um ihn zu ermorden, und daß es den König genöthigt, zu Gunsten seines Sohnes abzudanken. Am 7. ward durch ein Decret die kaiserliche Universität organisirt, und trotz den Ansprüchen, welche der gelehrte Fourcroy, welchem die ganze auf Organisation dieses Körpers Bezughabende Arbeit übertragen worden war, auf den Großmeister-Posten hatte, ward Fontanes zu diesem Posten ernannt, ein berühmter homme de lettres, seit mehreren Jahren Vorsitzender des gesetzgebenden Körpers, aber stets, unter welchem Namen und in welcher Form er erscheinen möge, einer der feilsten und rastlosesten Weihrauchstreuer für den Despotismus.

Indeß hatten die spanischen Angelegenheiten Buonaparte'n nach Bayonne gerufen, wo er am 15. April angekommen war. Am 20. desselben Monats begab sich der Prinz von Asturien unter dem Namen Ferdinands VII. dahin, allein Napoleon weigerte sich, ihn als König anzuerkennen. König Karl IV. und seine Gemahlin erschienen in derselben Stadt am 30. In Folge verschiedener Conferenzen, während welchen Napoleon ein politisches System entfaltete, welches das Gepräge einer gleich großen Sinnesverkehrtheit und Gewaltthätigkeit hatte, leisteten

Karl IV., Ferdinand und seine Brüder feierlich auf ihre Rechte auf den spanischen Thron zu Gunsten Napoleon's Verzicht, worauf sie nach Frankreich abreisten. Dem Könige ward das Schloß Compiegne zu seiner Wohnung angewiesen, Ferdinand'en das dem Fürsten von Benevent gehörende Schloß Valençay. Bei der Nachricht von diesen Ereignissen und von der Proclamation vom 6. Junius, durch welche Joseph Buonaparte den Spaniern zum Könige gegeben ward, verbreitete die Flamme des Kriegs, welche in Madrid schon am 2. Mai zum ersten Male ausgebrochen war, sich mit einer furchtbaren Geschwindigkeit durch alle Provinzen der Monarchie. Alle Menschen von einem kräftigen Charakter, deren Hauptbedürfniß freie Verfassung des Vaterlands ist, eilte zu den Waffen.

Am 14. August 1808 nach Paris zurückgekehrt, empfing Napoleon am 21. den russischen Gesandten, Grafen von Tolstoy, welcher für ihn vom Kaiser Alexander prächtige Geschenke mitgebracht hatte. In den ersten Tagen des Septembers gab er verschiedene Decrete, durch welche die Gründung öffentlicher Anstalten aller Art in den Departements geschah, welche während der Revolution der Schauplatz des Bürgerkriegs gewesen waren. Am 4. dieses Monats gab er dem persischen Gesandten, der ihm von seinem Souverän Versicherungen der Freundschaft überbrachte, eine feierliche Audienz.

Indeß die Nachrichten aus Spanien wurden mit jedem Tage beunruhigender, und was Buonaparte sich nun eifrigst angelegen seyn ließ, war, daß große politische Verbrechen, wodurch er eben kurz zuvor allen Freiheitsfreunden seinen Namen verhaßt gemacht hatte, zu consolidiren. Zu diesem Behuf nahm er seine Zuflucht zum Senate, dem gewöhnlichen Mitschuldigen seiner Gewaltstreiche. Er verlangte von diesem jetzt ein Decret, wodurch er 80,000 Conscribirte ins Feld bekäme. Mit Hülfe derselben hoffte er unter den Scepter seines Despotismus ein freies und stolzes Volk zu bringen, von welchem er vor Kurzem der treueste Verbündete zu seyn, sich gerühmt hatte. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Champagny, welchem die

Gelehrigkeit, die er in dieser Angelegenheit bewies, den Titel eines Herzogs von Cadore verschaffte, mußte den von ihm über die Bayonner Verträge, durch welche über die spanische Krone die freie Disposition an Buonaparte'n gekommen war, dem Kaiser erstatteten Bericht, dem Senate mittheilen. Am 12. Sept. hatte der Senat eine außerordentliche Versammlung, und derselbe Minister legte ihm die Beweggründe dar, welche zu den vom Kaiser wegen Spaniens genommenen Maaßregeln vorhanden gewesen waren, und versuchte eine Rechtfertigung der Politik des Kaisers, gegen welche damals schon die öffentliche Meinung in Frankreich und Europa einmüthig sich erhoben hatte.

Am 22. September 1808 reiste Napoleon nach Erfurt ab, wo er den Kaiser von Rußland sprechen wollte, und wo mehrere andere Souveräne eingetroffen waren. Diese zweite Zusammenkunft der beiden Kaiser knüpfte die Bande, durch welche sie bereits vereinigt waren, enger als je, und unter denen, welche dort von dem arglosen und herzlichen Umgange Alexander's mit Buonaparte'n Augenzeugen geworden sind, giebt es keinen Einzigen, der nicht die Meinung hege, der Bund Rußland's mit Frankreich, den das St. Petersburger Cabinett damals aufrichtig wollte, würde lange Zeit ein unerschütterlicher gewesen seyn, hätte nicht Buonaparte's unerträglicher Despotismus auf seinen Verbündeten mit eben so großem Drucke gelastet, wie auf seinen Unterthanen!

Am 18. October war Buonaparte von Erfurt, wo er mit Alexander'n das Geschick Europa's zu bestimmen bemüht gewesen war, wieder nach Paris zurückgekehrt, und am 26. October eröffnete er die Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Seit seinen letzteren mit Alexander'n gemachten Anordnungen nur noch unerschütterlicher geworden in seinen Plänen mit Spanien, ließ er in der Rede, welche er an den gesetzgebenden Körper hielt, seine Anmaßungen auf die seinem Selbstvertrauen ganz entsprechende hochmüthigste Art laut werden, und that mit übermuthsvollen aber leider durch den Erfolg nicht als prophetisch bestätigten Worten diesem

Körper kund: „sobald er wieder auf der spa„nischen Halbinsel erscheine, werde dieß „Land unterworfen seyn. Die Engländer „werde es zum Oceane zurückgetrieben fin„den, gezwungen, sich wieder einzuschiffen, „um dem Tode zu entgehen, und seine Adler „siegreich, (denn damals hatte er die Gewohnheit, von den französischen Nationalfarben zu sprechen, schon abgelegt,) auf den Thürmen Lissabons aufgepflanzt!"

Drei Tage nachher verließ er Paris, um sich nach Bayonne zu begeben, wo er am 3. November eintraf. Am 9. kam er nach Burgos, welches Tags zuvor von der französischen Armee eingenommen worden war. Am 16. 18. 20. 24. und 26. November kamen zu Paris die ersten Bülletins der spanischen Armee an. Am 4. December hielt er durch Capitulation seinen Einzug in Madrid, schaffte die Inquisition ab, gab den zahlreichen in ihren Gefängnissen schmachtenden Opfern derselben die Freiheit wieder, vernichtete die barbarische Gesetzgebung dieses Tribunals, verminderte die Anzahl der Klöster, zerstörte den Einfluß der Mönchsorden, suchte eine Hemmung der Fortschritte des Aberglaubens zu bewirken, und drängte die insolenten Anmaaßungen des Adels in gehörige Schranken zurück.

Nochmals finden wir hier in den Eingebungen seiner Politik — denn freilich den Eingebungen seines Gemüths kann man nicht wohl sagen — einige Spuren vom Charakter des glorreichen Befreiers von Italien, selbst mitten unter crimineller Beeinträchtigung der Rechte eines grosen Volks. Dabei haben wir ein Gefühl von Dankbarkeit und Freude, das uns nun schon seit langer Zeit bei Buonaparte's Beschauung nicht mehr anwandelte.

Allein, gleich als ob er geschwind es selbst wieder bereue, den Freiheitsfreunden einige Hoffnungen erregt zu haben, erschien am 12. December im Moniteur ein Artikel, durch welchen officiell eine Wohlwollens-Aeußerung zurückgenommen ward, welche die Kaiserin an eine Deputation des gesetzgebenden Körpers gerichtet

hatte, und in welcher die Worte: „das erste Gefühl „des Kaisers galt dem gesetzgebenden Kör„per, welcher die Nation repräsentirt," *) von ihr gebraucht waren. Diese Zurücknahme mußte die lebhafteste Indignation jedes Menschen erregen, der noch nicht des Glaubens war, das ganze Vaterland habe seinen Sitz in einem einzelnen Individuum. Die insultirende Bitterkeit, mit welcher die officielle Antwort abgefaßt war, und die seltsamen politischen Grundsätze, die darin ausgedrückt waren, ließen keinen Zweifel darüber, wer den Artikel redigirt habe. Wirklich hatte Buonaparte selbst von Madrid aus, wo er damals war, die Einrückung desselben im Moniteur anbefohlen, er hatte den Artikel sogar eigenhändig geschrieben. Wer anders auch, als Er, hatte es wagen können, der Kaiserin öffentlich eine Lection zu geben, und sich zu einem so empörenden politischen Dogma zu bekennen? Dieß war nun ein Lichtstrahl für die, denen noch nicht durch die Thatsachen selbst die Schuppen von den Augen gefallen waren, und es blieb kein Zweifel länger übrig, daß Napoleon künftig ganz allein für den legitimen Repräsentanten der Nation gehalten seyn wolle. Am 4. Februar 1809 nach Paris zurückgekehrt, sprach er sich noch unzweideutiger darüber aus, und es ist bekannt, daß von jener Zeit an alle seine Ideen-Mittheilungen im Wesentlichen nichts Anderes, als ein fortgehender Commentar zu der insolenten Aeußerung Ludwigs XIV. „L'état, c'est moi!" gewesen sind.

Oesterreich benutzte indeß den Augenblick, wo ein Theil der französischen Armee in Spanien beschäftigt war, griff wieder zu den Waffen, und überschwemmte mit seinen Truppen einen Theil Baiern's und ohne vorgängige Kriegserklärung. Allein Napoleon, welchen geheime Nachrichten, als er noch in Spanien war, von den Plänen des Wiener Cabinetts unterrichtet hatten, hatte die kräftigsten Maaßregeln genommen, um diesen neuen Angriff zurückzutreiben. Indeß waren sie

*) „Le premier sentiment de l'empereur a été pour le corps législatif qui représente la nation."

doch nicht alle kräftig genug, und obgleich der Angriff vorausgesehn worden war, so ward er doch dieß Mal mit einer Schnelligkeit ausgeführt, welche im österreichischen Cabinet zu den Ungewöhnlichkeiten gehörte, und über welche Napoleon selbst erstaunte.

Am 13. April reiste er von Paris ab, und am 15. war er in Straßburg. An demselben Tage theilte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten einen über die Wiedererneuerung der Feindseligkeiten dem Kaiser erstatteten Bericht öffentlich mit. Am 19. ward der Feldzug mit dem Gefecht bei Pfaffenhofen eröffnet. Am 20. wurden die Oesterreicher bei Abensberg geschlagen, am 21. kam Landshut in die Gewalt der Franzosen. Bei Eckmühl erkämpften sie am 22. unter den Befehlen des Marschalls von Auerstädt (Davoust, dessen Verdienste in dieser Schlacht dann seine Erhebung zum Fürsten von Eckmühl belohnte) einen bedeutenden Sieg. Endlich am 23., da die französische Armee noch nicht beisammen und dennoch von den Oesterreichern, welche den Erzherzog Karl, den unerschrockensten und kenntnißreichsten ihrer Feldherrn, an der Spitze hatten, sehr gedrängt und zur Schlacht genöthigt war, stellte Kaiser Napoleon, mit einem jener kühnen Entschlüsse, durch welche alle Gefahren der bezwingenden Gewalt des Genies unterworfen werden, sich in eigener Person an die Spitze der Rheinbundestruppen, und lieferte die blutige Schlacht bei Regensburg, in welcher die Oesterreicher eine völlige Niederlage erlitten.

Diese glänzende Waffenthat, deren Ruhm ganz ausschließend Buonaparte'n und den Rheinbundestruppen gehört, eröffnete dem Könige von Baiern wieder die Thore seiner Hauptstadt. Die Oesterreicher die noch in den verschiedenen auf die Einnahme von Regensburg gefolgten Schlachten, auf allen Puncten geschlagen wurden, machten der französischen Armee den Weg zur Hauptstadt der Monarchie nicht weiter streitig. Am 12. Mai traf Buonaparte mit ihr in Wien ein, während der Herzog von Danzig, Lefebvre, in Insbruck einrückte und Tyrol unterwarf, die italienische Armee aber, unter den Be-

fehlen des Vicekönigs stehend, mit abwechselnden Erfolge vordrang, um sich mit der großen Armee zu vereinigen.

In Wien blieb Napoleon nur kurze Zeit. Er ging auf eine der Donau-Inseln, welche den Namen Inder Lobau hat, und ließ dort Brücken erbauen, zum Behuf des Angriffs auf die an der andern Seite des Flusses aufgestellte österreichische Armee und zur Versicherung seiner eigenen Communicationen. Ein plötzliches Anschwellen des Flusses hatte die Brücken vernichtet, und die sehr beheden Wiederherstellung derselben verdankte man den großen Talenten und der erstaunlichen Thätigkeit des Ingenieurgenerals Bertrand, desselben, der bei Buonaparte'n auf St. Helena ist.

Am 22. Mai ward die Schlacht bei Eßlingen geliefert, deren Erfolge lange Zeit schwankend waren, und in welcher der Herzog von Rivoli (Massena) seinen Namen mit neuem Ruhmesglanz umgab, während sein unerschrockener Waffengefährte, der Herzog von Montebello von einer Kanonenkugel getroffen, welche ihm das ganze rechte Bein raubte und das linke bis an den Schließmuskel zerschmetterte, hinsank.

Napoleon hatte während dieser Schlacht sein Leben gleich einem gemeinen Officiere ausgesetzt. Ja, eine kurze Zeit einmal, wurde um ihn herum das Feuer der feindlichen Artillerie so lebhaft und die Gefahr so groß, daß der General Walther ihm laut zurief: „Sire, retirez-vous, ou je vous ferai enlever par mes grenadiers!“ Als ihm berichtet ward, Lannes sey tödtlich verwundet, eilte er augenblicklich dahin, wo man ihn auf einem Brancard herbeitrug. „Lannes, me reconnais-tu?“ frug er ihn. „Oui, Sire,“ antwortete Lannes, „vous perdez votre meilleur ami!“ — „Non, non,“ ergegnete Buonaparte, „tu vivras!“ Mit diesen Worten wandte er sich zu Larrey, seinem trefflichen Wundarzte. „N'est-il pas vrai, Larrey,“ sagte er zu diesem, „que vous me répondez de ses jours?“ — Vom Tage seiner Verwundung an bis zu dem seines Todes (31. Mai) besuchte der Kaiser seinen Freund alle Tage. Später ist es hinreichend

bekannt geworden, daß der sterbende Held dem Kaiser zuletzt noch Rathschläge, die in sehr energischen Worten ausgesprochen waren, ertheilte. O, hätten sie einige Gewalt ausgeübt über Napoleon's Herz, so würde nicht fünf Jahr später die Welt eine so traurige Lection erhalten haben, die jedoch freilich die größte und die nützlichste ist, welche die Völker und die Könige erhalten können!

Am 14. Junius gewann die französische-italienische Armee, welche von Macdonald unter den Befehlen des Prinzen Eugen commandirt ward, und schon einige Unfälle gehabt hatte, die Schlacht bei Raab gegen den Erzherzog Johann, den sie von der anderen Seite der Donau zurückwarf, wodurch es ihr gelang, ihre Communicationen mit der großen Armee wiederherzustellen.

Am 5. Julius war die Schlacht bei Enzersdorf. Sie kann gewisser maßen als das Vorspiel der Schlacht bei Wagram betrachtet werden, welche am 7. geliefert ward, und in welcher drei bis vierhundert tausend Menschen, Franzosen und Oesterreicher, auf einem sehr studierten und von diesen Letztern fortificirten Boden mit einander fochten. Zehn Fahnen, vierzig Kanonen, eine beträchtliche Anzahl Gefangener, welche in der Gewalt des Feindes blieben, und ein mit Leichen bedecktes Schlachtfeld legten Zeugniß ab von dem glänzenden Siege der Franzosen.

Diesen von den Oesterreichern lange streitig gemachten Sieg verdankte man fast ganz der Artillerie der Garde, welche in den feindlichen Reihen eine fürchterliche Verheerung anrichtete. Die Oesterreicher hatten sich mit der Erwartung geschmeichelt, durch ein Manoeuvre, wovon Buonaparte mehr als Einmal ihnen selbst das Beispiel gegeben hatte, die französische Armee mit dem rechten Flügel der ihrigen in die Flanke nehmen zu können. Allein während dieser ihr rechter Flügel sich entfaltete, um die beabsichtigte Bewegung zu executiren stürzten sich die Franzosen mit Wildheit auf's Centrum der österreichischen Armee, durchdrangen es, und isolirten es solchergestalt vom rechten Flügel, der

sich abgeschnitten sehend, wenn er einer völligen Niedermetzelung entgehen wollte, nur das einzige Auskunftsmittel nach erwählen konnte, sich zu ergeben.

Auf dem Wagramschen Schlachtfelde wurden sogleich vom Kaiser die Generäle Oudinot, Marmont und Macdonald zu Reichsmarschällen erhoben. Der letztere hatte durch ein kühnes Manoeuvre zu Entscheidung des Resultats der Schlacht insbesondere viel beigetragen.

Ziemlich in derselben Zeit war es geschehen, daß die Engländer auf den Inseln Seeland's gelandet waren. Sie drangen sogar schon auf der Schelde vor, und bedroheten Antwerpen. Auf Einmal aber erschien der Fürst von Pontecorvo, der auf dem Schlachtfelde von Wagram sich mit dem Kaiser beinah überworfen hatte und nach Paris zurückgekehrt, jetzt aber in großer Hast zum Beistande der Niederlande geschickt worden war, und den Feind glücklich zwang, auf ein Unternehmen zu verzichten, welches er als gefahrlos zu betrachten, bloß durch sein Selbstvertrauen verleitet worden war.

Napoleon erhielt sogleich die Nachricht von Bernadotte's Erfolgen, allein er argwöhnte mehr als einen Beweggrund, den derselbe zu seiner Reise gehabt habe, und schickte sogleich seinen Generaladjutanten, den General Reille, ab, mit dem Auftrage, Bernadotte'n zu beobachten. Einen Monat später gab er dem Herzoge von Istrien das Commando über die Bernadotte'n abgenommene Armee.

Die Schlacht bei Wagram hatte nun bereits zum dritten Male die österreichische Monarchie in die Discretion Napoleon's gestellt, und die Großmuth seines Siegers anzusprechen war Kaiser Franz II. aufs neue gezwungen. Wirklich erhielt er am 14. October einen Frieden, der vortheilhafter für ihn war, als er ihn sich hätte versprechen können. Man begnügte sich damit, von ihm zu verlangen, daß er augenblicklich allen politischen und Handelsverkehr mit Großbritannien abbreche, und daß er alle politischen Umgestaltungen, welche Spa-

nien, Portugal und Italien bisher erfahren haben oder nächstens noch erfahren können, als gültig anerkenne und gutheiße. Sich seine politische Existenz erhalten war damals für das Haus Oesterreich Alles. Was in andern Zeiten für dasselbe die entsetzlichste Demüthigung gewesen wäre, war jetzt als eine bewilligte Wohlthat zu betrachten!

Auf diese Bedingung, welche Vorschriften für dasselbe waren, ging Oesterreich mit Dankbarkeits-Bezeigungen ein und machte sich zugleich verbindlich, zu Herstellung des allgemeinen Friedens das Vermittlergeschäft bei England zu übernehmen. Diese Unterhandlung mit England war jedoch von keinem Gedeihen.

Während seines Aufenthalts in Oesterreich hatte Napoleon das Schloß Schönbrunn bewohnt. Von diesem erließ er, wie es überhaupt sein Brauch war, eine große Anzahl von Decreten, unter andern jenes vom 15. August 1809, durch welches er den Orden der drei Vließe stiftete, dem von den Spaßvögeln der Name des Ordens vom Grabe (ordre du Sépulcre) gegeben ward. Wirklich waren die Bedingungen der Aufnahme in diesen Orden so, daß sie zu dieser Benennung berechtigten. Man mußte einer gewissen Anzahl von Gefechten und Schlachten beigewohnt haben, man mußte eine so große Anzahl von Wunden erhalten haben, daß es nicht schien, es werde je ein lebendes Wesen Ritter dieses Ordens seyn können. Dennoch hat Napoleon diese Idee nie aufgegeben.

Nach einem sechs- bis siebentägigen Aufenthalte in München verließ er diese Residenz am 22. October und langte am 26. dieses Monats wieder in Fontainebleau an.

In dieser Zeit, die einer der wichtigsten Abschnitte für Buonaparte in seinem Leben war, so wie er einer der merkwürdigsten in den Geschichtsannalen überhaupt ist, wurden die sämmtlichen Könige des Rheinbundes, oder Verbündeten Frankreichs, in die Hauptstadt ihres Beschützers gerufen, um den Festen der Friedensfeier beizuwohnen. Der König von Sachsen langte zu

Paris am 13. November 1809 der König von Neapel am 30. deſſelben Monats, die Könige von Holland und von Würtemberg am 1. December.

Buonaparte hatte ſeit Kurzem einen Entſchluß gefaßt, von deſſen Ausführung wie er mit Recht glaubte, das Schickſal ſeiner Dynaſtie abhangen werde. Von einer bevorſtehenden Trennung der Ehe, welche ihn mit Joſephinen verband, waren Gerüchte von ſeinen Vertrauten und von der Polizei gefliſſentlich ſchon ſeit einer langen Zeit im Publicum ausgeſtreut worden. So oft aber Joſephine ſich darüber gegen ihn hatte beklagen wollen, hatte er ſich vor ihr gleich eben ſo entrüſtet geſtellt, als ſie es ſelbſt war. Ihre Familie, ihre Freunde, und die ihr durch Dankbarkeit Verpflichteten und Ergebenen, deren eine ſehr große Anzahl war, bemühten ſich, nach ſolchen vom Kaiſer gegebenen Verſicherungen, die Gerüchte, welche die Polizei im Publicum zu verbreiten nicht nachließ, wenigſtens zu entkräften. Endlich aber war der Augenblick gekommen, wo eine entſcheidende Erklärung nicht länger aufgeſchoben werden konnte.

Das Benehmen Buonaparte's bei dieſer Definitiv-Erklärung gegen eine edle Frau, für welche er ſtets aufrichtige Anhänglichkeit gehabt hatte, obgleich er ſich wirklich nie als durch ein unauflösliches Band an ſie gekettet betrachtet hatte, ließ zwei Eigenſchaften an ihm entdecken, die ſonſt ſeinem Charakter, (der zumal durch die unumſchränkte Herrſchergewalt mit jedem Tage übermuthsvoller und abſtoßender ward,) ſehr fremd waren: er benahm ſich dabei mit Zartgefühl und Empfindung. Was er in einer ſo ſeltſamen Situation vorzüglich fürchtete, war, daß Joſephine, von weiblicher Reizbarkeit überwältigt, das vernünftige Spiel der Rolle verſchmähen, und Lärm machen werde, wodurch zumal nach franzöſiſchen Begriffen vom Schicklichen, ein ärgerliches Aufſehn und das Gelächter der Nation würde erregt worden ſeyn. Um den erſten Aufwallungen der beleidigten Eigenliebe Joſephinens zu begegnen, und ſie zur Ergebenheit in ein Schickſal zu vermögen, in welches ſie ſich unvermeidlich fügen mußte, hatte Napoleon gar ſehr auf die Anweſenheit und die Mitwirkung des Vicekönigs von Italien gerechnet. Auf die dazu erhaltene

Einladung traf dieser am 10. December in Paris ein. Nach einigen Unterredungen mit ihrem Sohne über diesen Gegenstand verrieth Josephine wirklich eine vollkommene Resignation, und am 17. December ließ der Senat mehrere auf die Trennung der Ehe des Kaisers und der Kaiserin Josephine Bezug habende Beschlüsse publiciren.

Als der Kurfürst Erzkanzler eines Tages Buonaparte'n gefragt hatte, „ob seine erste Ehe kirchlich „geschlossen worden sey?" mit dem Hinzufügen „daß in „einer Sache von solcher Wichtigkeit keinen Zweifeln Raum „gestattet werden dürfe, hatte er vom Kaiser darauf zur „Antwort erhalten: „es sey allerdings wahr, daß „später noch auf seinem Zimmer vom Cardinal „Fesch über diese Ehe der priesterliche Segen „gesprochen worden sey, um sie zu einer kirch„lichen zu machen, allein er glaube dennoch „nicht, daß sie durch diese Formalität es wirk„lich geworden."

Dieß bedarf folgender Erläuterung die zugleich Buonaparte'n charakterisirt. Josephinen hatte es, seitdem ihr Gemahl Kaiser war, beständig sehr am Herzen gelegen, ihren Ehebund mit ihm, der durch einen bloßen Civilcontract im März 1796 vor der Municipalität des Pariser Arrondissements Chaussée d'Antin geschlossen worden war, durch die kirchlichen Formen fester zu machen. Mit ihren stürmischen Bitten hatte sie es endlich über den Kaiser vermocht, daß er einwilligte, es solle der priesterliche Segen über diesen Ehebund in seinem Zimmer von seinem Oheim, dem Cardinal Fesch gesprochen werden, jedoch kein einziger Mensch weiter als Augenzeuge dabei seyn. Als diese Ceremonie, auf welche Josephine einen sehr hohen Werth legte, vollbracht war, bat sie den Cardinal um ein Document, welches bezeuge, daß ihre Ehe priesterlich vollzogen und von der Kirche anerkannt sey. Der Cardinal fand nichts Bedenkliches darin und gab ihr das Document. Bald darauf aber theilte er dem Kaiser dieses Verlangen Josephinens mit, und daß es bereits von ihm befriedigt sey. Bei dieser Nachricht gerieth der Kaiser in heftigen Zorn, und sagte dem Cardinal in den unmanierlichsten Ausdrücken: „Ei, glauben Sie denn, daß ich,

„wenn ich im Ernste mich hätte verheirathen „wollen, mich auf solche Weise benommen „haben würde? Diese Frau kann mir keine „Kinder geben, und ich weiß recht gut, daß „die Ehe, die Sie eingesegnet haben, Nichts „taugt!" *) Für die Authenticität dieser Thatsache glauben wir bürgen zu können.

Als der Erzkanzler jene Antwort vom Kaiser erhalten hatte, versammelte er die Diöcesan-Beamten, um über die Gültigkeit der Ehe von ihnen den Ausspruch thun zu lassen; diese verlangten jedoch, erst durch die Entscheidung der eben damals in Paris versammelten Bischöfe darüber „sichergestellt zu seyn, ob man sie als in einer solchen Sache zu richten befugt anerkenne. Auf die von den Bischöfen erfolgte bejahende Antwort unterzogen sich nun die Diöcesan-Beamten dem Erkenntnisse, und dieß fiel am 14. Januar 1810 dahin aus, „daß die Ehe Napoleons und der Josephine nichtig sey," wobei sie sich auf eine Verordnung des tridentinischen Conciliums stützten, welche ausdrücklich sagt, „jede Ehe sey null, die nicht im Beiseyn des Pfarrers eines der contrahirenden Theile oder seines Vicars und zweier Zeugen geschlossen worden sey." Die Metropolitan-Officialität bestätigte dieß Urtheil.

Eine Besonderheit in diesem Erkenntnisse der Diöcesanen war es, daß sie den Kaiser in eine Geldstrafe von sechs Franken verurtheilten, die er an die Almosencasse bezahlen sollte. Die Metropolitan-Officialität sagte ihn jedoch von dieser Strafe wieder los. Die ganze Verurtheilung, die nichts als leere Formalität war, brachte dennoch den Kaiser in einen wüthenden Zorn, und man hatte viele Mühe, ihm begreiflich zu machen, die ganze Sache sey bloß eine Art von Protocoll, welches in keiner Hinsicht das geringste Gewicht habe.

*) „Eh, croyez-vous donc, que si j'avais voulu me marier en effet, je m'y serais pris de cette manière? Cette femme ne peut pas me donner d'enfans, et je sais bien que le mariage que vous avez fait ne vaut rien!"

Statt des Titels „impératrice-regnante“ erhielt Josephine den Titel „impératrice-reine.“ Sie zog sich auf das Schloß Navarre im Eure-Departement zurück, wo sie von Napoleon und dem Könige und der Königin von Baiern, welche am 22. December in Paris angekommen waren, mehrere Besuche erhielt.

Als die Trennung der Ehe Napoleon's und Josephine's bekannt geworden war, geizten auch gleich die meisten europäischen Höfe darnach, den Mann mit welchem verbunden zu seyn in die Wagschale ihrer Politik ein so großes Gewicht legen mußte, durch eine Vermählung für sich zu gewinnen. Man sprach einige Zeit von der Großfürstin Katharina von Rußland. Allein diese Prinzessin und die Kaiserin Mutter verriethen einen unbesiegbaren Widerwillen gegen einen solchen Ehebund. Dann sprach man von der Großfürstin Anna, Katharinens Schwester, als einer passendern Braut für ihn. Allein es erhoben sich einige Schwierigkeiten wegen der Gestattung öffentlicher Feier des griechischen Gottesdienstes, welche das russische Kabinet für diese Prinzessin in einer zu ihrem Palaste gehörenden Kapelle verlangte.

Während man über diese Einwendungen noch in Discussionen war, schien Oesterreich in einiges Erstaunen zu gerathen, daß Buonaparte keine Erzherzogin wolle. Denn bisher hatte sich's nur um die beiden russischen Prinzessinnen und um die sächsische gehandelt. Kaiser Franz sprach darüber mit dem Grafen von Narbonne, dem Statthalter von Triest, der damals eben in Wien war. Narbonne erstattete seinem Monarchen über diese Unterhaltung mit dem österreichischen Kaiser einen ausführlichen Bericht und zu gleicher Zeit wurden dem Fürsten von Schwarzenberg, dem österreichischen Gesandten in Paris Instructionen ertheilt. Am 1. Februar 1810 ward ein aus sechs und zwanzig Gliedern (von denen der Kaiser selbst eines war) bestehendes Privatconseil in den Tuilerien gehalten. Der Herzog von Cadore, (Champagny,) Minister der auswärtigen Angelegenheiten, theilte hier Depeschen des französischen Gesandten in Petersburg, des Herzogs von Vicenza (Caulaincourt) mit, durch welche dem Kaiser über die oben erzähl-

ten Thatsachen Bericht erstattet ward. Zu gleicher Zeit legte man diesem Conseil die Depeschen von Wien vor. Die Meinungen waren in ihm zwischen Rußland und Oesterreich getheilt, doch war die Stimmenmehrheit für Oesterreich.

Durch die vielen Einreden, die Rußland vorgebracht hatte, fand sich Buonaparte gedemüthigt und beleidigt, und das Abbrechen der ganzen Unterhandlung mit Rußland war, als er den Brief des Grafen von Narbonne erhalten hatte, bei ihm der Entschluß Eines Augenblickes, ohne daß er erst das Gutachten des Conseils, welches mit den seinigen dann übereinstimmte, abwarten mochte. Am 7. Februar ward der Ehecontract welcher Wort für Wort mit dem einst zwischen Ludwig XVI. und Maria Antoinetten von Oesterreich geschlossenen übereinstimmte, vom französischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten und dem österreichischen Gesandten unterzeichnet.

In Rußland glaubte man allgemein, daß der Hof der Tuilerien beide Brautbewerbungen neben einander habe betreiben lassen. Wir können jedoch das Gegentheil mit Gewißheit behaupten. Die Unterhandlung mit dem österreichischen Hofe ward an Einem Tage angefangen und beendigt.

Am 27. Februar that eine Botschaft des Kaisers dem versammelten Senate kund, daß der Fürst von Neufchatel sich nach Wien begebe, mit dem Auftrage, um die Hand der Erzherzogin Marie Luise für den Kaiser zu bitten. Am 11. März war die Feier dieser Vermählung in Wien, und am 13. reiste Marie Luise nach Frankreich ab. Am 20. begab sich Napoleon nach Compiegne und erwartete daselbst ihre am 28. erfolgende Ankunft. Bis in die Mitte des Waldes war er ihr entgegen gekommen; er zeigte liebevolle Beeiferung und zarte Aufmerksamkeit, und sein Benehmen hatte so viel Empfehlendes, daß diese erste Zusammenkunft auf Marie Luise einen sehr günstigen Eindruck zu machen schien. Sie verweilten einen ganzen Tag in Compiegne, und reisten am 30. nach St. Cloud, wo die kaiserliche Familie sich zum Mittagsmahle ver-

sammelt hatte. Am 1. April ward in St. Cloud der Civilcontract geschlossen. Am 2. hielten die Neuvermählten mit sehr großer Pracht ihren Einzug in Paris unter dem lauten Jubelgeschrei einer versammelten zahllosen Volksmenge. An demselben Tag geschah die priesterliche Trauung durch den Großalmosenier, den Kardinal Fesch, in einem der Säle des Louvre, welchen man zu diesem Behuf wie eine Kapelle eingerichtet hatte. Am 5. reisten beide wieder nach Compiegne ab.

Es konnte nicht fehlen, daß das neue Verhältniß Frankreich's und Oesterreich's zu einander beunruhigend für die Politik des Nordens ward. Bitterer Groll schlich sich in alle jene Discussionen ein, zu welchen das Blocadesystem des Westlandes Anlaß gab, und die Einverleibung der römischen Staaten in die französische Monarchie, welche sehr schnell auf die Einverleibung aller auf dem linken Rheinufer liegenden Länder folgte, steigerte vollends die zwischen Frankreich und Rußland eingetretene Verstimmung bis zur höchsten Höhe. Das russische Cabinet durchschaute Napoleon's feindselige Entwürfe recht gut, und war gefaßt darauf, von Frankreich zu einem neuen Kriege genöthigt zu werden, obgleich letzteres noch mit keinen Anstalten solch einen Plan verrieth.

Am 27. April 1810 reiste Napoleon mit Marien Luisen nach Brüssel ab, in der Absicht, den niederländischen Departements immer mehr und mehr Anhänglichkeit an seine Dynastie zu geben, indem er ihnen zeigte, daß die Tochter ihres vorigen Landesherrn jetzt neben ihm auf seinem Throne sitze. Am 30. waren sie im Schlosse Laeken angelangt, und nachdem sie die Städte Belgien's und Seeland's bereist hatten, kehrten sie am 14. Mai wieder nach Brüssel zurück. Nach einem fünf- bis sechstägigen Verweilen in dieser Stadt reisten sie über Dünkirchen, Lille, Havre und Rouen nach Paris zurück. Ueberall wurden sie mit Enthusiasmus empfangen. Aber die Kaiserin war es doch vorzüglich, der damals diese Huldigungen galten, und an welcher alle Wünsche und Hoffnungen Frankreichs, die den Frieden zum Gegenstande hatten, ihren Anhalt suchten.

Eins der merkwürdigen Ereignisse dieser Zeit war, daß ein Minister, dessen Glückslaufbahn seit langer Zeit

sich neben der Buonaparte'schen hingezogen hatte, plötzlich in Ungnade fiel. Der Polizeiminister nämlich, Herzog von Otranto, (Fouché,) verlor seinen Posten. Er ward zum Statthalter in Rom ernannt, allein ihn nie dahin abreisen zu lassen, hatte der Kaiser ebenfalls schon fest beschlossen. Einige Personen behaupteten damals, der kaiserliche Zorn, der auf diesen Minister gefallen war, sey das Werk der Kaiserin, welche ihm nicht habe verzeihen können, daß er, als in den Discussionen über Buonaparte's Vermählung das Privatconseil zusammenberufen worden war, für die Wahl einer russischen Prinzessin gestimmt hatte. Wir sind jedoch überzeugt, daß diese Meinung ganz grundlos ist. Einen Minister, welcher Mitglied des Nationalconvents gewesen war, mußte natürlich eine dem Interesse seiner Selbsterhaltung entsprechende Politik dazu vermögen, daß er entgegenarbeitete, wenn er gefragt ward, ob eine Nichte Marien Antoinettens Kaiserin von Frankreich werden solle.

Am 10. Junius ward dem Kaiser und der Kaiserin von der Stadt Paris ein großes Fest gegeben. Am 1. Julius war wieder ein solches Fest, an dem sich aber ein schrecklicher Unfall ereignete. Diese jeden Zuschauer mit Entsetzen erfüllende tragische Katastrophe, mußte an die Trauerfälle erinnern, welche bei Ludwigs XVI. Vermählung gleichsam die Vorzeichen davon gewesen waren, daß sie eine Unglückschwangere sey. Der Saal, wo der Fürst von Schwarzenberg einen höchstglänzenden Ball gab, um die Vermählung der Tochter seines Monarchen zu feiern, gerieth in einem Nu in Flammen, und mehrere Personen verloren dabei ihr Leben. Der Kaiser war einer der ersten, welche es bemerkten, daß eine Kerze die Lorbeerguirlanden und Draperien, mit welchen die Fenster geschmückt waren, angezündet hatte, und daß die Flamme mit außerordentlicher Geschwindigkeit, von einer zur anderen sich verbreitend um sich griff. Mit starken Schritten begab er sich zur Kaiserin, die am anderen Ende des Saals war, ergriff ihren Arm, und sagte: „Venez, madame, ceci est sérieux!" Sogleich führte er sie zum Wagen, fuhr mit ihr in die Tuilerien zurück, kam aber dann sogleich wieder in's Hotel des Fürsten Schwarzenberg, und

befahl hier selbst Manches an, was zu Löschung der Feuersbrunst nöthig war.

Am 21. August 1810 ward der Fürst von Ponte-Corvo, welchem sein Benehmen im Hannöverschen während seines Commandos in diesem Lande die Achtung der Bewohner des Nordens im höchsten Grade erworben hatte, zum Kronprinzen und Kronerben von Schweden, durch freie Wahl der schwedischen Stände, an die Stelle des eben mit Tode abgegangenen Prinzen von Augustenburg ernannt. Der Kaiser, der bei dieser Ernennung ganz und gar keine mitwirkende Person gewesen war, sah dieselbe mit heimlichem Mißfallen. Als einst gegen ihn geäußert ward, daß man sie durch seinen Einfluß und auf seinen Befehl geschehen glaube, sagte er: „Ich habe nähere Verwandte, „als den Fürsten von Ponte-Corvo; es ist „wahrscheinlich, daß, wenn von mir Einem „der Vorzug zu geben gewesen wäre, nicht „Ponte-Corvo ihn erhalten hätte!" *) Der neue Kronprinz äußerte bei seiner Abreise nach Schweden dem Kaiser, sein fester Wille sey es, die Verbindung Schweden's mit Frankreich, die zu allen Zeiten die Basis der Politik dieses Staats gewesen sey, wo möglich zu einer noch innigeren und dauerhafteren zu machen.

Zu Anfange des Decembers 1810 ward die Wendung, welche die Verhandlungen zwische dem französischen Ministerium und dem Lord Lauderdale nahmen eine so ungünstige, daß man alle Hoffnung eines Friedensabschlusses mit England aufgeben mußte. Am 16. desselben Monats decretirte daher auf Napoleon's Befehl der Senat die Aushebung von vierzigtausend Conscribirten für die Marine- und von zwölftausend für die Land-Armeen.

Am 19. December ward die verhaßte Institution der Büchercensur wiederhergestellt.

---

*) „J'avais de plus proches parens que le prince de Ponte-Corvo; il est probable que si j'avais dû marquer une préférence pour quelqu' un, c'eût été pour eux."

Seit mehrerern Monaten hatte ein äußerst lebhafter Streit zwischen Napoleon und dem römischen Hofe sich erhoben, auf welchen letzteren die großbritannische Regierung einen starken Einfluß erlangt hatte. Diese Regierung beschäftigte sich zu gleicher Zeit damit, gegen Frankreich eine neue Coalition im Norden zu bilden. Auch machte sie zu gleicher Zeit den Versuch, in Italien Aufstände zu organisiren, deren Tendenz war, die verschiedenen Völkerschaften Italien's gegen Frankreich zu bewaffnen, und aus diesem Lande ein zweites Spanien zu machen. Rom war damals der Mittelpunkt dieser Intriguen. Nach mehreren gegenseitigen Erklärungen, welche nur dazu dienten, das Cabinet der Tuilerien und das des heiligen Vaters noch mehr zu entzweien und gegen einander zu erbittern, gab Napoleon seinen Truppen Befehl, Rom zu besetzen, und den Papst als Gefangenen wegzuführen. Dieß geschah, und der heilige Vater ward nach Savona gebracht. Hier erließ er am 30. November 1810 ein an den Domcapitel-Vicar und das Domcapitel der Kathedrale in Florenz gerichtetes Breve.

Am 28. Januer 1811 befahl ein kaiserliches Decret, dieses Breve sey als den Gesetzen des Reichs und der Disciplin der Kirche entgegen zu verwerfen. Eine solche Feindseligkeit gegen den Papst war von dem unpolitischen Kriege, welchen der Kaiser seit einiger Zeit ihm erklärt hatte die Folge. Während der Papst gegen seinen Unterdrücker die Bannstralen der Kirche schleuderte, unterließen die Vertheidiger der römischen Curie Nichts, um alle rechtgläubigen Seelen in Frankreich in das Interesse des Papsts zu ziehen. Ueberall, selbst in seinem Staatsrathe, mußte Napoleon Agenten der ultramontanischen Rachsucht entdecken, und ein Mann, dessen Familie von ihm mit Wohlthaten überhäuft worden war, hatte sich dazu hergegeben, heimlich der Colporteur der von der päpstlichen Regierung zu Erregung des Bürgerkriegs in Frankreich angezündeten Feuerbrände zu seyn. Portalis, Sohn des bekannten Staatsraths Portalis, und ebenfalls aus Achtung für die Verdienste seines Vaters zum Staatsrath erhoben, war das Werkzeug dieser Intrigue geworden. Portalis ohne Talent so wie ohne Charakter, aber großer

Fanatiker, hatte sich mit einigen Priestern verbündet, einem gegen den Kaiser geschleuderten Excommunications-Breve Umlauf im Publicum zu verschaffen. Der Kaiser, davon unterrichtet, schloß sogleich den Schwärmer aus seinem Staatsrathe aus. Bekanntlich ist derselbe Portalis in der neuesten Zeit wieder in einem bedeutenden Wirkungskreise gewesen, und im September 1819 ward er beauftragt, bei der römischen Curie den auf die beiden Concordate Bezug habenden Verhandlungen aufmerksam zu folgen.

Eine große Begebenheit, von welcher wir nun reden müssen, beschäftigte sodann Frankreich und ganz Europa. Dem Kaiser Napoleon ward von Marien Luisen ein Sohn gegeben. Diese Begebenheit mußte, indem sie den Thron der vierten Dynastie consolidirte, der europäischen Politik nothwendig eine ganz neue Richtung geben. Am 19. März 1811 Abends um 7 Uhr empfand die Kaiserin die ersten Wehen. Sogleich ward der berühmte Accoucheur Dûbois geholt, der sie nun keinen Augenblick verlassen durfte. An ihrem Bette waren die Herzogin von Montebello, die Gräfin von Lûçay, und die Gräfin von Montesquiou, designirte Gouvernante des zu gebährenden Kindes. Der Kaiser und seine Familie waren in einem nicht weit entfernten Zimmer. Am 20. gegen 5 Uhr des Morgens empfand die Kaiserin keine Schmerzen mehr und Dûbois glaubte nun, die Entbindung sey noch entfernt, worauf der Kaiser sich in's Bad begab. Allein schon nach Verlauf einer Stunde zeigten sich die Symptome einer schwierigen und gefährlichen Entbindung, und Dûbois welcher bis jetzt bei der Kaiserin geblieben war, eilte nun zu ihrem Gemahl, der noch im Bade war, theilte ihm seine Besorgnisse mit, und bat ihn, daß er komme und die Kaiserin durch seine Gegenwart vermöge, sich eine Operation gefallen zu lassen, welche nothwendig und unvermeidlich geworden sey. Zugleich frug er den Kaiser, was er zu thun habe, in Fall es Unmöglichkeit seyn sollte, Mutter und Kind zugleich zu retten. „Denken Sie nur an die Mutter," sagte der Kaiser, hastig, „thun Sie alles Mögliche für diese!" Er begab sich sogleich selbst zur Kaiserin, umarmte sie zärtlich, und ermahnte sie zum Muthe und zur Geduld. Das Gebähren dauerte sechsundzwanzig Minuten und war sehr schmerzhaft. Das Kind erschien mit den

Füßen zuerst, und der Arzt war genöthigt, zur Sonderung des Kopfes seine Zuflucht zur Zange zu nehmen. Endlich um 9 Uhr Vormittags war die Entbindung glücklich vollbracht, aber sieben Minuten lang gab das Kind kein Zeichen des Lebens, und erst nachdem man demselben Spiritus in die Nasenlöcher geblasen, mit der flachen Hand es am ganzen Leibe geschlagen, und es dann mit gewärmten Servietten bedeckt hatte, ließ es einige Lebensspuren wahrnehmen und eröffnete die Augen. Der Kaiser, welcher während der äußerst angreifenden Arbeit des Arztes sich in ein Toilettenzimmer zurückgezogen hatte, ward im Augenblicke, als die Entbindung geschehen war, davon benachrichtigt, und eben, als man Gewißheit erhalten hatte, öffnete er die Thür des an den Salon in welchem seine Familie und eine große Anzahl von Kron-Beamten verweilten stoßenden Schlafzimmers, und rief bei'm Anblick des Kindes: „C'est un roi de Rome!" Diese wichtige Neuigkeit, die sogleich durch den Donner von hundert Kanonen verkündigt ward, machte in Paris einen Eindruck, welcher zur Befestigung der Buonaparte'schen Dynastie zuverlässig mehr beitrug, als der Gewinn von zwanzig Schlachten vermocht hätte!

Kaum hatten die auswärtigen Höfe die Nachricht erhalten, als die Souveräne, selbst die, welchen das französische Joch immer unerträglicher ward, sich beeilten, dem französischen Kaiser ihre Glückwünsche überbringen zu lassen. Der Fürst von Hatzfeld, derselbe, von welchem oben die Rede gewesen ist, that dieß als Abgesandter des Königs von Preußen.

Der Uebermuth Napoleon's erreichte indeß eine immer höhere Staffel! Durch ein Decret vom 9. Jul. 1810 hatte er bereits das Königreich Holland zum französischen Gebiete geschlagen, „als eine Emanation dieses Gebietes," wie er sich ausdrückte, (comme une émanation de ce territoire). Ludwig's Sohn hatte er für Holland mit dem Großherzogthum Berg entschädigt. Das ganze Uebermaß seines Stolzes that sich kund in den Rathschlägen, welche er diesem Knaben ertheilte. „Vergiß nie," sagte er zu ihm, „daß, in welche Lage „je meine Politik und das Interesse meines

„Reichs dich bringen mögen, deine erſten „Pflichten die gegen mich, deine zweiten die „gegen Frankreich ſind! Alle deine übrigen „Pflichten, ſelbſt die gegen die Völker, welche „ich dir vielleicht anvertraue, kommen erſt „nach jenen in Betracht!“ *) Die Pflichten der Souveräne gegen die Völker verkennend, und zugleich ihnen ſelbſt Hohn ſprechend, hatte er ſeine ſtrafwürdige Politik Angeſichts der Nationen entſchleiert, und nun begann in der öffentlichen Meinung bereits das Gauklerblendwerk einer Größe, die ſich bis dahin verſtieg, wo der Sturz das Nächſte iſt, (der unfehlbar folgt ſobald der Enthuſiasmus zerſtört iſt, welcher ſie zum Daſeyn rief,) richtig gewürdigt zu werden!

Dieſe Epoche, zugleich die, wo die glorreiche Sache der Freiheit in Spanien, die er zu unterdrücken bemüht war, in ihrem Widerſtande gegen die Uſurpation ſich immer mehr befeſtigte, ſah dennoch im Innern Frankreichs noch neue und bedeutungsvolle Inſtitutionen zum Daſeyn kommen. Die verſchiedenen Zweige der Gerichtsordnung, die Verwaltung, verſchiedene Zweige des Handels, waren Gegenſtände, womit ſich die Regierung ſehr ernſthaft beſchäftigte.

Am 25. April 1811 rief der Kaiſer durch ein Circular alle Biſchöfe des Reichs nach Paris, um über Beſetzung mehrerer durch Tod oder Abweſenheit, vorzüglich in Deutſchland, erledigter Bißthümer zu berathſchlagen, und für Aufrechthaltung der Grundſätze und Freiheiten der galliciniſchen Kirche Vorkehrungen zu treffen.

Am 16. Junius eröffnete er die Sitzung des geſetzgebenden Körpers. Am 20. verſammelten ſich die Glieder des National-Conciliums zum erſten Male.

---

*) „N'oubliez jamais, dans quelque position que vous placent ma politique et l'intérêt de mon empire, que vos premiers devoirs sont envers moi; les seconds envers la France. Tous vos autres devoirs, même ceux envers les peuples que je pourrais vous confier, ne viennent qu'après! — — —“

Seit seiner Vermählung und dadurch inniger gewor-
denen Verbindung mit Oesterreich war er in dem seit meh-
reren Jahren gegen die Vaterlandsfeinde angenommenen
heillosen Protections-Systeme immer hartnäckiger ge-
worden. Er erließ am 3. September ein Decret, welches
die den Franzosen, die gegen ihr Vaterland die Waffen
getragen hatten, bereits bewilligte Amnestie verlängerte.
Am 13. October wurden durch ein neues Decret, welches
gegen die Preßfreiheit noch attentatorischer war, als alle
bis dahin gegebenen, Anzahl, Beschaffenheit und Titel der
periodischen Blätter, Journale und Annoncen bestimmt,
welche ferner in den Departementen Circulation haben soll-
en, ferner die Städte verzeichnet, wo diese öffentlichen
Blätter sollten gedruckt werden können. Am 1. und 2. No-
vember wurden durch mehrere kaiserliche Decrete die Gren-
zen der aus dem gewesenen Königreiche Holland gebil-
deten Departemente bestimmt und die Art und Weise ihrer
innern Verwaltung. Am 11. desselben Monats verzichtete
Frankreich auf das droit d'aubaine hinsichtlich der
preußischen Unterthanen, und von Seiten Preußens
geschah dagegen das Entsprechende. Am 21. De-
cember wurden durch ein kaiserliches Decret, dem ein
Senatus-Consult folgte, dem Kriegsminister Einhundert-
zwanzigtausend von der Conscription von 1812 als Recru-
tirung der Armee zur freien Disposition gegeben. Diese zur
Zeit eines tiefen Friedens genommene Maaßregel beun-
ruhigte Frankreich und zog die Aufmerksamkeit von ganz
Europa auf sich. Indeß für die, welche dem Gange der
politischen Angelegenheiten aufmerksam folgten, war darin
Nichts Anderes zu erblicken, als die nothwendige unver-
meidliche Folge des seltsamen Verhältnisses, in welchem
eben Frankreich und Rußland zu einander standen.

Die ersten Monate des Jahres 1812 wurden von bei-
den Cabinetten mit gegenseitigen Absendungen accreditirter
oder geheimer Agenten hingebracht. Der Sturm, der
über den Norden hinbrausen sollte, hörte jedoch in dieser
Zwischenzeit bereits auf ein Geheimniß zu seyn, wie viel
Mühe sich auch die französische Regierung noch gab, die
öffentliche Meinung darüber irre zu leiten, und dem Pu-
blicum vorzuspiegeln, der Zweck dieser ungeheuren Be-
waffnung sey ein Durchzug französischer Truppen durch
Rußland, zum Behufe eines mit den Engländern in Ost-

indien zu führenden Krieges. Täglich gingen Truppen von Paris ab, oder kamen aus Spanien an, um sich zur großen Armee zu begeben, die an den Ufern der Weichsel sich zusammenzog.

Endlich am 9. Mai reiste Buonaparte, voll Selbstvertrauens sich von dem Kriege, den er jetzt unternahm, den glücklichsten Ausgang versprechend, in Marien Luisens Gesellschaft von Paris ab, um sich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Im Moniteurblatte vom 10. Mai verkündigte er dem Publicum, „er reise zur Musterung der großen Armee ab, die an den Ufern der „Weichsel versammelt sey, und die Kaiserin begleite ihn „bis Dresden, wo sie ihre erhabene Familie antreffe."

In Dresden verlebte er funfzehn Tage in Gesellschaft des Kaisers von Oesterreich, des Königs von Preußen und mehrerer anderer Souveräne.

Rußland hatte, ungeachtet des übelwollenden Geistes, den sein jetziger diplomatischer Verkehr mit Buonaparte athmete, sich dennoch bis auf den letzten Augenblick der Möglichkeit einen Schein der Gleichgültigkeit zu erhalten gewußt, der fast der Sicherheit glich, obgleich bereits ein Generaladjudant Alexander's (der General Czernitscheff,) der seinen Aufenthalt in Paris verlängerte, durch schlau gewählte Mittel aller Art so glücklich gewesen war, sich über die Entwürfe und die Streitkräfte Napoleon's Aufschlüsse zu verschaffen, die zwar mitunter nur etwas Unsicheres aber doch auch viel Richtiges hatten. Das russische Cabinet überzeugte sich aus den von Czernitscheff erhaltenen Nachrichten, in Verbindung mit denen, welche zu gleicher Zeit Fürst Kurakin, der russische Gesandte in Paris, zu erlangen gewußt hatte, daß man nun hinreichende Beweggründe zum völligen Bruche habe. Czernitscheff entschlüpfte aus Paris, und ließ in den Händen der Gerechtigkeit einen seiner Spione zurück, welcher Michel hieß, und ein Unteraufseher in den Büreaus des Kriegsdepartements war. Dieser büßte wenige Tage darauf dafür mit seinem Kopfe. Fürst Kurakin verlangte bald darauf vom Herzog von Bassano, (Maret,) dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, seine Pässe. Maret, seine Rolle diplomatischer Treulosigkeit, die ihm

anbefohlen worden war, fortspielend, verzögerte erst die Beantwortung der Bitte des Gesandten, und als er dann die Antwort ertheilte, enthielt sie Nichts als eine Abmahnung von der Abreise. Das Ende vom Liede war, daß er dem Gesandten ein rendez-vous gab, wo ihm die Pässe behändigt werden sollten. Mit einem Vertrauen, welches dem Charakter des russischen Fürsten Ehre macht, fand dieser sich pünktlich zur gesetzten Stunde ein. Allein er war getäuscht, keine Pässe waren für ihn da, und man sagte ihm, der Minister sey schon weit von Paris entfernt. Es scheint außer Zweifel, daß mit diesem Betruge Napoleon die Absicht hatte, die russische Armee zu überraschen, und wo möglich der Person Kaiser Alexander's sich zu bemächtigen, welcher am 21. April von St Petersburg abgereist war, um sich an die Spitze seiner Armee zu stellen.

Am 2. Junius traf Napoleon in Thorn ein. Am 22. desselben Monats ward der Feldzug eröffnet, und an demselben Tage erschien folgende Proclamation, welche den Zweck dieses neuen Krieges unverholen kundthat:

„Soldaten! der zweite polnische Krieg „ist begonnen! Der erste erreichte sein „Ende bei Friedland und bei Tilsit. In „Tilsit ward von Rußland ewiger Bund „mit Frankreich und Krieg gegen Eng„land beschworen. Jetzt bricht es seine „Eidschwüre! Ueber sein räthselhaftes „Benehmen will es nicht eher Erläute„rung geben, als bis die französischen „Adler wieder über den Rhein zurückge„gangen sind, somit unsere Verbündeten „seiner Discretion überlassend! Ruß„land wird jetzt fortgerissen von seinem „Verhängnisse; sein Lauf ist nun bald „vollbracht! Wähnt es, daß wir Ent„artete sind? Sollten wir aufgehört „haben die Austerlitzer Soldaten zu seyn? „Es stellt uns zwischen Beschimpfung und „Krieg; wie wäre es möglich hier in der „Wahl zu irren? Vorwärts demnach! Laßt „uns über den Niemen gehen, laßt uns

„den Krieg auf ſeinen eigenen Boden „bringen! Der zweite polniſche Krieg „wird den franzöſiſchen Heeren Ruhme „bringend ſeyn, wie es der erſte war. Aber „der Friede, den wir ſchließen werden, „wird ſeine Garantie nun ſelbſt mit ſich „führen, und ein Ziel ſetzen dem jammer„bringenden Einfluſſe, welchen ſeit „funfzig Jahren Rußland auf die Ange„legenheiten Europens ausübte! *)

Am 28. war Napoleon in Wilna eingetroffen. Hier errichtete er eine proviſoriſche Regierung, während er nach Warſchau eine Reichstags-Verſammlung berief, welche unter ſeinen Auſpicien an der Wiederherſtellung des alten Polens arbeiten ſollte. Eine Deputation dieſes Reichstags kam nach Wilna, und alsbald nach ihrer Ankunft that die proviſoriſche Regierung Litthauens kund, daß ſie ſich der allgemeinen Conföderation Polens anſchließe. An demſelben Tage noch ward die Deputation dem Kaiſer vorgeſtellt, und der Senator Wobisky, welcher an der Spitze derſelben ſtand, hielt eine Anrede, in welcher unter andern folgende Stellen erwähnenswerth ſind:

„Der allgemeine Reichstag des Groß„herzogthums Warſchau hat ſich zu einer

*) „Soldats! la seconde guerre de Pologne est commencée. La première s'est terminée à Friedland et à Tilsit. A Tilsit la Russie a juré éternelle alliance à la France et guerre à l'Angleterre: elle viole aujourd'hui ses sermens! Elle ne veut donner aucune explication de son étrange conduite, que les aigles françaises n'aient repassé le Rhin, laissant par-là nos alliés à sa discretion. La Russie est entraînée par la fatalité; ses destins doivent s'accomplir. Nous croit-elle donc dégénérés? Ne serions-nous plus les soldats d'Austerlitz? Elle nous place entre le déshonneur et la guerre; le choix ne saurait être douteux. Marchons donc en avant; passons le Niémen; portons la guerre sur son territoire: la seconde guerre de la Pologne sera glorieuse aux armées françaises comme la première; mais la paix que nous conclurons portera avec elle sa garantie, et mettra un terme à la funeste influence que la Russie a exercée depuis 50 ans sur les affaires de l'Europe."

„Conföderation Polen's conſtituirt; er hat „das Königreich Polen für wieder ein„geſetzt in ſeine Rechte und zu glei„cher Zeit erklärt, daß die uſurpatoriſchen „und willkührlichen Handlungen, durch „welche man ſeine Exiſtenz vernichtet hatte, „nichtig und von völliger Ungültigkeit „ſeyen! — — — Sire, ſagen Sie, daß das „Königreich Polen exiſtire, und dieſes De„cret wird für die Welt gleichbedeutend „mit der Wirklichkeit ſeyn!"*)

Dieſes Decret, welches eben ſo ſehr zur Erhaltung ſeines uhms als zum Heile ſeines Throns nöthig war, gab er ider nicht! Oeſterreich weigerte ſich, den Theil Polens, deſſen Beſitz es ſich geſetzt hatte, wieder zurückzugeben, d Napoleon ließ durch Verwandtſchaftsrückſichten ſich ſtechen. Kleinliche unwürdige Schonung für Oeſterreich rmochte es über ihn, daß er ſich die Sache der Freiheit d Unabhängigkeit eines großen Volks, und ſeine eigen feierlichſt gegebenen Zuſagen, aus dem Sinne lug!

Dieſes Vergehen, oder, wenn wir gleich das rechte ort wählen ſollen, dieſes Verbrechen gegen die hochzige und tapfere Nation, welche alle ihre Hoffnungen ihn gegründet hatte, ward das Signal ſeines Sturzes! r Mann, welchen die Polen als ihren Befreier zu bechten ſich gewöhnt hatten, war in ihren Augen nun weiter ts als ein undankbrer und wortbrüchiger Erer. Seiner Treuloſigkeit ſelbſt ſich ſchämend, wagte onaparte es nicht, wieder in Warſchau zu erinen.

„La diète générale du grand-duché de Varsovie s'est conſtituée en conféderation de la Pologne; elle a déclaré le royaume de Pologne rétabli dans ses droits, et en même temps, que les actes usurpateurs et arbitraires par lesquels on avait détruit son existence, étaient nuls et de nulle valeur. — — — Dites, Sire, que le royaume de Pologne existe; et ce décret sera pour le monde équivalent à la réalité!"

Indeß setzte die französische Armee ihren Marsch fort. Am 23. 24. und 25. Junius ging sie über den Niemen, in den ersten Tagen des Julius erreichte sie Witepsk, von wo sie ihre Richtung nach Smolensk nahm. Während in den Anfängen dieses Feldzugs, dessen Ausgang für Buonaparte so jämmerlich seyn sollte, jeder seiner Schritte durch einen Sieg bezeichnet ward, antwortete Kaiser Alexander auf seine Proclamationen durch eine rückhaltlos abgefaßte und motivirte Kriegserklärung. Er rief seine Völker unter die Waffen, und foderte Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland auf, den Feind vom Gebiete ihrer gemeinschaftlichen Unabhängigkeit abzuwerfen.

Der schlaue Plan, welchen man in den letzteren Kriegen den Oesterreichern nachgerühmt hatte, der Plan, den Feind in's Innere ihres Landes hineinzulocken, ward von den Russen mit meisterlicher Geschicklichkeit ausgeführt, aber mit einer weit begründetern Hoffnung des Gelingens, als die Oesterreicher gehabt hatten, da man jetzt mit Leichtigkeit voraussah, daß nach Monatsfrist schon das furchtbare russische Klima mit allen seinen Schrecknissen im Bunde mit der russischen Armee gegen die Franzosen seyn werde, und daß diese bei'm gänzlichen Mangel aller Nothwendigkeiten des Lebens, und bei dem sehr gerechten Unwillen eines großen Volks gegen sie, unfehlbar solchen Schrecknissen würden unterliegen müssen! Unglückweissagende Prophezeiungen ertönten von allen Seiten in das französische Ohr, aus dem Munde der vielen russischen Kriegsgefangenen. „Mit weiterm Vordringen, „sagten diese Gefangenen, stürzt sich Napoleon in's Un„glück! Bald wird er zugleich die Kälte, den Hunger und „unsere Armee zu Feinden haben!" Indeß wie großes Unglück man auch den französischen Kriegern verkündete, ihr Vertrauen zu Napoleon's Weisheit war doch noch größer!

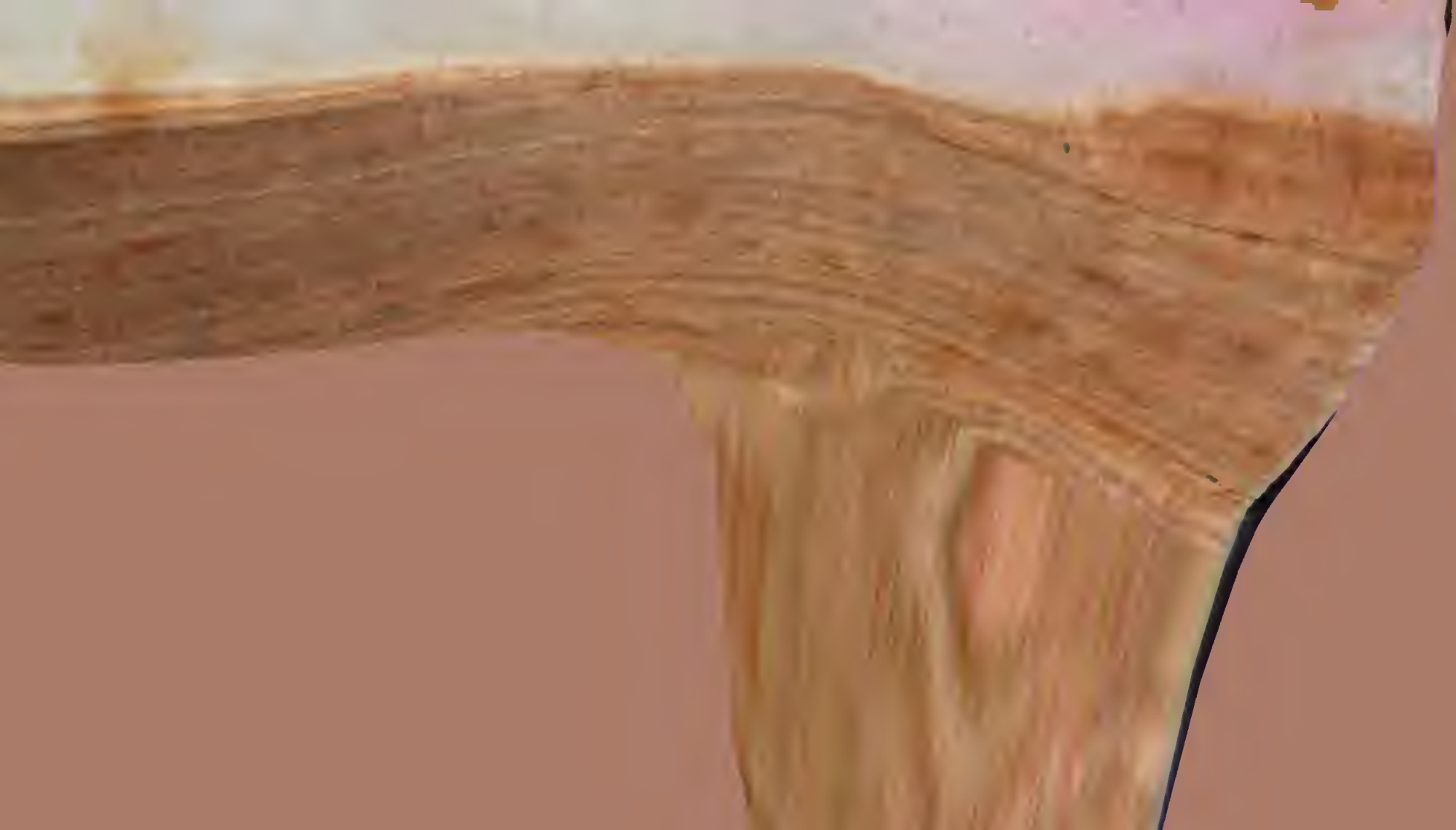
Am 16. Julius war die russische Hauptarmee, welche Kaiser Alexander selbst commandirte, in ihren Verschanzungen bei Drissa am nördlichen Ufer der Dwina. Am jenseitigen Ufer waren ihr gerade gegenüber die Corps des Herzogs von Elchingen (Ney) und des Herzogs von Reggio, (Oudinot,) mehrere Divisionen des ersten Armeecorps, und die Reiterei der Generäle Nansouty

und Montbrün. Alle dieſe Corps waren unter den Befehlen des Königs von Neapel. Die Ruſſen erwarteten angegriffen zu werden. Als ſie einige Zeit gewartet hatten und immer noch von den Franzoſen keine Anſtalt, zu ihnen zu kommen, gemacht ſahen, ſchlugen ſie bei Driſſa eine Brücke über die Dwina, und machten ſelbſt den Angriff auf den Vortrab des Generals Sebaſtiani, welcher ſich eine Stunde weit zurückziehen mußte. Inzwiſchen bekam jedoch der Herzog von Reggio, welcher am 13. Julius bei Dünaburg über die Dwina gegangen war, das verſchanzte Lager der Ruſſen bei Driſſa in ſeine Gewalt. Dieſe zogen ſich, in der Richtung von Smolensk und Moskau, nach Witepsk zurück, wurden aber bis Polozk auf dem rechten Ufer der Dwina verfolgt. Der Marſch der franzöſiſchen Truppen behielt indeß, trotz allen Hinderniſſen, welche ihm auf jedem Schritte in den Weg gelegt waren, fortwährend das Ausſehen eines Triumphzugs.

Am 2. Auguſt nahm der Herzog von Tarento (Macdonald) ohne einen Flintenſchuß die wichtige Feſtung Dünaburg ein, deren Fortificationen eine Summe von mehreren Millionen gekoſtet hatten. General Sebaſtiani aber ward in derſelben Zeit bei Jncowo geſchlagen.

Die franzöſiſche Armee ging über den Boryſthenes (Dnieper) um Smolensk einzunehmen. Am 14. Auguſt ward eine Schlacht bei Krasnoi geliefert und der Sieg blieb abermals den Franzoſen. Am 16. hatten dieſe Smolensk erreicht; am 17. machten ſie den Angriff auf die Vorſtädte. Bei dieſem Angriffe ſowohl als bei der ruſſiſchen Gegenwehr geſchahen Wunder des Muthes. Faſt die ganze Stadt ward ein Raub der Flammen. Endlich am 18. um 1 Uhr des Morgens räumten die Ruſſen Smolensk, nachdem ſie 4700 Mann an Todten und 10,000 an Verwundeten oder Kriegsgefangenen verloren hatten. Die Einäſcherung von Smolensk war ein ſehr großer Fehler, den Napoleon beging, und für die franzöſiſche Armee ein großes Unglück. Dadurch ward ſie des Vortheils der ungeheueren Lebensmittel-Vorräthe, die in Smolensk aufgehäuft waren, auf dem zwei Monate ſpäter erfolgten jammervollen Rückzuge beraubt.

Am 30. Auguſt nahmen die Franzoſen Wiasma ein, die Ruſſen hatten jedoch, ehe ſie herausgingen, ihre Ma-



Er ließ sich endlich bewegen durch die dringenden Vor-
ellungen des Fürsten Poniatowsky, der in den ersten
agen des Octobers schon ihm ernstlich versichert hatte, „daß
seine Armee die größte Gefahr laufe, daß er das Klima
sehr genau kenne, am nächsten Tage, am Abende
schon, der Thermometer bis auf zwanzig und mehr
Grad fallen könne;“ ferner durch die ihm durch verschiedene
uere Aufschlüsse gegebene Ueberzeugung, daß der Friede,
n er bisher nach jedem neuen Siege vorgeschlagen hatte,
cht zu Stande zu bringen wäre, daß Kaiser Alexander
seinem Entschlusse, keinen Frieden zu machen,
erschütterlich sey. So ließ er denn endlich, da ein län-
res Verweilen in Rußland von keinem Nutzen seyn konnte,
m 15. 16. 17. und 18. October, als freilich schon die
efahr viel zu nahe und unvermeidlich war, die in Mos-
au befindlichen Kranken über Mozaisk und Smo-
ensk zurückschaffen. Die Witterung war immer noch
hön, aber die Kälte ward bereits empfindlich. Er selbst
erließ Moskau am 22. Am 23. geschah auf seinen Be-
ehl die Sprengung des Kremlins. Gerade in derselben
Stunde, wo der Zaarenpalast vernichtet ward, war eine
er außerordentlichsten Verschwörungen, die man kennt,
ie Verschwörung des Generals Mallet, in Paris aus-
gebrochen, eine Verschwörung, die, von einem Einzelnen
ntworfen und ausgeführt, mitten im Schooße seiner eigenen
tadt seinen Thron umzustürzen drohte!

24. rückten, nach einem vorausgegangenen bluti-
ht, die Russen wieder in Moskau ein, verließen
ch fast augenblicklich wieder, um die Franzosen zu
In den ersten Tagen des Rückzugs war die fran-
ee noch im erträglichen Zustande. Am 7.
gann ein Winter, dessen Strenge die Winter-
rhergegangenen Jahre übertraf. Der Reau-
ometer fiel auf Einmal auf 16 und 18 Grad.
hten die Fortbringung des Fuhrwerks und
nmöglich. Eine erstaunliche Menge Men-
Stehen und Gehen, plötzlich vor Kälte er-
Drangsal erschöpft. Gräßliche Muskel-
n, die zuweilen wie ein convulsivisches
rstellten, als die nahen Vorboten ihres
e jener alten Krieger, welche in wohl
Tode entronnen waren. Insbe-

gazine vernichtet und einen Theil des Platzes den Flammen Preis gegeben. Unaufhaltsam drangen die Franzosen vor. Am 4. September verließ Napoleon den Ort Ghiat. Am 5. brach die Armee am frühen Morgen auf, und fand um 2 Uhr Nachmittags die Russen auf einer Höhe verschanzt. Sie griff ihren rechten Flügel an und das Gefecht war hitzig.

Endlich am 7. begann jene entsetzliche Schlacht, unter dem Namen der Schlacht an der Moskwa bekannt, in welcher die Russen 30,000 Mann verloren. Vierzig ihrer Generale wurden getödtet, verwundet oder gefangen. Als die Schlacht zu Ende war, setzte Napoleon ohne Verzug den Marsch nach Moskau fort, und traf in den Mittagsstunden des 14. September in dieser Stadt ein. Vergebens wollten die Russen den Kremlin vertheidigen, er fiel in die Gewalt des Feindes.

Indeß hielt Napoleon, trotz der allergrößten Unwahrscheinlichkeit, die seltsame Hoffnung fest, daß ein Feind, der so eben eine seiner eigenen Hauptstädte den Flammen aufgeopfert hatte, sich noch zu Friedensunterhandlungen bereit zeigen werde. Selbst hier, wo die ganze französische Armee den letzten und wahrhaft erhabenen Entschluß der Russen sah, den Entschluß eines Volks, das lieber sich selbst unter dem Schutte seiner Städte begraben, als sich dem Joche eines Siegers unterwerfen wollte, hinderte Buonaparte'n immer noch sein Uebermuth am klaren Blicke in die Zukunft. Beharrlich ließ dieser Uebermuth ihn Gründe der Sicherheit finden. Die Nachrichten und die Rathschläge, welche man schon während seines ganzen Marsches von Smolensk bis Moskau ihm unaufhörlich hatte zukommen lassen, kamen jetzt von allen Seiten her noch zahlreicher. Aber sein Herz, durch den letzten Sieg auf's Neue übermüthig geworden, verachtete sie alle! An den Anblick knechtischer Erniedrigung der Völker gewöhnt, hatte er durch das heldenmüthige Widerstreben des spanischen Volks nur einen sehr vorübergehenden Eindruck auf sich machen lassen, der in seiner Seele jetzt schon wieder verwischt war. Diesen Mann, der seit fünf Jahren kein andres Recht mehr kannte, als das Faustrecht, traf aber nun endlich die Reihe, daß er lernen sollte, was die Verzweiflung der Völker vermag!

Er ließ sich endlich bewegen durch die dringenden Vorstellungen des Fürsten Poniatowsky, der in den ersten Tagen des Octobers schon ihm ernstlich versichert hatte, „daß „seine Armee die größte Gefahr laufe, daß er das Klima „sehr genau kenne, am nächsten Tage, am Abende „schon, der Thermometer bis auf zwanzig und mehr „Grad fallen könne;" ferner durch die ihm durch verschiedene neuere Aufschlüsse gegebene Ueberzeugung, daß der Friede, den er bisher nach jedem neuen Siege vorgeschlagen hatte, nicht zu Stande zu bringen wäre, daß Kaiser Alexander in seinem Entschlusse, keinen Frieden zu machen, unerschütterlich sey. So ließ er denn endlich, da ein längeres Verweilen in Rußland von keinem Nutzen seyn konnte, am 15. 16. 17. und 18. October, als freilich schon die Gefahr viel zu nahe und unvermeidlich war, die in Moskau befindlichen Kranken über Mozaisk und Smolensk zurückschaffen. Die Witterung war immer noch schön, aber die Kälte ward bereits empfindlich. Er selbst verließ Moskau am 22. Am 23. geschah auf seinen Befehl die Sprengung des Kremlins. Gerade in derselben Stunde, wo der Zaarenpalast vernichtet ward, war eine der außerordentlichsten Verschwörungen, die man kennt, die Verschwörung des Generals Mallet, in Paris ausgebrochen, eine Verschwörung, die, von einem Einzelnen entworfen und ausgeführt, mitten im Schooße seiner eigenen Hauptstadt seinen Thron umzustürzen drohte!

Am 24. rückten, nach einem vorausgegangenen blutigen Gefecht, die Russen wieder in Moskau ein, verließen es aber auch fast augenblicklich wieder, um die Franzosen zu verfolgen. In den ersten Tagen des Rückzugs war die französische Armee noch im erträglichen Zustande. Am 7. Nov. aber begann ein Winter, dessen Strenge die Winterstrenge der vorhergegangenen Jahre übertraf. Der Reaumürsche Thermometer fiel auf Einmal auf 16 und 18 Grad. Die Wege machten die Fortbringung des Fuhrwerks und Geschützes fast unmöglich. Eine erstaunliche Menge Menschen starben im Stehen und Gehen, plötzlich vor Kälte erstarrend und vom Drangsal erschöpft. Gräßliche Muskel-Zusammenziehungen, die zuweilen wie ein convulsivisches Lachen aussahen, entstellten, als die nahen Vorboten ihres Todes, die Gesichtszüge jener alten Krieger, welche in wohl hundert Schlachten dem Tode entronnen waren. Insbe-

sondere waren die nächtlichen Bivouaks todbringend. In sehr kurzer Zeit hatte die Armee mehr als dreißigtausend Pferde verloren. Die ganze Cavalerie war ohne Pferde, und auch zum Anspannen für das Gepäck und die Artillerie gab es fast keine mehr. Schon am 14. November waren von einer Armee welche 575,000 Mann stark gewesen war, und 1194 Kanonen gehabt hatte, nur bloße Trümmer noch übrig. Zwei Monate später gab die Petersburger Zeitung von den entsetzlichen Verlusten der französischen Armee folgendes Verzeichniß:

Gefangene Officiere vom Generalstabe und andere,	6000.
Gefangene Soldaten	130,000.
Genommene Kanonen	900.
Genommene Musketen	100,000.
Rüst- und Geldwagen	25,000.
Todte, deren Körper in den Umgebungen von Wilna verbrannt worden	55,000.
In den Districten Mohilow, Witepsk, Smolensk und Moskau verbrannte Todte	253,000.

Nachdem der Kaiser einige Tage mit der Armee marschirt war, setzte er sich in Begleitung des Herzogs von Vicenza (Caulaincourt) in einen Schlitten, und schlug mit großer Hast den Rückweg nach Frankreich ein. Am 10. December langte er in Warschau an. Hier ließ er sogleich in's Hotel d'Angleterre, in welchem er abgestiegen war, seinen Gesandten, den Abbé de Pradt, und die Glieder des Conseils holen. Sein Gespräch mit ihnen hatte nichts von jener Würde, welche sonst großen Menschen ein großes Unglück giebt. Wir theilen es hier ungern mit, glauben aber, daß die Geschichte das Recht hat, Alles an's Tageslicht zu ziehen, wo sie von Umständen Bericht erstatten muß, die auf das Schicksal der Welt Einfluß hatten.

Die entsetzliche Katastrophe, durch welche seine Armee vernichtet worden war, bald eingestehend, bald wieder dieß Eingeständniß zurücknehmend, gab er (nach dem Berichte, der über dieß Gespräch in's Publicum gekommen ist,) seine Meinung in folgenden Aeußerungen zu vernehmen: „Alles „was man über meine Niederlage ausge„sprengt hat, ist falsch!“ — „Alle Mal habe

„ich die Russen geschlagen!“ — „Meine Ar-
„mee ist vortrefflich!“ — „Ich gehe nach Frank-
„reich, um 300,000 Menschen zu holen!“ —
„Ich habe mehr Gewicht auf meinem Throne
„als an der Spitze meiner Armee!“ — „Auf
„Oesterreich und Preußen muß man ein wach-
„sames Auge haben!“ — „Wenn ich einige Un-
„fälle erfahren habe, so ist dieß ein geringes
„Unglück! sie fallen bloß dem Klima zur
„Last!“ — „Ich erlitt schon weit bedeutendere!
„Bei Marengo war ich bis Abends 6 Uhr geschla-
„gen! Bei Eßlingen ging jener Erzherzog damit
„um, mich aufzuhalten! Allein ich konnte
„nicht hindern daß die Donau in Einer Nacht
„sechszehn Fuß hoch anschwoll. Ohne diesen
„Umstand war es mit der österreichischen Mo-
„narchie zu Ende! Eben so in Rußland! Ich
„kann nicht hindern, wenn es zwanzig Grad
„frieren will!“ — „Alle Morgen kam man
„mir zu sagen, daß ich in der Nacht zehntausend
„Pferde verloren habe: Je nun, glückliche
„Reise!“ — „Man sagt, ich sey zu lange in
„Moskau geblieben: das kann seyn, aber es
„war gutes Wetter, der Winter ist früher ge-
„kommen als gewöhnlich, ich wartete dort
„auf Frieden!“ — „Es ist eine große politische
„Scene! Wer Nichts wagt, gewinnt Nichts!“ —
„Uebrigens ist vom Erhabenen zum Lächerlichen
„nur Ein Schritt!“*)

*) „Tous les bruits qui courent sur ma défaite sont faux; — j'ai toujours battu les Russes; — mon armée est superbe; — je vais en France chercher 300,000 hommes; — je pèse plus sur mon trône qu' à la tête de mes armées; — il faut surveiller l'Autriche et la Prusse; — si j'ai éprouvé quelques échecs, c'est un petit malheur; c'est l'effet du climat — — — J'en ai vu bien d'autres; à Marengo je fus battu jusqu' à six heures du soir. A Essling, cet archiduc avait pensé m'arrêter; mais je ne pus empêcher, que le Danube ne crût de seize pieds dans une nuit; sans cela la monarchie autrichienne était finie. De même, en Russie, je ne puis empêcher qu'il gèle à vingt degrés. — On venait me dire, tous les matins, que j'avais perdu dix mille chevaux dans la nuit; eh bien, bon voyage! — On dit que je je suis resté trop

In Paris traf er in der Nacht des 18. December ein, als eben erſt ſeit einem Tage das Neunundzwanzigſte Bülletin der Nation die ungeheuren Verluſte ganz unverholen mitgetheilt hatte. Man war auf ſeine Ankunft im Schloſſe nicht vorbereitet. Als die erbärmliche Kaleſche, in welcher er eine Reiſe von vierhundert Stunden gemacht hatte, vor den Thoren der Tuilerien erſchien, trug man lange Bedenken, ſie zu öffnen. Die Kaiſerin hatte nur eben in dem Augenblick ſich niedergelegt, als man in dem vor'm Schlafzimmer befindlichen Saale mehrere Stimmen hörte. Bei dieſem Geräuſch ging die dienſthabende Dame ſchnell nach der Thür, um ſie zu verſchließen, aber plötzlich ſtanden zwei in dicke Pelzmäntel gehüllte Männer vor ihr. Ihr Entſetzen verdoppelt ſich, als ſie in dem Einen, der eben ſeinen Pelz abwirft, den Kaiſer erkennt, und er nach dem Bette der Kaiſerin ſtürzt, und ſie in ſeine Arme ſchließt. Das Wiederſehn war rührend und ganz das zwei ſich ſehr liebender Gatten.

Am 26. December erhielten die ſämmtlichen Autoritäten und Staatskörper bei'm Kaiſer Audienz. Nicht ohne bittern Widerwillen, und das Gefühl von tiefer Verachtung kann man die Mehrzahl der Staatsreden leſen, welche in jener Jammerperiode der Kaiſerregierung gehalten worden ſind, da man in ihnen immer das abgedroſchene Protocoll aller der niederträchtigen Schmeicheleien wieder findet, aus welchen eben ſo entſetzliche Früchte erwachſen, wie die Nation in den Unfällen dieſer Tagen ſelbſt ärntete!

Am 7. Januar rief eine Proclamation der polniſchen Regierung alle Bürger dieſes Landes zu den Waffen. Am 10. Januar 1813 verlangte Napoleon vom Senate ein Decret, welches die Aushebung einer dem gewöhnlichen Termine der durch die Geſetze beſtimmt war, um zwei Jahr vorauseilende Aushebung von dreihundert und funfzigtauſend Conſcribirten anbefehle. Am 12. ward dieß Decret wirklich gegeben.

---

longtems à Moscou: cela peut être; mais il faisait beau, la saison a dévancé l'époque ordinaire: j'y attendais la paix. — C'est une grande scène politique; qui ne hasarde rien n'a rien. Au reste, du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas!"

Am 16. März eröffnete der König von Preußen durch eine förmliche Kriegserklärung Frankreich seinen Entschluß, seine Sache von der des Kaisers Napoleon zu trennen, und seine Fahnen mit den russischen zu vereinigen. Preußen's sämmtliche Beschwerden waren in dieser Urkunde mit einer Präcision und einer Wahrheit dargelegt, welche ganz Europa anerkannte, und ohne Zaudern erhoben sich alle die großherzigen Freiheitsfreunde, welche Deutschland noch zählte, und gingen die Verbindlichkeit ein, sich mit Preußen der Vertheidigung des gemeinschaftlichen Vaterlands zu weihen.

Napoleon lebte noch der Hoffnung, Oesterreich zu seinem Verbündeten zu behalten, in einer Zeit wo dieser Bund um so unentbehrlicher für ihn war, als er fürchten mußte, alle seine übrigen Verbündeten möchten, sobald sie es ohne Gefahr thun zu können glaubten, Preußen's Beispiele folgen.

Zu diesem Behuf hatte er am 6. Februar ein Senatus-Consult geben lassen, welches für diejenigen Fälle, die durch die Constitution bestimmt waren, die Regentschaft des Reichs festsetzte. Am 2. April theilte er dem Senate ein Decret mit, durch welches der Kaiserin der Titel Regentin verliehen ward. An demselben Tage ließ er diesem Körper den ganzen Briefwechsel, der auf Preußen Bezug hatte und die Kriegserklärung vom 16. März mittheilen.

Mit den neuen Streitkräften, welche der Senat ihm am 22. Januar zu seiner Disposition gegeben hatte, und den Trümmern der russischen Armee, sah Napoleon, zumal da er von seiner unermüdlichen Thätigkeit, die in jenen Tagen wirklich an's Wunderbare grenzte, dabei unterstützt ward, sich schnell im Stande, wieder in's Feld zu rücken. Am 15. April verließ er Paris und reiste über Mainz nach Dresden. Am 2. Mai führte er die Armee in die Ebenen bei Lützen, wo er die vereinigte Armee der Russen und Preußen antraf. Nach einem langen und sehr heftigen Widerstande trug er einen vollständigen Sieg über sie davon, und zwang sie zu einem Rückzuge über Pegau, auf welchem er sie weiter nicht beunruhigte.

Am 21. Mai war er wieder dem Feinde bei Wurschen gegenüber, trug einen neuen Sieg über ihn davon, und verfolgte ihn bis Reichenbach, wo es ein sehr blutiges Nachtrabs-Gefecht gab, in welchem der Herzog von Friaul, (Dûroc) Großmarschall des Palastes, getödtet ward.

Daß der französische Waffenruhm durch diese schnellgefolgten Siege des neueröffneten Feldzugs wiederhergestellt war, daß dem Könige von Sachsen sein Thron wiedergegeben, daß aus Hamburg der Feind vertrieben, daß ein Corps der großen Armee bis an die Thore von Berlin vorgedrungen, daß das kaiserliche Hauptquartier nach Breslau verlegt war, u. s. w. alles dieß waren so große Vortheile, und die Kämpfe, in welchen man sie errungen hatte, waren so hitzig gewesen, daß auch die preußische und russische Armee dadurch wieder in einem Zustande äußerster Kraftерschöpfung sich befanden. Es schien ihnen weiter Nichts übrig zu bleiben als über die Weichsel zurückzugehen. Da schlug zum Glück noch Oesterreich sich in's Mittel. Indem diese Macht ihren Wunsch offenbar machte, daß sie ihrem Bunde mit Napoleon treu bleiben könne, zugleich aber auch betheuerte, daß sie fest entschlossen sey, Europa einen dauerhaften Frieden zu verschaffen, vermochte sie den französischen Kaiser zu Unterzeichnung eines Waffenstillstandes.

Es war ziemlich bis zur Evidenz klar, daß die Verbündeten, als sie Oesterreich mit einer solchen Vermittelung beauftragten, beinah wieder einen Rückfall zu ihrer vorigen Schreckhaftigkeit hatten, und damit nichts Anderes beabsichteten, als Zeitgewinn zu Organisirung eines allgemeinen Aufstandes. Indeß, die Erbietungen, die sie machten, die sie in einer Zeit machten, wo das Bedürfniß der Ruhe in beiden Armeen gleich sehr empfunden ward, wurden am 10. und 11. Junius von sämmtlichen kriegführenden Armeen angenommen, und es ward bestimmt, daß sich ein Congreß in Prag versammeln solle. Napoleon kehrte nach Dresden zurück, Kaiser Franz verließ Wien, um sich nach Böhmen zu begeben, der russische

Kaiser und der König von Preußen nahmen ihren Aufenthalt in Schweidnitz.

Am 5. Julius wurden in der Hauptstadt Sachsens die Friedensverhandlungen zwischen dem Herzog von Bassano und dem Fürsten von Metternich begonnen. Trotz dem, was von einigen Schriftstellern, bei welchen der Eifer, die Rechte der Wahrheit zu vertheidigen, hinsichtlich dieses Gegenstands ganz zu schwinden scheint vor dem Eifer, alle Handlungen Napoleon's zu vertheidigen, über die Conferenzen zwischen Maret und Metternich in die Welt hinein geschrieben worden ist, haben wir allen Grund zu glauben, daß die damals dem französischen Kaiser gethanen Vorschläge durchaus nichts Anderes enthielten, als was Frankreich und ihm selbst Ruhm und Ehrebringend war. Denn zwei sehr bedeutende Personen seines Cabinets, der Herzog von Otranto und der Herzog von Vicenza, der Eine ein gewesener Minister, dessen politische Existenz ganz mit seinem Systeme verwebt war, der Andere einer seiner innigsten Vertrauten, beschworen selbst ihn mit den dringendsten Bitten und zu wiederholten Malen, er solle den Frieden annehmen. Wirklich weiß man mit Zuverlässigkeit, daß durch diesen Frieden ihm ganz Italien gelassen ward, und er Beherrscher Frankreichs bis an den Rhein blieb. Wenn so annehmbare Bedingungen dem Ehrgeize des Eroberers nicht genügten, so ist es doch wenigstens einleuchtend, daß die französische Nationalehre mit Annahme derselben Nichts von ihrem Glanze verloren hätte. Frankreich sollte im Besitze alles dessen bleiben, was von ihm in jenem Kriege erworben worden war, welchen es in der Revolution geführt hatte. Wenn der eben jetzt beendigte Krieg ein im Interesse der Nation geführter Krieg war, so wäre der Friede jetzt möglich und aller Ehren werth gewesen, weil die Rechte und der Ruhm der Nation dabei ungeschmälert blieben. Aber seit langer Zeit schon war dieser würdige Zweck nicht mehr der, welchen der Mann in's Auge faßte, der Frankreich regierte. Bloß zu Befriedigung einer Ehrsucht, welche durch jeden neuen Sieg unersättlicher geworden war, mußten Blutströme alle Schlachtfelder Europa's überschwemmen. In seinen Augen handelte sich's weniger darum, daß die Eroberungen des Freiheitskrieges behauptet würden, als daß jene Eroberungen, die er als das Patrimonium seines persönlichen Ruhmes

betrachtete, erhalten würden. Er verwarf daher jetzt alle ihm von seinen Verbündeten, gegen deren Aufrichtigkeit er überdieß mißtrauisch war, (und dazu alle möglichen Gründe zu haben glaubte,) gethanen Vorschläge.

Es ist nicht zu läugnen, daß, gab er jetzt die illyrischen Provinzen und die Hanseestädte zurück, Buonaparte seinen Gegnern zeigte, daß er zurückgeben könne; zog er sich — vermöge eines Vertrags — aus Spanien zurück, willigte er ein, daß die Thronen von Italien und von Holland von unabhängigen Souveränen eingenommen würden, erlaubte er die Rückkehr des Papstes nach Rom, so belehrte er die verbündeten Mächte, daß es möglich sey, auf ihn einzuwirken. Er fühlte aber, — und in einem Systeme, wie das seinige, sind die Gründe für eine solche Meinung keineswegs ohne alle Solidität, — daß Staaten aufzugeben, gegen welche die Verbündeten noch nicht einmal, auch nur eine Drohung sich erlaubten, einen Beweis von Schwäche geben hieße, welcher, im fast unvermeidlich scheinenden Falle einer Wiedererneuerung des Kriegs, alles mögliche Mißgeschick, das in demselben erlebt werden könnte, als Vorwurf bloß auf seine Schultern wälzen würde. Demnach war die Fortsetzung des allgemeinen Kriegs beschlossen!

Napoleon, von den Entwürfen der Verbündeten und ihren nach Dresden zugehenden Bewegungen unterrichtet, ließ seine Garde, um diesen Punct zu erreichen, in vier Tagen vierzig Stunden marschiren. Am 27. August 1813 errang er unfern dieser Stadt abermals einen glänzenden Sieg über die Armeen der drei verbündeten Monarchen, einen Sieg, der in den zwei Tagen der Schlacht (dem 26. und 27. August) den Besiegten einen Verlust von mehr als 60,000 Menschen, 40 Fahnen und 60 Kanonen brachte, und auf ihre Angelegenheiten überhaupt von einem verderbenbringenden Einflusse hätte seyn müssen, wenn er gehörig hätte benutzt werden können. Allein alle Früchte dieses glänzenden Feldzugs, in welchem er die scharfsinnigsten Combinationen der Kunst des Kriegführens gleichsam erschöpft hatte, gingen durch die Gefangennehmung des Generals Vandamme, welcher, seine Positionen verlassend, in Böhmen sich hatte schlagen lassen, und durch die Unfälle, welche die unter den Befehlen

des Herzogs von Tarento (Macdonald) stehende schlesische Armee (an der Katzbach) betroffen hatten, verloren.

Während seines Aufenthalts in Dresden vor der Schlacht vom 27. erließ Napoleon, wie es seine Gewohnheit war, eine große Anzahl von Decreten, die auf die Verwaltung seines Reichs Bezug hatten. Eins dieser Decrete ist merkwürdig als eine der gehässigsten Despotismus-Ausschweifungen, welche die letzteren Jahre seiner Herrschaft charakterisiren. Nämlich am 27. Julius 1813 waren mehrere Individuen, welchen Erpressungen, Cassendiebstähle, Verräthereien und dergleichen Schuld gegeben worden, und deren Sträflichkeit oder Unsträflichkeit wir hier nicht erörtern mögen, vor den kaiserlichen Gerichtshof in Brüssel gestellt worden, und das Geschwornengericht hatte sie für schuldlos erklärt. Die Nachricht von diesem gefällten Urtel erhielt Napoleon sogleich durch seinen Justizminister. Sein Charakter war jetzt durch's Unglück noch weit erbitterter, als vorher, und gefiel sich immer mehr und mehr in despotischen Handlungen. Er ließ dem Senate anbefehlen, daß er das Urtel des Geschwornengerichts cassiren solle. Ein Senator, Chasset, wagte es, in der Sitzung am 28. August dem Senate diesen abscheulichen Antrag zu machen, und am 8. September gab dieser Körper, der so abgeschmackter Weise mit dem Titel Erhaltungssenat decorirt worden ist, eine dem Willen des Despoten völlig entsprechende Entscheidung. Diese Acte, eine der despotischsten des Buonaparte'schen Kaiserreichs, und welche einer der bewundernswürdigsten Institutionen der Gesellschaft (dem Geschwornengericht) eine unheilbare Wunde versetzte, hat dem Namen des Mannes, auf dessen Befehl sie ausgefertigt ward, und dem Namen der knechtischen Mehrzahl von Senatoren, welche sich der Unterschreibung derselben nicht schämten, eine nie vergängliche Makel gegeben! —

Durch den Sieg bei Dresden indeß hatte, für einen Augenblick wenigstens, Buonaparte einen Theil seines Einflusses in Deutschland wieder erlangt. Es schien sogar, daß die beiden Könige von Baiern und von Würtemberg für ihn wieder nützliche Verbündete werden würden. Allein bald erhielt er in einem Briefe des Königs von Würtemberg die Nachricht, „der König

„von Baiern habe plötzlich eine andere Partei ergriffen, „ohne Kriegserklärung habe dieser Fürst seine Truppen zu „denen des Kaisers von Oesterreich stoßen lassen; er „selbst, der Schreibende, werde sich bald in die Nothwendig„keit versetzt sehen, mit seinem Contingente sich an dieselben „anzuschließen, und nach Verlauf sehr kurzer Zeit werde „eine Armee von hunderttausend Mann Mainz belagern."

Bei dieser Nachricht, welche ihm ganz unerwartet kam und alle seine Entwürfe zu nichte machte, mußte Napoleon, der sich von Dresden nach Magdeburg begeben hatte, den seit zwei Monaten entworfenen Feldzugs-Plan augenblicklich aufgeben.

Zu gleicher Zeit schrieb er an Marien Luisen, und trug ihr auf, daß sie den Krieg Frankreichs gegen das verbündete Europa vor dem Senate rechtfertigen und um eine Aushebung von zweihundert und achtzigtausend Conscribirten anhalten sollt. Diese Sitzung hatte am 28. statt. N. kam nach Dresden zurück, verweilte aber jetzt nur einige Augenblicke hier, stellte sich, während er in schneller Aufeinanderfolge von allen seinen Verbündeten verlassen ward, wieder an die Spitze seiner Armee, und schlug sich mit dem Feinde während er sich an den Rhein zurückzuziehen suchte.

Am 16. October begegneten sich die Armeen auf Leipzig's Schlachtfeldern. Die österreichische ward einen Augenblick lang geworfen und aus allen ihren Positionen vertrieben. Der Graf Meerfeld, welcher eins ihrer Corps commandirte, ward gefangen. Jedoch nahmen am Abend dieses blutigen Tages die Verbündeten auf diesen Puncten ihre alten Positionen wieder ein und auf Anderen hatten sie unter Blücher große Vortheile gehabt. Der folgende Tag, den die Verbündeten benutzten, um das russische Corps unter Bennigsen und das österreichische unter Colloredo in die Schlachtlinie zu ziehen, blieb ruhig und beide Partheien benutzten diesen Tag, sich auf den folgenden zu neuem Kampfe vorzubereiten. Dieser Tag war für Napoleon nicht glücklich, seine Positionen wurden auf allen Puncten bezwungen und ein schneller Rückzug blieb, wenn seine Armee nicht völlig aufgerieben und abgeschnitten werden sollte, sein einziges Rettungsmittel.

Zu diesem Rückzuge wurden noch in der Nacht vom 18. auf den 19. Anstalten getroffen und obgleich die Stadt Leipzig am 19. lebhaft vertheidigt wurde, so trafen alle Colonnen der Verbündeten doch schon gegen Mittag in diese Stadt ein, die nur durch eine Art von Wunder und die Großmuth und den Edelsinn der alliirten Souverane den schrecklichen Gefahren entging, denen eine mit Sturm forcirte Stadt nach dem Kriegsrechte einmahl stets ausgesetzt zu seyn pflegt. Die Verluste der französischen Armee in diesen 4 Tagen waren unermeßlich und es konnte Napoleon unter mehreren anderen Vorwürfen mit Recht auch der gemacht werden, daß er es versäumt hatte, seine Rückzugslinien zu sichern und zu vervielfachen.

Die Ankunft der Oesterreicher und Baiern an den Ufern des Main, zu welchen sie in forcirten Märschen vorgedrungen waren, erlaubte der französischen Armee auf ihrem Rückzuge kein Rasten. Am 30. Octob. stieß sie auf das in Schlachtordnung vor Hanau aufgestellte und den Weg nach Frankreich abschneidende Feindesheer. Obgleich stark und im Besitz sehr schöner Puncte ward dies doch geworfen, und von Hanau, welches Graf Bertrand besetzte, vertrieben. Ihre Rückzugs-Bewegungen hierauf fortsetzend war die französische Armee endlich am 2. Novemb. wieder über den Rhein gegangen. Nun machte man den Anfang mit dem Unterhandeln. Der Baron von St. Aignan, Stallmeister des Kaisers und Schwager des Herzogs von Vicenza, begab sich nach Frankfurt, wo er Conferenzen mit dem Fürsten von Metternich und dem Grafen von Nesselrode, die von österreichischer und russischer Seite da waren, und mit dem englischen Friedensbevollmächtigten Lord Aberdeen hatte. Man schlug vor, Frankreichs Grenzen die Alpen und den Rhein bleiben zu lassen mit Inbegriff Holland's, und sich über eine italienische Grenze sich zu verständigen, durch welche Frankreich von den österreichischen Staaten geschieden würde. Was man von Frankreich verlangte, war gänzliche Verzichtung des Kaisers auf Polen, auf die Departements der 32. Militärdivision, (die Hanseestädte,) und auf das Protectorat des Rheinbundes. Der Kaiser genehmigte diese Basen des Friedens. Nichts desto weniger ist es sehr wahrscheinlich, daß der Frankfurter Congreß eben so wie der Prager

weiter Nichts als ein Vorwand war. Später ward von den Verbündeten Châtillon an der Seine in Bourgogne zum Versammlungsorte eines neuen Congresses bestimmt, während ihre Armeen die Neutralität der Schweizer-Cantone verletzten.

Am 19. December 1813 eröffnete der Kaiser die Sitzung des gesetzgebenden Körpers. Auf ein am 20. December gegebenes und dem Senate und den Deputirten der Departements mitgetheiltes kaiserliches Decret ward am 22. eine aus den Herren Flaugergues, Gallois, Raynouard, Lainé, Maine de Biran bestehende und bald berühmt gewordene Commission im gesetzgebenden Körper ernannt, welche über die mit den verbündeten Mächten gepflogene Unterhandlungen, die, wie oben erwähnt, am 10. November zu Frankfurt begonnen waren und zu Châtillon an der Seine fortgesetzt werden sollten, einen Bericht zu geben hatten, mittheilen lassen sollte. Am 27. wurden außerordentliche Commissarien, die sehr ausgedehnte Vollmachten hatten, in die Departements geschickt. An demselben Tage ward dem Senate über den Gang, welche jene Verhandlungen nahmen, Bericht gegeben.

Am 28. erstattete die vom gesetzgebenden Körper ernannte außerordentliche Commission den von ganz Frankreich mit Ungeduld erwarteten Bericht. Unter den aus dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ausgezogenen und von ihnen producirten Documenten bemerkte man 1) eine vom Prinzen-Regenten am 8. September im englischen Parlamente gehaltene Rede, welche unter andern die Worte enthielt: „Es ist weder im Plane Seiner Majestät noch in dem der verbündeten Mächte, „von Frankreich irgend ein Opfer zu verlangen, welches mit seinem Glücke und mit seinen gerechten Ansprüchen unverträglich ist.“ 2) eine Erklärung der verbündeten Mächte, die in folgenden Worten abgefaßt war: „Die verbündeten Souveräne wünschen, daß Frankreich groß, stark „und glücklich sey. Denn die französische Monarchie, ist sie groß, ist eine der Grundlagen des europäischen Gesellschaftsgebäudes. Sie wünschen, daß Frankreich glücklich sey, daß der französische „Handel wieder auflebe, daß die Kün-

„ſie, welche die Friedenswohlthaten ſind, „wieder aufblühen. Denn keine große Nation „vermag Ruhe zu halten, ſo lange ſie nicht „glücklich iſt. Die Verbündeten wollen das „franzöſiſche Reich bei einem Gebiets-Um„fange laſſen, den es nie unter ſeinen Kö„nigen gehabt hat. Denn eine tapfere Na„tion darf nicht niedergedrückt werden da„für, daß ſie auch einmal unterlag in einem „hartnäckigen und blutigen Kampfe, in dem „ſie mit ihrer gewohnten Furchtloſigkeit ge„fochten hat!“ *)

Seit langer Zeit hatte man keine öffentliche Acte geleſen, in welcher ſich ſo viel Muth, Freiſinnigkeit und Würde im Unglück mit ſo viel nüchterner Weisheit und Mäßigung verbunden hätte, als in dieſem Berichte der Commiſſion des geſetzgebenden Körpers. Der Kaiſer hatte von dieſem Körper auch jetzt wieder nur blinde und ſklaviſche Unterwürfigkeit erwartet. Er empfand bittern Aerger darüber, daß die, denen er vor Kurzem den Titel Repräſentanten der Nation verweigert hatte, denen er dieſen Titel bald mit noch größerer Anmaßung verweigern wollte, jetzt, das einzige Mal wo es ihnen erlaubt war, ihre Herzensmeinung auszuſprechen, ſich als der Nation Würdige zu zeigen wagten. Er konnte ſeinen Zorn nicht unterdrücken, als drei Tage nach Erſtattung dieſes Berichts, (nach welcher die Aufhebung der Sitzung folgte,) eine Deputation des geſetzgebenden Körpers in den Tuilerien erſchien, um dem Kaiſer die Neujahrs-Glückwünſche zu überbringen.

*) „Les souverains alliés désirent que la France soit grande, forte et heureuse, parceque la puissance française, grande, est une des bases fondamentales de l'édifice social. Ils désirent que la France soit heureuse; que le commerce français renaisse; que les arts, bienfaits de la paix, refleurissent; parcequ'un grand peuple ne saurait être tranquille qu'autant qu'il est heureux. Les puissances confirment à l'empire français une étendue de territoire que n'a jamais connue la France sous ses rois, parce qu'une nation valeureuse ne déchoit pas pour avoir, à son tour, éprouvé des revers dans une lutte opiniâtre et sanglante, où elle combattu avec son intrépidité accoutumée.“

Wir wollen bloß einige der abgebrochenen Aeußerungen mittheilen, mit welchen der Kaiser sich vor dieser Deputation vernehmen ließ. Es wird genug in ihnen seyn, um einen tiefen Blick in sein Inneres zu gestatten. Neben einem Gemisch von großen Gedanken und von politischen Lästerungen, von unbestreitbaren Wahrheiten und von groben Verdrehungen, findet man deutlich die Spuren jenes unersättlichen Durstes nach Despotengewalt, jenes eifersüchtigen Wachens über sein Ansehn, auf welches er Alles bezog, und welches von dem Augenblicke an, wo er einen Theil davon aufgeben, oder auch nur im Gebrauchmachen desselben sich mäßigen zu müssen glaubte, ihm compromittirt schien.

Folgende Aeußerungen warf er hin:

„Ich hatte euch versammelt, daß ihr das Gute thä„tet, ihr habt meine Erwartung getäuscht, ihr habt euch „von funfzig Unruhstiftern leiten lassen!" — „Herr Lainé „ist ein schlechter Mensch, ich weiß daß er mit dem Regen„ten von England durch den Advocaten Defeze als Mit„telsperson in Einverständnissen ist!" — „Der Bericht „eurer Commissarien hat mir sehr viel Schaden gethan! „Ich wollte lieber zwei Schlachten verloren haben! Was „bezweckte er? Die Anmaßungen des Feindes zu vermeh„ren! Man sähe gern, ich träte noch mehr ab, als der „Feind verlangt! Wenn man die Champagne von „mir verlangte, nicht wahr, so sollte ich auch la Brie „dazu geben?" — „Wenn Mißbräuche eingerissen waren, „so mußte man mich Stück für Stück in Kenntniß davon se„tzen! Ich würde eure Commissarien in Relation mit meinen „Ministern gebracht haben!" — „Ist's klug, in Gegenwart „des Feindes diese Remonstrationen zu machen?" — „Eure „Absicht war dabei, mich zu demüthigen!" — „Man kann „mich tödten, aber beschimpfen soll man mich nie!" — „Ich bin nicht unter den Königen geboren, an Throns„glanz hänge ich nicht!" — „Was ist ein Thron? Vier „Stück vergoldetes Holz mit Sammet bekleidet!" — „Tausend Kränkungen umlagern die Throne, aber so lange „ich auf einem sitze, werde ich seine Rechte schirmen!" — „Die Nation bedarf Meiner mehr als ich Ihrer bedarf!" — „In vier Monaten will ich den gräulichen Bericht eurer

„Commiſſionen drucken laßen! Was hattet ihr im Sinne? „Uns wieder zurückzuwerfen in die Conſtitution von „1791 — —? Hätte Ludwig XVI. ſie nicht angenom„men, ſo regierte er noch!" — „Wolltet ihr der geſetz„gebenden Verſammlung nachahmen? Sie ließ ſich von „den Girondiſten, von den Vergniauds, den Gua„dets gängeln! Was ſind ſie geworden? Sie liegen im „Grabe!" — „Wer ſeyd ihr, daß ihr den Staat refor„miren wollt? Ihr glaubt die Repräſentanten der Na„tion zu ſeyn? In England ſind es die Gemeinen, weil „es das Volk ſelbſt iſt, das ſie ernennt! Bei uns iſt die „Conſtitution keine ſolche, das iſt nicht meine Schuld!" — „Ihr ſeyd Nichts als Deputirte im geſetzgebenden Kör„per!" — „Der wahre Repräſentant der Nation bin „ich, den vier Millionen Bürger drei Mal zu ihrem Sou„verän proclamirt haben!" — „Alle Behörden haben „ihren Anhalt am Throne. Alles iſt im Throne!" — „Herr Lainé iſt ein Verräther! Ich werde auf ihn und „auf die Boshaften überhaupt ein wachſames Auge haben, „und ich werde ſie im Zaume halten!" — „Kehrt in eure „Departemente zurück!" — „Wenn mich noch mehr Un„fälle treffen, ſo will ich meine Feinde in den Ebenen „der Champagne erwarten!" — „In drei Monaten wer„den wir den Frieden haben, die Feinde werden verjagt ſeyn, „oder ich werde todt ſeyn!"*)

*) „Je vous avais réunis pour faire le bien, vous avez trompé mon attente; vous vous êtes laissé conduire par cinq factieux. M. Lainé est un méchant homme; je sais qu'il est en relations avec le régent d'Angleterre, par l'intermédiaire de l'avocat Desèze. — Le rapport de vos commissaires m'a fait bien du mal; j'aimerais mieux avoir perdu deux batailles; à quoi tendait-il? à augmenter les prétentions de l'ennemi; on voudrait que je cédasse plus que l'ennemi n'exige; si l'on me demandait la Champagne, il faudrait donc céder aussi la Brie? — S'il a été commis des abus, il fallait me les faire connaître division par division; j'aurais mis vos commissaires en relation avec mes ministres. — Est-ce en présence de l'ennemi qu'on doit faire des remontrances? — Le but était de m'humilier! — On peut me tuer, mais on ne me déshonorera point. — Je ne suis pas né parmi les rois, je ne tiens pas au trône. — Qu'est-ce qu'un trône? quatre morceaux de bois doré couverts d'un tapis de velours. — Mille chagrins environnent les trônes, mais tant que j'y serai assis, j'en défendrai les droits. — La nation a plus besoin de moi

Wir wollen zu einem Texte, der an sich schon so ausdrucksvoll ist, nur einen ganz kurzen Commentar machen.

Wie konnte Napoleon, da die öffentliche Meinung sich so laut ausgesprochen hatte, sich unterstehen, dem gesetzgebenden Körper zu sagen, er habe sich durch seine fünf Commissäre leiten lassen? — Die Anklage gegen Lainé war jedoch gegründet. Seit der Restauration ist sie der erste seiner Ansprüche auf das Wohlwollen der königlichen Regierung geworden. — Napoleon verlangt, daß man ihn von den eingerissenen Mißbräuchen hätte unterrichten sollen. Also wußte er wohl nicht, wie schnöde seine Minister, und vorzüglich der Kriegsminister (Herzog von Feltre), die Gegenvorstellungen und Klagen aufnahmen? — Seine Gedanken über die Hinfälligkeit der Throne sind groß und wahr; die Vorahnung seines eigenen Schicksals sprach schon aus ihm. Aber wie konnte er sich erdreusten, zu sagen: „Alles sey im Throne, „und die Nation bedürfe mehr Seiner, als „er Ihrer?" Wer anders, als Er, hat denn diese unglückliche Nation an den Rand des Abgrunds hingezogen?

---

que je n'ai besoin d'elle! — Dans quatre mois je publierai l'affreux rapport de votre commission. Que prétendiez-vous faire? nous reporter à la constitution de 1791 — —? Si Louis XVI. ne l'avait pas acceptée, il régnerait encore. — Vouliez-vous imiter l'assemblée législative? Elle se laissa gouverner par les Girondins, par les Vergniaud, les Guadet. Que sont ils devenus? Ils sont dans le tombeau. — Qui êtes-vous pour réformer l'état? Vous croyez être les représentans de la nation? En Angleterre, les communes le sont parce que c'est le peuple qui les nomme; chez nous la constitution n'est pas telle, ce n'est pas ma faute. — Vous n'êtes que des députés au corps législatif. — Le veritable représentant de la nation c'est moi, que quatre millions de citoyens ont trois fois proclamé leur souverain. — Tous les pouvoirs se rattachent au trône, tout est dans le trône. — M. Lainé est un traitre: j'aurai l'oeil sur lui et sur les méchans et je les réprimerai. — Retournez dans vos départemens. — Si j'éprouve encore des revers, j'attendrai mes ennemis dans les plaines de la Champagne. — Dans trois mois nous aurons la paix, les ennemis seront chassés, ou je serai mort."

Wer hat sie ganz in ihn hineingestürzt? — Er meint, Ludwig XVI. würde noch regieren, wenn er die Constitution von 1791 nicht angenommen hätte. Welch aberwitziges Geschwätz! — Er beschuldigt den gesetzgebenden Körper, daß er den Staat habe reformiren wollen. Was hat denn aber diese Gesellschaft von Stummen gethan, welcher die Zunge bei jener Berichtserstattung zum ersten Male wieder gelöst war? — Wir wollen Buonaparte'n recht gern zugeben, die durch's Volk selbst geschehende Ernennung constituire allein die wahre Volksrepräsentation, allein diese Repräsentation, obgleich freilich minder Ehrfurchtgebietend, ist darum doch bei zwei Wahlgraden nicht weniger vorhanden, als bei einem einzigen. — „Si la constitution n'est pas telle en France, ce n'est pas ma faute!" sagt Buonaparte. Nun, welchem Menschen denn sonst, als Ihm, fällt dieser begangene Fehler, oder vielmehr dieses Attentat gegen die Rechte der Völker, zur Last? Wer hat ihm jene Constitution aufgedrungen, von der bloß einige in den Commissionen des 18. Brümaire festgesetzte Basen mit Widerstreben von ihm beibehalten wurden? — Vier Millionen Bürger, sagt er, haben ihn drei Mal zu ihrem Souverän proclamirt. „Zu ihrem Magistrat," hätte er sagen sollen, wenigstens was die beiden Consulate anlangt. Was seine Berufung auf den Thron anlangt, so muß man sich nur darüber verständigen, auf welchen Thron er gerufen worden. Weder der feudale Thron von 1788, noch der despotische von 1811, war es, was die ungeheure Mehrzahl der französischen Bürger 1805 errichten wollte. Die Nation suchte die Ruhe im Schatten eines mächtigen, friedfertigen und liberalen Thrones, und eben, weil sie im Buonaparte'schen Nichts von allem dem, was sie von ihm erwartete, und von dem was ihr versprochen worden war, gefunden hat, haben die vier Millionen Menschen, welche 1805 ihm den Thron baueten, zur Vertheidigung des Thrones von 1814 Nichts gethan! —

Folgen wir nun Buonaparte'n in jener letzten Epoche seines Militärruhms, welche der ersteren Jahre seines Heldenlebens in Allem würdig ist! Die Russen und die Preußen waren im Norden über den Rhein gegangen, die Engländer hatten im

Süden den Weg über die Pyrenäen gefunden; die Oestreicher griffen Hüningen an und drangen ostwärts vor. Plötzlich, am 28. Januar 1814, verließ Buonaparte, nachdem er die Kaiserin und seinen Sohn der Pariser Nationalgarde anvertraut hatte, seine Residenz, um sich an die Spitze der Armee zu stellen. Er eröffnete den Feldzug durch glänzende Vortheile, die er über den Feind zwischen Vitry und St. Dizier errang. Am 1. und 2. Februar wurden 40,000 Preußen zu Brienne, welchen Ort sie inne hatten, geworfen. Von den Oestreichern unterstützt, erhielten alsdann die Preußen wieder den Vortheil und drängten die Franzosen zurück. Am 9. desselben Monats ward ein vom General Oulsousieff befehligtes russisches Corps zu Champ-Aubert vom Kaiser angegriffen und geschlagen, und der General selbst gefangen. Dieses Corps, welches das verknüpfende Band zwischen den beiden großen verbündeten Armeen bildete, ward gänzlich aufgerieben. Allein dieß Gefecht war nur das Vorspiel jener ungleich bedeutendern Schlacht bei Montmirail, die am 13. geliefert, und in welcher die ganze Armee des General Blücher geschlagen ward. Die Frucht dieses französischen Sieges waren 10,000 getödtete oder verwundete Preußen, eine beträchtliche Anzahl Gefangener, sechs genommene Fahnen, und die Wegnahme ziemlich der ganzen Artillerie. Dieß ereignete sich während die große Armee der Verbündeten nach der Seine zu vordrang.

Unter anderen Umständen, als die damaligen waren, würden die bei Champ-Aubert und bei Montmirail errungenen Siege über den Ausgang des Kriegs entschieden haben. Allein Frankreich war damals von den Heeren der Verbündeten so überschwemmt, daß kein partieller Sieg, wie glänzend er auch seyn mochte, im Stande war, alle ihre Truppen auf Einmal zum Rückzuge zu zwingen. War der Feind auf Einem Punete geschlagen, so erschien er wieder auf einem anderen, und überall, wo Buonaparte nicht in Person an der Spitze stand, hatte die französische Armee nun fast unaufhörlich nur Unglück. Von den Feindsheeren im Norden, im Osten und im Süden die nach allem Unglück, das auch sie betraf, doch schnell sich gegenseitig zu Hülfe eilen und mit ihren Reserven und der unaufhörlich aus Deutschland nachkommenden neuen

Regimentern sich verstärken konnten, hatte Buonaparte unaufhörlich wiederholte Angriffe abzuwehren. Aber in keiner Epoche seiner Militärlaufbahn hatte dieser außerordentliche Mann größre Talente, tieferen Combinationsgeist, schnellere Umsichtigkeit, und bewundernswürdigere Thätigkeit entfaltet! Er schien eine Seele von Feuer, die in einem Körper von Eisen wohnt. Ohne Anwandlung von Muthlosigkeit, ohne Abspannung zu fühlen war er so zu sagen auf Einmal überall, und als äußerst erschütternde Scenen von allen Seiten und fast unaufhörlich ihn umgaben, herrschte in der Art und Weise, wie er seine Befehle ertheilte, die bewundernswürdigste Ordnung. Es war jedoch unmöglich, daß eine Situation wie die, in welcher er damals sich befand, lange dauern konnte. Gezwungen, rastlos von der einen seiner Armeen zu der anderen hinzueilen, hatte er alle Ursache, zu fürchten, die Verbündeten möchten ein solchen Augenblick benutzen, um nach Paris vorzudringen. Alle Augenblicke war er gefaßt darauf, daß sie dieß thun würden. Sie thaten es jedoch erst später, als sie über die Stimmen im Innern Frankreichs weit beruhigter waren.

Doch war schon am 13. Februar und fast in demselben Augenblicke, als Buonaparte die Preußen bei Champ-Aubert schlug, der russische Vortrab in Soissons eingerückt, und der General Bülow bemächtigte sich Laon's. Auf einer andern Seite rückte das Corps des Grafen Wittgenstein nach der Seine vor, und nöthigte Buonaparte'n, auf diesen Punct zurückzukommen. Zu Vauchamp, zu Nangis, zu Nogent, und zu Montereau siegte er, und gab der Hauptarmee der Verbündeten so beträchtliche Verluste, daß sie genöthigt war, sich bis nach Troyes zurückzuziehen und endlich auch diese Stadt zu verlassen. Am 7. März machte er den Angriff auf die Höhen von Craonne, welche Blücher besetzt hatte, und nach sehr heftigem Widerstande der Preußen gelang es ihm doch, sie von denselben zu vertreiben.

Während ein strahlender Militärruhm noch die letzten Tage der politischen Laufbahn Buonaparte's verherrlichte, war der Congreß, von dem wir schon gesprochen haben, in Châtillon versammelt, hatte aber schon auf-

gehört zu verhandeln. Die verbündeten Mächte hatten dem Kaiser ein Ultimatum überreicht, dessen Bedingungen waren: 1) völlige Verzichtung auf ganz Italien, Belgien, Holland und die Rhein-Departemente. 2) Reduction Frankreich's in die Grenzen, welche es vor dem Jahre 1792 gehabt hatte.

Buonaparte verwarf dieß Ultimatum. Er bequemte sich zwar dazu, den Umständen Holland's und Italien's Abtretung zum Opfer zu bringen, allein die Begrenzung durch die Alpen und den Rhein, den Besitz Belgien's und vorzüglich Antwerpen's aufzugeben, verweigerte er schlechterdings. Diese Verweigerung ehrt ihn. Weit entfernt, daß wir der Meinung derer seyn sollten, welche glauben diese letzte Handlung sey ihm nur wieder von seiner zügelloser Ehrsucht eingegeben worden, und es sey immer noch eine sehr schöne Partie für ihn gewesen, Oberhaupt der französischen Monarchie, wie sie unter ihren letzten Königen constituirt war, zu bleiben, sind wir vielmehr fest überzeugt, daß Buonaparte sich des Throns nie würdiger gezeigt hat, als gerade an dem Tage, wo er glaubte, daß er ihn nicht mit der französischen Nationalehre erkaufen dürfe. Wirklich war die Nation in den Besitz der Rhein- und Alpen-Grenzen während des Krieges, den sie für ihre Unabhängigkeit führte, gekommen, und sie derselben durch Abtretung zu berauben stand nicht in Napoleon's Macht, selbst dann nicht als diese Abtretung für die Erhaltung seines Throns der Preis war. Nichts scheint uns, wir wiederholen es, im ganzen politischen Leben dieses Mannes mehr im Charakter der Größe, als eben diese Verweigerung.

So weit war es mit den Verhandlungen gediehen, als Napoleon, zwar mit neuen Siegen gekrönt, aber vom Feinde auf allen Seitem umgeben, am 11. März sein Hauptquartier zu Soissons aufschlug. In der Gefahr, daß ein vom Grafen von St. Priest, welches seine Position vor dem überrumpelten Rheims genommen hatte, drittes russisches Corps ihn umgehe, marschirte der Kaiser sogleich gegen dasselbe, schlug es, nahm die Stadt wieder

ein, und schlug in ihr sein Hauptquartier auf, weil er hier zu gleicher Zeit die Nordarmee, und die schlesische Armee im Vordringen hemmen, und indem er sich ihren Bewegungen widersetzte, die auf den Höhen Laon's verschanzten Truppen beobachten konnte.

Indeß da Kaiser Alexander und der König von Preußen über Arcis-sur-Aube debouschirt waren, während der Kaiser von Oesterreich auf dem Wege von Troyes nach Paris erschien, so kam Napoleon aus seinem Hauptquartier zu Rheims wieder herab und drängte sie zurück, während sein rechter Flügel in Unordnung sich an Troyes anlehnte. Dann machte er einen Angriff auf St. Dizier, womit er die Ausführung eines großgedachten Plans begann, der den doppelten Zweck hatte, erstens seine Feinde von den Reserven, welche sie in Deutschland noch hatten, zu isoliren, damit alle Wege der Rückkehr, wenn sie geschlagen würden, ihnen abgeschnitten wären; zweitens die Elsasser und Lothringer Garnisonen zu nehmen, um mit ihnen sogleich zurückzukehren und die österreichische Armee anzugreifen. Dieser Plan, wäre er gut ausgeführt worden, hätte eine gewaltige Diversion bewirken müssen. Allein das Glück hatte nun Buonaparte'n bereits ganz verlassen! Eine Depesche durch welche er der Kaiserin meldete, „daß „er nach verlorner Hoffnung, Paris wieder zu erreichen, „einen Rückzug heucheln wolle, um die Feinde sich nachzu„locken," ward von den Blücherschen Truppen aufgefangen, und diese Aufklärung benutzten die Verbündeten nun augenblicklich zu einem schnellen Vorrücken nach der Hauptstadt. Der Kaiser hatte, um einem solchen Marsche sich zu widersetzen, nur zwei Divisionen zurückgelassen, und diese wurden sehr schnell überwältigt und bis unter die Mauern der Hauptstadt zurückgeworfen.

Am 30. März früh um 5 Uhr griffen die Verbündeten die Höhen von St. Chaumont an, von denen sie aber mit beträchtlichem Verluste zurückweichen mußten. Von dem Augenblicke an, wo Napoleon die Nachricht vom Marsche der Verbündeten auf die Hauptstadt erhalten hatte, war er ihnen als Verfolger nachgeeilt. Allein es war schon zu spät, schon war in der Nacht auf den 30. März eine Capitulation unterzeichnet worden, und am 31. waren die Verbündeten in Paris eingerückt. Diese Nachricht erhielt Napo-

leon, als er mit einigen tausend Mann, von denen die alte Garde einen Theil ausmachte, und mehreren Kanonen in Fontainebleau eingetroffen war. Einige Augenblicke war er entschlossen mit diesen Truppen, welchen ohne Zweifel bald die Trümmern der aus Paris entflohenen Corps, die Zöglinge der polytechnischen Schule, die Föderirten, die Vorstädte, und ein Theil der Nationalgarde sich angeschlossen haben würden, auf Paris zu marschiren, allein seine Generale lenkten ihn davon ab. Nach Aufgebung dieses Plans hatte er den, nach Italien zu gehen, und sich dort mit der Armee des Vicekönigs zu vereinigen, welche in demselben Augenblicke von der provisorischen Regierung den Befehl erhielt, durch Piemont wieder in Frankreich einzurücken. Dieser Plan schien jedoch nicht besser, als der erste, und ward ebenfalls aufgegeben.

Am 2. April ward der Senat zu einer außerordentlichen Sitzung zusammenberufen, unter dem Vorsitze des Fürsten von Benevent (Talleyrand). Provisorisch ward eine Regierung organisirt, deren Präsident ebenfalls dieser Fürst und deren Glieder die Senatoren Beurnonville und Jaucourt, der Abbé de Montesquiou und der Herzog von Dalberg, ein Freund Talleyrand's, waren. Das Kommando über die Pariser Nationalgarde ward dem General Dessolles anvertraut.

Am 3. April decretirte der Senat die Absetzung Napoleon Buonaparte's. Am 4. entband er das französische Volk des Eides der Treue und des Gehorsams, den es Buonaparte'n geleistet hatte. Diese Decrete wurden am 5. in Fontainebleau bekannt. Die folgenden Tage vergingen über beständigem Hin- und Herschicken zwischen Paris und Fontainebleau, Briefwechsel und mündlichen Besprechungen. Der Fürst von der Moskwa (Ney) und die Herzöge von Vicenza und von Tarento unterhandelten mit den Verbündeten und man kam überein, daß von Napoleon eine Abdankung verlangt werden solle. Napoleon beurtheilte seine jetzige Lage viel zu richtig, als daß er nicht hätte einsehen sollen, er habe in der That schon von dem Tage an abgedankt, wo er sich besiegen lassen, gern aber willigte er in eine Forma-

lität ein, von welcher er glaubte, daß sie einst seinem Sohne nützlich werden könne.

Man war ferner übereingekommen, ihm für seine künftige Zurückgezogenheit mit völliger Souveränität der Insel Elba zu geben und einige hundert ihm ergebene betagte Krieger von seiner alten Garde erhielten die Erlaubniß, ihm dahin zu folgen.

Napoleon's Abreise von Fontainebleau war eines gestürzten Monarchen würdig und gab eine wirklich rührende Scene. Am 20. April Mittags ging er auf den großen Schloßhof wo er die Truppen sich hatte versammeln lassen. Officiere und Unterofficiere wurden einer nach dem andern auf eine sehr liebevolle Art von ihm angeredet. Dann redete er laut, aber mit sehr bewegter Brust, die Truppen in folgenden Worten an:

„Ich sage euch mein Lebewohl! Seit den zwanzig „Jahren die wir mit einander leben, bin ich mit euch „zufrieden gewesen, ich habe euch stets auf der Bahn „des Ruhms gefunden! — Alle Mächte Europens haben „sich gegen mich bewaffnet. — Einige meiner Generale „sind an mir zu Verräthern geworden, Frankreich selbst „hat mich verrathen! — Mit euch und den Braven, die „mir treu geblieben sind, hätte ich einen dreijährigen „Bürgerkrieg in Frankreich unterhalten können! Seyd „eurem neuen Könige treu! Seyd euren Anführern ge„horsam, und verlaßt nicht euer Vaterland! — Mein „Loos dürft ihr nicht beklagen! Ich werde glücklich seyn, „wenn ich hören werde, daß ihr selbst es seyd! — Ich „hätte sterben können, aber ich will noch einmal die Bahn „des Ruhms betreten, ich will das, was wir gethan ha„ben, beschreiben. — Ich kann nicht alle umarmen, aber „ich umarme euren General. — Kommen Sie, General, „daß ich Sie an mein Herz drücke! — Bringe man mir „den Adler! Ich umarme auch ihn. — O theurer Adler, „möchte die Küsse, die ich dir gebe, die Nachwelt noch „hören! — Lebt wohl, meine Kinder! lebt wohl, meine „Braven! Versammelt euch noch Einmal um mich!" *)

*) „Je vous fais mes adieux. Depuis vingt ans que nous sommes ensemble je suis content de vous; je vous ai toujours trouvés sur le chemin de la gloire. — Toutes les puissances

Bei dieſen Worten war er äußerſt erſchüttert. Er hielt einige Augenblicke inne, und ſprach dann, mit einem Ausdruck von Gefühl und einer Action, welche jedem Auge Thränen entlockten, und folgenden letzten Worte aus:

„Adieu, mes enfans; adieu mes braves; entourez-moi encore une fois!“

Er ging hierauf in's Schloß zurück und gab Befehl zu ſchneller Abreiſe. Bald darauf ſtieg er mit dem Grafen Bertrand, dem Großmarſchall des Palaſtes, in den Wagen. Es begleiteten ihn die Commiſſarien der verbündeten Mächte und eine nicht ſehr zahlreiche Escorte.

In den Departements bis zur Rhone hin, durch welche der Zug den Weg nahm, fand man eine dumpfe ungemein traurige Stimmung im Volke, die wohl ſchon das Schauſpiel des Unglücks eines ſolchen Mannes geben konnte, die aber ohne Zweifel auch in der bangen Erwartung und Ungewißheit über die Dinge, die nun kommen würden, ihren Grund hatte.

Wir wollen uns mit keiner Widerlegung der fabelhaften und zum Theil lächerlichen Mährchen befaſſen, mit welchen die Geſchichte dieſer Reiſe Buonaparte's auszuſtaffiren, einige verächtliche Scribler beliebt haben. Eine einzige wahre Thatſache iſt, daß als der Zug den mittäglichen Departementen ſich näherte, deren Bewohner ſich als ſo heftige und in mannichfacher Bedeutung aufbrau-

---

de l'Europe se sont armées contre moi. — Quelques uns de mes généraux ont trahi leur devoir; la France elle-même m'a trahi. — Avec vous, et les braves qui me sont restés fidèles j'aurais pu entretenir pendant trois ans la guerre civile en France. Soyez fidèles à votre nouveau roi; soyez soumis à vos chefs et n'abandonnez point votre patrie. — Ne plaignez pas mon sort; je serai heureux lorsque je saurai que vous l'êtes vous mêmes. — J'aurais pu mourir, mais je veux suivre encore le chemin de la gloire, j'écrirai ce que nous avons fait. — Je ne puis vous embrasser tous, mais j'embrasse votre général. — Venez, général, que je vous presse sur mon coeur. — Qu'on m'apporte l'aigle; que je l'embrasse aussi. — Ah! chère aigle, puissent les baisers que je te donne retentir dans la posterité!“

sende Menschen während der Revolution gezeigt haben, eben jenes Pöbelgesindel, daß 1793 und 1794 die terroristischen Schaffote mit seinen Farandolen umgeben hatte, das 1795 und 1796 die Gefangenen des Forts St. Jean, und die in Tarascon und Lyon niedergemetzelt hatte, welches erst neuerlich des an Marschall Brune begangenen Meuchelmordes sich schuldig gemacht und im Namen der Legitimität ein Blutbad im Herault und Gard-Departement angerichtet hat, einigemal vor Buonaparte's Wagen erschien und Verwünschungen und Drohungen gegen ihn ausstieß. Am 28. April kam er zu St. Rapheau an und schiffte sich auf einer englischen Fregatte ein, und am 3. Mai Abends um 6 Uhr gelangte er in den Haven von Porto Ferrajo. In der Nacht ward der Kommandant des Hafens von seiner Ankunft benachrichtigt. Des folgenden Tages früh brachten die Truppen, welche bewaffnet worden waren, eine Fahne, die Napoleon ihnen hatte behändigen lassen, an's Land und diese ward sogleich unter Kanonendonner auf dem Fort l'Etoile aufgepflanzt. Kurze Zeit nachher ging er mit seinem Gefolg an's Land und ward von hundert und einer Kanone salutirt, welchen die englische Fregatte mit vierundzwanzig Kanonen antwortete. Er trug über einem silberbrodirten Kleide einen blauen Ueberrock mit einer Ordensdecoration und schien sich einer sehr guten Gesundheit zu erfreuen. Der Maire überreichte ihm die Schlüssel der Stadt, und er begab sich hierauf in Begleitung eines zahlreichen, aus Civilpersonen, Militärs und Geistlichen bestehenden Gefolges in die Kathedrale, wo man ein Te Deum sang. Man begleitete ihn sodann in's Hotel der Mairie, welches ihm als provisorischer Palast gegeben ward. Hier unterhielt er sich lange Zeit und sehr vertraulich mit den Behörden, worauf er zu Pferde nach Porto Ferrajo zum Mittagsmahle zurückkehrte. An demselber Tage beauftragte er den General Dalesme, den französischen Militär-Commandanten der Insel, daß er folgende Worte, welche er an ihn gerichtet hatte, als er an's Land gestiegen war, in Form einer Proclamation auf der Insel bekannt mache:

„General! ich habe meine Rechte den Interessen des „Vaterlands zum Opfer gebracht und mir das Eigenthum „und die Souveränität der Insel Elba vorbehalten. Alle „Mächte haben in dieses Arrangement eingewilligt. Machen

„Sie den Eingeborenen dieſen Zuſtand der Dinge bekannt „und daß ich zu meinem künftigen Aufenthalte meine Wahl „auf ihre Inſel habe fallen laſſen, wegen ihrer mir gefal„lenden Sitten und ihres Klimas. Sagen Sie ihnen, daß „ſie der Gegenſtand meiner lebhafteſten Theilnahme ſeyn „werden!“ *)

Während ſeines zehnmonatlichen Aufenthalts auf der Inſel Elba ſchien Buonaparte ſich einzig und allein mit dem Glücke ſeiner neuen Unterthanen zu beſchäftigen. Er ließ Bergwerke bearbeiten, Bäume pflanzen, Häuſer bauen, und widmete ſich dem genaueſten Detail der häuslichen Oeconomie. Seine Mutter und ſeine zweite Schweſter, die Fürſtin Pauline Borgheſe beſuchten ihn auf einige Zeit. Gegen ſeine dritte Schweſter, die Königin Caroline von Neapel, war er ſehr aufgebracht, weil er ſie des Verbrechens ſchuldig glaubte, ihren Gatten im vorigen Jahre dazu vermocht zu haben, daß er ſich an die Coalition anſchloß.

Indeß, von den Verbindlichkeiten, welche Frankreich unter Garantie der Verbündeten gegen Buonaparte'n eingegangen war, wurden nicht alle gehalten. Mehrere male führt er darüber Beſchwerden, man achtete gar nicht darauf. Zu dieſen Urſachen des Mißvergnügens geſellten ſich andere und noch wichtigere. Denn es ſcheint außer Zweifel, daß in den erſten Monaten ſeines Aufenthalts auf der Inſel, von Wien, von Paris und von Neapel ihm Aufſchlüſſe gegeben worden waren, die ihn unterrichteten, daß die franzöſiſchen Bevollmächtigten beim Wiener Congreſſe, unterſtützt von den engliſchen, dem Congreſſe bereits Noten überreicht hatten, durch welche ſeine Verſetzung nach St. Helena verlangt ward, und daß dieſe Noten, wenn man ſie auch noch nicht im eigentlichen Sinne angenommen hatte, doch auch nicht zurückgewieſen

*) „Général! J'ai sacrifié mes droits aux intérêts de la patrie, et je me suis réservé la propriété et la souveraineté de l'île d'Elbe. Toutes les puissances ont consenti à cet arrangement. Faites connaitre aux habitans cet état des choses et le choix que j'ai fait de leur île pour mon séjour, en considération de leurs moeurs et de leur climat; dites leur qu'ils seront l'objet de mon intérêt le plus vif!“

worden waren. Ueberdieß war er vollkommen unterrichtet vom Zustande der Dinge und der herrschenden Stimmung in Frankreich. Er wußte, in welchen Grade Monsieur seine Söhne und seine Schwiegertochter durch ihre hartnäckige Opposition gegen das vom Könige angenommene sehr weise System, die Liebe und das Vertrauen der Nation verscherzt hatten. Er wußte, daß eine ganz nationale Revolution, deren Vortheile aber nicht ihm aufbehalten seyen, aller Augenblicke zum Ausbruch kommen könne. Er zauderte daher nicht länger, und beschloß, wieder nach einem Scepter zu greifen, welcher den Händen der Bourbons zum zweiten Male zu entsinken drohte. Er ließ in Neapel Kriegsmunitionen und in Algier Waffen kaufen, und von Genua ließ er einige Feluken kommen. Als Alles bereit war, wählte er den Tag, wo der Commodore Campbell, welcher die englische Station der Insel Elba commandirte, nach Livorno gesegelt war, und gab seinem Hofe ein Fest, bei welchem seine Mutter und die Fürstin Pauline die Honneurs machten. Es war der 26. Februar 1815.

Um 6 Uhr Abends ließ er ganz still in eine Brigg mit sechsundzwanzig Kanonen sechshundert Mann seiner Garde einschiffen. Auf drei anderen Fahrzeuge kamen zweihundert Mann Infanterie, hundert polnische Chevauxlegers und ein aus ohngefähr zweihundert Mann bestehendes Bataillon Flanqueurs. Der Wind war günstig, aber kaum hatte man das Elbaner Vorgebirg St. Andrea umfahren, als auf Einmal eine Windstille eintrat. Bei Tagesanbruch hatte man noch nicht mehr als sechs Stunden zurückgelegt, und man befand sich zwischen der Insel Capraja und der Insel Elba Angesichts der englischen und französischen Eseadre. Die Gefahr war äußerst drohend, und mehrere Seeleute schlugen Rückkehr nach Porto Ferrajo vor. Allein Buonaparte gebot, die Reise fortzusetzen, und faßte den Entschluß, der französischen Schiffe, da es nur zwei Fregatten und eine Brigg waren, und man vermuthen konnte, daß die Mannschaft, von dem damals in Frankreich bei der Armee herrschenden Geiste nicht minder beseelt, als diese, auf die erste Auffoderung sogleich die Nationalfarben aufstecken werde, sich sofort zu bemeistern, wenn man ihr begegnen müsse. Indeß man kam nicht in den Fall, dieß gewagte Mittel zu ergreifen. Um Mittag

ward der Wind günstig, und um 4 Uhr war man auf der Höhe von Livorno. Um 6 Uhr kreuzte die Brigg, auf welcher Napoleon war, sich mit einer französischen Brigg. Man schlug vor die letztere zu Aufsteckung der dreifarbigen Flagge zu nöthigen, allein Napoleon war nun dagegen. Er ließ seine Mannschaft sich unter dem Verdeck verbergen, und als die beiden Briggs einander nahe genug waren, parlamentirte man. Am 28. um 7 Uhr des Morgens entdeckte man die Küsten von Noli, um Mittag Antibes. Um 3 Uhr des folgenden Tages früh lief man in den Meerbusen Juan ein, und um 2 Uhr Nachmittags ward gelandet. Man veranstaltete Bivouaks an der Küste, um den Aufgang des Monds zu erwarten. Während dieser Zeit redigirten Buonaparte und General Bertrand die folgenden beiden Proclamationen, die in der ersten Stadt, wo man halt machte, gedruckt und dann in Unzahl auf der ganzen Reise überall unter das Volk verbreitet wurden. Diese Documente sind von zu großer historischer Wichtigkeit, als daß wir uns damit begnügen sollten, sie im Auszuge zu geben. Die erste Proclamation war an die Franzosen und lautete folgender Maßen:

„Vom Meerbusen Juan, am 1. März 1815.
„Franzosen! der Abfall des Herzogs von Castiglione lie„ferte Lyon vertheidigungslos in die Hände unserer Feinde.
„Die Armee, über welche ich ihm das Commando anver„traut hatte, war durch die Anzahl ihrer Bataillone und „durch den Muth und Patriotismus der Truppen, aus wel„chen sie bestand, im Stande, das österreichische Armee„corps, welches sie gegen sich hatte, zu schlagen, und dem „linken Flügel der feindlichen Armee, welche Paris be„drohete, in den Rücken zu kommen. Die Siege von „Champ-Aubert, Montmirail, Chateau Thier„ry, Vauchamp, Dormans, Montereau, Cra„onne, Rheims, Arcis-sur-Aube und St. Di„zier; die Insurrection der braven Bauern Lothrin„gens, der Champagne, des Elsaß, der Franche„Comté und Bourgogne's, und die Stellung, die ich „im Rücken der Feindesarmee genommen hatte, hatten sie „von ihren Magazinen, von ihren Reserve-Parks, von „ihren Zufuhren und von allen ihren Equipagen getrennt „und dadurch in eine ganz verzweifelte Lage gebracht. Die „Franzosen waren nie auf dem Puncte, mächtiger zu wer-

„den, und die Auswahl der feindlichen Armee war unwieder„bringlich verloren. Sie hätte ihr Grab in jenen weiten „Gefilden gefunden, welche sie so unbarmherzig ausge„plündert hatte, als die Verrätherei des Herzogs von Ra„gusa (Marmont) die Hauptstadt Preis gab und die Armee „desorganisirte. Das ganz unerwartete Benehmen dieser bei„den Generale, welche zugleich ihr Vaterland, ihren Fürsten „und ihren Wohlthäter verriethen, veränderte das Kriegs„geschick. Die Lage des Feindes war so höchst traurig, daß „er nach der Schlacht, welche vor Paris geliefert ward, „durch die Trennung von seinen Reserve-Parks ohne Mu„nition war. Durch diese neuen und großen Ereignisse ward „mein Herz zerrissen, aber meine Gemüth blieb uner„schütterlich. Ich erwog bloß, was das Interesse des Va„terlandes erheische. Ich verbannte mich auf einen Fel„sen in Mitten des Meeres. Mein Leben war euch noch „nützlich und sollte es noch seyn. Ich ließ nicht zu, daß die „große Menge von Bürgern, welche mich in's Exil begleiten „wollten, mein Loos theilten, ich glaubte, daß ihr Bleiben „in Frankreich diesem noch nützlich sey, und nahm bloß ein „Häufchen Braver mit, welches zu Bildung meiner Garde „nöthig waren. Da ich auf den Thron durch Eure Wahl er„hoben bin, so ist Alles, was ohne Euch geschehen ist, unge„setzlich. Seit fünfundzwanzig Jahren hat Frankreich neue „Interessen, neue Institutionen, einen neuen Ruhm, welche „durchaus bloß durch eine Nationalregierung und durch eine „aus diesen neuen Umständen geborene Dynastie garantirt „werden können. Ein Fürst, der über euch regierte, der „auf meinen Thron gesetzt wäre, durch die Waffengewalt „derselben Armeen, welche unser Gebiet verheert haben, „würde vergeblich mit den Grundsätzen des Feudalrechts sich „aufrecht erhalten wollen. Einzig die Ehre und die Rechte „einer sehr kleinen Anzahl von Individuen, Feinden des „Volks, welches seit fünfundzwanzig Jahren in allen un„seren Nationalversammlungen sie verurtheilt hat, könnte „er dadurch sichern. Unsere innere Ruhe und eure äußere „Achtung würden für immer verloren seyn. Franzosen! „in meinem Exil habe ich eure Klagen und eure Wünsche „gehört! Ihr reclamirtet jene Regierung eurer eigenen „Wahl, welche allein gesetzmäßig ist. Ihr klagtet meinen lan„gen Schlaf an. Ihr warfet mir vor, daß ich meiner Ruhe „die großen Interessen des Vaterlands aufopfere. Ich habe „die Meere durchflogen, mitten unter Gefahren aller

„Art. Ich lange jetzt bei euch an, um meine Rechte, „welche die eurigen sind, mir wieder zuzueignen! Alles, „was seit der Einnahme von Paris Individuen gethan, „geschrieben oder gesagt haben, werde ich stets ignoriren. „Dieß soll aber im Mindesten nicht von Einfluß seyn auf das „Andenken, in welchem ich die wichtigen Dienste behalte, die „sie geleistet haben. Denn es giebt Weltbegebenheiten von „einer solchen Beschaffenheit, daß die menschliche Organisa„tion ihnen unterliegt. Franzosen! Es giebt keine Nation, „wie klein sie seyn möge, welche dem Schimpf, einem durch „momentan siegreiche Feinde aufgedrungenen Fürsten ge„horchen zu müssen, sich zu entziehen nicht das Recht ge„habt und nicht wirklich ihm sich entzogen hat! Als Karl „VII. wieder in Paris einzog, und den ephemeren Thron „Heinrichs VI. umstürzte, erkannte er an, daß er seinen „Thron von der Tapferkeit seiner Streiter und nicht von „einem Prinzen-Regenten von England habe! So seyd auch „ihr allein es, und die Braven der Armee, von welchen „ich rühme, und immer rühmen werde, daß ich ihnen „Alles schuldig bin!“ *)

Unterzeichnet: Napoleon.

---

*) „Du golfe Juan, le 1er Mars 1815. Français! La défection du duc de Castiglione livra Lyon sans défense à nos ennemis; l'armée dont je lui avais confié le commandement était, par le nombre de ses bataillons, la bravoure et le patriotisme des troupes qui la composaient, à même de battre le corps d'armée autrichien qui lui était opposé, et d'arriver sur les derrières du flanc gauche de l'armée ennemie qui menaçait Paris. Le victoires de Champ-Aubert, de Montmirail, de Chateau-Thierry, de Vauchamp, de Dormans, de Montereau, de Craonne, de Rheims, d'Arcis-sur-Aube et de Saint-Dizier; l'insurrection des braves paysans de la Lorraine, de la Champagne, de l'Alsace, de la Franche-Comté et de la Bourgogne; et la position que j'avais prise sur les derrières de l'ennemi, en la séparant de ses magasins, de ses parcs de réserve, de ses convois, et de tous ses équipages, l'avaient placée dans une situation désespérée. Les Français ne furent jamais sur le point d'être plus puissans, et l'élite de l'armée était perdue sans ressource; elle eût trouvé son tombeau dans ces vastes contrées qu'elle avait si impitoyablement saccagées, lorsque la trahison du duc de Raguse livra la capitale et désorganisa l'armée. La conduite inattendue de ces deux généraux qui trahirent à-la-fois leur patrie, leur prince et leur bienfaiteur, changea

Die zweite Proclamation iſt von demſelben Tage datirt und an die Armee gerichtet. Sie lautet folgender Maßen:

„Wir ſind nicht beſiegt worden! Zwei aus unſeren Rei„hen Herausgetretene ſind an unſeren Lorbeeren, an ihrem

---

le destin de la guerre. La situation désastreuse de l'ennemi était telle, qu'à la fin de l'affaire qui eût lieu devant Paris, il était sans munitions par la séparation de ses parcs de réserve. Dans ces nouvelles et grandes circonstances mon coeur fut déchiré, mais mon ame resta inébranlable. Je ne consultai que l'intérêt de la patrie: je m'exilai sur un rocher au milieu des mers, ma vie vous était et devait encore vous être utile. Je ne permis pas que le grand nombre de citoyens qui voulaient m'accompagner, partageassent mon sort; je crus leur présence utile a la France, et je n'emmenai avec moi qu'une poignée de braves nécessaires à ma garde. Elevé au trône par votre choix tout ce qui a été fait sans vous est illégitime. Depuis 25 ans la France a de nouveaux intérêts, de nouvelles institutions, une nouvelle gloire qui ne peuvent être garantis que par un gouvernement national et par une dynastie née de ces nouvelles circonstances. Un prince qui régnerait sur vous, qui serait assis sur mon trône par la force des mêmes armées qui ont ravagé notre territoire chercherait en vain à s'étayer des principes du droit féodal; il ne pourrait assurer l'honneur et les droits que d'un petit nombre d'individus, ennemis du peuple qui, depuis 25 ans, les a condamnés dans toutes nos assemblées nationales. Notre tranquillité intérieure et votre considération extérieure seraient perdues à jamais. Français! dans mon exil j'ai entendu vos plaintes et vos voeux; vous réclamiez ce gouvernement de votre choix qui seul est légitime; vous accusiez mon long sommeil; vous me reprochiez de sacrifier a mon repos les grands intérêts de la patrie. J'ai traversé les mers au milieu des périls de toute espèce, j'arrive parmi vous pour reprendre mes droits, qui sont les votres. Tout ce que des individus ont fait, écrit ou dit depuis la prise de Paris, je l'ignorerai toujours; cela n'influera en rie surn le souvenir que je conserve des services importans qu'ils ont rendus; car il est des événemens d'une telle nature qu'ils sont au-dessus de l'organisation hnmaine. Français! il n'est aucune nation, quelque petite qu'elle soit, qui n'ait eu le droit de se soustraire, et ne se soit soustraite au deshonneur d'obéir à un prince imposé par un ennemi momentanément victorieux. Lorsque Charles VII. rentra à Paris et renversa le trône éphémère de Henri VI. il reconnut tenir son trône de la vaillance de ses braves et non d'un prince régent d'Angleterre. C'est aussi à vous seuls et aux braves de l'armée, que je fais et ferai toujours eloire de tout devoir. Signé: NAPOLEON!“

„Vaterlande, an ihrem Fürsten, an ihrem Wohlthäter zu „Verräthern geworden. Wie? sollten die Menschen, die ihr „seit fünfundzwanzig Jahren ganz Europa habt durch„streichen sehen, um uns Feinde zu erregen, die ihr „Leben damit zugebracht haben, in den Reihen der aus„ländischen Heere gegen uns zu kämpfen und unser schönes „Frankreich zu verwünschen, jetzt Gebieter und Unterjocher „unserer Adler seyn dürfen, sie, welche nie den Blick dieser „Adler haben ertragen können? Könntet ihr es dulden, daß „diese Menschen unsere rühmlichen Arbeiten als ihr Erbe „nehmen, daß sie unserer Ehrenstellen, unserer Güter „sich bemächtigen, und unsern Ruhm verläumden. „Hätte ihre Herrschaft Dauer, so ginge Alles verloren, „selbst das Andenken jener unsterblichen Siege! Mit „welcher Erbitterung sind sie nicht Verkleinerer derselben! „Was die Welt bewundert, suchen sie durch ihrer Verläumdung „Gift zu schänden, und wenn es noch Vertheidiger unseres „Ruhmes giebt, so finden wir sie drüben bei'm Feinde, „den wir im Schlachtfelde besiegt haben. Soldaten! in „meinem Exil habe ich eure Stimme gehört, trotz allen Hin„dernissen und allen Gefahren komme ich jetzt wieder zu „euch. Euer General, durch die Stimme der Nation auf „den Thron gerufen und erhoben von der Armee, ist euch „wiedergegeben: schließt euch ihm an! Reißt euch jene „Kokarden ab, welche die Nation verabscheut, und welche „seit fünfundzwanzig Jahren allen Feinden Frankreichs zum „Vereinigungszeichen gedient haben. Nehmt wieder die „dreifarbige Kokarde! Diese trugt ihr bei unseren großen „Siegen! — — Wir müssen vergessen, daß wir die Be„herrscher der Nationen gewesen sind, aber wir dürfen nicht „zugeben, daß irgend eine sich in unsere Angelegenheiten „mische. Wer darf sich unterstehen, Herr bei uns seyn zu „wollen? Wer sollte die Macht dazu haben? Erhebet jene „Adler wieder, die ihr trugt bei Ulm, bei Austerlitz, „bei Jena, bei Eylau, bei Friedland, bei Tudela, „bei Eckmühl, bei Eßlingen, bei Wagram, bei „Smolensk, bei Moskwa, bei Lützen, bei Wur„schen, bei Montmirail. Glaubt ihr, die Handvoll „Franzosen, die jetzt so anmaßend ist, könne den Anblick „derselben ertragen? Diese werden gehen, woher sie ge„kommen sind, und so werden sie, wenn sie es denn wollen, „herrschen, wie sie seit neunzehn Jahren geherrscht zu haben

„vorgeben. Eure Güter, eure Reihen, euer Ruhm, die „Güter, die Reihen und der Ruhm eurer Kinder, haben „keine größeren Feinde, als dieſe Fürſten, welche das Aus„land euch aufgedrungen hat. Sie ſind die Feinde des „Ruhms, weil ſie in Erzählung von ſo viel heroiſchen Tha„ten, welche das franzöſiſche Volk im Kampfe mit ihnen, „durch welchen ſie ihr Joch abſchüttelte, gethan haben, „ihr eigenes Verdammungsurtheil leſen! Die Veteranen der „Sambre- und Maas Armee, der Rhein-Armee, „der italieniſchen Armee, der ägyptiſchen Ar„mee, der Weſt-Armee, der großen Armee, ſind „gedemüthigt! Ihre ruhmbringenden Narben ſind ver„höhnt! Ihre Erfolge würden für Verbrechen gelten, „dieſe Braven würden für Rebellen geachtet werden, wenn „wirklich, wie die Feinde der Nation behaupten, geſetzliche „Souveräne mitten in den Armeen des Auslands wären! „Die Ehrenſtellen, die Belohnungen, die Gunſt ſind Denen „aufgehoben, welche ihnen gegen das Vaterland und gegen „uns gedient haben! Soldaten! kommt, ſammlet euch zu „den Fahnen eures Chefs! Er hat ſeine Exiſtenz nur durch „die eure! Sein Intereſſe iſt kein anderes, ſeine Ehre „keine andere, ſein Ruhm kein anderer, als euer Intereſſe, „eure Ehre, euer Ruhm! Der Sieg wird mit Sturm„ſchritt eilen, der Adler mit den Nationalfarben wird von „Thurm zu Thurm bis zu den Thurmſpitzen der Notre „Dame fliegen! Dann werdet ihr mit Ehren eure Nar„ben zeigen können. Dann werdet ihr euch deſſen rühmen „können, was ihr gethan habt, ihr werdet die Befreier „des Vaterlandes ſeyn. In eurem Alter ſeyd ihr von euren „Mitbürgern umgeben und geachtet, und mit Staunen „hören ſie euch an, wenn ihr eure Großthaten erzählt. Mit „Stolz werdet ihr ſagen können: „Und auch ich war ein Theil „jener großen Armee, welche zwei Mal den Eingang ge„funden hat, durch die Thore von Wien, durch die von „Rom, von Berlin, von Madrid, von Moskau, „welche Paris gereinigt hat von dem Flecken, mit welchem „Verrätherei und der Feind es verunreinigt hatten!“ Ehre „jenen braven Soldaten, die des Vaterlands Ruhm ſind, „und ewige Schande den verbrecheriſchen Franzoſen, in „welchem hohen Range ſie auch geboren ſeyn mögen, welche „fünfundzwanzig Jahre bei den Heeren des Auslandes ge-

„dient haben, um das Herz ihres Vaterlandes zu zerflei-
„schen!“ *)

Unterzeichnet: Napoleon.

---

*) „Nous n'avons pas été vaincus; deux hommes sortis de nos rangs ont trahi nos lauriers, leur pays, leur prince, leur bienfaiteur. Ceux que vous avez vus, pendant 25 ans, parcourir toute l'Europe pour nus susciter des ennemis; qui ont passé leur vie à combattre contre nous dans les rangs des armées étrangères; en maudissant notre belle France, prétendraient-ils commander et enchaîner nos aigles; eux qui n'ont jamais pu en soutenir les regards? Souffrirons-nous qu'ils héritent de nos glorieux travaux; qu'ils s'emparent de nos honneurs, de nos biens, qu'ils calomnient notre gloire? Si leur régne durait, tout serait perdu, même le souvenir de ces immortelles journées. Avec quel acharnement ils les dénaturent! Ils cherchent à empoisonner ce que le monde admire: et s'il reste encore des défenseurs de notre gloire, c'est parmi ces mêmes ennemis que nous avons combattus sur le champ de bataille. Soldats! dans mon exil j'ai entendu votre voix; je suis arrivé à travers tous les obstacles et tous les périls. Votre général, appelé au trône par le choix du peuple et élevé sur vos pavois vous est rendu: venez le joindre! Arrachez ces couleurs que la nation proscrit et qui pendant 25 ans servirent de ralliement à tous les ennemis de la France. Arborez cette cocarde tricolore: vous la portiez dans nos grandes journées! — — Nous devons oublier que nous avons été les maîtres des nations; mais nous ne devons pas souffrir qu'aucune se mêle de nos affaires. Qui prétendrait être maître chez nous? Qui en aurait le pouvoir? Reprenez ces aigles que vous aviez à Ulm, à Austerlitz, à Jena, à Eylau, à Friedland, à Tudela, à Eckmühl, à Essling, à Wagram, à Smolensk, à la Moskwa, à Lutzen, à Wurschen, à Montmirail. Pensez-vous que cette poignée de Français, aujourdhui si arrogans puissent en soutenir la vue? Ils retourneront d'où ils viennent; et là, s'ils le veulent, ils régneront comme ils prétendent avoir régné pendant 19 ans. Vos biens, vos rangs, votre gloire, les biens, les rangs et la gloire de vos enfans, n'ont pas de plus grands ennemis que ces princes que les étrangers vous ont imposés. Ils sont les ennemis de la gloire, puisque le récit de tant d'actions héroiques qui ont illustré le peuple Français, combattant contre eux pour se soustraire à leur joug, est leur condamnation. Les vétérans des armées de Sambre-et-Meuse, du Rhin, d'Italie, d'Egypte, de l'Ouest, de la grande armée, sont humiliés: leurs honorables cicatrices sont flétries; leurs succès seraient des crimes; ces braves seraient des rebelles, si, comme les prétendent les ennemis du peuple, des souverains légitimes étaient au milieu des armées étrangères. Les honneurs, les récompenses, les affections sont pour ceux qui les

Die erſte Stadt, von welcher er erſchien, war Antibes. Von allen, die er auf ſeinem Wege antraf, war dieß die einzige, in welcher der Commandant Buonaparte'n die Thore zu öffnen verweigerte. Er ließ ſie hinter ſich, marſchirte nach Cannes, wo er mit Enthuſiasmus aufgenommen ward, dann nach Graſſe, und langte noch am Abende des 3. im Dorfe Cérénon an, nach einem Marſche von zwanzig Stunden. Er nahm das Nachtquartier in Barême, und am folgenden 4. ſpeiſte er zu Mittage in Digne. Kaum hatte ſich die Nachricht von ſeiner Rückkehr verbreitet, als die ganze Volksmenge von allen Seiten herbei und ihm entgegenſtrömte. Und wie hätte es anders ſeyn können? Vor Kurzem hatten die Bourbons dieſelben Departements durchreiſt, und überall hatte rings um ſie her die ſtolzen Anmaßungen der Feudalität und die übermüthigen Drohungen der Emigration laut erſchallen dürfen. Napoleon hingegen erſchien im Namen des Friedens und der Freiheit. Die ſchlichten Landbewohner unterſuchten nicht, ob er in jener Zeit, als er auf dem Gipfel der Allmacht war, an der heiligen Sache, für deren Anwalt er jetzt ſich erklärte, zum Verräther geworden ſey. Dahingegen hatten ſie unter den Bourbons ſo eben ſchon geſehen, daß die „droits réunis" (vereinigten Rechte) und die Con-

---

ont servis contre la patrie et nous. Soldats, venez-vous ranger aous les drapeaux de votre chéf. Son existence ne se compose que de la votre, son intérêt, son honneur et sa gloire ne sont autres que votre intérêt, votre honneur et votre gloire. La victoire marchera au pas de charge; l'aigle avec les couleurs nationales volera de clocher en clocher jusqu' aux tours de Notre-Dame: alors vous pourrez montrer avec honneur vos cicatrices; alors vous vanter de ce que vous aurez fait; vous serez les libérateurs de la patrie. Dans votre vieillesse, entourés et considérés de vos concitoyens, ils vous entendront avec respect raconter vos hauts faits; vous pourrez dire avec orgueil: „Et moi aussi je faisais partie de cette grande armée qui est entrée deux fois dans les murs de Vienne, dans ceux de Rome, de Berlin, de Madrid, de Moscau; qui a delivré Paris de la souillure que la trahison et l'ennemi y ont imprimée." Honneur à ces braves Soldats, la gloire de la patrie, et honte éternelle aux Français criminels, dans quelque rang que la fortune les ait fait naître, qui combattirent 25 ans avec l'étranger pour déchirer le sein de leur patrie. Signé: NAPOLEON. Par l'empereur, le grand-maréchal, signé comte Bertrand."

ſcription, deren Abſchaffung ihnen doch feierlich verſprochen worden war, beibehalten wurden und bloß einen andern Namen erhielten. Sie konnten zwar zur Noth das allmähliche Wiederaufleben der Feudal-Inſtitutionen, durch die Errichtung der Majorate, ertragen, allein die Rückerinnerung an die Zeiten, wo die Prieſter ihre Gewiſſen tyranniſirten, und wo die Adelichen über ihre Perſon und ihr Eigenthum drückende und demüthigende Rechte ausübten, war ihrem Gedächtniſſe immer noch gegenwärtig. Jetzt brach daher in mehr als dreißig öſtlichen Departementen auf Einmal eine Revolution aus, und zwar mit einer Schnelligkeit, mit einer Einmüthigkeit, mit einer Energie, wie ſeit ſechsundzwanzig Jahren keine erlebt worden war.

Am 5. März ergab ſich das Fort Siſteron, ohne daß eine Muskete abgeſchoſſen ward, an eine Avantgarde von Grenadieren, welche der General Cambronne commandirte. An demſelben Tage nahm Buonaparte, von zehn Dragonern und vierzig Grenadieren begleitet, ſein Nachtquartier zu Gap. Am folgenden Tage Nachmittags 2 Uhr verließ er es, und augenblicklich war die ganze Volksmenge der Umgegend auf der Landſtraße verſammelt. In St. Bonnet thaten die Einwohner, als ſie den kleinen Haufen Bewaffnete ſahen, der mit ihm war, und der vielmehr eine bloße Escorte als eine Armee genannt werden durfte, den Vorſchlag, die Glocken zu läuten, das Volk der benachbarten Dorfſchaften zu verſammeln und mit ihm zu ziehen. „Nein!“ erwiderte ihnen Buonaparte, „ſchon dieſe eure Geſinnung ſagt mir zur Gnüge, daß ich „mich nicht getäuſcht habe. Sie iſt mir eine ſichere Gewährleiſtung für die Geſinnung meiner Soldaten. Alle, „denen ich begegnen werde, werden ſich an mich anſchließen, je zahlreicher ſie ſeyn werden, deſto geſicherter wird „der Erfolg meiner Unternehmung ſeyn. Bleibt alſo ruhig „bei den Eurigen!“

An dieſem Tage nahm er ſein Nachtquartier zu Corps, und Cambronne und die vierzig Mann, welche ſeine Avantgarde bildeten, waren ihm dahin ſchon vorausgeeilt. Bei Lamûre begegnete er der Avantgarde einer Diviſion von 6000 Mann Linientruppen, die von Grenoble kam, um ſein Vordringen zu hindern. Cam-

bronne verlangte mit ihr zu parlamentiren. Es ward ihm abgeschlagen und die Avantgarde zog sich zurück. Augenblicklich, als er dieß erfuhr, ritt Buonaparte selbst an die Fronte, stieg vom Pferde, ging zu Fuß, an der Spitze seiner Garde, welche ihre Waffen unter dem Arme trug, gerade auf das eine Bataillon zu, und als er ihm bis in Schussesweite genaht war, rief er: „Wer seinen Kaiser tödten will, kann es thun!" (Celui qui voudra tuer son empereur peut le faire!) Auf diese Worte erscholl sogleich fast aus jedem Munde das Geschrei: Vive l'empereur! Die Soldaten von beiden Seiten liefen unter einander, umarmten sich, rissen die weiße Kokarde von den Hüten, warfen sie zur Erde, traten sie mit Füßen, und vertauschten sie jubelnd sogleich mit der Nationalkokarde. Jetzt stellten auf Buonaparte's Befehl seine Truppen sich in Schlachtordnung. „Ich komme" rief er dann laut, „ich komme mit einer Handvoll Braver, weil „ich auf die Nation und auf Euch gerechnet habe! Der „Thron der Bourbons ist ungesetzlich, weil er nicht von der „Nation errichtet worden ist. Er ist dem Willen der Nation „entgegen, weil er nur im Interesse einiger Familien sein „Daseyn hat. Man bedroht eure Väter mit den Zehnten, „mit den Bevorrechtungen, mit dem Feudalwesen, mit der „Wiederherstellung aller Bedrückungen, von welchen eure „Siege sie befreiet hatten! —— Ist das nicht wahr, Bau„ern?" — „Ja, Sire," schrieen die versammelten Bau„ern mit Einer Stimme. „Man wollte uns wieder an die „Erdscholle heften! Ihr kommt zu unserer Befreiung!" — —

Obgleich sehr ermüdet, wollte Buonaparte doch gern an diesem Tage noch in Grenoble eintreffen. Zwischen Vizille und dieser Stadt begegnete ihm das Regiment, welches Labédoyère commandirte. Eine beträchtliche Truppenmenge war in Grenoble, die Linientruppen und die Nationalgarde waren unter den Waffen, die ganze Bevölkerung der Stadt auf Vertheidigungsfuß, die Thore waren geschlossen. Bei Napoleon's Annäherung aber hallte die Luft wieder von dem Geschrei: Vive l'empereur! Die Thore wurden mit Gewalt aufgebrochen und um 10 Uhr rückte Buonaparte in die Stadt ein, unter lautem Gejauchze der Soldaten sowohl als der Bürger, welche sämmtlich sich mit den Nationalfarben geschmückt hatten.

Am folgenden Tage ließ er die Truppen Nachmittags um 2 Uhr, unter fortwährendem Gejauchze der ganzen versammelten Einwohnermenge, die Musterung passiren, worauf man mit forcirtem Marsch Lyon zueilte.

Am 9. blieb er die Nacht in Bourgoin wo die Einwohner aller Dörfer der Umgegend sich versammelt hatten. Unter dem vielen verworrenen Geschrei hörte man deutlich die Aeußerung: „Nous vous attendions depuis longtemps pour délivrer la France de la honte du joug étranger; des prétentions des prêtres, et de l'insolence des émigrés!“ Obgleich eine solche Stimmung des Volks Buonaparte'n für sein Unternehmen wunderbar behüflich war, so hörte er doch den energischen Ausdruck derselben nicht ohne einige Unruhe und Besorgniß. Enthusiasmus war ihm zwar sehr willkommen, aber er fürchtete den Revolutionsgeist, und man glaubte wahrzunehmen, daß dieser Volkspomp, (pompe populaire,) welcher mit seinem alten Hofpompe einen so schneidenden Contrast bildete, seinen Stolz demüthigte, und er dieß nur mit Zwang verbarg.

Von Grenoble nach Lyon war der Marsch gleichsam ein Triumphzug. Buonaparte war im Wagen und von einer unzählbaren freudetrunkenen Menge umgeben. „Oui“ schrie er von Zeit zu Zeit, „oui, vous êtes la grande nation; j'ai salué la France de ce nom, il y a vingt ans, sur mes premiers champs de bataille!“

Um 4 Uhr des Morgens begrüßte ihn ein Detaschement Husaren, welches ihm bis la Guillotiere entgegengeschickt worden war, mit dem Geschrei: Vive l'empereur! Am 10 März 1815 Abends um 9 Uhr fuhr er durch die Thore von Lyon, an der Spitze der Truppen, welche man abgeschickt hatte, um ihn zu vernichten, und von welchen auf der ganzen Reise nicht ein einziger feindseliger Musketenschuß gethan worden war.

In Lyon brachte er drei Tage zu, und während dieser Zeit erließ er eine große Menge sehr populärer Decrete, unter denen sich vorzüglich die auszeichneten, durch welche der Adel unterdrückt ward, und durch welche unter der Benennung „Champ de Mai“ (Maifeld) eine Ver-

sammlung, die eine ächte Nationalversammlung seyn sollte, zusammenberufen ward. Diese seine ersten Administrationsacte, deren Verbreitung über ganz Frankreich äußerst schnell von Statten ging, steigerten die Begeisterungs-Trunkenheit, welche durch seine Rückkehr veranlaßt worden war, bis zum höchsten Grade, und bewirkten vollends ganz, daß alle die seinem Marsche entgegengesetzten Hindernisse niedergeschmettert wurden.

Am 13. traf er Nachmittags 3 Uhr in Villefranche ein, einer kleinen Stadt, die nicht mehr als viertausend Einwohner hat, in welcher aber jetzt mehr als sechszigtausend Menschen sich herumtummelten. In Macon, in Tournüs, welche Städte schon während der letzten Invasion durch ihren Muth sich ausgezeichnet hatten, war das enthusiastische Geschrei dasselbe. Der Stadt Chalons sagte er sehr schmeichelhaft, daß Frankreich ihr zur Dankbarkeit verpflichtet sey, für den Widerstand, den sie in eben jener Epoche dem Feinde geleistet hatte, und für die vierzig Tage lang fortgesetzte Vertheidigung der Brücke über die Saone.

In St. Jean de Losne gab er dem Maire den Orden der Ehrenlegion. Er bekannte, ja verurtheilte hier, einen der großen Fehler seiner ersten Regierungsperiode, welcher gerade dem Lande und ihm selbst am verderbenbringendsten geworden war. Nachdem er sich hatte erzählen lassen, was damals eben von der Bravour, die in jener Epoche im Saone- und Loire-Departement geglänzt hatte, für Anekdötchen im Publicum circulirten, rief er aus: „C'est pour vous, braves gens, que j'ai institué la légion d'honneur, et non pour les émigrés pensionnaires de nos ennemis!“ Er beruhigte die Eigenthumsbesitzer von Nationalgütern, die von den Agenten der letzten Regierung mit einem nahen Verluste derselben bedroht, von allen Seiten sich an den Mann herandrängten, welchen allein sie für fähig hielten, ihre Personen und ihr Eigenthum zu vertheidigen. Die Republicanisch-Gesinnten, die Freiheitsfreunde aus allen Revolutions-Perioden, suchten bei Buonaparte einen Schutz, zu dessen Vergleichung ungeachtet feierlich gege-

bener Zusage, die Königliche Regierung weder Energie noch Macht genug hatte.

Er konnte nicht fertig werden damit, allen den Kummer, welchen man jetzt ihm ausschüttete, zu beschwichtigen, aber schon sein persönliches Wiedererscheinen war hinreichend, alle Hoffnungen neu zu beleben.

Am 17. März erreichte er Auxerre, wo der Fürst von der Moskwa (Ney) zu ihm stieß. Am 20. traf er früh um 4 Uhr in Fontainebleau ein. Er erhielt die Nachricht, die Bourbons haben sich bereits aus Paris entfernt, und nun verließ er Fontainebleau schon um 7 Uhr. Abends halb 10 Uhr erschien er in Paris, in einer Stunde, in der man ihn am wenigsten erwartete.

Die Volksmenge, die noch in dieser Stunde auf den Straßen sich herumtrieb, strömte ihm nach zu den Tuilerieen hin. Eine erstaunliche Anzahl von Officieren aller Regimenter war hier bereits versammelt. Kaum ward es Buonaparte'n möglich, durch das Gewühl sich hindurchzuarbeiten. „Mes amis," sprach er mit beklommener Brust, nicht weniger beklommen von der Gemüthsbewegung, als vom Getümmel, — „mes amis, vous m'étouffez!" Hierauf ward ihm einige Augenblicke der Weg breiter, aber bald waren alle Anstrengungen, den immer ärger werdenden Andrang zu hemmen, vergeblich. Schon war Buonaparte bis an die große Treppe auf eine äußerst ungemächliche Art gleichsam hingeschoben worden, als die Generaladjutanten und Officiere, welche ihn führten, noch den vernünftigen Einfall hatten, ihn in ihren Armen bis in seine Zimmer, trotz seinem Widerstreben, hinauf zu tragen. Inzwischen strömte unablässig das Volk in den Höfen der Tuilerieen, im Garten und auf dem Carrousel-Platze zusammen. Der Lärm dauerte ununterbrochen die ganze Nacht hindurch fort.

Am nächsten Tage, am 21. versammelte sich fast ganz Paris in der Nähe der Tuilerieen.

Die Muse der Geschichte muß überhaupt aufrichtig genug seyn, um es zu gestehen, daß keine Ausbrüche den Enthusiasmus einer Nation jemals mehr die Kennzeichen der Aufrichtigkeit und der Einmüthigkeit gehabt haben, als jene, welche Buonaparte's Rückkehr von der Insel Elba veranlaßte.

Die Ursachen davon sind nichts weniger als räthselhaft! Sie sind einzig in jener beklagenswürdigen und unbegreiflichen Verblendung der Glieder des Bourbon'schen Hauses zu suchen, welche zehn Monate lang die weisen Beispiele ihres Oberhauptes unaufhörlich verschmäht, und sich dann erst national gezeigt hatten, als ihre verzögerte Ergebung nutzlos geworden war.

Am 21. März hielt Buonaparte Heerschau über die Truppen, welche in Paris garnisonirten. Die Reihen durchfliegend hielt er an die Soldaten eine Rede, welche von diesen und vom ganzen versammelten Volke mit dem enthusiastischsten Beifallsgeschrei erwidert ward. Verdoppelt ward dieses Zujauchzen, als man auf Einmal den wackeren General Cambronne ankommen sah, mit den Officieren der Garde des Bataillons von Elba, welche ihre alten Adler trugen.

An demselben Tage bildete Buonaparte sein neues Ministerium. Zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannte er den Herzog aon Vicenza; (Caulaincourt;) zum Polizeiminister, den Herzog von Otranto; (Fouché;) zum Minister des Innern, den Grafen Carnot; zum Kriegsminister, den Fürsten von Eckmühl; (Davoust;) zum Finanzminister, den Herzog von Gaëta; (Gaudin;) zum Seeminister, den Herzog Decrès; zum Justizminister, den Erzkanzler Cambacérès.

Die ersten neuen Regierungsacte Buonaparte's waren die Abschaffung der Direction des Buchhandels und der Censur.

Einige Höflinge wollten ihm bemerklich machen, welches Unheil daraus entstehen könne. Er erwiederte lächelnd: „Das gilt bloß Euch, ihr Herrn! Ich habe Nichts dabei

„zu fürchten! Was kann man noch Schlimmeres gegen mich „drucken lassen, als seit einem Jahre ist gesagt worden?“*)

Aber man hat ihm doch bewiesen, daß er sich geirrt habe. Bald machte er diese Entdeckung! Es ist sogar wahrscheinlich, daß, wenn er auch wirklich in der Absicht gekommen war, die Freiheit, die er so lange unterdrückt hatte, nun wiederherzustellen, doch die plötzlich in den Weg tretenden zahlreichen Hindernisse ihn bald wieder anderes Sinnes werden ließen. Uns scheint wenigstens so viel außer Zweifel, daß bald die Meinung in ihm Herrschaft gewann, — die er jedoch verschwieg, und die bloß seine Höflinge und einige Depositäre seiner Macht mit ihm theilten, — jetzt sey die Errichtung einer Dictatur unumgängliche Nothwendigkeit.

Allerdings würde eine Dictatur, wäre sie in würdige Hände gegeben worden, — nicht in die Hände eines Mannes, dessen Despotismus Frankreich zehn Jahre lang gegeißelt hatte, — ein sehr wirksames Heilmittel gewesen seyn. Aber Ihm sie nicht zu bewilligen, darüber waren in jener Zeit alle Parteien vollkommen einverstanden und festen Entschlusses. Von dieser Stimmung hatte er sich recht befriedigend überzeugen können, als er die Reden der sämmtlichen Staatsbehörden vernahm, selbst jener Behörde des Staatsraths, welche durch ihren eigenthümlichen Character in trauriger Abhängigkeit von ihm war. Einige Schmeicheleien aber abgerechnet, — die doch nur mit eingemischt zu seyn schienen, damit die außerordentliche Kühnheit, mit welcher er jene strengen und herben Wahrheiten, durch die vor einem Jahre sich der muthige Lainé ihm so widerlich gemacht hatte, zu hören bekam, ein wenig dadurch versüßt würde, — haben gesunde Vernunft und Republicanersinn sich nie in einer edleren Sprache vernehmen lassen, als welche sie damals führten.

Es gab also keinen Ausweg. Er mußte sich constitutionell zeigen, mochte dieß nach seinem Geschmacke

*) „Ma foi, messieurs ceci vous regarde; pour moi je n'ai rien à craindre; je défie que l'on en imprime plus sur mon compte, qu'on n'en a dit depuis un an!“

seyn oder nicht. Allein seit geraumer Zeit schon war zwischen Buonaparte'n und der Freiheit die Antipathie so groß geworden, daß alle Acte seiner neuen Regierung sich durch eine seltsame Gezwungenheit auszeichneten, unnatürlich und des Zusammenhangs ermangelnd schienen. Immer war jedoch die öffentliche Meinung bis jetzt ihm noch günstig geblieben. Man hielt die Friedenshoffnung fest, insbesondere die Hoffnung des Friedens mit Oesterreich, von welchem man erwartete, es werde von der Coalition sich trennen.*) Man hoffte mit Zuversicht auf liberale Institutionen, da sie so feierlich versprochen worden waren.

Die Promulgation der zu den Reichsconstitutionen gekommenen additionellen Acte aber, welche am 21. April geschah, war auf die öffentliche Stimmung von einem äußerst verderblichen und außerordentlich schnellwirkenden

*) Diese Hoffnung war gegründet, und man hatte wirklich alle Ursache, auf den Frieden mit Zuversicht zu rechnen. Am 17. April hatte Buonaparte den Freiherrn von Stassart mit Depeschen und Vollmachten, deren Gegenstand die Aufrechthaltung des Pariser Tractats war, auf den Wiener-Congreß geschickt. Stassart konnte nur bis Linz gehen, und in der Nacht des 13. Mai traf er wieder in Paris ein. Hier machte er Buonaparte'n sogleich die Eröffnung, daß, „wenn er zu Gunsten „seines Sohnes abdanken wolle, Oesterreich darauf be„reitwillig eingehe, und überdieß, daferne es nothig wer„den sollte, mit Frankreich gemeine Sache zu machen, den „Entschluß gefaßt habe." Man verlangte bloß, daß Buonaparte's Abdankung geschehe, bevor ein Kanonenschuß gefallen sey, und daß er sein eigenes Loos seinem Schwiegervater anheim gebe, welcher ihm für die Wiedereinsetzung in seine volle Souveränetät auf Elba, oder auch für die Erlangung jeder anderen gleichvielgeltenden Souveränität, Bürge sey. Diese Mittheilungen hatte der Kaiser von Oesterreich durch den Fürsten Wrede machen lassen, als in den ersten Tagen des Mai dieser Fürst von Wien nach München zurückkehrte. Es scheint auch, daß vor der berühmten und über Buonaparte's Loos traurigen entscheidenden Sitzung vom 1. Junius Rußland zu einem sehr ähnlichen Antrage autorisirt hatte, wobei die Mittelsperson hauptsächlich die Gemahlin des gewesenen Königs von Holland, Ludwig Buonaparte, war.

Einflusse. Sie war dieß so sehr, daß der üble Eindruck, den sie machte, wirklich gar nicht einmal im richtigen Verhältnisse zu den wirklichen Mängeln dieser Acte war. Diese ungemein schnelle Revolution in der öffentlichen Meinung hatten vorzüglich drei Ursachen bewirkt. Die Freunde des Republicanismus verglichen die additionelle Acte, durch welche der Adel wiederhergestellt und eine Pairskammer geschaffen ward, mit den vom Meerbusen Juan aus datirten Proclamationen und jenen volksthümlichen Decreten von Lyon. Diese Vergleichung bewog sie zu dem Urtheile, Buonaparte habe sie betrogen.

So wie die Schuppen ihnen von den Augen fielen, endete ihr Entzücken! Die Freunde der monarchischen Freiheit sahen mit gereiztem Unwillen und Abscheu, daß aus allen Senatus-Consulten der neue Kaiserregierung wieder jener alte verhaßte Unrath aus[illegible]itzte, wieder die Mehrzahl der aus dem ärgsten Despotismus und von der ihm ergebensten, durch feige Nachgiebigkeit entehrtesten, Behörde emanirten Institutionen zurückriefen, ja sie zu Grundlagen einer freien Verfassung nehmen wollten. Endlich drittens waren auch in jener Periode bereits die Wiener Congreß-Declarationen vom 13. und 25. März 1815, durch welche alle Aussicht auf Frieden geraubt ward, nach Paris gekommen.

Am 22. April rief ein kaiserliches Decret die sämmtlichen Wahlmänner-Collegien der Monarchie in die Hauptstadt. An demselben Tage wurden die sogenanten „corps francs" (freien Corps) organisirt. Am 30. erhielt man die Nachricht von den ersten Bewegungen der feindlichen Armeen.

Am 11. Mai wurden Buonaparte'n sehr energische Vorstellungen gegen die additionelle Acte gemacht. Am 15. hielt er Musterung über dreißig tausend Föderirte von Paris.

Indeß die öffentliche Meinung hatte sich einmal geändert. Nichts vermochte sie wiederherzustellen, und obgleich die Feier des Nationalfestes auf dem Maifelde in allen Herzen die Vaterlandsliebe wieder entzündet hatte, so galt doch diese Wärme der Herzen Buonaparte'n

nur in einem sehr geringen Grade wieder mit, und wenn in der fürchterlichen eben jetzt herannahenden Krisis die Freunde der Freiheit, in Buonaparte'n gleichsam immer noch das Schwerdt Frankreichs erblickend, zurück schauderten bei dem Gedanken an die Möglichkeit einer Niederlage, die das Vaterland dem Eindringen fremder Heere zum zweitenmale bloß stellen mußte, so fürchteten sie doch nicht minder seinen Sieg, der es unfehlbar dem kaiserlichen Despotismus aufs neue unterwerfen würde, wovon die Folge, wie sie deutlich sahen, keine andere seyn konnte, als die Rückkehr des kaiserlichen Despotismus und des mit demselben verbundenen Sklavenjoches.

Am 4. Junius ward unter Lanjuinais Vorsitze die Repräsentantenkammer constituirt. Am 5. theilte ihr der Präsident der Pairskammer das Decret mit, welches die Pairs von Frankreich ernannte.

Indeß nahmen von den Heeren der Verbündeten das englische, das preußische und das niederländische ihre Stellungen an den belgischen Grenzen, wo sie alsbald die französische Armee sich gegenüber sahen.

Am 7. eröffnete Buonaparte die Sitzung des gesetzgebenden Körpers in Person. Am 11. erhielt er die Adressen der Kammern, und am Vormittage des 12. reiste er von Paris ab. Am 13. traf er in Avesnes ein. Die Stärke der französischen Armee auf diesem Puncte war 83,000 Mann Infanterie, 21,000 Mann Cavallerie und 305 Stücke Geschütz.

Die Armee der vereinigten Engländer, Hannoveraner, Braunschweiger und anderer Deutschen, Belgier, und Holländer zählte 79,000 Mann Infanterie, 15,600 Mann Cavallerie, 7,500 Mann Artilleristen und Ingenieurs und 258 Stücke Geschütz.

Die preußische Armee belief sich auf 102,000 Mann Infanterie, 18,000 Mann Cavallerie, und 300 Feuerschlünde.

Das große französische Hauptquartier war zu Beaumont, einer kleinen, sechs Stunden von Charleroi entfernten, zwischen der Maaß und der Sambre lie-

genden Stadt. Das Hauptquartier des Herzogs von Wellington war zu Brüssel, das des Marschalls Blücher zu Namür.

Am 15. früh kam in's französische Hauptquartier die Nachricht, daß der Graf von Bourmont am vorigen Tage zum Feinde übergangen sey.

Eben hatte sich der Fürst von der Moskwa (Ney) im Hauptquartier eingefunden „Eh bien" rief Buonaparte ihm entgegen, „M. le maréchal, votre „protégé Bourmont, dont vous me répondiez „tant, que je n'ai placé qu'à votre sollicitation, a passé à l'ennemi!" Ney erschrak darüber und suchte sich zu rechtfertigen, mit der Betheurung, er habe für Bourmont eben so zuversichtlich gebürgt, als für sich selbst. Aber Napoleon unterbrach ihn mit den vielsagenden Worten: „Schweigen Sie, lieber Marschall, die Blauen bleiben blau, und die Weißen bleiben weiß!*)

An demselben Tage forcirte Buonaparte die feindlichen Linien an der Sambre. Am 16. trug er mit seiner 60,000 Mann starken Armee bei Ligny einen vollständigen Sieg über die Preußen davon, deren Armee 90,000 Mann zählte. Die Schlacht dauerte nur vier Stunden. Auf dem Rückzuge, der in Unordnung geschah, stürzte Marschall Blücher von seinem Pferde und war einige Augenblicke in der Gewalt der französischen Küraſſiere. In der Nacht begegnete er dem Bülow'schen Armeecorps, das von Lüttich kam.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß während dieser Schlacht von allen Seiten her Buonaparte'n eine große Menge falscher Nachrichten gebracht wurden. Bald verkündigte man, Vandamme mit seinem ganzen Generalstabe sey zum Feinde übergegangen, bald, Soult habe in verrätherischer Absicht Befehle zu ganz falschen Bewegungen gegeben. Ganz entrüstet und bestürzt kam ein Dra-

*) „Allez, M. le maréchal, ceux qui sont bleus sont bleus; ceux qui sont blancs sont blancs!"

goner-Quartiermeister mit der Nachricht, so eben halte der General Henain an die Officiere seiner Division eine Rede, um sie zum Uebergange zum Feinde zu bewegen. „Woher weißt du's? Wo ist er? Hast du seine Rede selbst „gehört?" frug Buonaparte hastig, der Quartiermeister wußte aber Nichts, und war, wie er vorgab, von einem Officier abgeschickt worden, um dem Kaiser diese Nachricht zu bringen. Während General Henain so verleumdet ward, nahm eine Kanonenkugel ihm das eine Bein.

Zugleich mit diesen Versuchen, den Kaiser zu schrecken, wurden von mehreren Officieren Versuche gemacht, Muthlosigkeit in der Armee zu verbreiten, indem sie übertriebene Schilderungen von der Stärke des Feinds gaben und jeden Augenblick ausprengten, man sey umgangen. Diese Thatsachen lassen fast keinen Zweifel übrig, daß ein organisirtes System der Verrätherei in der Armee verhanden war, und diese Meinung war auch unter den Soldaten allgemein verbreitet, was denn in die Befolgung der Befehle oft große Verwirrung brachte.

Buonaparte kam erst Abends um 9 Uhr nach Fleurüs zurück, wo sein Hauptquartier war. Der 17. verging mit bloßen Anordnungen und Dispositionen, von Seiten beider Armeen. Am 18., einem sehr regnigten Tag, befand sich die französische Armee, die nur 67,000 Mann und 240 Feuerschlünde zählte, Angesichts der englisch-holländischen Armee, welche, an den Wald Soignes gelehnt war, und 65,000 Streiter und 250 Stücken Geschütz hatte.

Um 11 Uhr begann die Schlacht mit einer Kanonade, durch welche General Reille sich des Schlosses Hougoumont zu bemächtigen suchte. Bald bemerkten die Franzosen in einer Entfernung von zwei Stunden ein aus allen Waffengattungen bestehendes Corps, welches sie für das des Marschall Grouchy hielten, welches aber die Avantgarde des Bülow'schen war, ohngefähr 5 bis 6000 Mann stark. Ein Officier ward an Grouchy abgeschickt, um ihn von diesem Umstande zu unterrichten. Da Grouchy nicht kam, so schickte Buonaparte 3000 Mann Caval-

lerie der Bülow'schen Avantgarde entgegen, und ließ sie durch zwei Divisionen vom Corps des Grafen Lobau unterstützen, welches 7000 Mann stark war. Allein durch diese Bewegung ward die Bestimmung dieses letzteren Corps verändert. Zu gleicher Zeit erhielt der Fürst von der Moskwa Befehl, la Haye Sainte anzugreifen und einzunehmen, das an der Straße nach Charleroi liegt, an welche das Centrum der Verbündeten sich lehnte.

Auf der ganzen französischen Linie war, als Buonaparte sich vor ihr zeigte, das Freudengeschrei so laut, daß die Commandos nicht gehört werden konnten. Er nahm seine Stellung auf eine Anhöhe in der Nähe der Meierei la Belle Alliance, von wo er die Bewegungen der beiden Armeen sehr gut sehen konnte. Mittags begannen die Franzosen das Feuer mit achtzig Kanonen. Da die Verbündeten, um sich dagegen zu schützen, ihre Massen hinter Anhöhen aufstellten, rückte die französische Infanterie vor. Als das Feuer immer näher kam, wurden Gepäck und Wagen der verbündeten Heere in tumultvoller, ordnungsloser Eile auf die Brüsseler Straße geschickt. Nach verschiedenen von der Cavallerie beider Armeen auf die Linien der Infanterie gemachten Angriffen bekamen die Franzosen la Haye Sainte in ihre Gewalt. Der Posten Hougoumont ward heftig angegriffen und mit nicht geringerer Tapferkeit vertheidigt.

Nach 4 Uhr erhielt Buonaparte vom General Domont die Nachricht, daß eine Division von 8 bis 10,000 Preußen vom Bülow'schen Corps aus den Wäldern bei Frichemont debouschire, und daß man noch immer Nichts vom Marschall Grouchy wisse. In diesem Augenblicke fragte Buonaparte den Herzog von Dalmatien (Soult,) ob er nach dem Marschall Grouchy neue Ordonnanzen geschickt habe? Auf die verneinende Antwort des Herzogs stampfte jener mit dem Fuße und schrie: „Où est Berthier? Il aurait envoyé dix ordonnances au lieu d'une, pour s'assurer de la réception des ordres!“ Da er den Grafen Lobau mit 7000 Mann dem Bülowschen Corps hatte entgegenschicken müssen, so hatte Buonaparte jetzt nur noch 60,000 Mann, um der englisch-holländischen Armee die Spitze zu bieten. Dennoch ließ er, da er sah, daß die Preußen fort-

während die rechte Flanke vom Corps des Grafen Lobau überflügelte, diesem noch vom General Düchesne an der Spitze einer Division der jungen Garde Beistand leisten, während durch die Einnahme der Meierei la Haye Sainte die Franzosen die Communication zwischen der englisch-holländischen Armee und dem vierten preußischen Corps abschnitten. Die in diesem Augenblicke erfolgte Ankunft des Marschalls Grouchy im Rücken des preußischen Corps, würde den Feind ohne Rückzug gelassen haben. Allein obgleich es schon 6 Uhr Abends war, so war man doch über die Operationen des Marschalls noch in derselben Unwissenheit. Grouchy hat später in einer gedruckten Antwort auf das vom General Gourgaud herausgegebene Werk über den Feldzug von 1815 die förmliche Erklärung von sich gegeben, daß Buonaparte's Befehle nicht an ihn gelangt seyen, und daß, wenn sie ihm auch zugekommen wären, es doch nicht in seiner Macht gestanden hätte, ihnen zu gehorsamen, weil er selbst mit den Preußen im Handgemenge war, welche nicht ermangelt haben würden, ihm in den Rücken zu fallen, wenn er jenen Befehlen hätte folgen wollen.

Inzwischen ließ der Fürst von der Moskwa, welcher nach 4 Uhr den Befehl erhalten hatte, sich in la Haye Sainte zu behaupten, und so lange bis man den Ausgang des Manoeuvres der Preußen erführe, keine Bewegung zu machen, als er um 5 Uhr sehr heftig von den Engländern angegriffen ward, welche diesen Posten wieder einzunehmen versuchten, sich von seiner gewohnten Unerschrockenheit fortreißen. Er vergaß den Befehl, den er erhalten hatte und debouschirte auf die Hochebne. Die Bewegung dieser Cavallerie-Masse, welche im Gallop und unter dem Geschrei: Vive l'empereur! vorwärts stürmte, imponirte einen Augenblick den Verbündeten, beruhigte die Franzosen über die Fortsetzung des Feuers der Preußen in ihrem Rücken, und ward von den Officieren, die Buonaparte'n umgaben, als das zuverlässige Vorzeichen des Sieges betrachtet. Allein Buonaparte urtheilte davon ganz anders. Er sagte zum Herzog von Dalmatien: „Das ist eine „Uebereilung von Ney, welche von sehr verderblichem Ein„flusse auf die Resultate des heutigen Tages seyn kann!“ *)

*) „Voilà un mouvement prématuré qui pourra avoir des conséquences funestes sur les résultats de la journée!“

Gegen 6 Uhr hatten die Preußen alle ihre Truppen in Thätigkeit. Halb 7 Uhr wichen sie zurück, und ihre Flüchtlinge waren bereits auf der Löwener Straße. Ueberall verbreitete sich Schrecken und die Nachricht, die Preußen seyen geschlagen. Halb 8 Uhr hörte endlich die französische Armee die Kanonade des Marschalls Grouchy und glaubte sie zwei Stunden von ihrem rechten Flügel entfernt. Sogleich faßte Buonaparte nun den Entschluß, einen allgemeinen Angriff machen zu lassen, durch welchen die Entscheidung herbeigeführt würde. Indeß waren die Verbündeten von der Ankunft des Marschall Blücher benachrichtigt worden. Zugleich erfuhren sie die Ankunft des ersten preußischen Corps und die von zwei englischen Cavalerie-Brigaden, die jede sechs Regimenter stark und jetzt in die Linie eingerückt waren. Diese günstigen Nachrichten, die sich sehr schnell bei ihnen verbreiteten, stellten in in ihrer Armee die Ordnung wieder her und belebten ihren Muth.

Unter diesen für die französische Armee kritischen Umständen hatten mehrere fehlerhafte Bewegungen für ihre zweite rechte Linie die Folge, daß sie sehr geschwächt ward. Die Cavallerie, welche die Hochebne eingenommen hatte, sah diese Bewegungen, und gerieth dadurch ihrer Seits in Ungewißheit und nachtheiliges Schwanken. Dieses Schwanken ging bald in ein völliges Zurückweichen über, als sie das Blücher'sche Corps und die beiden englischen Cavallerie-Brigaden zum Angriff bereit sah. Buonaparte, eben damit beschäftigt, den von ihm beschlossenen, oben erwähnten allgemeinen Angriff vorzubereiten, erkannte die Größe der Gefahr, warf sich augenblicklich mit vier Bataillonen der Garde auf die linke Seite von la Haye Sainte, und gab hier das Kommando dem Fürsten von der Moskwa, mit dem Befehle, daß er die Position des Plateau's behaupten solle. Zu gleicher Zeit ließ er durch seinen Generaladjutanten Labédoyère die Nachricht von der Ankunft des Corps von Grouchy verbreiten. Das Resultat dieser Operationen war befriedigend, und Jeder kehrte in seine Position zurück. Zwischen 7 und 8 Uhr Abends griffen zwei hannöverische Cavallerie-Brigaden la Haye Sainte an und nahmen es alsbald. Augenblicklich ließ ein Allarm-Geschrei auf dem französischen rechten Flügel sich hören, und die Folge davon war eine allgemeine Bewegung, die ihn auf diesem Puncte vom Lobauscher

Corps trennte. Die Unordnung pflanzte sich mit Blitzesschnelle in der Linie fort. Während dieser Zeit eilten die beiden englischen Brigaden herbei und verhinderten die Wiedervereinigung des rechten Flügels. Buonaparte wollte sie angreifen lassen, aber er hatte gerade jetzt nur vier bei seiner Person den Dienst habende Escadrons um sich, die er dazu brauchen konnte, weil die ganze Division Reserve-Cavallerie von der Garde sich, ohne von ihm dazu Befehl zu haben, auf dem Plateau ins Gefecht eingelassen hatte. Die vier Escadrons wurden zurückgeworfen und die Verwirrung ward noch viel größer durch den Rückzug der Cavallerie-Corps und der vier Garde-Bataillons, welche fast der ganzen englischen Armee seit mehreren Stunden Stand gehalten und jetzt keine Munition mehr hatten. Als das Plateau verlassen war, bemeisterte die englisch-holländische Armee sich der so lange Zeit von den Franzosen behaupteten Position, und in der entstandenen Verwirrung und Dunkelheit der Nacht, kamen die Franzosen mit einander selbst ins Gefecht.

Bei diesem Rückzuge gab Cambronne, der jene acht Garde-Bataillone commandirte, welche nach Verlust aller Hoffnung, zu siegen ihr Leben theuer verkauften und auf dem Schlachtfelde im hartnäckigen Widerstande sich bis auf den letzten Mann aufreiben ließen, jene unsterbliche Antwort: „La garde meurt et ne se rend pas!“ als er aufgefordert ward sich zu ergeben.

Die Wiedervereinigung der Franzosen ward vollends ganz unmöglich, als das Bülow'sche Corps wieder angriffsweise agirte und in der Dunkelheit der Nacht auf der rechten Seite von Planchenoit vordrang.

Buonaparte gab schon alle Hoffnung auf, und da er den Feind bereits auf der Chaussée von Charleroi nach Brüssel gewahrte, und nur drei oder vier seiner Officiere bei sich hatte, schlug er den Weg nach Charleroi ein. Da an keine Wiedervereinigung der Flüchtlinge zu denken war, so ließ er in Charleroi vom General Gourgaud eine kleine Batterie von einigen hier sich vorfindenden Stücken Geschütz errichten und auf die schnell vorrückende englische Reiterei schießen. Als er einige Augenblicke später sich fast ganz vom Feinde umringt sah, ließ er das Garde-Bataillon ein Carré bilden und Feuer geben.

Er schien entschlossen, das Unglück dieses Tages nicht zu überleben, und war im Begriff, sich ins Carré zu begeben. Zum Glück hinderte es der Herzog von Dalmatien, (Soult,) der ihm ganz nahe war. „Ah, Sire, les ennemis sont déjà assez heureux!“ sagte der Herzog und trieb zugleich Buonaparte's Pferd auf die Straße nach Charleroi.

So endete diese Schlacht, welche das Schicksal der Welt entschied und für Buonaparte'n eben so Unglückbringend war, als achtzehn Jahrhunderte früher die Schlacht bei Actium für Antonius! Der Totalverlust der Franzosen an Getödteten, Verwundeten, die in der Gewalt des Feindes blieben, und Gefangenen belief sich aus den drei Schlachten bey Ligny, Quatre Bras und Waterloo auf 36,940 Menschen, der Verlust der Verbündeten auf 58,000.

In Charleroi langte Buonaparte am 19. Jun. zwischen 4 und 5 Uhr des Morgens an. Um 10 Uhr erreichte er Philippeville, wo er alle Befehle gab, welche durch die Umstände nöthig geworden waren. Diese Stadt, in welcher er den Herzog von Dalmatien zurückließ, um das große Hauptquartier und die Truppencorps, welche ihren Weg hiehernehmen würden, zu sammeln, verließ er am 20. um 2 Uhr Nachmittags, und eilte nach Laon, wo er wenige Augenblicke auf der Post verweilte und mit einigen Einwohnern sich vertraulich unterhielt. Noch an dem Abende desselben Tages, nach 9 Uhr erreichte er Paris in Begleitung des Herzogs von Bassano, und der Generäle Bertrand, Drouot, Bernard, Labédoyère und Gourgaud, seinem Generaladjutanten, nicht weniger gedankenvoll über den vermuthlichen Empfang den er finden, und die Anordnungen, welche die Repräsentantenkammer machen werde, als über das ihn betroffene Mißgeschick. Er war entschlossen, nicht länger als achtundvierzig Stunden in der Hauptstadt zuzubringen und wieder nach Laon zurückzueilen, wo der allgemeine Vereinigungspunct der Ueberreste des Heeres war. Aber die Geschwindigkeit, mit welcher die Ereigniſſe sich drängten, erlaubte ihm nicht diesem Entschlusse treu zu bleiben. Kaum angekommen, ließ er sogleich seine Brüder

Joseph, Lucian und Ludwig, den Erzkanzler Cambacérès, sämmtliche, einem bestimmten Departement vorgesetzten Minister und mehrere Staatsminister zu sich entbieten. Man discutirte über die Maaßregeln, welche nun zunächst zu nehmen. Man beschloß, Paris in Belagerungsstand zu erklären, den Sitz der Regierung nach Tours zu verlegen und hier die Kammern zu versammeln, das Commando der Hauptstadt dem Fürsten von Eckmühl zu geben, und den General Clausel zum Kriegsminister zu ernennen. Man war der Meinung, daß Buonaparte in der bloßen Reisekleidung und ohne den mindesten Pomp diese Entscheidungen den Kammern selbst überbringen solle, ja man entwarf sogar schon die Anrede, die er an sie halten sollte. Plötzlich aber erfuhr man, daß in der Repräsentantenkammer die heftigste Gährung sich offenbare. Gegen Mittag erhielt man die Botschaft, durch welche diese Kammer sich permanent erklärte, und proclamirte Jeden der es wagen würde, sie aufzuheben, für einen Verräther am Vaterlande. Einige Augenblicke später verkündigte eine Botschaft der Pairskammer, daß sie so eben dem Beispiele der Repräsentantenkammer gefolgt sey. Bei diesen Nachrichten bekam Alles ein anderes Aussehen, und man beschloß, daß die Minister allein sich in die Kammern begeben sollten, um ihnen Buonaparte's Rückkehr und den Zustand der Dinge zu verkündigen. Dieß geschah sogleich. In der Nacht fand eine Conferenz Statt zwischen den Ministern und einer Commission von jeder der Kammern. Das Ende dieser Conferenz, in welcher der volksthümliche Geist wieder seine ganze Energie zeigte, war, daß man Buonaparte'n dreierlei vorschlug. Das Erste: Er solle sich am 22. mit Anbruch des Tages ins Schloß der Tuilerien begeben, dort die sämmtlichen Linientruppen, die sich noch in Paris befanden, die sechstausend Mann der kaiserlichen Garde, die Föderirten, die Nationalgarde, den Staatsrath, und die Minister versammeln, und die Vertagung der Kammern aussprechen; das Zweite: Er solle die Kammern sich der höchsten Gewalt bemächtigen, und sie unmittelbar mit den verbündeten Monarchen unterhandeln lassen, ohne daß er dabei sich selbst einmische. Das Dritte: Er solle zu Gunsten seines Sohnes abdanken und ohne Vorbehalt die Gewalt ganz in die Hände der Kammern geben.

Den zweiten dieser drei Vorschläge verwarf er. Zwischen dem ersten und dritten zu wählen, verlangte er eine kurze Bedenkzeit, und seine Wahl fiel dann auf den dritten.

Dieser Augenblick war vielleicht der einzige, wo er, der Nothwendigkeit nachgebend, ganz frei die volksthümliche Partei ergriff: aber es war schon zu spät, als daß diese löbliche Entschließung durch welche zwei Monate früher Frankreich gerettet worden wäre, nun noch von wohlthätiger Wirkung auf sein Geschick seyn konnte. Was man auch über die Lauterkeit oder Unlauterkeit seiner Beweggründe urtheilen möge, und ob er das allgemeine oder das persönliche Interesse dabei mehr im Auge hatte, Buonaparte entschloß sich zur Abdankung in einem Augenblicke, wo das Wagstück eines zweiten Feldzugs immer noch, obgleich freilich neben großer Gefahr, glänzende Vortheile gewinnen lassen konnte, und es kann nicht bezweifelt werden, daß es bloß bei ihm stand, Frankreich noch in einen Bürgerkrieg zu stürzen, und daß dieser Krieg binnen sehr kurzer Zeit in einem großen Theile Frankreichs einen so hohen Grad von Enthusiasmus, Energie und Umfang bekommen konnte, daß das Resultat davon Verhandlungen zwischen Buonaparte'n und den Verbündeten hätten seyn können, durch die sein Loos abermals besser geworden wäre.

Am 22. Junius ward in Folge eines Ausschusses, in welchem er den Vorsitz gehabt und mit allen Zeichen einer großen Gemüthsbewegung den Entschluß kund gegeben hatte, worauf seine Wahl gefallen sey, die öffentliche Erklärung bekannt gemacht, welche seinen Entschluß zur Kunde der ganzen Nation bringen sollte. Sie ist folgende:

„Franzosen! Als ich den Krieg zu Erhaltung der Volks-
„Unabhängigkeit begann, rechnete ich auf die Vereinigung
„der Anstrengungen und des Eifers Aller, auf die Mitwir-
„kung aller nationalen Behörden. Ich hatte Grund, günstigen Erfolg davon zu erwarten, und ich hatte allen Erklärungen der Mächte gegen mich Trotz geboten. Jetzt
„scheinen mir die Umstände verändert. Ich biete mich dar
„als ein Opfer des Haßes der Feinde Frankreichs. Möchten sie nur in ihren Erklärungen aufrichtig seyn, möchte
„wirklich nur meine Person das Ziel ihrer Angriffe gewesen

„seyn! Mein politisches Leben ist zu Ende, und ich er„nenne meinen Sohn unter dem Titel: Napoleon II. „zum Kaiser der Franzosen; die jetzigen Minister werden „provisorisch das Regierungs-Conseil bilden. Die Theil„nahme, welche ich für meinen Sohn habe, veranlaßt „mich, die Kammern zu bitten, daß sie ohne Verzug „durch ein Gesetz die Regentschaft organisiren. Vereinigt „euch Alle, das Wohl des Staats zu fördern, und eine „unabhängige Nation zu bleiben!“.*)

Unterzeichnet: Napoleon.

Kaum war diese, für Frankreichs Wohl unumgänglich nothwendige Abdankung erfolgt und der Armee bekannt geworden, so verbreitete sie unter dieser Bestürzung und Entsetzen. Sie glaubte sich verlassen, verrathen, und überließ sich den Ausbrüchen der drohendsten Verzweiflung.

Indeß ließen die beiden Mächte, welche bei Waterloo gesiegt hatten, ungeachtet ihrer Zusage und der Erklärungen der Coalition, Napoleon allein sey es, gegen den sie Krieg führe, und sie achte die Unabhängigkeit des französischen Volkes, die siegreichen Armeen in forcirten Märschen gegen Paris vorrücken. Vornehmlich zeichnete das englische Kabinet sich durch Verletzung aller proclamirten Grundsätze, aller von seinen Ministern ein-

*) „Français, en commensant la guerre pour soutenir l'indépendance nationale, je comptais sur la réunion de toutes les efforts, de toutes les volontés, et le concours de toutes les autorités nationales: j'étais fondé à en espérer le succès, et j'avais bravé toutes les déclarations des puissances contre moi. Les circonstances me paraissent changées. Je m'offre en sacrifice à la chaine des ennemis de la France. Puissent-ils être sincères dans leurs déclarations, et n'en avoir réellement voulu qu'à ma personne! Ma vie politique est terminée et je proclame mon fils sous le titre de Napoléon II. empereur des Français. Les ministres actuels formeront provisoirement le conseil du gouvernement. L'intérêt que je porte à mon fils m'engage à inviter les chambres à organiser sans délai la régence par une loi. Unissez-vous tous pour le salut public et pour rester une nation indépendante. Signé: NAPOLEON.“

gegangenen Verbindlichkeiten aus. Der Herzog von Wellington hatte auf eine Weise, die in offenbarem Widerspruche mit den Declarationen des Grafen Clancarty war, Befehl erhalten, der französischen provisorischen Regierung kund zu thun, daß die Wiedereinsetzung des ältern Zweiges des Hauses Bourbon die einzige Basis sey, auf welcher zu unterhandeln er die Erlaubniß habe.

Indeß hatte die französische Armee, welche zwischen Laon und Soissons sich wieder zusammengefunden hatte und schon wieder fünfundsiebenzigtausend Mann zählte, sich unter die Mauern von Paris gezogen, wo das Commando über dieselbe dem Fürsten von Eckmühl gegeben war. Die Verbündeten hatten, als sie durch das Thal Montmorency nach St. Germain und Versailles vorgedrungen waren, während dieser ganzen Bewegung ihren linken Flügel völlig entblößt und der französischen Armee ausgesetzt gelassen. Buonaparte, der sich einstweilen nach Malmaison begeben hatte und nach Rochefort abzureisen im Begriff stand, erfuhr dieß unvorsichtige Manoeuvre, und schrieb sogleich an die provisorische Regierung: „obgleich er abgedankt, so habe „er damit doch nicht dem edelsten Rechte eines Bürgers „entsagt, — dem Rechte sein Vaterland zu vertheidigen; er „kenne die Lage der Dinge sehr gut, und sey überzeugt, daß er, wenn man seine Dienste noch einmal „haben wolle, den Feind dergestalt schlagen werde, daß „dadurch vortheilhaftere Friedensunterhandlungen herbeigeführt werden würden. Doch auch wenn er siege, sey „er nichts destoweniger entschlossen, unverzüglich abzureisen.“ *)

*) „Qu'en abdiquant la souveraineté il n'avait pas renoncé au droit le plus noble d'un citoyen, celui de défendre son pays; qu'il connaissait parfaitement l'état des choses, et qu'il était certain, si on réclamait ses services, de battre l'ennemi de manière à donner ouverture à des negociations plus avantageuses; mais que même dans l'hypothèse de la victoire, il n'en effecteurait pas moins son voyage sans délai.“

Wenn er es mit dieſer Erklärung aufrichtig meinte, ſo iſt dieſes ſein Erbieten unſtreitig einer der ſchönſten Characterzüge ſeines Lebens. Allein abgeſehen davon, daß eine abermalige Niederlage nothwendig über Paris und Frankreich unabſehliches Unglück hätte herbeiführen müſſen, findet auch die Beſorgniß Statt, daß er bei ſeinem bekannten Character, nach welchem das Herrſchen ihm über Alles ging, nach einigem Siegsglücke ſogleich wieder der Hoffnung in ſeinem Herzen Raum gegeben haben würde, und zugleich mit ihr der Rachſucht, und daß beide ihn weit über die Schranken ſeines eigenen anfänglichen Wollens hinaus getrieben haben würden. So hätte ſich in Frankreichs Innerem ein furchtbarer Krieg wieder angefacht, und dieſem wäre immer neue Nahrung geworden, durch die täglich auf Frankreichs Boden anlangenden Truppen der Verbündeten. Wie es auch mit dem Grunde oder Ungrunde dieſer Beſorgniſſe, gegen die wir allerdings auch vielen verſtändigen Widerſpruch gehört haben, und welchen wir hier kein anderes Gewicht, als das unſerer Meinung geben wollen, bewandt ſeyn möge, Buonaparte's Erbieten ward nicht angenommen. Die Verbündeten kamen immer näher und näher, und Buonaparte reiſte am Abende des 29. Jun. in Begleitung des Generals Becker ab, um ſich nach Rochefort zu begeben, wo zwei Fregatten für ihn in Bereitſchaft waren, welche Befehl hatten, ihn in die vereinigten Staaten Nordamerika's zu bringen, wohin ihm ſein Bruder Joſeph vorausgehen ſollte. Buonaparte's Gefolge beſtand aus mehreren Wagen. Auf dieſer Reiſe, welche an ſeine, 1814 unter ſehr ähnlichen Umſtänden gemachte Reiſe nach Elba erinnerte, hatte er keine Escorte. Er zeigte ſehr viel Reſignation, doch äußerte ſich dieß Mal das Erſchrecken vor einer Zukunft, über welche er, nach der Erfahrung des vorigen Jahres, ſich nun nicht mehr mit Trugbildern täuſchen konnte, mehrmals unterwegs durch einen Schrei der Wuth und der Verzweiflung. Die proviſoriſche Regierung, welche Urſache hatte zu fürchten, daß Entwürfe gemacht ſeyen, ihn auf ſeiner Reiſe zu entführen, hatte alle Mittel der Wachſamkeit und Vorſicht, wie ſie die Umſtände erheiſchten, um ihn her vervielfältigt, und dem General Becker waren hinſichtlich dieſes Punctes die ſtrengſten Befehle gegeben.

Allein es ward kein Verſuch dieſer Art gemacht, und Buonaparte gelangte ohne Hinderniß nach Rochefort.

Hier brachte er mehrere Tage zu, mit ungeduldigem Warten auf die Päſſe, die er zur Ueberfahrt nach America von Paris erhalten ſollte. Indeß, die Ereigniſſe drängten ſich mit ſo ungemeiner Schnelligkeit, daß man genöthigt ward, ohne längern Verzug die Anker zu lichten und unter Segel zu gehen. Die Verbündeten waren in Paris, und die unter den Mauern der Hauptſtadt campirende Armee, ergriffen von Schmerz und Ingrimm, war hinter die Loire geſchickt worden. Die Armeen der Vendée und von Bordeaux hegten die nehmlichen Gefühle. In Einem Augenblicke konnte Frankreich wieder das Theater des entſetzlichſten Krieges werden, wenn Buonaparte, in der verzweifelten Lage, in welche er durch die unvorſichtige Politik der Verbündeten gebracht war, das Mittel gefunden hätte, ſich den Blicken der ihn umgebenden und über ihm wachenden Perſonen zu entziehen, nur Entſchloſſenheit genug gehabt hätte, ſich an die Spitze einer der franzöſiſchen Armeen zu ſtellen, welche ihn umgaben, und mit lautem Geſchrei ihn zu ſich riefen.

Man weiß nicht, war es eiſerne Feſtigkeit ſeines einmal gefaßten Entſchluſſes, oder glaubte er wirklich, daß jedes Mittel zur Flucht ihm unmöglich ſey, oder erſchrak er vor den möglichen Kataſtrophen neuer Unternehmungen, und fand ſie Verderben bringend für ſich und für das Land, kurz er ſchickte den Grafen von Las Caſes zum Kapitän eines der engliſchen Kreuzer, mit dem Auftrage, indirekt bei dieſem Erkundigung einzuziehen, ob es nicht möglich ſey, auf ein neutrales Schiff überzugehen, oder die Parlementärflagge auf den beiden Fregatten aufzupflanzen. Da aber die engliſchen Schiffe von der Admiralität den Befehl hatten, in beiden Fällen der Einen ſich zu bemächtigen und die Andere anzugreifen, ſo mußte man auf Realiſirung dieſes Plans verzichten. Als Graf Las Caſes ein zweites Mal zum Kreuzer geſchickt worden war, erfuhr er von dieſem, er habe von ſeiner Regierung die Vollmacht erhalten, Buonaparte'n und ſein Gefolge nach England zu bringen, wenn er ſelbſt geneigt dazu ſey, ſich dahin zu begeben.

Diese Antwort bestimmte ihn, das Erbieten anzunehmen. Am 13. Julius schrieb er folgenden Brief an den Prinzen Regenten von England:

„Königliche Hoheit! Den mein Vaterland entzweienden „Factionen und den Feindseligkeiten der Mächte Euro„ropens Preis gegeben, habe ich meine politische Lauf„bahn beschließen müssen, und komme wie Themistokles „mich am Heerde des brittischen Volkes niederzulassen. „Ich begebe mich unter den Schutz seiner Gesetze, und „nehme den Schutz Eurer Königlichen Hoheit, als des „mächtigsten, des standhaftesten, des großmüthigsten „meiner Feinde in Anspruch! Rochefort, am 13. Ju„lius 1814.“*)

Unterzeichnet: Napoleon.

Am folgenden Tage, am 14., begab sich Graf Las Casas auf den Bellerophon. Er war beauftragt, anzukündigen, daß am nächstfolgenden Tage Buonaparte selbst auf diesem Schiffe sich einfinden werde. Der General Gourgaud, der ihn begleitete, war der Ueberbringer des Briefs, den wir eben mitgetheilt haben. Dieser General hatte überdieß von Buonaparte'n die mündliche Ordre, dem Prinz Regenten mitzutheilen, es sey des Exkaisers Wunsch, in England unter dem Namen des Obersten Düroc zu landen, und mit seiner Genehmigung in einer Provinz Englands sich aufzuhalten, wo seine Gesundheit am wenigsten gefährdet sey.

Am 15. früh um 4 Uhr schiffte Buonaparte, mit der Uniform eines Obersten von den Chasseurs seiner alten Garde bekleidet, sich auf der Brigg der Sperber ein, der als Parlementär bewaffnet war, und steuerte

*) Altesse royale! en butte aux factions qui divisent ma patrie et aux hostilités des puissances de l'Europe j'ai dû terminer ma carrière politique, et viens, comme Thémistocle, m'asseoir sur les foyers du peuple britannique. Je me place sous la protection de ses lois, et en réclame la sauvegarde de votre altesse royale, comme du plus puissant, du plus constant, du plus généreux de mes ennemis. Rochefort, le 13 juillet 1814. Signé; NAPOLEON.“

den englischen Kreuzern zu, wo er aber wegen der Fluth und ungünstiger Winde erst um 8 Uhr anlangen konnten. Er ward ehrenvoll und mit Achtung empfangen. Seine Haltung war fest. „Das Schicksal führt mich zu meinem „grausamsten Feinde, sagte er, aber ich rechne auf seine „Loyalität.“*) Bald darauf ging die Flotte unter Segel.

Während der Ueberfahrt von den französischen Küsten nach Plymouth faßten Buonaparte und seine Gefährten die tröstlichsten Hoffnungen. Aber bald schwand ihre Täuschung. Am 26. Julius ankerte der Bellerophon vor Plymouth. Kaum hatte man den Anker fallen lassen, als auch Alles rings um ihn herum ein drohendes und unglückschwangeres Aussehen gewann. Alle Gemeinschaft mit dem Schiffe ward untersagt, und es sah sich plötzlich umgeben von mehreren bewaffneten Fahrzeugen, welche die zahllosen Boote, von denen das Meer bedeckt war, entfernten.

Am 30. Julius reisten der Oberst Henry Bunburry und Herr Bathurst, der Sohn des Kriegsministers, von Plymouth ab, um sich auf den Bellerophon zu begeben, und dem Lord Keith, dem Admiral der Flotte, den vom englischen Kabinet und den verbündeten Mächten gefaßten Beschluß über Buonaparte's künftiges Loos bekannt zu machen.

Als sich am 31. der Admiral zu ihm begab, ihm diese Entscheidung bekannt zu machen, verlangte Buonaparte von ihm die Uebersetzung des englischen Originals, und da er fand, daß der Admiral dasselbe nicht ganz treu und mit befriedigender Klarheit wiedergegeben hatte, so riß er ihm das Papier aus den Händen, gab es in die des Lord Townbridge, der sich eben gegenwärtig befand, und sagte mit einiger Heftigkeit zu diesem: „Vous saurez peut-être mieux traduire!“ Als er aus Townbridge's Munde die Vorlesung angehört hatte, während welcher eine

*) „Le sort m'amène chez mon plus cruel, ennemi mais je compte sur sa loyauté!“

Todtenblässe sein Gesicht überzog, blieb er ein paar Minuten still, dann sagte er die merkwürdigen Worte: „Ich „gab dem Prinzen-Regenten Gelegenheit zum schönsten „Blatt in seiner Geschichte. Ich hatte die Absicht, in Eng„land zu wohnen. Ich wünschte mir eine Wohnung, drei„ßig Stunden von der Küste entfernt. — Man lasse mich „von einem Commissär beobachten, ich wünsche mich hier zu „naturalisiren. — Ich hätte ein Asyl bei meinem Schwieger„vater suchen können, oder bei meinem alten Freunde „Alexander, ich zog dennoch vor, mich der brittischen Gast„freundschaft zu vertrauen. — England kann mich höchstens „als einen Kriegsgefangenen betrachten, denn die dreifarbige „Fahne wehete noch zu Nimes und zu Bordeaux, als „ich mich ergab. - Ueberdieß habe ich mich nicht als Gefan„genen oder auf Discretion ergeben. Ich hätte sonst noch „Bedingungen gemacht, und ich hätte sie machen können. „Man würde sie sich gefallen lassen oder wenigstens dar„über debattirt haben. — Nach St. Helena werde ich, „weil das Klima dieser Insel mir schädlich ist, und weil „ich die Gewohnheit habe, zwanzig Stunden Wegs alltäglich „zurückzulegen, nie gutwillig gehen. Zwingt man mich zu „diesem Aufenthalte, so werde ich vor Ablauf von drei „Monaten todt seyn, und England wird für den an „mir begangenen Mord verantwortlich seyn. — Ich „hätte in Frankreich einen langwierigen Parteigänger„Krieg führen können, da ich mit einem Häufchen von sechs„hundert Menschen den König entthront habe, welcher „deren dreihunderttausend hatte. — Wäre die Schlacht „bei Waterloo von den Verbündeten verloren worden, „so wären sie dadurch zu Grunde gerichtet, für mich aber „dieß bloß ein Verlust gewesen, der den Feldzug in die mir „günstigste und ihnen gefahrvollste Lage zurückgestellt hätte. „Vor dem 15. Julius kamen noch 130,000 Mann über den „Aisne-Fluß zwischen Laon und Soissons zu mir zurück. „Meine Abdankung, zu welcher ich mich wegen des Bedürf„nisses der Eintracht entschloß, ermuthigte die Verbündeten „in dem Grade, daß sie, trotz der unter den Mauern von „Paris versammelten Armee, nach St. Germain „und Versailles marschirten, ihre linke Flanke gänzlich „entblößt und der französischen Armee ausgesetzt lassend. „Als ich diese Unvorsichtigkeit, an welche eures Welling„ton's schüchterne Vorsicht mich anfangs kaum glau„ben ließ, entdeckte, war ich dazu erbötig, mich noch ein-

„mal an die Spitze der französischen Armee als General zu „stellen. Ich wäre mit allen ihren Streitkräften dem Feinde „in die Flanken und in den Rücken gefallen; ich hätte für „den Augenblick die Hauptstadt gerettet, und eine Capitula„tion verhindert, in welcher Nichts für die Rechte und die „Garantieen der Armee stipulirt worden ist. Unter diesen „Umständen, ich wiederhole es, habe ich mich freiwillig „dazu verstanden, nach England zu gehen, als ein Gast „dieses Landes, und ich kann demnach, wenn nicht alle „Rechte verletzt werden sollen, unmöglich als ein Gefan„gener betrachtet und behandelt werden!“*)

*) J'offrais au prince régent la plus belle page de son histoire; j'avais l'intention de m'établir en Angleterre; j'y désirais une résidence à trente lieues de la mer. — Qu'on me donne un commissaire; je veux me faire naturaliser ici. — J'aurais pu demander un asile à mon beau-père, ou à mon ancien ami, Alexandre; j'ai préféré l'hospitalité britannique! — L'Angleterre pourrait, tout au plus, me traiter en prisonnier de guerre, puisque le drapeau tricolore flottait encore à Nimes et à Bordeaux, lorsque je me suis rendu. — D'ailleurs, je ne me suis pas rendu comme prisonnier ou à discrétion; j'aurais fait des conditions; j'en pouvais faire; on les eût acceptées, ou au moins débattues. — Je ne consentirai jamais à passer à Ste. Hélène, parceque le climat de cette île m'est contraire, et que j'ai l'habitude de faire vingt lieues par jour; si l'on me force d'y passer, je périrai avant trois mois, et alors l'Angleterre sera responsable de mon assassinat. — J'aurais pu faire en France une longue guerre de partisans, puisqu' avec 600 hommes j'ai détrôné le roi qui en avait 300.000. — Waterloo perdu par les alliés eût causé leur ruine; pour moi, ce n'était qu'un échec qui replaçait la campagne dans l'assiette la plus favorable, et la plus périlleuse pour eux. Avant le 15 juillet, il me revenait 130,000 hommes sur l'Aisne, entre Laon et Soissons. Mon abdication, faite au besoin de la concorde, enhardit les alliés au point que, malgré l'armée rassemblée sous Paris ils marchèrent à St. Germain et à Versailles, laissant leur flanc gauche entièrement à découvert et exposé à l'armée française. Quand je connus cette imprudence, à laquelle la timidité de votre Wellington ne me permettait pas d'abord de croire, je demandai à me mettre, comme général, à la tête de l'armée Française. Je tombais, avec toutes ses forces, sur le flanc et sur les derrières de l'ennemi, je sauvais, pour le moment, la capitale, et prévenais une capitulation où rien n'a été stipulé ni pour les droits ni pour les garanties de l'armée. Dans ces circonstances, je le repète, je me suis présenté volontairement pour

Nach diesen Bemerkungen, die man mit einem tiefen Schweigen anhörte, und auf welche Lord Keith Nichts erwiderte, blieb Buonaparte noch einige Minuten auf dem Verdeck, dann zog er sich in seine Kajüte zurück, um hier eine feierliche Protestation gegen den Beschluß des englischen Kabinets aufzusetzen.

Ohne hier untersuchen zu wollen, ob Napoleon, indem er sich den Engländern auf Treu und Glauben ergab, noch die Freiheit hatte, eine andere Partie zu ergreifen, so läßt sich doch schwerlich läugnen, daß die in Hinsicht seiner getroffenen Maaßregeln des englischen Kabinets mit den Rechten des Unglücks und der Gastfreiheit unvereinbar sind. Man hat diese Maaßregeln durch die Zustimmung der übrigen Monarchen zu rechtfertigen gesucht. Wir wissen nicht, was es mit dieser Zustimmung für eine Bewandtniß hat, und ob sie wirklich erfolgt ist. Aber wäre sie es auch, werden denn Rechtsverletzungen gemildert, durch die Zahl der Theilnehmer? Ueberdieß hat man an den lange fortgesetzten und unnützen Barbareien, welche der Kerkermeister von St. Helena sich gegen Buonaparte'n erlaubt hat, und insbesondere an den bekannten Gesinnungen eines nordischen Monarchen, Beweis genug, daß die Beschlüsse der Londoner Oligarchen weit weniger durch die Fürsorge für Europa's Ruhe und Wohl geboten wurden, als durch Haß und Rachsucht gegen den Gefallenen.

Am 4. August behändigte Buonaparte die in der Kajüte niedergeschriebene Protestation dem Admiral. Sie ward augenblicklich im Publicum verbreitet, und lautete folgender Maßen:

„Angesichts Gottes und der Menschen protestire ich „hierdurch feierlich gegen die an mir verübte Gewaltthätig„keit. Nicht genug, daß man meine heiligsten Rechte ver„letzt, hat man auch meine Person und meine Freiheit ge„waltthätig angetastet. Ich bin freiwillig an Bord des Belle-

passer en Angleterre comme son hôte, et ne puis, sans que tous les droits soient violés, être regardé ni traité comme prisonnier."

„rophon gekommen; ich bin kein Gefangener Englands, „ich bin sein Gast. Auf die eigene Einladung des Kapitäns „bin ich gekommen. Er hat mir gesagt, er habe Befehl „von seiner Regierung, mich an Bord aufzunehmen und „mich nebst meinem Gefolge, dafern es mir gefalle, nach „England zu bringen. Auf diese Zusicherung bauend, „nahm ich das Erbieten an, und war Willens, mich unter „den Schutz Großbritanniens zu stellen. Von dem Augen„blicke an, wo ich an Bord des Bellerophon ging, hatte „ich ein Recht auf die englische Gastfreundschaft; wenn die „englische Regierung, als sie dem Kapitän des Belle„rophon Befehl gab, mich und mein Gefolge aufzuneh„men, nur die Absicht gehabt hat, mich in eine Schlinge „fallen zu lassen, so hat sie gegen die Ehre verbrochen und „ihre Flagge entwürdiget. Wenn diese Handlung Statt „finden soll, so ist es eitler Ruhm, wenn England in ganz „Europa seine Gesetze und Freiheiten preiset? Das Ver„trauen in Englands Treu und Glauben, ist durch die ver„rätherische Gastfreundschaft des Bellerophon ver„nichtet. Ich appellire darüber an die Geschichte. Sie wird „erzählen: Ein Feind„ der zwanzig Jahre das englische „Volk bekriegte, kam, im Mißgeschicke, unter dem Schutze „seiner Gesetze eine Freistadt zu suchen. Welchen stärkern „Beweis seiner Achtung und seines Vertrauens konnte er „ihm geben? Aber wie hat ihm England solchen Hochsinn „vergolten? Man stellte sich, als wollte man ihm gast„freundlich die Hand bieten, und als er sich hingegeben „hatte — — opferte man ihn auf! Am Bord des Bel„lerophon, im Meere, am 4. August 1815.“ *)

Unterzeichnet: Napoleon.

Am 3. August ging das Schiff Northumberland, welches Buonaparte'n nach St. Helena zu bringen bestimmt war, aus dem Hafen von Portsmouth nach Plymouth unter Segel. Als es am 6. in der Nähe von Torbay war, stieß es auf zwei andere Kriegsschiffe.

*) „En présence de Dieu et des hommes je proteste ici solennellement contre la violence exercée envers moi, Contre la viola-

Dieſe waren der Donnerer, vom Admiral Keith commandirt, und der Bellerophon, auf welchem ſich Napoleon befand. Der Northumberland verlangte den General Buonaparte von ihnen. Buonaparte war ſeit einigen Tagen nicht mehr aus ſeiner Kajüte herausgekommen. Graf Bertrand kam zuerſt zum Vorſchein und nahm am Bord des Donnerers das Mittagsmahl in Geſellſchaft des Admiral Keith und des Sir George Cockburn ein. Nach der Mahlzeit begaben ſich dieſe beiden Befehlshaber mit Graf Bertrand an Bord des Bellerophon. Hier trafen ſie Buonaparte'n ſchon auf dem Verdeck in Bereitſchaft zu ihrem Empfange. Einige Augenblicke vor ihrer Ankunft waren ihm, nicht ohne einen ſehr lebhaften Widerſtand ſeines Gefolges, ſeine Waffen abgenommen worden. Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen gab Lord Keith ihm zu vernehmen, daß er vom Bellerophon auf den Northumberland verſetzt werden ſolle. Buonaparte proteſtirte gegen dieſe

---

tion de mes droits les plus sacrés, on a porté, par la force, atteinte à ma personne et à ma liberté. Je suis venu volontairement à bord du Bellérophon; je ne suis pas prisonnier de l'Angleterre; je suis son hôte. Je suis venu sur l'invitation du capitaine lui-même; il m'a dit qu'il avait ordre du gouvernement de me recevoir et de me transporter, ainsi que ma suite, en Angleterre, au cas que cela m'eût été agréable. Comptant sur cette assurance j'acceptai cette offre afin de me mettre sous la protection de la Grande-Bretagne. Du moment où je montai à bord du Bellérophon j'avais droit à l'hospitalité anglaise. Si le gouvernement, en donnant au capitaine du Bellérophon des ordres pour me recevoir, moi et ma suite, n'a voulu que me faire tomber dans un piège, il a forfait à l'honneur et dégradé son pavillon. Si cet acte a lieu, les Anglais auront parlé en-vain à l'Europe de leurs lois et de leurs libertés. La confiance dans la bonne foi de l'Angleterre est anéantie par l'hospitalité du Bellérophon. J'en appelle à l'histoire. Elle dira: Un ennemi qui, pendant vingt ans, a fait la guerre au peuple anglais, vint, dans son infortune, chercher un asile sous la protection de ses lois. Quelle plus forte preuve pouvait-il lui offrir de son estime et de sa confiance? Mais comment l'Angleterre a-t-elle payé une pareille magnanimité? Ou affecta de lui tendre une main hospitalière, et quand il se fut livré — — — on le sacrifia. A bord du Bellérophon, en mer, le 4 août 1815. Signé: NAPOLEON.

neue Gewaltthätigkeit, und sagte: „das ist mir unerwar„tet! und mußte es seyn! Ich begreife nicht, was gegen „meinen Aufenthalt in England für den übrigen Theil mei„nes Lebens vernünftiger Weise einzuwenden sey!“ *) Die beiden Admiräle gaben ihm keine Antwort darauf. Ein englischer Officier, der ihm nahe stand, sagte, wenn er nicht St. Helena zu seinem Bestimmungsorte erhalten hätte, so wäre er an Rußland ausgeliefert worden. „Dieu me garde des Russes!“ erwiderte Buonaparte lebhaft, indem er den General Bertrand ansah, und mit den Achseln zuckte. Als Sir George Cockburn ihn hierauf fragte: „Zu welcher Stunde, General, soll ich morgen kommen und Sie am Bord des Northumberland empfangen?“ verrieth Buonaparte in seiner Miene einiges Erstaunen bei der Benennung General. Er antwortete: „A dix heures!“ Nach einigen, die Insel St. Helena betreffenden Fragen, lenkte er das Gespräch auf einen andern Gegenstand, machte sich in Invectiven Luft gegen das brittische Ministerium, entrüstete sich auf's Neue über die Unziemlichkeit, daß man sich geflissentlich das Ansehn gebe, ihn nur in der Eigenschaft als General anzuerkennen, und setzte hinzu: „Ihr habt mich anerkannt „als ersten Consul, habt mir Gesandte geschickt, als souverä„nem Fürsten — — !“ (Er hätte noch hinzusetzen können, daß England selbst in der Zeit als Fox und Lauderdale mit Frankreich unterhandelten (1806) ihm den Antrag gemacht hatte, unter gewissen Bedingungen die königliche Würde in ihm anzuerkennen, und daß es ihn 1814 bei der Unterhandlung des Tractats von Chatillon für Seine officiell sogar als Kaiser anerkannte! Aber was gelten im jetzigen Idiom des großbritannischen Kabinets Treu und Glauben, Gerechtigkeit, und klare Beweise!) Nachdem beide Admiräle ihm gesagt hatten, daß ihn den 7 Aug. die Schaluppe des Northumberland früh abholen werde, nahmen sie von ihm Abschied, und gingen auf ihre Schiffe zurück. Um 11 Uhr des andern Tages kam Lord Keith an Bord des Bellerophon und holte

*) „Je ne m'attendais pas à cela; je ne pouvais m'y attendre; je ne conçois pas qu'on puisse faire d'objection raisonnable contre ma résidence en Angleterre pour le reste de ma vie.“

Buonaparte'n nebst seinem ganzen Gefolge auf die Schaluppe der Donnerer ab. Als er vom Bellerophon auf dieser Schaluppe angelangt war, kehrte er sich sogleich zu jenem Schiffe, und nahm von der Mannschaft desselben durch Abziehung des Hutes mit einer Verbeugung Abschied. In diesem Augenblicke herrschte auf dem Bellerophon ein tiefes Schweigen. Buonaparte's Wundarzt, Namens Maingaud, hatte sich geweigert, ihn nach St. Helena zu begleiten. An der Stelle desselben erhielt die Erlaubniß dazu, von Lord Keith, Doctor O'Méara, Wundarzt auf jenem Kriegsschiffe, ein Mann, der sich eben so sehr durch Talent als durch Edelmuth auszeichnete.

Gegen Mittag langte die Schaluppe beim Northumberland an. Graf Bertrand bestieg ihn zuerst, Buonaparte folgte ihm, und stieg die Leiter mit der Raschheit eines Seemannes hinan. Die Schiffsmannschaft war auf dem Verdecke versammelt und empfing ihn mit den einem General gebührenden Ehrenbezeigungen. Er nahm seinen Hut ab, näherte sich dem Admiral Cockburn, und sagte zu ihm: „Je suis à vos ordres!" dann aber zog er sich sogleich in seine Kajüte zurück. Diese hatte man mit großer Eleganz ausmöblirt. Am Nachmittage desselben Tages empfahl sich Lord Keith und ging auf den Donnerer zurück.

Nach einigen Tagen endlich, während welcher er nie aufgehört hatte, sich leutselig und mittheilend zu zeigen, verließ am 11. August das Geschwader den Kanal, und steuerte gerade auf St. Helena zu. In diesem Augenblicke war Buonaparte mit seinem ganzen Gefolge auf dem Verdecke. Als er die Spitze des Vorgebirgs la Hogue wahrnahm, zog er seinen Hut ab, streckte sei 'n Arm nach Frankreichs Küsten aus, und rief mit einer viel Bewegung verrathenden Stimme: „Lebe wohl, Land der Braven! „Nur einige Treulose weniger, und die große Nation wäre „noch jetzt die Beherrscherin der Welt!"*) Bei diesem

*) „Adieu, terre des braves! Quelques perfides de moins et la grande nation serait encore la maîtresse du monde!"

Ausrufe, dessen Erhabenheit zu bewundern leichter ist, als seine Richtigkeit einzusehen, verriethen die ihn begleitenden Generale große Rührung, die Frauen vergessen einen Strom von Thränen, und Buonaparte, sein Gesicht bedeckend, zog sich unvorzüglich in seine Kajüte zurück, und verließ sie nicht eher, als bis man die offne See erreicht hatte.

Also auch in jenem Augenblicke beschuldigte Napoleon, vergessend St. Domingo, Spanien und Moskau nur Einige der schrecklichen Drangsale, die eben damals auf Frankreich lasteten! So bewegten also keine Erinnerung, keine Reue, kein Gewissenbiß sein Gemüth! Sich selbst wähnte er frei von aller Schuld am Unglück der Welt! Vergebens würden wir Worte suchen, welche solche Verblendung, solchen Wahn richtig bezeichnen könnten! —

Kein Unfall beunruhigte die Escadre während der Ueberfahrt nach dem Bestimmungsorte, welche zwei Monate dauerte. Während dieser langen Ueberfahrt brachte Buonaparte stets den ganzen Vormittag in seiner Kajüte zu. Gegen 5 Uhr begab er sich in den Speisesaal, und spielte vor dem Essen Schach. Während des Mittagsmahls sprach er wenig. Obgleich sonst seine Gewohnheit war, nur etwa achtzehn bis zwanzig Minuten an der Tafel zu bleiben, so ließ man doch jetzt das Mittagsmahl zwei Stunden dauern, was für ihn eine Pein war, die er nicht zu ertragen vermochte. Auch brachte man ihm daher nach Verlauf einer Stunde schon Kaffee, und sobald er diesen getrunken hatte, ging er auf's Verdeck, um hier zu spazieren. Dieß war die einzige Zeit des Tages, wo er sich sehen ließ. Dann ließ er sich den diensthabenden Officier und andere Personen, z. B. den Arzt, die Commissare, holen, um ihnen Fragen, die ihre Functionen betrafen, vorzulegen. Wenn ein Schiffsmanoeuvre vorbereitet ward, wobei auf dem Verdecke leicht Tumult oder Unordnung entstehen konnte, so waren die jüngsten Matrosen gleich um ihn versammelt, in ihren Blicken ihr Bekümmerniß ausdrückend, und sehr bemüht, ihn gegen alle widrigen Zufälle zu schirmen. Alle Abende begab er sich sehr frühzeitig wieder in sein Zimmer. So ward die zweimonatliche Zeit der Ueberfahrt verlebt. Endlich am 15.

October gerade bei Sonnenaufgang ward die Escadre im Norden der Insel Helena von der Wache des Stufenberges, (Mont de l'Echelle.) signalisirt. Sogleich stellte die Besatzung sich unter die Waffen. Alle Bewohner der Insel liefen zur Küste, und an demselben Tage Nachmittags um 3 Uhr legte die Escadre auf der Rhede sich vor Anker, beim Donner einer Salve von einundzwanzig Kanonenschüssen, welche von den Batterieen der Küste erwidert ward. Vom Northumberland gingen vorerst nur der Admiral Cockburn und zwei Officiere ans Land. Am 16. und 17. trug man Buonaparte's Gepäck hinüber, welches aus einer ziemlich unbeträchtlichen Garderobe, einer sehr schönen Bibliothek, mehreren kostbaren Juwelen, drei vollständigen Tafel-Servicen, worunter ein goldenes, einer silbernen Toilette, zwei vergoldeten Wanduhren, und vier eleganten Betten bestand. Am Morgen des 18. verkündeten drei Kanonenschüsse die Landung, und nun strömte abermals die ganze Bevölkerung der Insel nach der Küste. Die Garnison in großer Parade reihete sich zu beiden Seiten des Wegs, und der Gouverneur begab sich in Begleitung seines Generalstabes an den Strand. Nachdem Alles so vorbereitet war, steuerten die Schaluppe des Northumberland, die Jacht und ein Boot der Küste zu. In der Jacht waren Buonaparte, Sir George Cockburn, der Schiffscapitän und zwei Lieutenants. Im Boote waren der Graf und die Gräfin Bertrand, General Gourgaud, Graf und Gräfin Montholon, Graf Las Casas und vier Kinder. In der Schaluppe waren zwölf Domestiken, worunter drei weibliche Individuen. In den anderen Fahrzeugen waren das dreiundfunfzigste Regiment und eine Artillerie-Compagnie. Während dieser kurzen Ueberfahrt bis zur Küste ward man von dieser und von den sämmtlichen vor Anker liegenden Schiffen mit einer Artillerie-Salve bewillkommnet. Buonaparte trug ein blaues Kleid mit rothem Futter und Vorstoß ohne Epauletten, weiße Weste und Beinkleider, seidene Strümpfe. Er trug den Adler der Ehrenlegion und die dreifarbige Kokarde. Im Augenblicke, als er den Fuß ans Land setzte, ward die Trommel gerührt und die Soldaten präsentirten das Gewehr. Er entblößte sein Haupt, machte dem Gouverneur, an den er zugleich einige Worte richtete, eine Verbeugung, und ward hierauf in den

Gouvernementspalast geführt, wo ein glänzendes Mittagsmahl seiner harrte.

Am folgende Tage bezogen er nebst seinem Gefolge einen Theil der geschmackvollen Wohnung des Sir Balcombe, eines englischen Kaufmanns, welche ihnen zu ihrem einstweiligen Aufenthalte dienen sollte, da das Haus, welches im Districte Longwood, auf der Ostseite von Jamestown, für ihn gebauet ward, erst im Januar 1816 vollendet seyn konnte. Am nächsten Tage begleitete der Admiral Buonaparte'n ins Innere der Insel, um ihn mit der Umgebung seines künftigen Aufenthalts bekannt zu machen. Er kam noch an demselben Tage in Herrn Balcombe's Wohnung zurück.

Diese Wohnung, welche auf der Insel den Namen The Briars (die Dornen) hat, liegt auf einem so ebenen Platze des steilen Berges, daß man die Spitze dieses letztern von Menschenhänden abgetragen glauben möchte. Am Rande eines Abgrundes zwischen drohenden emporragenden Felsen liegend, ist diese Fläche mit Fruchtbäumen bedeckt, und von einem Bache bewässert, welcher eine üppige Vegetation unterhält. Die Fläche besteht aus ohngefähr zwei Morgen Land. Funfzig Schritt vom Hause entfernt, steht auf einer Anhöhe ein gothisches Gebäude, welches ein Zimmer unten und zwei oben hat. Dieses Haus wählte Buonaparte zu seiner Wohnung bis das Haus zu Longwood fertig seyn würde. Er nahm für sich das Erdgeschoß ein, und über ihm wohnten Graf Las Casas, sein Sohn und ein Kammerdiener. Seine übrigen Begleiter wohnten im andern Hause.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts auf St. Helena machte Buonaparte viele Besuche und bekam viele Gegenbesuche. Allein, aus Achtung und Höflichkeit für seinen Wirth, den die Menge dieser Besuche belästigte, auch weil mehrere Mißverständnisse von Seiten der Schildwachen sie häufig erschwerten und unangenehm machten, hatte er allmählich darauf verzichtet. Dieser Aufenthalt war übrigens sehr unbequem, und in seinem Schlafzimmer war der Raum so beschränkt, daß er aus demselben jedes Mal, wenn man sein Bette machte, herausgehen mußte. Abends bei Sonnenuntergange lust-

wandelte er auf einem felsigen Wege längs dem Hause, oder spielte mit der Balcombe'schen Familie ein Kartenspiel.

Was bei dieser Lebensweise seine Heiterkeit am meisten trübte, war die beständige Anwesenheit eines ihn beobachtenden englischen Kapitäns, der ihm nicht von der Seite gehen durfte. Buonaparte schrieb häufig an den Admiral, und bat um Erleichterung dieses lästigen Zwanges, aber seine Reclamationen blieben immer ohne Erfolg.

Nach zweimonatlichem Aufenthalte im Balcombeschen Hause bezog er die Wohnung, welche ihm in Longwood angewiesen war. Dieses Haus, welches ursprünglich ein der ostindischen Compagnie gehörendes Landhaus war, ist ein sehr ungesunder Aufenthaltsort, theils weil die Erbauung desselben mit solcher Eilfertigkeit geschehen ist, daß man die gehörige Sorgfalt dabei nicht hat anwenden können, theils weil es fast in demselben Augenblicke bezogen werden mußte, als der Bau beendigt war. Man hätte Buonapartен leicht eine passendere Wohnung geben können. Es gab dergleichen auf der Insel mehr als eine. Allein, vielleicht glaubte man sie zur Bewachung des Gefangenen nicht sicher genug, vielleicht wollte der Gouverneur desjenigen darunter, welches beide Vortheile, den der Sicherheit und den der Gesundheit vereinigte, des sogenannten Plantation-house, sich nicht berauben lassen, kurz alle Bitten, welche von Buonaparte'n und dessen Gefolge deßhalb geschahen, blieben unbeantwortet und er mußte sich bequemen, in Longwood zu bleiben, dessen Umgebungen überdieß kläglich sind, welches kein Wasser und keine Schatten-Bäume hat, dessen Haus, in einem umzäunten Platze von dreißig Morgen Land erbaut, (welche das ganze Gebiet ausmachen, auf welchem Buonaparte allein oder mit seinen Freunden lustwandeln kann,) keine der Bequemlichkeiten darbietet, welche in Europa selbst den Wohnungen der einfachsten Privatleute nicht fehlen. Außer diesem Umkreise giebt es einen andern, der einen weit beträchtlichern Raum umfaßt, wo er aber auf jedem Schritte von spähenden Augen verfolgt wird. Anfangs hatte man ihm die Freiheit gegeben, seine Spazierfahrten

oder Ritte über die ganze Insel auszudehnen, die doch fünfundzwanzig bis dreißig Meilen im Umfange hat. Allein in diesem Falle mußte er sich die Begleitung eines englischen Officiers gefallen lassen, dem überdieß noch eine Ordonnanz beigegeben war. Dieser Bedingung wollte sich Buonaparte nie unterwerfen, und er schränkte sich daher bei seinen Ritten und Spaziergängen bloß auf den engeren Umkreis ein. Nur für einen einzigen Tag erhielt er vom Admiral die Erlaubniß, jene Grenze zu überschreiten, chen, allein schon am folgenden Tage ward diese Erlaubniß ausdrücklich wieder zurückgenommen.

Es ist bekannt, daß Buonaparte wenig schläft. Er legt sich um Mitternacht nieder, erwacht gegen 3 Uhr Morgens, und läßt sich Licht bringen. Er arbeitet bis 6 oder 7 Uhr, dann legt er sich abermals nieder, und sucht noch einmal wieder einzuschlafen. Gegen 9 Uhr bringt man ihm sein Frühstück, und dieß nimmt er häufig im Bette liegend ein. Dann läßt er irgend jemanden aus seinem Gefolge holen, welches aber seit zwei Jahren durch die Rückkehr mehrerer nach Europa (des General Gourgaud, des Grafen Las Casas, der Gräfin Montholon,) vermindert worden ist.*) Während der drückenden Hitze der Mittagsstunden liest er oder schlummert. Sodann beschäftigt er sich damit, einen Theil des Werks, an dem er arbeitet, in die Feder zu dictiren. Die Geschichtserzählung seiner Feldzüge in Italien und Aegypten, war am Schlusse des Jahres 1816 bereits vollendet. Jetzt beschäftigen ihn seine Memoiren, von denen er mehrere Abschriften machen läßt, um desto gewisser zu seyn, daß sie auf die Nachwelt kommen.

In der ersten Zeit seines Aufenthalts auf St. Helena machte er gewöhnlich gegen 4 Uhr Nachmittags eine Spazierfahrt oder einen Ritt. Bald aber verzichtete er auf diese Körperbewegung, und jetzt (Oct. 1819) scheint

*) Im Jahre 1819 hat diese kleine Kolonie jedoch wieder neuen Zuwachs bekommen. Unter den neuen Ankömmlingen sind einige Gelehrte, ein Geistlicher und einige Domestiken.

es bei ihm fester Entschluß geworden zu seyn, sein Zimmer nicht mehr zu verlassen.

Die Ursache dieses Entschlusses liegt in der gehässigen Behandlung, die der Gouverneur der Kolonie, Hudson-Lowe, ein würdiger Vollstrecker der Rachsucht des brittischen Ministeriums, ihm unausgesetzt widerfahren läßt; denn die brittische Nation selbst, diese stolze, freie und großherzige Nation, jener an einem überwundenen und gefangenen Feinde verübten ganz nutzlosen Barbareien anklagen zu wollen, sind wie sehr weit entfernt. Diesem Gouverneur dient zum Vorwande, daß es seine Pflicht sey, alle Ausführung von Entwürfen, welche auf Buonaparte's Entführung Bezug haben könnten, unmöglich zu machen. Dergleichen Entwürfe sind aber schimärische Träumereien: dieß weiß Jeder, der den Felsen von St. Helena und die Behausung Buonaparte's kennt, der die Aufsicht kennt, welche diese Wohnung wachsam umgiebt, die Gräben, die Palissaden, den dreifachen Cordon von Wachen, welche sie umringen, und überhaupt die Stärke und Menge der Vorsichts- und Vertheidigungs-Maaßregeln, die man auf allen Puncten der Insel angewandt hat. Dennoch ist es unter solchem Vorwande dem Gouverneur (welchem gewiß die Nachwelt alle die unrühmlichen Namen bestätigen wird, welche die Mitwelt ihm ertheilt,) durch die Rastlosigkeit seiner Verfolgungen gelungen, von seinem Gefangenen die Personen zu entfernen, deren Liebe und Anhänglichkeit für ihn das Herbe der Abgeschiedenheit, in welcher sein Leben dahin zu schwinden, in welchem sich zu verzehren und sein Leben verlöschen zu sehen, er nun verdammt ist, mildern konnten! (O'Méara, Las Casas und andere. Man sehe hierüber Las Casas interessante Memoiren nach.)

Wir schließen diese biographische Notiz mit einigen Bemerkungen, die uns von einem so wichtigen Gegenstande unzertrennlich scheinen.

Wäre Buonaparte, bei einem ihm von der Natur verliehenen Genie und mit Militärtalenten, weit erhaben über die des trefflichen Washington, mit einer eben so großen Seele, einer eben so erhabenen Tugend

begabt gewesen, wie Amerika's Held, hätte er dem frevelhaften und gefährlichen Stolz der Eroberer und Unterjocher Europa's seyn zu wollen, den soliden und ewig dauernden Ruhm vorgezogen, der Gründer der Freiheit seines Vaterlandes zu seyn, so würden die heißen Wünsche, die Sehnsucht, die Trauer der Welt ihn nach St. Helena begleitet haben. Nicht Deutschlands verwünschende Stimme würde sich gegen ihn erheben, es würde ihn nicht Rußland der Verheerung seiner Gefilde, nicht Polen des Verraths an seinen schönen Hoffnungen, nicht Spanien des vergossenen Bluts seiner Bürger, nicht Frankreich aller Drangsale des Einfalls fremder Truppen und der vielleicht noch schrecklicheren Ungewißheit der Zukunft anklagen. — — Napoleon's Sache würde jetzt die Sache der Menschheit seyn, und der Felsen von St. Helena der Thron seines Ruhms! — — Oder vielmehr, welcher König hätte es dann gewagt, den großen Mann, der im Namen des französischen Volks, nachdem er ihm durch seine Siege die Unabhängigkeit und durch seine Institutionen die Bürgerfreiheit gegeben, allen Völkern Europa's den Bund mit seinem Vaterlande und das Beispiel desselben empfohlen hätte, zu bekriegen? Und welche Streitkräfte hätten es dann vermocht, ihn zu besiegen? —

Inhalt
des fünften Bandes.

XVII.

Seite

Michael Speranſky. 3
Johann Tweddell. Von L. d. 11
Joſeph Weigl. 63
Chriſtian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes. Von L. d. 75
Georg Heinrich Nöhden. Von H — r. . . . 133
Gaspard Monge. Von H — m. 173

XVIII.

Frau von Staël geb. Necker, nach der Frau von Necker de Sauſſüre. Von W. A. Lindau. 1

XIX.

Die franzöſiſchen Staatsminiſter unſrer Tage. 1
Einleitung. 5
Elie Herzog Decazes. 19
Armand Düpleſſis Herzog von Richelieu. 56
Marquis Deſſolles. 67
Hercüle de Serre. 71
Graf Siméon. 76
Baron Pasquier. 80
Baron Louis. 84

Antoine Roy. 89
Graf Gouvion St. Cyr. 94
Marquis de Latour-Maubourg. 103
Baron Portal. 107

Marquis von Hastings. Von H — r. 109
Friedrich Karl von Strombeck. Von C — r. 141
Johann Joseph Görres. Von M. 171
Ueberblick der Geschichte und Charakteristik des französischen Staatsministeriums. Nachtrag und Schlußwort zu den obigen Biographien der Minister. . 185

XX.

Napoleon Buonaparte. Nach Jullian und mit einer Einleitung vom deutschen Herausgeber. . . . 1

Bayerische Staatsbibliothek München

Umrissen, die den Menschen zeichnen wie er war oder ist, und, so viel es geschehen kann, auch wie er ward; die das Menschliche in einer Vollendung oder in offenkundiger Verirrung durchschauen lassen; — das ist's, was wir zu erreichen wünschen. Wir wollen das Leben der Zeit, der Menschheit, dieser Zeit, in der engverbundenen Kette der einzelnen Menschen, in denen das, was man den Zeitgeist nennt, sich in seiner mannigfaltigen Gestaltung klar und anschaulich spiegelt und ausdrückt, darstellen.

In dieser Hinsicht würden auch Selbstbiographien, die aber diesen sinnvollen Namen wirklich verdienten, und also mehr enthalten müßten, als eine Skizze des äußern Lebenslaufs, die mit Unbefangenheit und Wahrheit, mit tiefer Selbsterkenntniß und mit sichrer Hand, das eigne Leben eines ausgezeichneten Zeitgenossen den Gang seines Geistes und die Entwickelung seines Schicksals abbildeten, uns höchlich willkommen seyn.

Es ist aber besonders zu wünschen, daß die Herren Mitarbeiter den ächthistorischen Gesichtspunkt überall festhalten, recht eigentlich geschichtliche Darstellungen bearbeiten, und mehr durch getreue Abbildung, als durch Reflexion und Raisonnement, die Leser auf den rechten Standpunkt stellen, aus dem die Zeitgenossen anzusehen sind.

Alle Beiträge dieser Art, durch die Gesinnung der Einsender selbst verbürgt, wird mit Dank zu gewissenhafter Benutzung aufnehmen

die Redaktion.

* * *

Zusatz des Unternehmers.

So oft hinreichende Materialien da, oder eingegangen sind wird von den „Zeitgenossen" eine Abtheilung von ohngefähr 12 Bogen erscheinen, deren Preis 1 Thlr. oder 1 Fl. 48 kr. seyn wird. (Exemplare auf Schreibpapier kosten die Hälfte mehr, und Exemplare auf Velinpapier das Doppelte.) — Vier solcher Abtheilungen bilden einen Band. Mit sechs Bänden wird das ganze Werk, oder doch eine erste Folge desselben geschlossen, und mit einem General-Repertorium begleitet werden.

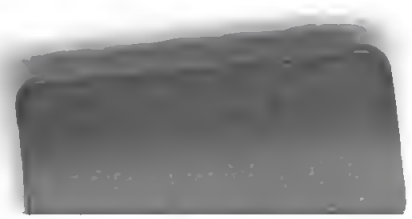
Alle Beiträge zu den „Z. G." sind — auch unfrankirt — an Unterzeichneten einzusenden.

Sämmtliche deutsche Buchhandlungen in und außer Deutschland sind im Stande, dieses Werk pünktlich zu liefern.

Leipzig.

F. A. Brockhaus.

Inhalt.

	Seite
Michael Speransky.	3
Johann Tweddell.	11
Joseph Weigl.	63
Christian Wilhelm Lamoignon de Malesherbes.	75
Georg Heinrich Röhden.	133
Gaspard Monge.	173

(Das nächste, noch in diesem Jahre (1819) erscheinende Heft, wird ausschließend einer Biographie und Charakteristik der Frau von Stael gewidmet seyn.)